Verbundkatalog Kalliope

Abdrucke von Artikeln v. W. Bonsels in Zeitungen

Bonsels, Waldemar

Nutzungsbedingungen
Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use
The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this.To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Visual Library

monacensia
im hildebrandhaus

Falken

Von Waldemar Bonsels

Es war noch tiefe Finsternis, als der Flieger das Lagerzelt des Flugplatzes verließ und sich mit seiner Taschenlampe die erste Strecke des Weges durch Gartenanlagen suchte. Der Lichtkegel stellte einen seltsam bewegten Nebelteller senkrecht vor ihm auf; aus diesem schwankenden Kreisrund tauchten die Dinge der morgendlichen Welt als unwirkliche Traumgebilde auf, die von Tropfen behangenen Büsche, ein Stück des Zauns, und nun der hallenartige Laubgang der alten Chaussee mit seinem welken Blätterteppich und den langsam herankommenden und nach hinten weichenden Säulen der Stämme.

In der kühlen herbstlichen Luft lag die Vorahnung des klaren Tages, der angesagt war; die laue Wärme der letzten trüben Wochen war gewichen, der Nebel war ein Vorbote des harten Tages. Der Posten am Holztor zum Flugplatz regte sich plump, gestaltlos und bereitwillig, der Morgengruß, in mürrischer Freundlichkeit dargebracht, hatte etwas rührend Verständnisvolles, das fast kameradschaftlich wirkte: die Pflicht ist schwer, aber man tut sie, du wie ich.

Aus den grellen, wandernden Lichtern der kahlen Fläche hervor grüßte den Dahinschreitenden das wilde Orgelheulen der Motore, sein Fahrzeug hob sich leicht und wie in bebender Bereitschaft aus dem magischen Nebellicht der grauen Luft und verwandelte sein Herz auf jene seltsame Art, die wie eine innere Abkehr aus den Bereichen des alten vertrauten Daseins in eine grausame und doch machtvoll entflammte Sphäre schrankenloser Pflicht und zweckbegrenzten Tuns wirkte.

Er stand einen Augenblick still und betrachtete sein Fahrzeug in dieser wohlgefügten Wechselwirkung von hoher mechanischer Grazie, von tierhafter Lebendigkeit und mystischem Tatwillen. Er fühlte sich wie in die Sturmstrudel dieses rasenden Kreisens gezogen, verzaubert und zugleich ernüchtert, als gelte es aufs neue, mit diesem zierlichen Ungetüm zu einer Einheit zu verschmelzen, die eine ganz neue Lebensform darstellte. Etwas wie einen ersten Ausgleich des furchtbaren Zeitdämons der Technik mit der hochgesinnten Kraft der lebendigen Seele.

Merkwürdig genug, erkältend und stärkend, war diese selbstverständliche Sachlichkeit der Kameraden, der er die seine nach alter schöner Gewohnheit anpaßte. Vor und über ihm das gewaltige Todesmeer der Unendlichkeit, und dicht neben ihm wippte eine kleine Zigarette in den verkniffenen Lippen des Kameraden, die einen losen Scherz mit dem Rauch in die Morgenluft stießen.

Er prüfte den Apparat. Seit dem Probeflug in der Abenddämmerung war nichts daran berührt worden. Seine vereinzelten Prüfungen waren mechanisch, in einer Gewöhnung, die beinahe ohne Gedanken geschah, er lauschte einige Sekunden lang auf den Takt des Motors, wie auf die Schläge des eigenen Herzens, und stellte ihn ab. Als er einige Minuten darauf den grell beleuchteten Raum des Vorgesetzten verließ, war ihm, als sei die Welt mit ihrem Tun und Wandel ihm versunken, bis auf die wenigen Dinge, die er eben vernommen hatte und die für die nächsten Stunden der Inhalt seines Lebens sein sollten. Das Wesentlichste war ihm vertraut, er überdachte nichts als diese Einzelheiten und hieß sie gut, ohne sie zu prüfen. Es machte unruhig, zu überprüfen, was nicht zu übersehen war, die zähen Geleise der oft vollbrachten Tat führten magisch verwoben in dieses gestaltlose, uferlose Lichtchaos des Alls empor, in ein neues Weltreich des Wirkens. In diesem Bereich waren er, wie auch seine Brüder der Pflicht, Vorposten der Erfahrung, Pfadfinder im Gestaltlosen, die ersten Lebensrufe einer neuen Melodie der Menschentat, gesegnet zu erschaffen, bestimmt zu erliegen.

Irgend ein Mensch in Bärengestalt schob ihm die ledergepanzerte Hand entgegen, man verstand kein Wort, er saß schon eingefügt im Apparat, das ungeduldige Beben teilte sich ihm mit; immer dieser Augenblick war ihm entscheidend. „Nun bist du erst du selbst, mein heller Falke", dachte er, „ich fehlte dir noch, aber jetzt sind wir beide ich, oder ich mit dir bist du". Er hob den Arm zur Seite, sachlich und feierlich, und mit dem leichten Satz des anspringenden Apparats begann die Nebelwelt überhastig nach hinten zu gleiten. Nur eine ganz kurze Weile stieß der weiche Erdboden, ein Ruck am Höhensteuer, er fühlte sich sacht wie vom Rücken aus gehoben und das Flugzeug stieg mit wildem Singen, beinahe senkrecht.

Der kleine, seltsam bewehrte Kopf mit der Lederkappe, der sich über den graden Rand der Seitenwände hob, verschmolz mit dem steilen Vogelornament wie das in einen goldenen Helm eingefügte Haupt eines antiken Kriegers. Um seine Stirn sauste mit der schneidenden Morgenluft der bittersüße Gedankensturm jenes Zwiespalts von äußerster Sachlichkeit und heldenhafter Todesbereitschaft, in nie geahnter menschlicher Verlassenheit.

Weit unter ihm blieb der aus Stahl und Eisen, aus Kupferrohren und Menschenblut, aus Daseinswillen und Selbstbehauptungswut geschmiedete und gewebte Komplex von Lebendigem zurück, den der Krieg wie ein Netz aus Stahl und Herzen über die Aecker und Wiesen breitete, über Dörfer, Flüsse und Höhenzüge: das Heer. Seine unsichtbaren Fäden liefen bis weit in die Bezirke der Heimat zurück, bis in die Herzensgründe der Menschen von einst: Tränen und Jubel, Glauben und Eintracht speisten dies feuerspeiende Etwas, dieses blutrauchende empörte Wesen, das Heer hieß. Wir sind wie die neuen Gedanken dieses schaurigen Ungeheuers, dachte er, das die Natur der Menschen durch die Jahrtausende ihres Daseins immer wieder erstehen läßt, in harter Planmäßigkeit, unvermeidbar wie Tag und Nacht, notwendig wie Leben und Tod. Aber wir sind in ihm neu, zugleich die Ersten und die Letzten, Verkünder und Opfer.

Mit wildherzigem Gesang trug es ihn höher und höher, in einer freien und kühnen Spirale durch Wolkenschluchten dahin und über Lichtabgründe, bis ihn mit zornigem Geglitzer, betäubend hell, das Sonnenlicht über dem schneeweißen Wolkenmeer überflutete. Er schoß in die Lichtwogen hinein, so daß sein Herz sich jauchzend an diesem Unmaß von Lichtgewalten entzündete: Kleine Erde, dachte er, kleine Erde.

Er stellte den Motor ab, um zu lauschen. Eine Wolke verschlang ihn. Die Nässe peitschte sein Gesicht, die Frische erschütterte und das Rauschen der steilen Schwingen klang anders. Eine Weile ward es still um ihn, so daß ihm war, als seien Himmel und Erde versunken und das All trüge ihn ins Unendliche. Er neigte leicht zur Seite, um dem Nebel zu entgehen, tauchte in wundervoller Ruhe, wie ein kreisender Falke, ins Blau, riß den Pulsschlag des Motors ins Leben zurück, so steil aufwärts gewandt, als die eingesetzte Kraft erlaubte.

Zwischen zwei wehenden Lichtbahnen weißer Wolken sah er nach kurzer Weile tief unter sich ein mattschimmerndes, grünes Dreieck aufleuchten, fremdartig und zugleich sonderbar vertraut, als gebe es uralte Erinnerungen, die doch aus engster Nähe der Erfahrung stammten. Eigen melodisch verschmolz ihm das freundliche Grün der Erde, das Land seiner Wiege, die Heimat.

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGSNACHRICHTEN-BUREAU
BERLIN SO. 16, RUNGESTR. 22-24.

Zeitung: **Magdeburgische Zeitung**
Morgen-Ausgabe
Adresse: **Magdeburg**
Datum: 8. APR. 1918

Der Tod der Eiche

Von Waldemar Bonsels

Ein wenig von der Waldwiese entfernt, auf welcher ich nun schon lange allein lebe, stand am Rand des Tales die Eiche, sie war der älteste Baum im Land, in diesem Frühling ist sie gestorben. Man wußte es überall, weit im Umkreis. Ihre letzten Worte aus dem vergangenen Herbst rauschten in den Büschen und Bäumen des Landes als Erinnerung, und nun, im Frühling, nahm sie Abschied.

Um ihre mächtige Gestalt umher sproßte es und blühte, ihre großen, dunklen Glieder reckten sich gewaltig über dem wirren, grünen Lebenswirbel der neuen Jugend dahin, in den Himmel empor, ihre Klage erfüllte das Land, alle Herzen. Viele hundert und wieder viele hundert Jahre des Lebens beschlossen sich nach einem unbegreiflichen Ratschluß, der alle in heiliger Scheu erbeben ließ. Die langen Nächte hindurch, in der Frühe und am vergänglichen Tage wehte es aus der fahlen Höhe ihrer Krone klagend im Wind über das Land, durch den Vogelgesang dahin, durch das selige Seufzen der vom Frühling begnadeten Geschöpfe und durch das strahlende Tageslicht, das seine Macht über die Lebensgeister des alten Baumes verloren hatte.

Eines Tages vernahm ich die Klage der sterbenden Eiche im Wind und konnte sie nicht vergessen. Nun ward ich gewahr, daß alle sie wußten, und seit jener Stunde zwang es mich plötzlich, im Schreiten inne zu halten, wenn ich durch den Wald ging, um zu lauschen, ob durch die Lebensmelodien der lebendigen Bäume wieder diese Klage dränge, die den ganzen Wald erfüllt hatte. Und ich vernahm die Töne und erschauerte. Sie erklangen so heimlich, daß mein Gemüt in der Erkenntnis erzitterte, daß diese bescheidenen Wehelaute eine so stille Wildheit zu bergen vermochten, und daß Geduld so schmerzhaft sein könne.

Da ging ich der Stimme nach, um den sterbenden Baum zu finden. Wie es zum Herzen greift! Ich sah eine Blume, die zu blühen anfing, den Tau trinken; in der Erwartung ihrer Sonne sangen alle Vögel, da warf ich mich ins Moos und lauschte. Seit jener Stunde trieb es mich wieder und wieder herzu, am Tage, in der Nacht, immer wieder zog es mich an diesen Waldort ohne Schatten, wo die große Eiche stand. Rings der Himmel über mir war wie mit Sterben angefüllt, und meine Seele füllte sich mit dieser Schwermut des Scheidens vom Leben, wie ein Becher mit Wein.

Ich verstand den Baum, denn ich lebe nun schon lange unter Pflanzen und Tieren und erscheine den Menschen selten, die meine Besinnung und Liebe stören: „Es ist kalt," rief er einmal des Nachts, „der große Wald ist leer! Ich gehe hin und zurück, zurück und hin, schaue, forsche und suche, und bin doch allein. Ich erinnere mich, ich träume und bin doch allein.

Der Mond leuchtet hell, wenn seine Strahlen die Erde erreichen, scheint mir die Welt ohne Elend, ohne Schmerz, alles und alle erscheinen mir krank. Er bringt helle Tücher, als wolle er mich vor dem schützen, was kommen soll, als wolle er mich erwärmen, und ich fühle wieder wie durstige Pflanzen, die sich öffnen und zu blühen anfangen.

Enttäusche ich Euch jetzt, weil ich dürr und kahl dastehe? Ihr habt mich grün gesehen! Ich gab der Erde Schatten, den Vögeln Ruhe und den Tieren Frische. Ich habe die Blicke entzückt, und nun liebt Ihr mich weniger, weil ich es nicht vermag? Müßt Ihr nicht stets an jene Zeit denken, wo Ihr mich anders saht?

Ihr denkt nicht mehr daran! Meine Klage erniedrigt mich. Nun fühle ich zum ersten Male, daß mein irdisches Gefühl mich von der Welt trennt. Einst erzählte ich, ich teilte das Neue, das Leben, den Blumen, den Bäumen mit. Dort oben liebkoste mich der Wind, als wollte er zu mir sagen: „Du hast nicht unrecht." Da wußte ich, daß mein irdisches Gefühl mich mit der Welt verband. Ich rief: „Nehmt mich nur auf, laßt mich Euer Teil sein, ein Glied Eurer reichen Familie!" Ich fühlte die Welt und vereinte mich mit ihr, und wurde zum ersten Male mündig. Alles tönte in mir, und mein Herz strömte über. „O, wie ich der Erde verschuldet bin, wie kein Wesen vor mir!"

Ich lag im Moosgrund und lauschte der Klage des Baumes; ich begriff die Wirklichkeit des Todes und erbebte. Aber ich vermochte meine Sinne nicht vom Sterben der alten Eiche abzuwenden.

Da hörte ich wieder die Stimme über mir im Wind:

„Es forscht ohne Aufhör in mir und will doch von nichts wissen. Meine Wurzeln werden vom Wasser berieselt, das alle Pflanzen zu neuem Sprossen ernährt. Ich fürchte mich vor dem Tage, die Sonne, die mein Blut beeinflußt hat, emporzudrängen, blendet mich nun. Wie lockt mich die Weite, die ich lange ohne Begehren im Bild erblickt habe! Wo sind die Tiere? Ich höre nur die Vögel. Und doch ist alles Weite so nah, so mädchenhaft geworden.

Mein Herz war einst in der Sonne so weit offen, daß es nicht nur sich selber trug und ahnte, sondern die ganze Welt. Da wußte ich die Wahrheit über mich. Nun umgibt es mich rings, wie eine Wand, so kalt wie Eis, so durchsichtig wie Glas, so nah, daß mir ist, als spiegelte ich mich darin wider. Die macht die Seele zum Verbrennen durstig, und ich fühle Angst. Lebt wohl!"

Der Baum wurde still, da drückte ich erzitternd mein Herz fest, fest an die Erde, die Auferstehung und Vermoderung in sich barg und einen herben Geruch von Harz ausströmte. Mir war, als durchdränge dieser Geruch meinen vergänglichen Leib, ich schloß meine Augen und schwieg lange, denn es redete mit vielen Stimmen zu mir, die wie eine Stimme waren.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Die Einkehr

Unterhaltungsbeilage der Münchner Neuesten Nachrichten

1. Jahrgang — Nummer 45 — 18. November 1920

Inhalt: Die Erscheinung des Tigers. Von Waldemar Bonsels. / Waldemar Bonsels. Von Hans Teßmer. / Der junge Schlözer. Von Dr. Fritz Endres. / Der Bach. Novelle von Karl Burkert. / Am Weltmeer. Von Josef Schaubert. / Der Hafenliterat. Von Hans Bauer. / Schachzeitung.

Die Erscheinung des Tigers

Von Waldemar Bonsels*)

Wir kamen an einem Frühmorgen, bevor die Sonne aufgegangen war, in die schmale Felseinmündung zu einer Schlucht, die sich bald groß und weit vor unseren Augen öffnete. Es herrschte noch jenes seltsame und ergreifende Zwielicht von Mondschein und hereinbrechendem Morgenlicht, das ich nur in den Tropen in diesem magischen Glanz eines Kampfes um die Herrschaft angetroffen habe. In den Ländern des Abendlandes scheint die Nacht dem Tage auszuweichen, ihre Gestirne verblassen gelinde, lange bevor die Sonne am Horizont sichtbar wird, und der schlichterne Morgenmond, der noch bisweilen zu sehen ist, wirkt wie eine verlöschende Erinnerung an die Nacht. Aber in Indien sind die Lichter der Nacht mit dem Glanz des hereinbrechenden Tages in einen leidenschaftlichen Kampf verstrickt, der seine Zwiespälte der Seele umso eindringlicher mitteilt, je mehr die Stille den Lichtwelten ihre Gewalt und Beharrlichkeit behauptet.

Die ersten Tierstimmen erwachten um uns her, aber nichts regte sich. Wir waren tief im Grünen und krochen und sprangen abwärts in weiten Abständen von einander, von Fels zu Fels, über gestürzte Baumstämme und sumpfige Löcher, in denen die Ueberreste eines Gebirgsbaches faulten. Nach einer Weile öffneten sich Bambuswände, und ich gewann für kurze Zeit einen freien Blick über die ungeheure Schlucht. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich gelbliche Felswände, beinahe senkrecht abfallend und fast ohne Vegetation. Sie liefen in der Ferne auseinander und ließen einen Blick in die dampfende, grauschimmernde Weite zu. Der Dschungel erschien wie eine dicke, grüne Decke im Winkel eines riesenhaften Gemachs mit braunen Wänden, und der Morgenhimmel darüber war von gläserner Klarheit.

Die westliche der beiden steilen Felswände war bis zur Hälfte wie mit dunkelroter Farbe bemalt, gegenüber flimmerte das Mondlicht im Grünen. Ich stand, von diesem Bild gebannt, in Betrachtung versunken da. Zugleich mit der Hoffnung, daß nun der schwierigste Teil unserer Reise überwunden sein möchte, glaubte ich die Wohltat eines leisen, kühleren Windes zu verspüren, und meine Augen glitten entzückt über die goldene Glutbahn des Morgenlichts an der Felswand dahin.

Auf halber Höhe dieser Wand, etwa dort, wo sie der Sonnenschein teilte, lief eine ausgehöhlte Bahn wagrecht durch das Gestein, die man wohl für eine alte Meergrenze hätte halten können. Sie wirkte wie ein überdachter Weg und mag auch zum großen Teil gangbar gewesen sein, führte an halbkuppelartigen Höhlen vorüber und gewährte vereinzelten Zwergpalmen und Moosstauden Halt. Vor der größten dieser Höhlen war ein kleines Felsplateau, nicht größer als etwa der Raum, den ein alter Lindenbaum in der Mittagssonne zu beschatten vermag, und am Rand dieser Felsplatte in der Sonne lag etwas. Ich erinnere mich deutlich, daß, noch bevor der Eindruck, der meine Augen fesselte, mir irgend zum Bewußtsein gedrungen war, noch ehe ich darüber sann, was dies gelblich ruhige Etwas sein möchte, ein Unterbewußtsein, wie eine ahnungsvolle Ehrfurcht mich bannte. Aber dann wußte ich es jählings, wie durch einen lauten Zuruf aufgeklärt, und auch ohne daß ich noch Figur und Zeichnung recht unterschied: der Tiger.

Es ist das einzige Mal gewesen, daß ich in Indien einen Tiger in der Freiheit erblickt habe. Ich lehnte mich an den Stamm eines Baumes, schloß die Augen und öffnete sie wieder und sah hinauf wie einer, der sich von seinen Blicken betrogen glaubt. Niemals werde ich die hellbraunen Felswände vergessen, das Morgenlicht in der Steinkuppel und vor ihr, wie auf einem Marmorsockel als Thron, im Schutze des steinernen Baldachins, die ruhende Sphinxfigur des Tigers. Die Entfernung und die Höhe der Felswände ließen ihn winzig erscheinen, aber ich unterschied die Zeichnung des Fells deutlich und sah die Pranken nebeneinander ruhen unter dem schrecklichen Haupt, das unbeweglich, wie gemeißelt, die geschmeidige Linie des Rückens und des breiten Nackens vollendete, und dessen Augen in die

---

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und des Verlags Rütten & Loening dem Kapitel „Die Herrschaft des Tieres" aus der „Indienfahrt" von Waldemar Bonsels entnommen.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Weite gerichtet schienen. Eine Majestät ohnegleichen ging von diesem glühenden Monument der Natur aus.

Es ergriff mich eine Traurigkeit, die ich niemals ganz werde begreifen lernen, aber ich weiß, daß meine Hände sich ballten und zitierten. Damals erfaßte ich zum ersten Male die Schönheit und Größe der ägyptischen Sphinx, dieses gewaltigsten Steinmonuments, das der Geist und die Erkenntnis des Menschen jemals im Licht des Anspruchs und der Ehrfurcht erschaffen haben. Die Begriffe der Gottheit, der Natur und des Menschseins sind in vielfachen Widersprüchen in dieser Gestalt zu einem Kunstwerk vereint, welches das Unerbittliche lieblich mit der Hoffnung verbindet, die Herrschsucht mit der Anmut, die Gefahr mit der Lust und die Gottheit mit dem Spiel. Und keineswegs einzig durch den Abstand, welcher uns von diesem Bildwerk scheidet, sondern an sich und für alle Zeiten der Vergangenheit und Zukunft stellt die Sphinx das gewaltige Denkmal der Historie dar, jener Historie, die über der Gewißheit einer großzügigen Entwicklung jede Erinnerung an Einzelheiten und Geschehnisse zu verschmähen scheint und nur in erhabenen Merksteinen die Jahrtausende mißt, welche das Menschenherz im unveränderbaren Pulsschlag durchpocht.

Der Anblick dieser großen ruhenden Katze in der Sonne, hoch in der Felsenfreiheit, über dem unruhig gärenden Bett der vielerlei Geschöpfe und Pflanzen des Dschungels, trug meinen Geist über die Geschichte der Zeiten fort, zurück bis an jenen ältesten Stein der Menschheitserinnerung. So erschien mir das herrliche Tier in seiner Vereinsamung, wie ein später Nachkomme einer versunkenen Zeit, schon im schwermütigen Schatten des Abschieds seines starken Geschlechts von der Erde der Menschen, denen es mit vielen, längst vergessenen Wesen hat weichen müssen.

Aber hier war noch das Reich seiner Herrschaft. In der Morgensonne funkelte sein steinerner Thron, und den erwachenden Urwald, tief unter dieser königlichen Ruhe, schreckten die Schauer vor solcher Majestät. Arm, müde und machtlos schlichen ein paar Menschlein unten durch das schützende Grün, und unter ihnen ich, geduldet und eingeschüchtert durch die Herrschaft des Tiers.

Waldemar Bonsels

Von Hans Leßmer

Im allgemeinen hört man von Waldemar Bonsels als von dem Dichter der „Biene Maja" sprechen, jenes „Romanes für Kinder", in welchem aus dem kleinen Insektenleib etwas wie eine Menschenseele spricht, die teils mit graziösem Humor, teils mit ganz unkindlicher Ueberlegenheit auf die große Welt herabsieht. Und anderseits ist Bonsels vor allem als Verfasser der „Indienfahrt"*) bekannt. Diese Bücher haben bisher den größten Erfolg gehabt, und nur des Dichters „Himmels-Volk", eine Art Fortsetzung der „Biene Maja", folgt dieser in den Auflageziffern schnell nach. Und es ist bemerkenswert, daß dieser äußere Erfolg nicht plötzlich da war, daß er nicht mit den allzu bekannten Zeichen des Modeerfolges in die Welt trat, sondern daß er sich langsam anbahnte, dann aber unaufhaltsam wuchs. Solch Ergebnis kann nur durch innere Werte notwendig bedingt sein. Nur Kräfte des Gemüts können so eindringlich sich offenbaren.

So ist der Erfolg dieser Werke nicht falsch zu verstehen. In ihnen ist im Wesentlichen die Grundlage alles Bonselsschen Schaffens gegeben. Vor allem seine einzigartige Naturbetrachtung, die sich nicht damit begnügt, die Erscheinungen der Natur zu beschreiben. Der Dichter, nie in eine an sich selbst berauschte Naturbetrachtung verfallend, gibt vielmehr von der objektiven Schau nur soviel, als notwendig ist, um auf ihrem Grunde das Wesen der Natur in seiner Wirkung auf Seele und Wesen der Geschöpfe zu zeigen. Wenn im achten Kapitel des „Himmelsvolkes" das Erwachen einer Libellenpuppe geschildert wird, so ist in diesem unsagbar einfältigen und innigen Vorgang ein Erlebnis von derselben Kraft des Schönen und Erhabenen gegeben, wie sie etwa in der „Indienfahrt" das Kapitel „Mangalore" trägt, in welchem wir das Wunder des nach der Regenperiode üppig erwachenden indischen Frühlings unmittelbar zu erleben scheinen. Im vierten Kapitel der Erzählung „Das Anjekind" verdichtet sich die Schau solcher Zusammenhänge in der Natur mit den Dingen des menschlichen Gemüts einmal zu dem unscheinbaren Satze: „Anje hörte an den Regungen der Kreaturen, wann die Sonne unterging." Und gleich darauf wird gesagt, daß „ihre Sinne Gemeinschaft mit den Sinnen der Lebendigen der Natur hatten." Irgendwie sind alle Gestalten des Dichters in dieser innerlichsten Verbindung mit dem Wesen der Natur gesehen. Und deshalb bleiben sie dem, der sie recht zu erfassen vermag, unvergeßlich eingeprägt wie ein ganz persönliches Erlebnis. — In einer kleinen autobiographischen Skizze zitiert Bonsels einmal des Novalis schönes Wort: „Die Darstellung des Gemüts muß, wie die Darstellung der Natur, selbsttätig, eigentümlich, allgemein, verknüpfend und schöpferisch sein. Nicht wie es ist, sondern wie es sein könnte und sein muß." In dieser Forderung begegnen sich die Kreise beider Dichter; und Bonsels starkes Allgefühl scheint ihn mit den Romantikern zu verbinden. Doch er geht — im Gegensatz zu jenen — in dem Naturbewußtsein nicht unter, sondern es stärkt ihn wunderbar.

Von solchen Ergebnissen ist ernsteste Vertiefung in die religiösen Probleme, jenseits von Kirche und Dogma, nicht fern. Sie trifft man in der „Indienfahrt" und vor allem dann auch in den „Menschenwegen" in den Formen unablässiger Auseinandersetzung der eigenen Gemütskräfte mit den seelischen Kräften der wichtigen Erscheinungen des Lebens. Und Auseinandersetzung dieser Art muß notwendig stets zur Scheidung des Göttlichen im Menschen, seiner höheren Natur, von den Variationen seines tierischen Daseins führen. Scheidung aber schafft erst die Klarheit, in der wir wahrhaft erkennen. Wenn so über dem Erlebnis und seiner Entäuße-

*) „Indienfahrt" und „Menschenwege" erschienen bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.; alle übrigen Werke bei Schuster & Loeffler, Berlin.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

rung die klare Schau steht, dann ist das Kunstwerk in den möglichen Bezirken der Vollendung gegeben. —

Eine Erscheinung wie Bonsels, die sich durch Werk und Leben abseits von der Literatur unserer Zeit stellt, schwankt allein schon aus diesem Grunde in der Bewertung durch die Zeitgenossen. Wie groß muß die Enttäuschung der Expressionisten in der Dichtung sein, daß er, der verhältnismäßig jung anerkannte und selbst von ihnen nicht angezweifelte Könner, nicht begeistert in ihre Reihen tritt! Sie zucken heute die Achseln über ihn, — ohne zu wissen, daß in seinen Werken allein mehr Expressionismus steckt, als in ihren gesamten Erzeugnissen von Anfang bis zu Ende. Kapitel, wie „Fieber" in der „Indienfahrt", „Das erste Abendmahl" in den „Menschenwegen", die ganze zweite Hälfte der Schloßgeschichte „Wartalun", die epische Dichtung „Don Juan", — das alles sind Zeugnisse des innerlich bedingten Expressionismus, fern von der üblichen „Expressionistenweise". — Die zweite Hälfte von „Wartalun" zerfließt scheinbar in gewollter Phantastik; doch, blickt man tiefer, so zerfließt nicht das Werk unter den Händen des Dichters; sondern es entrinnen die darin gestalteten Menschenschicksale den Grenzen des klar sich entwickelnden Lebens. Diese absonderlichen Menschen sind, sollte man meinen, problematische Naturen für Dramen von Strindberg. Doch Bonsels, nur der klaren Erkenntnis fähig, ohne Konzession und Sentimentalität, gestaltet nicht „naturalistisch", sondern er rückt diese Schicksale in einen Raum zwischen Zeit und Ewigkeit. — Im Zusammenhang damit wird auch leicht die Form der „Menschenwege. Notizen eines Vagabunden" verständlich, eines Ich-Buches, das nicht den gewohnten „Entwicklungsroman" gibt, sondern die Chronik eines vagabundierenden Herzens, dessen immer neue Wunden sich im Ueberwinden schlossen, und dessen immer tieferes Erkennen zu wundervoller Harmonie emporführt. In den „Menschenwegen" und der „Indienfahrt" liegen Bonsels' eigentümlichste Forderungen und Werte beschlossen; sie haben unbedingt etwas von der Kraft und Fülle des goetheschen Lebensgeistes in der notwendigen Ueberlegenheit der Uebereinstimmung von Vision, Erkenntnis und Gestaltung.

Es ist nicht verwunderlich, daß zu den „Menschenwegen" ein zweiter Band angekündigt wird, der den Titel „Eros und die Evangelien" tragen wird. Die „Menschenwege" führen immer noch weiter hinaus und hinauf, — wann endet jemals ein Weg? — Bis zu einem gewissen Grade Abschluß einer Entwicklung aber ist die Dichtung „Don Juan", die beim ersten Lesen unermeßbar scheint; denn in ihr sind letzte Gedanklichkeiten in glühende Formen gegossen. Sie prunken mit leuchtender Gewalt, — nicht um ihrer selbst willen; es sind die Formen und Bilder des zugrunde liegenden Stoffes. Und es ist in dieser, nur an den höchsten Vorbildern zu messenden Dichtung der seltene Fall, daß Leben und Tod des notorischen Wüstlings auf Erden in einer Weise dargestellt wird, die von diesem Leben mehr verschweigt, als daß sie aus den Ergebnissen seiner mannigfachen Stadien Don Juans Wesen offenbart. Dem Dichter gilt nur das Problem. Und der Prototyp der Immoralität, Don Juan, wird vermöge höchster dichterischer Kraft unser Bruder.

Und so kommt man, wo man Bonsels' Werke anpackt, immer wieder auf das Wort Scholanders in den „Menschenwegen" zurück: „Es kommt auf das an, was ich empfinde, nicht darauf, wieviel der Gegenstand wert ist, vor dem ich erlebe." Das ist die Keimzelle seiner gesamten Dichtung.

Der junge Schlözer

Von Dr. Fritz Endres

Der bekannte Münchener Literaturhistoriker Michael Bernays soll mitunter, beim Briefschreiben überrascht, die großen engbeschriebenen Quartbogen vom Schreibtisch aufgehoben und lächelnd gefragt haben, wer am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wohl noch solche Briefe schreibe. Er konnte nicht ahnen, daß die Briefe eines gleichzeitigen preußisch-deutschen Diplomaten nach Form und Inhalt selbst die seinen übertrafen.

Vor dem Kriege schon hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart erst die römischen, dann die mexikanischen Briefe Kurd von Schlözers veröffentlicht; sie läßt heute die Jugendbriefe folgen („Jugendbriefe von Kurd von Schlözer", 1841—1856, herausgegeben von Leopold von Schlözer); sie sollte, so wünschen wir, nicht ermatten, ehe sie der Welt nicht alles mitgeteilt hat, was über sich und die Welt dieser „vir fidelis et prudens" mit graziöser Feder geschrieben.

Wer die zweiundsiebzig Jahre, die ein freundliches Schicksal dem Enkel des berühmten Göttinger Publizisten und Historikers gegönnt hat, vor sich vorüberziehen läßt, würde am liebsten dies Leben selbst gelebt haben. Selige Kindheit in Lübeck; fröhliche Studentenzeit in Göttingen, Bonn, Berlin; ernste wissenschaftliche Arbeit, vom Vater Karl, russischem Generalkonsul, auf Orientalia und Geschichte hingelenkt; eine lange Reihe gutgeschriebener, inhaltsreicher Bücher, über Rußland, die Ostseeprovinzen, die Hanse, Choiseul, Chanot; eine glückliche, beglückende künstlerische, zumal musikalische Begabung; starke politische Eindrücke endlich: das Paris des Julikönigtums, das Berlin der Märzrevolution, das Frankfurt der Paulskirche — eine Werdezeit wie dem jungen Schlözer ist, ach, nur wenigen beschieden. Was ihm die Welt nicht geben konnte, brachte er der Welt mit: den klugen Kopf, das fröhliche Herz, das steife Rückgrat. Daß er schließlich, durch einen Bismarck in St. Petersburg, durch die Kardinäle im Vatikan unvergleichlich geschult, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, selbst das verschlungene Gewebe des Kulturkampfes mit leichter Hand aufzuknüpfen vermochte, ist so wenig verwunderlich, wie daß die neue Aera mit einem Manne nichts mehr anzufangen wußte, den sogar ein Bismarck „im Umgang mit Vorgesetzten schwierig" genannt hatte.

Die Jugendbriefe, die uns vorliegen, mit dem netten Tatsachenbrief eines begabten Zehnjährigen beginnend, mit dem Abschiedsbriefe des neuernannten Legationssekretärs der Petersburger Gesandtschaft endend, zeigen natürlich in allem einen Werdenden. Aber diese

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Tagore.

Von [Nachdruck verboten.]

Waldemar Bonsels.

Tagores Bild schwankt zwischen der Tradition einer tief empfundenen und unzulänglich erkannten Geisteskultur des Ostens und einer nur in wohlwollender Ahnung intuitiv begriffenen Geistigkeit der europäischen Kultur. Die Wipfel hoher Kulturen, ihr letzter Sinn, ihre eigentümlichste Offenbarung ähneln einander, wie die Gipfel der Berge im Schnee einander gleichen, sie verführen die Einsicht selten zur Mischung, niemals zum absichtsvollen oder tendenziösen Vergleich in unwesentlichen Begleiterscheinungen, der immer nur oberflächliche Gemeinschaften hervorzuheben vermag. Der Vorzug, den dem Dichter sein eingeborener Zusammenhang mit der Geisteswelt seiner Ahnen sichern mag, hebt den Nachteil nicht auf, daß ihm unsere Kultur fremd ist. Diese Feststellung wäre vollständig gleichgültig, wenn Tagores öffentliche Wirksamkeit in Europa sich nicht zum guten Teil zwischen Vergleichen dieser und ähnlicher Art bewegt. Tagore ist in der Haltung der Andacht und ihren künstlerischen Resultaten groß, aber in den Schlüssen, die er aus seinen geistigen Erfahrungen zieht, unbedeutend. Sein Weg als Dichter, das Einmalige seiner Erscheinung, die Quelle seines Mitklangs ist sein Lied. Es sind jene Hymnen, die über England zuerst zu uns drangen, in jener Zeit, als die schwedischen Preisrichter seine Gestalt in das allgemeine Sehfeld des Okzidents rückten. In der inneren Schau seiner göttlichen Gespräche, im Gebet und in der Nacht seiner Hingabe an ein Gottbewußtsein, dessen Allnacht durch seine Demut beschworen wird, liegt der große, entscheidende Zusammenhang, in dem er der Hoffnung der Besten unserer Zeit verbunden ist. Nur diese Haltung entfesselt in ihm die reinen Lichtströme seiner tiefen Religiosität, die, unabhängig von jeder Konfession, das heilige Gut aller zum Geist und zur Liebe Berufenen ist.

Des Dichters ungewollte, edle Lehre, sein Verdienst, wenn man will, erhebt sich aus seiner Mahnung, daß diese Haltung Ursprung und Gewähr aller großen Kunst ist. Hierin ist sein Einfluß auf die Erlesenen seiner Epoche mächtig und segensreich, die Aufmerksamkeit des geistigen Europas entspringt dem Dank für diese Erinnerung, denn Tagores Kunst ist wesentlich eine Angelegenheit der Pietät im hohen Sinn und Begriff des Worts, sie ist das Gestalt gewordene Miterleiden der großen Gemütsmächte der Menschheit, ihr Triumph in Erinnerung, Erbarmen und Erkenntnis.

Es handelt sich hier nicht darum, den künstlerisch-ästhetischen Wert dieser Lieder zu erweisen, sie sind das unvergängliche Gut derer, denen sie nur ein einziges Mal den Himmel ihrer unirdischen Zuversicht eröffnet haben, und die mystische Heilsgewißheit einer Gottnähe ohne Dogma, Formel und Bekenntnis, einer allmenschlichen Einfalt in der Liebesbeglücktheit und jener heroischen Frömmigkeit der Freude, die Ahnung und Zuversicht der Erlösung ist.

Wird diese natürliche Ausstrahlung inneren Werts mit Absichtlichkeit verbunden, erlischt ihr Glanz. Tagores Irrtum und Niedergang ist sein Hang die Hoheit solcher Seelenreinheit mit der Tendenz zur Besserung und Erziehung der Menschheit zu verknüpfen. Was auf den Lichtwogen geistiger Bewegung sehr wohl eine Folge haben kann, wird als Absicht erfolglos, wenn auch an der Oeffentlichkeit für eine Weile die Leuchtkraft des Ersteren die Schatten des Zweiten zu verdrängen pflegt.

In diesem Verstand sind Tagores Romane und Novellen, die uns in deutscher Uebersetzung vorliegen, bedeutungslos. Sie sind sorgfältig in der intellektuellen Führung, ehrlich in der äußeren Darlegung der Begebnisse und anschaulich, jedoch ohne im Bild überzeugend zu sein. Aber ihr Ethos ist flach, und die menschlichen Konflikte sind mit undurchdachtem Wohlwollen im Unzulänglichen ausgeglichen, ohne entfacht, erhoben oder gelöst zu sein. Sie entzünden sich wohl am Allmenschlichen, aber sie sind am Bürgerlichen, am Sittlichen im engen Sinn der Gesellschaft, befriedigt. Was sie uns liebenswert macht, liegt außerhalb des sittlichen Gehalts der Kunstform, es sind eingestreute, wohl beziehungsvoll, jedoch nicht notwendigerweise angebrachte Sentenzen, voll feinsinniger Unterscheidungskraft, vornehmen Urteils und einsichtsvoller Güte, die hier und da wie Weisheit anmutet, aber ohne Strenge ist.

Es ist richtig, daß Prosa als Kunstform in den meisten Fällen Kompromiß bleiben wird, aber ihr vorwiegend auf den logischen Elementen der Sprache aufgebauter Organismus vermag sehr wohl Träger jener Schicksalsmächte zu sein, deren Gang sich im Wesen des echten Charakters sichert. Ereignisse, Verläufe und Geschehnisse dieser Erzählungen aber vollziehen sich im Grunde unabhängig von der Eigenart der Menschen, die ihre Träger sind, und so wirkt, trotz vorsorglich durchdachter gesellschaftlicher oder politischer Maximen, das ethische Pathos nicht überzeugend, sondern die Personen leidenschaftslos und unbedeutend. Was symbolisch hätte werden können, hat vom Gleichnis nur die äußerliche Unwahrscheinlichkeit, und die Wirklichkeit in der Erscheinungswelt erhebt sich nicht zum Sinnbild, und stellt nur Richtigkeit dar, wo sie hätte Wahrheit sein können.

Hier, wie auch in seinen Dramen, deren besondere Einschätzung als Schauspiele hier unterbleibt, erweist sich deutlich, daß Tagores eingeborene Schau durch seine Befangenheit der europäischen Ideenwelt gegenüber beeinträchtigt wird. So wenig wir heute Indien zu verstehen vermöchten, wenn wir unseren ureigensten Standpunkt als Erben einer zweitausendjährigen Kultur aufgäben, so sicher irrt ein Inder, wenn er aufhört, als Asiate auf uns zu blicken. Nicht Mischung ergibt Klarheit der Beziehung, sondern Scheidung.

Es wird jetzt oft die Frage aufgeworfen, ob Tagore uns in unserer Entwicklungsepoche etwas wie der sittliche Heiland, der moralische Führer oder der Prophet eines neuen geistigen Heils bedeuten könnte. Abgesehen von der Berechtigung und Vernunft solcher Fragen: er ist es in keinem Fall und wird über seine künstlerisch-ästhetische Einwirkung hinaus niemals zu tieferer Bedeutung für die deutsche oder europäische Geisteskultur gelangen. Die Teilnahme der Menge an seiner Erscheinung soll nicht gescholten, sondern verstanden sein. Niemals ist selbst der bewegliche und mattherzige Tagesfanatismus der Mode gänzlich zufällig, immer schimmert auf dem Grund der trügerischen Oberfläche von Wahn und Wirrnis das Licht einer allgemeinen Hoffnung. Die feierliche Sehergestalt dieses hochherzigen Fremdlings betrat den Boden Europas zu einer Zeit, in der kaum ein Bedürfnis tiefer brannte und ärmer gestillt ward, als das Verlangen der Menge nach Einsicht in das Wesen echter Religiosität. So nimmt sie nun die ehrfurchtgebietende Haltung für den sittlichen Gehalt, die Andacht für das Opfer und einen ersten Einblick in die fremde Geisteswelt für letzte Erkenntnis.

Aber Haltung, Andacht und Einblick sind viel.

---

sk. Zur Erhaltung der wissenschaftlichen Forschungsstätten. Aus Leipzig schreibt unser Korrespondent: Berufene Männer der deutschen Gelehrtenwelt haben in Verbindung mit der großen Ausstellung „Das deutsche Buch", die auf der Frankfurter Messe stattfand, in einer Reihe von Vorträgen die brennende Frage der Erhaltung der deutschen wissenschaftlichen Forschungsstätten in der Zeit der schweren Not besprochen. Da hier eine dringende Lebensfrage deutscher Kultur vorliegt, die dauernd im Vordergrund des Interesses steht, hat das Frankfurter Messamt die bedeutsamen Ausführungen von Professor Dr. Minde-Pouet, Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig, Dr. Christian Berghöffer, Direktor der Rothschildschen Bibliothek in Frankfurt, Dr. Christoph Weber, Bibliothekar der preußischen Staatsbibliothek in Berlin und Professor Dr. Ernst Marckwald, Oberbibliothekar an der früheren Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg, im Druck erscheinen lassen. Es legt die vier Vorträge der genannten Gelehrten im Heft 2 der „Schriften des Frankfurter Messamtes" allen denen vor, die sich der schweren Sorge bewußt sind, die deutschen wissenschaftlichen und Forschungsinstitute vor dem Untergang zu bewahren. Die lesenswerte Schrift ist unter dem Titel „Die Not der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland" erschienen. Bedeutung und Verdienste der deutschen Forschung und Wissenschaft um alle Zweige menschlicher Tätigkeit sind zu bekannt, als daß man viel Worte über die Feststellung zu verlieren brauchte, daß es eine Pflicht des deutschen Volkes ist, alles aufzubieten, der Not der wissenschaftlichen Forschung zu steuern.

Berliner Tageblatt, Nr. 272, 12.6.1921

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Aufsätze und Fragmente

Dresden/Dresdner Neueste Nachrichten/6.XII.1922

Zeit

Dank an Wien

Von Waldemar Bonsels

Waldemar Bonsels ist jüngst in Prag und Wien eingeladen gewesen, aus seinen Werken vorzulesen. Nun veröffentlicht die „Neue Freie Presse" diesen Dank des Dichters. Und wir geben diese Worte hier wieder, weil sie mehr als nur ein persönlicher Dankesbrief sind, weil sie von Hoffnungen sprechen, die Wiens Gegenwart tragen, trotz der furchtbaren Not und Entstellung der Zeit. Hoffnungen, die auch uns in Deutschland wohltun. Die Redaktion.

Ist das Wien, die Stadt des entländerten Reiches, der Spott der Valuta-Kommis im hochmütigen Ausland der Sieger, die zertrümmerte Kaiserburg, die verlassene und entgötterte Grenzfeste des östlichen Deutschland? Der Zug lief träge von Nordosten ein, trüb dämmerten im Nebel über dem grauschwarzen Häusermeer spärliche Lichter, ein klappriger Wagen, der mehr vom Straßenpflaster als vom nächtlichen Himmel in sein kaltes, schaukelndes Kämmerchen fallen ließ, trug mich durch die finsteren Gassen in ein fremdes Hotel.

Er war nicht allzu mutig, der nachdenkliche Sinn, der, zum Freimut bereit und doch gequält, nach der Kälte Prags und nach dem schroffen Lebenswillen eines neu erwachenden Volkes, durch müde Nachtgedanken schwankte. Und aus dem trostlosen Nebeldunkel verlassener Straßen, aus der schmerzhaften Geduld eines geprüften und standhaften Volkes blühte am Abend darauf im herrlichen Festsaale der Hofburg die geistige Wunderblume einer Menschenwärme und Herzenstiefe auf, wie keine deutsche Stadt sie heute zu geben hat.

Ist dies Wunder in unsrer Zeit Wirklichkeit? War es immer so? Mögen diejenigen es entscheiden, die Wien vor dem großen europäischen Sturm gekannt haben. War es mir versagt, diese Stadt und ihre Menschen schon früher zu kennen, oder war es mir vergönnt, sie erst in meinen reiferen Jahren eines gefestigten Urteils und in einer unverführbaren Gesinnung kennenzulernen?

Wie dem sei, Wien ist das schönste und größte Erlebnis meiner Wandertage geworden, seit ich, nicht mehr wie einst mit leeren Händen, sondern mit geringen Erweisen meines geistigen Trachtens vor die Menschen meiner Zeit hintrete.

Man fürchte nicht, daß der frohe Rausch einer gefälligen Stunde mich verführt hat, der kurze Glanz eines festlichen Saales oder der Beifall einer rasch empfänglichen Jugend. Es gehört Selbstbewußtsein dazu, sich in die Gefahr eines solchen Anscheins zu stellen und von Dingen zu reden, deren Erwähnung mißdeutet werden könnte, aber ich würde mich ohne Besinnen auch ärgerer Verkennung aussetzen, wenn mir nur erlaubt sein soll, ein Wort des Dankes niederzuschreiben, unpersönlicher und beglückter, als es je der Dankbare für etwas sein kann, das den eigenen Wunsch befriedigte.

Denn mein Dank gilt keiner Zustimmung und keinem Beifall, sondern der Gewißheit, daß das künstlerische und geistige Leben dieser Stadt als eine heilige, unversehrte Flamme aus den bedrängten und gescholtenen Herzen bricht, daß kein Ungemach des Mißstandes im Vergänglichen die tiefe Wärme dieses Menschentums zu brechen vermocht hat und den Glauben an eine Auferstehung im Geist.

Meine ich „Gemütlichkeit" oder die laue Wärme der selbstlosen Unbeteiligtheit, die der Unverstand so leicht als Schwäche deutet? Nichts liegt mir ferner, und ich fühle mich denen fremd, die Wien lieben, weil es sie nicht haßt. Nein, ich meine jene Atmosphäre, die aus Empfänglichkeit und Wachheit, aus Andacht und echter Begierde der Seele geboren wird, ich meine jene Wärme der inneren Tat, die befruchtend wirkt, indem sie fruchtbar ist, und die Offenheit und Freiheit der Gemüter, die den Adel des inneren Anstandes nicht für äußerlichen Vorteil preisgeben.

Heute verstehe ich Richard Strauß, Bruno Walter und Max Reinhardt, um nur drei Persönlichkeiten der letzten Zeit zu nennen, die jener so schwer definierbaren und so deutlich empfindbaren Atmosphäre Wiens unvergeßlichen Dank wissen. Das geistige und künstlerische Leben der heutigen Deutschen ist von jedem einseitig beurteilt, der die Resonanz Wiens nicht kennt und erlebt hat. Ich glaube mit Ueberzeugung, ohne Ueberschwang und, was die Zukunft betrifft, ohne Ungeduld, daß die unterdrückte und geschmähte Idee des Deutschtums eine unverlierbare Stätte der Wiedergeburt und Auferstehung im Wesen dieser Stadt und ihrer Menschen finden wird. Die Idee des Deutschtums aber bleibt über allen Bedrängnissen und Verfinsterungen unsrer Tage für mich vornehmlich im Bunde mit innerer Freiheit, Empfänglichkeit und Vorurteilslosigkeit.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Berliner Tageblatt

Nr. 70
Sonntag, den 10. Februar 1924

Politik und Charakter.

Von [Nachdruck verboten.]
Waldemar Bonsels.

Wir geben die folgenden geistreichen und interessanten Ausführungen des bekannten Schriftstellers weiter, ohne uns mit ihnen zu identifizieren.
Die Redaktion.

Meine beiläufig für die Oeffentlichkeit bestimmten Bemerkungen, die kürzlich unter dem Titel „Zeitgedanken" im „Berliner Tageblatt" erschienen sind, haben mir eine Reihe von Zuschriften eingetragen. Es war vorauszusetzen, daß meine Behauptung, der Charakter des französischen Menschen sei nicht vornehmlich durch Bosheit, Niedertracht und Raubgier bestimmt, mir das Prädikat der Franzosenfreundschaft einbringen würde. Ich lasse es auf mir sitzen, lasse aber dafür diese Ankläger stehen. Sie gehören zu jener Gilde, die England zu Beginn des Krieges maßlos herabwürdigte und heute bereit wäre, vor der gleichen Nation zu kriechen, wenn sie Hilfe brächte. Die gedankenlose Parteilichkeit solcher Leute ist vielleicht einmal zu brauchen, aber es ist nicht von Vorteil sie zu fragen, wenn es gilt, unparteiisch zu urteilen, um das Verständnis für die allgemeine Lage zu fördern.

Beachtenswerter erscheinen mir die Einwände gegen meine Aufstellung, ein wesentlicher Fehler unserer heutigen Staatsmänner bestünde darin, daß sie Politik für etwas Kompliziertes hielten. Ich antworte auf solche Einwände nicht deshalb weil es mich besorgt macht, verkannt zu sein, sondern weil es mich erfreut, mich, gesammelten Sinns, mit dieser Frage zu beschäftigen. Wer Furcht hat, verkannt zu werden, sollte die Oeffentlichkeit meiden, vor allem in der Politik, denn wer sich nicht verkennen lassen kann, ja, wer nicht festen Sinns diese Möglichkeit als wirkenden Faktor seiner Absichten in Betracht und in Berechnung zieht, gehört nicht zu den Starken.

Freilich ist die Politik etwas außerordentlich Kompliziertes für den, — der kein Politiker ist. Ich gebe zu, daß ein außerordentlich komplizierter Kopf die Voraussetzung für einen Politiker sein kann, aber nicht, daß Politik selbst kompliziert ist. Alle politischen Fragen sind Fragen von Mein und Dein, wer einen eingeborenen Sinn dafür hat, eignet sich — durchaus deshalb noch nicht zum Politiker, Wohl aber der, der Sinn für Mein und Dein der Völker hat, zwischen denen es, im Interesse der ihm zugehörigen Gesamtheit, zu mitteln gilt. Wer etwa Hugo Stinnes politische Funktionen zumißt oder sie von ihm erwartet, kennt ihn so wenig, wie ein Bismarck jemals die Rolle eines Stinnes hätte übernehmen können. Durch diese Gegenüberstellung mag deutlich sein, welche Unterscheidung notwendig ist, wenn die Voraussetzungen zu politischen Funktionen recht erkannt und von wirtschaftlichen Sonderinteressen getrennt werden sollen.

Selbstverständlich ist trotzdem, um das gewählte und heute naheliegende Beispiel beizubehalten, Hugo Stinnes, das heißt der wirtschaftliche Interessenkomplex, der durch diesen Namen bezeichnet wird, ein außerordentlich wichtiger politischer Faktor, mit dem unbedingt und richtig von der Staatsleitung gerechnet werden muß, wenn diese Staatsleitung in Betracht kommen soll. Die heutige Erscheinungsform gerade dieser Machtgruppen zueinander lockt zu Thesen, die jedoch nicht meine Sache sind, wenigstens nicht in diesen Zusammenhängen.

Was den Deutschen so häufig den Sinn für das Wesen der Politik trübt, und dem politisch Begabten unter ihnen die freie Gelassenheit zu politischem Handeln raubt, ist ein tief wurzelnder Hang zur Gerechtigkeit. Diese Eigenart zeigt sich in allen starken Charakteren als Verantwortlichkeitsgefühl und Rechtsbewußtsein, beim Pöbel als Parteigezänk. Wenn die hohe Tugend dieser moralischen Grundeinstellung des deutschen Menschen sich in den Lachen der Biertische als Fratze spiegelt, so hört sie darüber nicht auf, als Anlage eine Tugend zu sein. Dem deutschen Charakter ist der Gedanke mit Recht zuwider, ein Moralist möchte politisch vorgehen, aber er zieht daraus zu Unrecht den Schluß, daß ein Politiker nicht moralisch sein könnte.

Der Konflikt zwischen Moral und Politik, dieser Wesenswiderstreit des Deutschen, der in der Sekunda beginnt und in der Grabrede endet, existiert überhaupt nicht für denjenigen Menschen, der von Geburt und Anlage, das heißt von wirklicher Beschaffenheit her Politiker ist. Der Sinn für Politik ist ein Talent und durchaus nicht eine willkürlich eingenommene Betätigungsabsicht. Die Voraussetzung dieses Talents ist weit eher eine praktisch-glückhafte Naivität als etwa eine kompliziert-spekulative Reflexion. Da es sich hier darum handelt, sich vielen und nicht einzelnen verständlich zu machen: Es ist Sinn für Selbstsucht ohne egoistisch zu sein, Vorteilshang ohne persönlichen Eigennutz und ein Völkerrechtsbewußtsein ohne private Gewissenseinschläge. Jeder Politiker, der zwischen Moral und Politik in Konflikt gerät, erweist damit das schlechte Gewissen des Dilettanten, genau so wie ein Künstler das schlechte Gewissen des Dilettanten verrät, wenn er von Form und Inhalt im Kunstwerk faselt. Da ist Bethmann Hollweg, der als Mensch und Charakter die Achtung seines Volkes genoß, der aber mit seinem belgischen Privatseufzer den Fehler beging, der ihn als Politiker erledigte und seiner Staatengemeinschaft die entfesselte Horde der moralisierenden Kläffer einer ganzen Welt auf die Fersen lockte. Ein Politiker hätte nicht etwa diesen Konflikt siegreich in sich zum Ausgleich gebracht und nach kluger Erwägung geschwiegen, sondern er hätte ihn überhaupt nicht gehabt. Der französische Ministerpräsident schrieb seine entscheidende Note an England in der Sommerfrische auf ein Blättchen Papier, das er seinem Sekretär zur Abschrift gab, in Hemdsärmeln, auf der Veranda seines Landhauses. Ich las das kürzlich in einer englischen Zeitung. Es war die Note, auf die Europa in atemloser Spannung wartete, keiner seiner Ministerialbeamten war in seiner Begleitung. Schwierig? Sicherlich, nur eben nicht für Herrn Poincaré.

Ist ein Mann tatsächlich ein geborener Politiker, so kann er sehr wohl als Mensch und Charakter moralisch sein, wie jeder, der tut, was er ist. Der Rest ist in der Welt der Tatsachen und Erscheinungen eine Kraftfrage. Freilich treiben die Wogen des Glücks die Berufenen leichter an die Spitze des Volks, als die Wolken und Stürme des Mißgeschicks, aber auch im Unglück haben sich Männer gefunden, deren Kraft groß genug war, das Wirrwarr der Verzweiflung zu lichten und den Blicken sichtbar zu werden. Oesterreich, wenn auch bei geringeren Widerständen von außen, erweist es Daß diese Männer unter uns leben, ist sicher, daß sie die Führung übernehmen werden, unausbleiblich.

Wissenschaftliche Preisaufgaben. Aus Anlaß neuerdings entstandener Debatten über die von Vaihingers Philosophie des „Als ob" behauptete rein fiktive Notwendigkeit gewisser mathematischer Begriffe und Methoden hat die Wiener Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe über „Fiktionen in der Mathematik" gestellt. Preisrichter sind die Wiener Akademiemitglieder Emil Müller, Wilhelm Wirtinger und Moritz Schlick. Einreichungstermin ist der 31. Dezember 1925. Die Preissumme, wertbeständig angelegt, hat die Höhe von etwa 200 Mark.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Bühne, Welt und Mode

Illustrierte Wochenbeilage der Wiener Neuesten Nachrichten

Nr. 22 — 28. März 1926

LOTHAR DRASENOVICH

INHALT

Er saß in einem großen Saal, in der ersten Reihe, auf einem feierlichen Sessel, dessen roter Samt eine aufreizende Wärme durch seinen fünfzigjährigen Junggesellenleib rinnen ließ. Er hörte hinter sich das schwellende und ebbende Geplätscher einer großen Menge, die über den bevorstehenden Tanzabend konversierte, grüßte, lachte. Es war wie ein Meer, das ferne schien, dann heranbrauste und wieder verklang. Von der Decke des Saales rannen Lichtwellen, grell, fast schmerzhaft und tauchten die verschiedenen Köpfe, alte, junge, schöne, häßliche, interessante und verwischte, in eine Flut von Licht. Manchmal neigte er seinen Kopf nach links oder rechts und sprach mit den angesehenen Personen der Stadt, die sich eifrig um ihn bemühten, ein paar offiziell-verbindliche Worte. Er hatte die amtliche Verpflichtung dazu, denn er war Ministerpräsident des Landes, in dem dieser Tanzabend stattfand. Meist aber starrte er auf den Rand des großen Podiums vor sich. Die Fußwand dieses Podiums war mit falschem, rotem Brokatstoff bespannt, der mit der echten, seidenen Brokattapete des Raumes harmonieren sollte. Wenn man aber so nahe saß, sah man, daß das Podium in diesem feierlichen Repräsentationsraum einer glanzvollen Zeit früher nichts zu suchen hatte und daß der Brokat des Podiums nur eine billige Papierimitation war. Das störte ihn. Die Umgebung seines Junggesellenheimes war streng harmonisch abgestimmt. Sein wertvoller Kunstbesitz konnte sich sehen lassen. Es war der kostbare Preis eines Manneslebens, welches ihn in der Sorge um eine gelähmte Schwester und um das Wohl seiner Heimat, des Staates, hatte fünfzig Jahre alt werden lassen. „Kennen Sie die junge Dame, die tanzen wird, Exzellenz?" fragte nun wieder die etwas schmalzige Stimme der Frau Bürgermeister. „Ich glaube, gnädige Frau. Sie ist doch ...." „Ganz richtig, Exzellenz, die Tochter des Regierungspräsidenten M., erst vierzehn Jahre alt, ein fabelhaftes Talent." Die Frau Bürgermeister sagte „Aexzälläns" und „fäbelhäftes" und das ging ihm wieder auf die Nerven. Gottlob, das Licht erlosch, das Meer von Worten verstummte und der Vorhang teilte sich lautlos und schwer



Waldemar Bonsels

Aufnahme: Kunstatelier Kollmer

Und von da an versank er in eine andere Welt. Er fühlte die Wärme des Samtes nicht mehr, die leise lobenden und entzückten Ausrufe der Frau Bürgermeister glitten an seinem Ohr vorbei, er vergaß völlig, daß er Ministerpräsident eines großen Landes war und daß dieser Abend nur ein paar Minuten der Ruhe in seinen politischen Kämpfen bedeutete. Aus dem schwarzen Kasten, der ganz am anderen Ende des Podiums stand, quollen Töne, formten sich zu Sätzen und Rhythmen und schwangen durch den Raum bis an sein Ohr. Den Spieler sah er nicht, sein Auge hing an einer Gestalt, die wie unirdisch auf nackten Mädchensohlen mit halb erhobenen Händen hereingetrippelt kam und mit wippendem Röckchen wie eine Bachstelze über die Bühne flog. Es war ein ganz junges Mädchen mit einem wildlockigen Bubenkopf. Ein schwarzes Taffetmieder umspannte die knospenden Brüste, die weißen Arme waren von der Achsel an bloß. Ein wippendes, schwarz-weißes Gazeröckchen ließ die schlanken, geraden Beine, die festen runden Schenkel völlig frei. Sie hob die Arme empor und senkte sich in den Knien. Man sah das junge Muskelspiel der Lenden, man sah, wie die rosigen kleinen Zehen sich strammten und die Wadenmuskel den zierlichen Fuß hoben. Sie hatte ein völlig entrücktes Gesicht, die kleine Tänzerin, und gab sich den schwellend-reichen Tönen vollkommen hin.

Er saß und hatte die Hände auf die Lehnen seines Prunksessels gelegt. Langsam krampften sich seine Finger in den haarigen Samt. Er fühlte die Tonwellen immer öfter über seinen Rücken rieseln und vor seine Augen legte sich ein leichter Nebel. Endlich hatte er ein Gefühl im Körper, einer gespannten Stahlfeder gleich. Er saß wie am Sprunge, ein Pfeil auf einem überstarken Bogen, bereit abzuschnellen. Er fühlte, wie sich die jungen, weichen Glieder des Mädchens unter seinen brutalen Griffen bogen, wie sie wichen, nachgaben, widerstandslos wurden und sich lösten. Ein wütender Druck ließ sein Hirn kreiseln und jagte rote Schleier vor seinen Blick — —. „Ein wunderbares Kind," hörte er nun wieder die Bürgermeisterin sagen, „ein Talent, wirklich ein kleines Genie." Ach,' dachte er, ja ein Kind. Ein Mädchen — aber doch ein Weib, fast schon ein Weib — ein junges Weib. Dann sagte er: „Ja, ja, Sie haben recht, gnädige Frau, wunderbar" und seine klatschenden Hände lösten den Krampf seiner Glieder. Menschen umdrängten ihn, schwarz befrackte Rücken bogen sich tief und murmelten: „Ehre, große Ehre, Exzellenz . . . wissen zu schätzen . . ." Er drückte Hände, zahllos, verneigte sich gegen Damen und schritt durch devot grüßende Massen. Unten bestieg er seinen großen geschlossenen Wagen. „Mit Umweg, langsam ins Ministerium", sagte er zum Fahrer. Im Wagen starrte er zuerst zur glitzernden Deckenlampe aus Kristallglas. Dann glitt sein Blick die Wände entlang. Die Glasvasen rechts und links fielen ihm auf. Sie waren leer und waren doch jedenfalls dafür bestimmt, Blumen zu beherbergen. Warum waren sie leer? Er hatte Autos von Freunden gesehen, in deren Vasen waren täglich frische Blumen, sehr oft Rosen, rote, heiße Rosen. Er konnte sich nicht erinnern, in den Vasen seines Wagens jemals Blumen gesehen zu haben. Nun war er dort wo er sein wollte und weshalb er dem Fahrer befohlen hatte, einen Umweg zu machen.

Im Nebel glitt draußen die Großstadt vorbei. Schemen griffen nach dem eilenden Wagen, die Fronten von Palästen, Monumente sprangen spukhaft vor, die Bäume von weiten Parks tanzten einen unheimlichen Reihen. Er schaltete die Deckenlampe ab, öffnete das Fenster und schloß die Augen. Die laue Luft einer Vorfrühlingsnacht strich ihm um die Schläfen. Eine Müdigkeit ohnegleichen ließ seine Glieder förmlich in den Gelenken hängen. Er dachte zurück und in seinem Hirn formten sich Bilder und Figuren der Vergangenheit zu einem totenhaften Tanze. Die Jugend mit dem strengen, ewig-nörgelnden Vater und der immer eilenden, wohltätigkeitsbeschäftigten Mutter. Das geistliche Internat mit den süßlichen, ewigfreundlichen Lehrern und den geduckten Kameraden, deren Lebensdrang bisweilen in schreckhaften Flammen emporzüngelte, Flammen, vor denen ihm graute. Dann kam auch schon die Schwester. Ewige Operationen, immer Aerzte im Haus, eine peinvoll-immerwährende Sorge um die flackernde Lebensflamme. Studium, Studium, Lernen, Lernen, die beständige Peitsche des ehrgeizigen Vaters im Nacken. Universitätsjahre im Ausland, erste Gesellschaften und Bälle. Hin und wieder ein weinreicher Abend im Kreise der Kommilitonen mit tollem Abschluß, dem welken Fleisch käuflicher Weiber. Das Militärjahr mit Standesgenossen, Bällen und Soupers, viel Sekt und wieder Fleisch, diesmal jünger und blühender, aber ebenso käuflich. Ein kleines Erlebnis mit der französischen Gesellschafterin auf dem Gut der Sternkreuzordenstante. — Dann das Ministerium. Täglich Arbeit, viel, viel Arbeit, Sitzungen und Konferenzen, wieder Studium und peinvolle Sorge um die verwaiste Schwester. Manchmal eine Jagd bei einem Amtsfreund, Galanterien gegen dessen Damen, der Anfang eines Flirts mit einer Tochter, aber nie mehr als der Anfang. Besuche beim Antiquitätenhändler, Wählen und Kaufen schöner Dinge als Lichtblicke und Ausruhen. Das war sein Leben seit Jahren, Jahren, Jahren. — — Und nun so ein Abend! Dieser Abend, dieses vierzehnjährige Mädchen, dieses junge Weib, diese blühende, gottvolle Jugend!

Ein anderer Abend fiel ihm ein. Es war nur wenige Jahre her. Da war von irgendwo aus dem Osten eine Cousine zum Leichenbegängnis seiner Schwester gekommen. Die Eltern besaßen ein kleines Gut. Und Lera hatte einen kühlen, aber festen Händedruck, ein braungebranntes Gesicht und lichtbraunes Haar, das nicht kurzgeschnitten war. Wenn sie ging, federte sie so, daß man immer meinte, sie wolle sich eben in den Sattel schwingen. Sie war zwanzig Jahre und als er ihr von der Schwester und dem jahrelangen Leiden erzählte, da war ihr Mund hart geworden und die braunen Augen bernsteinfarben und sie hatte gesagt: „Verzeih, aber höre auf, ich mag Geschichten von kranken Menschen nicht. Sie machen mich unruhig und zornig". Er hatte geschwiegen und war sich verlegen an die Schläfen gefahren, die schon lange eisgrau waren. Den Duft des Veilchenstraußes aber, den sie nachlässig an ihren offenen, braunen Pelz genadelt hatte, konnte er lange nicht vergessen.

Der Wagen schleuderte um eine Ecke und bog der Stadt zu. Ein warmer Brodem schlug ihm statt des herben Lenzduftes ins Gesicht. Da riß er sich zusammen, schaltete die Deckenlampe ein und schloß das Fenster. „Das war versäumt, und zwar auf immer!" Als der Wagen in das Portal des Ministeriums einbog hatte er wieder Gewalt über sich und konnte dem Portier ruhig und freundlich für seinen Gruß danken.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GRÖSSTES DEUTSCHES ZEITUNGS-AUSSCHNITT-BÜRO
BERLIN SO 16, RUNGESTRASSE 22-24

Deutsche Zeitung
Hauptzeitung der Nationalen

Ausschnitt aus der Morgen-/Abend-/Reichs-Ausgabe vom 3. AUG. 1927

Die Dohlen

Von

Waldemar Bonsels

Aus der Zeitschrift des Volksverbandes der Bücherfreunde veröffentlichen wir den Beitrag von Waldemar Bonsels. Das Heft, das reichhaltig und abwechselnd mit künstlerischem Schmuck versehen ist, enthält außerdem Beiträge von Bröger, Rabe, Alice Berend und Hans Bethge.

Es ging starker, warmer West und sang gewaltig. Mario zog ihm entgegen. Der Wind machte beinahe unvorsichtig, da man sich nicht, wie sonst, auf sein Gehör verlassen konnte, und der sorglose Aufruhr der Bäume und Büsche übertrug sich auf das eigene Blut. Es flatterte, schrie, raschelte, schwatzte und brauste umher, vom Boden empor bis zu den Gipfeln, alles reckte und dehnte sich aufgemuntert und belebt. Die Bodentiere hielten sich verborgen und die Vögel versteckt, nur ein Elsternpaar lärmte in einer Ulme und ließ sich schaukeln und zausen. Mario kam so dicht an die Redseligen und Scheltenden heran, daß sein Pfeil sie erreicht hätte, aber er senkte den Bogen.

Auf seinem Wege erhoben sich die Ruinen des alten Schlosses, sie waren das Ziel seines Ausfluges für diesen Tag gewesen, er kannte die Stätte schon lange, sie lag etwa eine Stunde von der Waldhütte entfernt gegen Südwest. Der Wald rückte an das alte Gemäuer heran und breit und wuchtig daran empor, er drohte es ganz zu verschlingen, aber noch ragten die Reste der Steingebilde über die Baumwipfel hinaus. Der Sturm sang in den öden Fensterhöhlen der Südmauer, die noch wie ein graues Felsgerippe in den Himmel ragte. Die Dohlen warfen sich um die Schroffen.

Ein verschütteter Weg, der von der Westseite her wie ein Bachbett in die Trümmerwelt emporführte, ließ sich noch erkennen, verwachsen und überwuchert, ganz zerfurcht von den Sturzbächen der Gewitter, die die Einfassungsmauern eingerissen und niedergelegt hatten. Der Ginster reckte seine dunkelgrünen Zweigbesen struppig aus den Ritzen. Efeu kroch still und schläfrig aus den Schattentiefen des ehemaligen Burghofes empor, und in einem zerbrochenen Fensterbogen, mitten darin, grünte ein wilder Kirschbaum.

Die Eidechsen blitzten und raschelten an den windgeschützten Sonnenhängen auf dem heißen, bröckelnden Gestein, und das Heidekraut, hoch in Blüte, deckte wie mattglühende Wolkenschatten die zerbröckelnden Gewölbe. Die abgesunkenen Ringmauern wurden vom Wald lautlos gestürmt, er verschlang ihre von Menschenhänden gebildete Gestalt, zermürbte das Gefüge, zerfraß und zerlegte Mörtel und Gestein. Die Farren beschatteten breit und dicht die Trümmer im feuchten Grund an den jäh abstürzenden Hängen, wie Decken aus grünem Spitzengewebe, und gewaltige Baumriesen brachen tiefer unten durch die Quadern.

Die Ruine wurde von den Dohlen beherrscht. Mario, der die Stätte der alten Zeit und des Verfalls liebte, stöberte nicht umher, sondern legte sich still und wohlgeborgen an den höchsten Platz, den er erreichen konnte, und wartete geduldig auf das Treiben, das sich zeigen sollte. Aber da geschah es ihm, daß der Flug Dohlen ihn verzauberte.

Er sah von halber Höhe des Turmes aus, der sich über einen Mauerrand hin erklettern ließ, ins Land hinaus nach Süden, durch die Baumwipfel hindurch. Er war niemals so hoch über die Waldebene gelangt, und zu Anfang nahm ihn der lichte, helle Ort und sein Blickfeld gefangen. Er fühlte sich von Wind und Helligkeit getragen und atmete froh. Wie ein hochgewelltes ruhloses grünes Meer wogte unter ihm, unabsehbar weit, der herrliche Teppich des Waldes, von eilenden Wolkenschatten und dahinfahrenden Sonnenflecken überjagt. Das Geschrei der Dohlen hier oben enthielt so wild und sonderbar, was ihm das Herz bewegte.

Aber mehr noch ihr Flug. Nun, da er still und mit seliger Zeit gewappnet im Ginstergemäuer ruhte und schaute, sah er über sich die Flüge und Stürze der schwarzen Vögel, die zuweilen stahlblau und violett schimmerten, wenn die Sonne ihr Gefieder abblinkte, als würfe sie ihr Licht mit Lust und Jubel in dies über alle Maßen kühne Himmelstreiben. Zum erstenmal begriff Mario das Element der Luft, die vom Sturm entflammten Vögel lehrten es ihn verstehen und im Bild erschauen.

Das war kein Fliegen mit regelmäßiger Flügelmühe und sorgsamem Eifer der Schwingen, was die großen Vögel dort oben trieben, das war ein Spiel mit den Windgeistern, o nein, viel mehr als ein Spiel, es war eine Herrschaft über die Luft, voll nie gesehener Berufung und erhabenen Wissens zwischen Himmel und Erde. Sie vertrieben einander von den höchsten Zinken und Gipfeln des Gemäuers, immer wie in einem heiteren Gezänk. Die Versagte ließ sich los, als stürzte sie ab — ja, sie fiel wirklich —, aber da blinkte das Gefieder auf, und jählings riß der Wind sie hoch empor, als sei sie ohne Gewicht, ein wirrer zerzauster Federbüschel in der jagenden Luft. Sie schlug sich nicht empor, sondern überließ sich dem Wind, und er trug sie aufwärts, wie Segel stellte sie die Flügel gegen die Strömung.

Die Dohlen überschlugen sich, tauchten hinter die Zinken in den Windschatten, stiegen wieder kerzengrade empor oder torkelten windberauscht im Gebrause. Nein, sie flogen nicht, sie gaben sich dem Wind völlig und wehrlos hin, und wenn er sich ihrer bemächtigte, als seien sie seine verlorenen, kraftlosen Opfer, kam eine mühelose kleine, kaum sichtbare Wendung des schlanken Körpers, der Steuerfedern, der Schwinge, ja nur eines Flügeleckchens, und sie fuhren davon, wohin es ihnen gefiel, und triumphierten über den Sturm, als wäre er ihr genarrter Diener. Sie konnten nicht nur hinabstürzen, sondern auch hinauf, wahrhaftig, das vermochten sie. Es war oft, als schösse sie ein furchtbarer Stoß aus der Tiefe empor und grimmig zurück, aber dann, aus der Höhe, fielen sie wieder wie Steine, fingen sich unmittelbar vor der Felsecke, als prallten sie an eine gläserne Wand, und landeten leicht und zart, als gäbe es keinen Sturm in der Welt.

Mehr und mehr flog Marios Seele mit, sie wurde ein Licht- und Windwesen, wie die Tiere über ihm, er verstand und liebte den unsichtbaren Wind, der ohne Anfang und Ende, ein singender, tragender Weltenodem, zwischen Fels und Sonne die Seinen wiegte und sie zu sich erschuf, als würden sie erst in ihm, was ihre sorglosen Kräfte so strahlend machte. Durch die Vögel offenbarte er seine Allmacht und die lichte Freiheit seiner Natur, jedoch zugleich wurden Mario die Vögel durch den Wind vertraut. Ja, ihm war, als flöge er selbst, und als sei er gleichermaßen in Wind und Vogel vereint; er konnte sich vor Glück nicht bergen.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Nun begannen die Vögel, als sprächen Erinnerung und Traum, zu ihm zu reden: Einmal, Mario, weißt du es noch, verfolgten wir den Habicht, und der königliche Vogel flüchtete. Es war zur Zeit unserer Brut, als du am Tag zuvor die alten Münzen hier in der Burgruine in unseren Nestern fandest. In wilder Flucht entwich der Mächtige vor unserer Schar, du sahst es mit Schrecken und Verwunderung. Du erblicktest auch, wie er sich jählings hoch in der Luft zum Kampf, zur Abwehr rüstete, er schlug sich auf, schoß nieder, stand für einen Augenblick mit weitgespreiztem Gefieder in der Luft wie ein Wappenbildnis, jedoch Schnabelhieb und Kralle verfehlten uns stets, nicht eine von uns traf oder verwundete er. Er ist stärker und furchtbarer als wir, aber unser Triumph über ihn liegt im Flug, unser Flug ist mächtiger als seine große Gewalt. Und er wandte sich erneut zur Flucht, als entsetzte ihn sein Streit mit den schreiend schwarzen, gespenstigen Luftschatten, den unerreichbar gewandten und jähbeschwingten Vögeln, mit uns, den Dohlen. Wir sprechen vom Habicht, hörst du uns Mario, von ihm, bei dessen Anblick die kleinen Vögel auf den Aesten vor Grauen erstarren, so daß sie wie gelähmt im Gezweig hocken, als seien sie tot. —

Die Sonne brannte. Mario erhob sich taumelnd, er brauchte Zeit, um sich in der Gegenwart zurechtzufinden, und seinen blinzelnden Augen, die lange ins Licht geschaut hatten, erschien die Umwelt für eine Weile schal und farblos. Er schickte sie in die Weite, als habe er erst nun die Weite gelernt. Ihr Zauber überflutete ihn als ein Schmerz, wie Heimweh; konnte man denn Heimweh nach der Ferne haben?

---

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Aufsätze und Fragmente

München/Süddeutsche Monatshefte/September 1928

Vom Wesen des Tieres

Von Waldemar Bonsels in Ambach am Starnberger See

Es liegt in der geistigen Entwicklung unserer Zeit, in der neu erwachten Sehnsucht nach Schau an Stelle von Wissen, daß das Tier in unserer Erlebniswelt eine andere, bedeutungsvollere Rolle zu spielen beginnt. Wir haben aufs neue erkannt, daß die Summe aller erforschbaren Einzelheiten an einem Geschöpf noch nicht ein Gramm seiner Wesenhaftigkeit ergibt, wie denn auch die Summe aller menschlichen Eigenschaften, seien es auch die besten, noch nicht ein Gramm Herz ergibt.

Was vor allem hinderte, das Wesen des Tiers recht zu begreifen, war die menschliche Überlegenheit als vorausgesetzte Norm zum Vergleich. In dem Umfang, als das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fälschlicherweise als Erkenntnis ausgegeben wurde, mußte das Tier im Rangstreit erliegen, und es sank auf eine Stufe falscher Niedrigkeit, von der es nur hier und da sentimentale Liebelei in eine trübe Sphäre äußerlicher Zugehörigkeit oder mißbrauchender Beachtung hob.

So entstand ein „Nacheinander" an Stelle eines „Nebeneinander" in der Betrachtung und Einschätzung. Es soll mich hier nicht zu biologischen Forschungen, zu Erörterungen von Entwicklungs- oder Abstammungslehren führen, auch nicht zu Behauptungen, die, unerwiesen und absolut dargetan, die Vorstellung einer besonderen Schau erwecken, sondern nur zu der Aussage, daß wir dem Wesen des Tiers nach meiner Überzeugung leichter gerecht zu werden vermögen, wenn wir es neben uns und in uns, und nicht unter uns erblicken.

Rangstreit ist das Vergnügen aller kleinen und unsicheren Seelen; die Freiheit der Schau und die schauende Liebe dagegen kennen keine Bewertung nebeneinander aufgerichteter Erscheinungsformen, sondern nur die Unterschiede, die ermöglichen, das Bild des All-Einen zur Harmonie zu ergänzen. Was beim Versuch einer solchen Einstellung den Meisten hinderlich ist, auch bei den Bemühungen, das Tier in seinen seelischen Funktionen in das rechte Licht zu rücken, ist der Mißbrauch, der selbst in Regionen der akkuraten Wissenschaft und Forschung auf diesem Gebiet mit dem Begriff der „Zwecke der Natur" getrieben wird. Die Natur hat keine Zwecke, die Natur hat Pläne. Ich kann mich in diesen Zusammenhängen nur an solche wenden, die bei dieser Unterscheidung unmittelbar und intuitiv erfassen, was gemeint ist, die empfinden, welches Hilfsmittel die Einsicht weiterführt, welche Einstellung zur rechten Betrachtung beruhigt.

Die Forschung nach den Graden reflektierender Vernunft beim Tier, der Maßstab jenes verpönten Rangstreits, im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein, die Voraussetzung der Überlegenheit des Menschen, führen am Wesentlichen des Tiers vorüber. Der klägliche Umschwung ins Gegenteil, die wehmütige Überschätzung des Tiers um seiner Arglosigkeit willen, auf allen Gebieten, in denen sich der Mensch unter Menschen bedrängt fühlt, sei verworfen, bevor er dargetan ist. Wer sich in einer bedrängten Lebenslage, in ungeschickten Verhältnissen menschlicher Gemeinschaft, lieber als Vögelchen im Walde sehen möchte, sei aus den Gebieten dieser Erwägungen in den Wald verwiesen; er wird ihm vielleicht helfen, wenn auch nicht auf die erwünschte Art.

Die Tatsache, daß man heute das Niedrigste im Menschen als tierisch zu bezeichnen pflegt, daß man kaum einen entwürdigerenden Tadel kennt, und andererseits der Wunsch, das Tier in seiner Art und Würde zu achten und zu verstehen, sollte die Blicke längst dafür geöffnet haben, daß hier im Haushalt der Begriffe Unklarheit herrscht. In Wahrheit stellt das Tier die lebendige Gestalt des Triebhaften ohne die Leitung der reflektierenden Vernunft dar, und darin einen wesentlichen Teil auch der menschlichen Natur. Dieses Lebensbereich unserer selbst beginnt uns heute wieder auf neue Art bemerkenswert zu erscheinen, und das Bild, das Sinnbild dieser Erscheinung wird das Tier. Kein Volk der Erde erkannte dies geläuterter, vorurteilsfreier und geistig unabhängiger von jeder flachen moralischen Maxime als die Ägypter. Die Götter und Heroengestalten ihrer religiösen Kulte stellen die Zweiheit von Gott und Tier im Menschen immer wieder im Licht einer Erkenntnis dar, in der der Mensch, wie auf dem Wege vom Tier zum Gott, vom Triebhaften zum Geistigen, noch an beide Elemente gebunden ist, noch gefesselt im Tier, schon befreit in Gott.

Wer die geistige Lebensgeschichte, die religiöse Mythologie dieses Volkes, die sich uns jetzt langsam zu erschließen beginnt, mit Andacht und Einsicht verfolgt, gewinnt eine beglückend deutliche Betrachtungsform für das Wesen des Tiers, dem „Tierischen" ist der Fluch der Niedrigkeit genommen und dem Menschlichen das Laster des Hochmuts und der Überschätzung. Die Gottheit und das Göttliche sind in keinen unerreichbaren Himmel ver-

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

bannt, und die Blüte des Geistigen hat ihre Wurzeln in erschütternder Wahrhaftigkeit in den Regionen des Unverfälscht-Triebhaften, des Tiers. Die Gegensätzlichkeit dieser Elemente, die uns beunruhigt und zerreißt, scheint bei den Ägyptern ohne Widerspruch vereint, wie Wurzel und Blüte. Ob wir im Laufe der Entwicklung nicht zu größerem Abstand vom Tierisch-Triebhaften gelangt wären? Ich glaube nicht. Wer es erweisen zu können meint, vergleiche Echnatons Herrschaft mit der Napoleons, oder er bedenke die Scheiterhaufen auf dem Liebesweg der christlichen Kirche.

Vielleicht geben diese Gedanken einen Hinweis auf eine freiere Betrachtungsart und einen Lichtschein der Einsicht, wenn Absicht und Mühe vorliegen, das Tier zu schauen und sein Wesen zu erfassen. Die Mythe gibt bessere Bestätigungen für das Gesagte als die Legende und Fabel, welch letztere das Tier zumeist nur als Gleichnis für menschliches Gehabe verwenden und darstellen. Sicherlich aber eröffnet diese Schau ein anderes, weites und helles Gebiet, das vom Sinnbildhaften dieser Einstellung mitten in die Wirklichkeit unseres täglichen Daseins führt, soweit der Mensch es in Gemeinschaft mit dem Tier vollbringt, soweit das Tier der tägliche Gefährte und Gehilfe des Menschen ist. Den Städtern ist hierfür der Sinn verloren gegangen, der lebendige Umgang mit dem Tier ist ihnen versagt, und mit dieser Entfremdung ist auch ein Teil der blinden Unterschätzung oder der sentimentalen Überschätzung entstanden.

Ich meine mit dieser höheren Stufe der Einschätzung den Glauben an die Freiwilligkeit des Tieres im Dienst des Menschen, keine Freiwilligkeit im Sinne der reflektierenden Vernunft, sondern die Zugehörigkeit und Verbundenheit des Ur-Triebhaften mit dem Licht des Geistes. Mir kommt das Dichterwort in den Sinn:

Denn die Natur, die nie ein Mensch ergründet,
Ist dem Geschick der Edelsten verbündet.

Ist es wahr, daß, wie Wurzel und Blüte, das Triebhaft-Unbewußte die untrennbare Grundlage und Nährmutter des Geistigen im Menschen ist, so sollten die Pläne der Natur, nach denen uns das Tier zum Gehilfen und Gefährten geworden ist, alle falsche Überlegenheit und die Willkür des Mißbrauchs verbannen. Wer den Hund in seiner Dienstbereitschaft, in seinem stummen, oft erschütternden Verlangen, den Willen des Menschen zu erfassen, wer die Ochsen vor dem Pflug, das Pferd als Reit- oder Zugtier einmal wachen Auges in ihrer geduldigen Bereitschaft und aufopfernden Geduld gesehen hat, ist nicht mehr beschwert in der Gefolgschaft eines Glaubens an eine magische Freiwilligkeit, bis an die Grenze des Opferwillens. Das Kamel durchmißt die endlosen, heißen Sandpfade der Wüste von seinen ersten Kräften an bis zum Zusammenbruch, ungezählte Tausende von Kilometern, wie nach einem ganz neuen, umgestalteten Gesetz seines Lebens, keines Danks gewärtig, gehorsam, freiwillig.

Eine in diesem Verstand geordnete Schau auf das Tier im sinnbildhaften und zugleich im einfach-praktischen Lebenssinn äußeren Verhaltens ordnet wie von selbst auch den Kampf zwischen Mensch und Tier, erhellt die Frage nach dem Recht des Tötens und gibt, aus tiefen Gründen der eigenen Beschaffenheit gehoben, die Maße für Pflege und Vernichtung. Man könnte diesen Gedanken weiterführen bis zu der Behauptung, daß die Herrschaft des Tiers um uns her in dem Maße eingeschränkt worden ist und sein wird, als wir es im Verlaufe der Weltentwicklung in uns selbst überwunden haben.

Es wollte gesagt sein, daß wir Menschen, auf dem Wege zwischen Tier und Gott, in beiden gebunden, dem Wesen des Tiers nicht gerecht zu werden vermögen, solange wir glauben, es sei uns gegeben, vom Standpunkt einer vermeintlichen Vollendung und Überlegenheit aus, auf das Tier als auf ein Unvollendetes herabzuschauen. Das Tier vollbringt seine Entwicklung nicht unter uns, sondern neben uns, als ein Sinnbild der dämonischen Wesenselemente unserer selbst. Es gibt keine Überlegenheit, die den Hochmut rechtfertigte. Was uns im Licht der Erkenntnis unterscheidet, verpflichtet.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente
Hannover/Hannoverscher Kurier/7.4.1929/Nr 160/61

DAS TAL DER KÖNIGE

Von

WALDEMAR BONSELS.

Ist es Wahrheit und in dieser Welt möglich, daß sich Morgen für Morgen die Sonne so strahlend am Horizont erhebt, als wären Nebel und Wolken Sagengebilde einer versunkenen Vorzeit? Der Nil ist das Himmelswasser, der spendende Gott, der Ernährer dieses Landes, bekannt und gerühmt wie kein anderer Strom der Welt, solange wir vom Wort des Menschen auf der Erde etwas wissen; er ersetzt den Segen der Wolken. Die Sonne ist die Schöpferin alles Großen, was dies Land von Urzeiten her auszeichnet, im Rhythmus des Lichts, im Gleichmaß und der Wohltat der Wärme, im Hochamt der Himmelsklarheit erblühte die Leibes- und Geisteskultur dieses Volkes, das ganz einmalig, ohne Vorbild und Beispiel in der Weltgeschichte dasteht. In der Magie des Sonnenwesens, in den strömenden Fluten des Nils und in der Freiheit der Sternbilder, sichtbarer und wirksamer als in jedem anderen Lande, schlummert das Geheimnis der hohen Bildung, der Bildung in einem zweifachen Sinn.

Das „Tal der Könige", die Gräberstätte der großen Toten aus dem „Neuen Reich", der achtzehnten bis zwanzigsten Dynastie (1500—700 v. Chr.), hat sich unseren Blicken geöffnet. Ein ödes Wüsten- und Felsental von unerhörten Ausmaßen, vom Nil durch eine schroffe Felswand getrennt, birgt in seiner glühenden Stille die großen Toten, deren Name und deren Kulturkreis jetzt bedeutungsvoll über die Welt hallen.

In diese Epoche fallen die Tempelbauten von Luxor und Karnak, die Memnonskolosse von Theben, die einsam und mächtig aus der Ebene ragen. Thutmosis III. hat das Weltreich gegründet, ihm folgte Amenophis III., Echnaton verlegt die Hauptstadt des Reiches nach Tell el Amara, und unter seinem und seiner Mutter Einfluß entwickelt sich der vielleicht höchste Kunststil Aegyptens, der unter dem Namen Amarakunst heute die ganze Welt entzückt und begeistert.

Der unwirklich farbige Himmel, an den Rändern der grell beschienenen braunen Felsen fast schwarzblau vor Tiefe, wölbt sich, die zornigen Feuer der Sonne in die Schlucht entlassend, wie eine blauglühende Kuppel über die blendend helle Staubwüste des Talpfades. Selbst die ausdauernden Esel ermüden in der dritten Stunde. Kein Baum, kein Gekräut, kein Grashalm, nichts Lebendiges außer uns Kleinen, Berittenen atmet in dieser furchtbaren Einöde. Aber die Verlassenheit im Glanz dieser Lichtorkane, die Totenstille der Felswände, ihre gewaltigen Ausmaße ergreifen bis zur Erschütterung. Die Erde zeigt ein ganz neues, nie gesehenes Angesicht; aller Halt, den Erinnerung und Erfahrung gewähren, versinkt, der Geist begreift den titanischen Aufschwung der Völker dieser Regionen und Landschaften, dem Tod mit unerhörtem Willen zu Form, Gestalt und Dauer entgegenzutreten.

Die Schlucht führt in einen mächtigen Kessel, ins Tal der Könige. Schwarz von Schatten, ein rechteckiges, hohes Loch, öffnet sich der Eingang zum jüngst gefundenen Grabe Tutenchamuns. Der Felsengang in die Tiefe scheint endlos, kein Winkelchen, kein noch so kleines Steineckchen der Wände, das nicht mit Figuren oder Inschriften ausgemeißelt oder bemalt wäre. Der Blick in die Dämmerung der Grabkammer ist unvergeßbar. Das goldene Bildwerk der königlichen Gestalt auf dem Sarkophag, die gekreuzten Arme, die Szepter und Geißel halten, hoch über der Brust, unsäglich einfach und göttlich erhaben ruht die Gestalt im Herzen des Gebirges.

Blinkt es nicht von weißen Tüchern im Winkel, und ist der schwere Duft nicht Hauch des Lebens? Es ist, als wäre die Steinkammer erst gestern hinter dem Toten geschlossen worden, viertausend Jahre sind ein Schmetterlingsflug, der aufblinkt und dem Sinn entschwindet, und das alte Wort wird Wahrheit: „Tausend Jahre sind wie ein Tag."

Acht geöffnete Gräber nehmen uns auf und entlassen uns wieder in die Sonne. Noch sind nicht alle gefunden, tief in der Felsenschlucht schlummert noch manches Geheimnis, noch manches Werk herrlicher Kunst und Weisheit, das, der Zeit entrückt, der Ewigkeit zugedacht, zwischen Vergessen und Erinnerung wunderbar gebettet ist. Aber das Lebenswerk der großen Toten strahlt draußen in der Sonne unserer Tage.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente

Mainz/Mainzer Anzeiger/2o.4.1929

Waldemar Bonsels: Assuan.

Vor Assuan, nach zwölftägiger Schiffahrt stromaufwärts, beginnt das Felsbett des Nil sich zu verengen, an Stelle der Sandbänke treten gefährliche Klippen und Strudel, und der schwerfällige Dampfer macht manchen Umweg. Der Reiz der Landschaft wechselt, der fruchtbare Uferstrich wird schmal und fehlt oft ganz, nur in den Schluchten zwischen Dattelpalmen und spärlichen Landstrichen, die mit Bohnen und Gemüse bepflanzt sind, erheben sich zerbröckelte Araberdörfer, schneeweiß, die Häuser ohne Dächer. Assuan und Luxor erglänzen im Sonenflimmer südlichster Pracht, die Strandpromenaden und die großen luxuriösen Hotels am Ufer erinnern an die französische Riviera, nur ist alles greller, tieffarbiger und menschenbunter. Der überdachte Bazar der Eingeborenen, Tag und Nacht belebt, von Handel und Handwerk laut und bunt, entrückt den Beschauer in eine Bilderwelt von Tausendundeiner Nacht.

Der erschöpfte Reiz von Schiffskabine, Geselligkeit und erzwungener Gemeinsamkeit bei Ausflügen lockt in Assuan zu anderen Freuden, und Achmed, der nubische Fischer, der mir sein Boot anbietet, wird zum Freund der kommenden Zeit. Vielleicht für länger. Es ist rührend und oft erhebend welch herzliche Menschlichkeit, welch anhängliche Ergebenheit die Söhne dieses Landes uns Europäern entgegenbringen, wenn wir in rechtem Verständnis für ihre Mentalität nicht den fremden Reisenden, sondern den beteiligten Menschen betonen. Die Völker dieser Landschaft sind von Wesen großmütig, vornehm und stolz, man darf sie nicht nach den verdorbenen Gesellen einschätzen, die an den begangenen Straßen auf Vorteil lauern, sie sind so wenig für die Araber und Nubier bezeichnend wie die Taschendiebe auf einem Großstadtbahnhof für das deutsche Volk.

Achmed ist ein kundiger Fischer. Sein Boot, bald dem Nordwind, bald dem Ruder gehorsam, trägt uns an nie betretene Felszacken in den Strudeln. Dort hocken wir, wie mit dem Gestein verwachsen, bis in die rasche Dämmerung, deren Farbe den Blick vom Wasser abziehen. Die Kolosse der Berge am Ostufer schimmern im zartesten Rosa, die Ufer tragen Schleier von Violett, das das Frühlingsgrün, hart am Strand über den braunen Sandbänken, vom tiefen Blau des Stromes trennt. So unwirklich ist das Abendkleid der totenstillen Wüstenlandschaft, daß der Herzschlag wie verzaubert stockt. Kein Bildwerk vermöchte Farben, Gestalt, Duft und Odem dieser Landschaft festzuhalten; bekümmert betrachte ich die Ergebnisse meiner Kamera, mir ist, als gaben sie von einem blühenden Körper nur das Gerippe wieder.

Wir haben einen Fisch ans Ufer gezogen, der fast so schwer ist wie Achmeds kleiner Sohn, der uns im Boot und beim Fischfang zur Hand geht. Der schlanke braune Körper, die dünnen Aermchen und Beine umklammern die große silberne Beute und er beißt in die Rückenflosse aus Angst, der Gefangene möchte entkommen. Er würde ihm ins Wasser nachspringen.

Die Knaben sind ausgezeichnete Schwimmer, der Nil ersetzt den Wüstenkindern alles, was das Land nicht bietet, Wald und Wiese, Spiel und Erholung, frische Bewegung und jeglichen Sport. Krokodile? Nein, die gibt es erst im Sudan, im weißen Nil, jenseits der großen Katarakte und der Nilsperre von Assuan. Achmed hat dort lange gelebt, bis er die Mittel für den Ankauf eines Bootes in jahrelanger Arbeit erworben hat. Sein Fahrzeug, das ist ein großer Besitz, jetzt ist er ein Begünstigter am Rand der reichen Lebensstraße, auf der die Dampfer die Fremden bringen, den leichten Erwerb, die Ahnung und Sage des Nordlandes, von dem die Macht über die ganze Erde ausgeht.

Wir umsegeln die Insel, die Lord Kitschener zu einem tropischen Paradies umgewandelt hat, die ihm gehörte, wo er Jahr für Jahr im Frühling am Tor des Sudans weilte. Die Palmen spiegeln sich im Nil, die Blütenpracht duftet berauschend zu uns nieder, und Achmed schweigt und schaut mich forschend an. Ihn beschäftigt der Tod dieses mächtigen, in Aegypten und im Sudan gefürchteten und bekannten Heerführers, aber sein Ernst versiegt in einem Lächeln, als wir an einer Wasserschlucht am Felsufer einer Schar badender Knaben begegnen, die das Nilwasser unter Geschrei und Spiel in blendendes, glitzerndes Silber verwandeln.

Wenn am Abend die Prunksäle des großen Hotels ihre Lichterflut zu Tanz und Spiel über die Schar der Gäste ausgießen, wird der Gegensatz zwischen der äußersten Verfeinerung der modernen Zivilisation und der unberührtesten Natur der Wüste sonderbar und bedrängend deutlich. Das große Leben mit seiner Verschw[illegible] Prunk und allen Entbundenheiten, die der Reichtum der Welt mit sich bringt, steht in fast unwirklichem Widerspruch zu der Hoheit und Einsamkeit der heroischen Landschaft, zu den Kulturwundern der Geschichte ihrer Völker und dem großen Nil, der das braune Blut der Urwälder gelassen zum ewigen Meer wälzt.

Ich schließe für kurz die Augen, während das aufreizende Gewimmer der Tanzmusik vom Geplauder in allen Sprachen der Welt abgelöst wird, und ein Taumorgen im Niltal taucht als ein Bild von ungetrübter Schönheit und seliger Frische vor mir auf: die Sonne ist eben aufgegangen, eine große Schar weißer Ibisse zieht über die grüne Ebene, als glitte ein weißer Wolkenschatten, sich seltsam umgestaltend, über die Frühlingsflur. Sie schweben aus dem Schatten des Palmenhains in die Strahlen der Sonne, die sie anglüht, und versinken im Grün der Landschaft, als senkte sich ein roter Himmelssegen der Frühe ins blühende Land.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Aus Bayern

Am Starnberger See

Ein Beitrag zur Festwoche / Von Waldemar Bonsels

Hat nachts das hohe Lichtgebiet des Polarsterns im Klaren gestrahlt, bei zunehmendem Mond und kühlem Nordost, so ist es sicher, daß am frühesten Morgen das Boot im See an seiner Boje so ruhig liegt, als wäre sein Spiegelbild auf graulichte Seide gemalt. Die Kette klirrt am Gehölze des Bootes, der einzige und erste Morgenlaut, der in die Stille umher dringt, die über der Weite von Wasser und Landschaft liegt. Die Vögel schlafen noch, der Tau ist noch nicht gefallen.

Wenn die ersten Ruderschläge die Oberfläche des Sees bewegen —, die Ruder tauchen in die Flut, als sei es zum ersten Male, färbt sich das Gipfelgebiet der Zugspitze, der Alpenrahmen des Sees im fernen Süden, mit einem zarten braunrosa Hauch, und der Morgenwind legt Silberbänke, wie schmale Inseln aus Licht, in die Seemitte. Es ist so einsam und still in weiter Runde, als sei das Seegebiet unbesiedelt, zeitlos unberührt und wie von den glücklichen Augen zum ersten Male erschaut und entdeckt, die entzückt das große Bild aufnehmen.

Im Süden des Ostufers, im weiten Umkreise des kleinen Ambach, reicht fast überall der Wald bis an die Seeufer, so daß sich dem wandernden Blick ein Gebilde der Natur darbietet, das von Menschen unbewohnt und von aller Zivilisation unberührt erscheint. Die Schloßkirche von Bernried, die am anderen Ufer auftaucht, wirkt in Baustil und altersfarben so eingefügt, als sei sie kein Gebilde von Menschenhand. Aus dem Morgendunst im südlichen Westwinkel hebt sich die Kirche von Seeshaupt, genau unter der Zugspitze, als weise sie zu ihr empor, und die umgrünte Häuserwelt der Ortschaft wird sichtbar. In der Mitte des Sees etwa läßt sich das Segel hissen und nimmt der Morgenhauch Gefährt und Seele in seinen kühlen Odem und treibt uns sanft durch die erwachende Welt den Schilfufern von St. Heinrich entgegen.

Niemand würde, entzückt und befriedigt von der urweltlichen Abgeschiedenheit dieser Landschaft, glauben, daß kaum eine Stunde von diesen Gefilden entfernt eine Weltstadt mit mehr als einer halben Million Menschen atmet. Von hier her erhält der Starnberger See sein westuferliches Angesicht, das sich wesentlich vom Ostufer unterscheidet. Dort läuft die Bahn in die berühmten Kurorte Oberbayerns, dort hat sich an ihren Stationen, von Starnberg über Tutzing nach Seeshaupt, ein vom Getriebe der Großstadt berührtes Leben entwickelt, vor allem in Starnberg selbst, das an schönen Sommertagen den Reiz, die Vorzüge und die Schattenseiten eines modernen Seebades erhalten hat.

Es bleibt darüber erstaunlich und wunderbar, wie die paar Kilometer Seebreite die Entwicklung, das Gewese und den Charakter der beiden Seeufer geschieden hat. Es scheint oft, als wäre das Ufergebiet des (Ostufers) Ostens mit seinem prachtvollen Hinterland eine große Insel, die nur, je nach der Jahreszeit häufiger oder seltener, von den Dampfern berührt wird. Ist unser prächtigstes Schiff mit seinem Komfort, seinen Reisenden und seiner guten Restauration hinter der Halbinsel, nach Starnberg zu am Abend entschwunden, so ist der Verkehr mit der Welt wie abgebrochen.

Das ist es, was den Starnberger See, den schönsten und festlichsten der bayerischen Seen, in die Vielgestalt der Urteile über seinen Reiz und seine Schönheit stellt: die einen haben ihn gesehen, die anderen haben ihn erlebt. Erst mit dem Erleben wird sein Wesen recht offenbar. Als ob es nur mit Landschaften so wäre! Auch mit Menschen und allen Werken der Kunst ist es nicht anders. Eine Rundfahrt auf dem See, die Hunderttausende im Jahr unternehmen, gibt ihn dem Beschauer im schönen Bild, offenbart die Anmut der Ufer, die herrliche Freiheit des Fernblickes auf die weite Alpenkette, von der Benediktenwand bis zu den Allgäuer Bergen, aber kaum anders, als es auch ein gutes Bildwerk täte. Erst im Verweilen, in rechter Teilnahme an seiner Art und seiner Natur öffnet sich der tiefere Reiz und die hohe Gunst dieser Landschaft.

Erleben heißt andächtiges Einstellen auf das Wesen, Erleben heißt Hingabe und Verzicht, Erleben heißt Verwachsen und Erkennen. Erst mit diesen Vorzügen gewähren der See und seine Ufergebiete freigebig ihre Schönheiten, deren seltener Wert in der unmittelbaren, unbeschränkten Wirkung der Natur liegt, die hier von keinem menschlichen Eingriff gestört, wie von Anfang her atmet. Der Schritt von den schattigen Waldwegen der Ufer, wie aus dichten Lauben, erreicht den Strand durch Schilf oder Uferweiden, als habe ihn nie ein Mensch vorher betreten, die Wellen rauschen an ihren Strand, als hätten sie selbst ihn gefügt, und die alten Bäume tauchen Wurzeln und Aeste in die Flut, wie in ihr eigenstes Lebensgebiet. Kein Uferdamm, keine Promenaden und kein ummauerter Fahrweg stört das Empfinden der schlichten Zugehörigkeit und der freundlichen Angenommenheit.

Die Gärten der Landhäuser sind kleine Waldflecke, die Obstbäume, die die Bauernhäuser umwachsen, im Frühling ein Blütenmeer, im Herbst eine bunte Fruchtfülle, stehen nicht anders auf den Wiesen wie vor tausend Jahren, sie scharen sich zusammen, als hätte sie niemand gepflanzt, und verlaufen im Wiesengrund, als gehörten sie ihm und nicht den Menschen. Auf die Wiesen und die Wälder ist ein einziger Schritt. Die alten Fischerboote wirken oft, als seien sie zu Noahs Zeiten im See geboren und in ihm aufgewachsen und die Stille der Nächte ist von heiliger Größe. Kein Laut stört ihren Frieden, der nicht der Natur selbst entstammte, und mit der Besinnung auf diese Urgebiete irdischen Lebens erwacht das Glück für das eigene Dasein zu ungekürztem Wohlstand auf Empfindungen und Gedanken.

Oberbayern

Feilnbach. Protestversammlung. Am Freitag abend fand in Feilnbach eine Protestversammlung sämtlicher an der Kraftfahrlinie Rosenheim—Au—Feilnbach interessierten Gemeinden statt. Auch Direktor Schwinck vom Fremdenverkehrsverband Südbayern, Abg. Breitenbach und ein Teil des Stadtrates Rosenheim waren vertreten. Die Ergebnisse der Verhandlungen, über die wir noch eingehender berichten werden, wurden in einer Resolution zusammengefaßt, in der die Wünsche der Bevölkerung dahin zum Ausdruck gebracht wurden, daß die Kraftfahrlinie weiter bestehen bleibe und neben der Lokalbahn weiter ausgebaut werde.

Weßling. Sommerfest und 25jähr. Stiftungsfeier der vereinigten Männergesangvereine Oberpfaffenhofen-Weßling. Sonntag, 7. Juli, hält der MGV. Weßling-Oberpfaffenhofen im Buchenwald zwischen beiden Orten sein 25jähr. Stiftungsfest ab mit musikalischen und Sängerdarbietungen. Als Festkapelle wurde die Herrschinger Musik gewonnen. Für die Jugend werden lustige Wettspiele unter sachkundiger Leitung veranstaltet. Der Festzug bewegt sich ab 2 Uhr vom Gasthof zur Post (Dellmeyer) zum Festplatz im Walde. Die Darbietungen werden mittels Mikrophon und Verstärkeranlagen durch örtliche Lautsprecher übertragen.

Holzkirchen. Versammlung der Klein- und Obstbrenner. Am Sonntag, 7. Juli, 10 Uhr vorm. wird der Oberbayerische Kreisverband der Klein- und Obstbrenner (Sitz Bergen) in Holzkirchen (Gasthof „Alte Post") eine große Versammlung abhalten. Die schwere Krise, in die der Oberbayerische Kreisverband für Obst- und Gartenbau durch den Rücktritt von Hauptmann a. D. Riester-Bergen von der Leitung des Verbandes geraten ist, veranlaßte die unlängst in Uebersee zusammengekommenen Klein- und Obstbrenner der Bezirke Laufen-Reichenhall, Traunstein, Rosenheim, Aibling, München zu einer einmütigen Vertrauenskundgebung für Hauptmann Riester. Am kommenden Sonntag soll nun von seiten der (etwa 1200) oberbayerischen Klein- und Obstbrenner in Holzkirchen, dem Zentrum der Abfindungsbrennereien, zu diesem Beschluß Stellung genommen, die Satzungen beraten und die Vorstandschaft gewählt werden. Zum Schluß wird Hauptmann Riester referieren über das Thema: „Was bringt das neue Branntweinmonopolgesetz für unsere Klein- und Obstbrenner?"

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente

Leipzig/Leipziger Neueste Nachrichten/6.1o.1929/Nr 279

Der Tempel des Hathor

Von Waldemar Bonsels

Unvergeßlich bleibt der Hathortempel von Dendera, aus der Ptolomäerzeit, etwa ein Jahrhundert vor Christus. Daß fast drei Jahrtausende zwischen den Pyramiden von Giseh bei Kairo und diesem düsteren, machtvollen Säulenprunk liegen, lehrt den Zeitlauf nach ganz neuen Maßstäben messen, der gewohnte Stunden- und Jahresschritt verhallt, Kulturen, die über unser Europa dahin gezogen, werden zu raschen Episoden, die Menschheitsgeschichte scheint sich zu ganz neuen Gebieten der Schau und Begriffe zu wandeln. Ein dunkles, aufstörendes Lächeln voll sanften Hohns über unsern Wahn von Maß und Dauer jagt das erbebende Herz in rastlose Unbeständigkeit.

Wenn der Schritt, unwillkürlich gedämpft, die Sonnendämmerung der vierundzwanzig gewaltigen Säulen der Vorhalle durchmißt, die ganz vollendet und völlig erhalten ist, unter dem immer wiederholten Haupt der Hathor, erdrückt die Allmacht dieses wahrsagerischen Immerwieder wie ein göttliches Gebot. Und doch wird die Demut der heraufbeschworenen Zustimmung zur lichten Erhebung, wie denn alles groß und erhaben Gedachte und Vollendete die Seele befreit, gleichviel welchen Namen sie ihrer Gottheit gibt. Wenn etwas in der neuen Welt unserer eigenen Vorstellungen und Empfindungen dem erhabenen Geist dieser Tempelruhe und Nacht, ihrem Heldischen, ihrer Trauer, ihrem Ewigkeitstrachten und ihrem Licht zu vergleichen ist, so ist es das Werk des alternden Beethoven. Ich kann es schwer im Kurzen begründen, die Zusammenhänge weben noch im Schatten, aber ich habe den ganzen Tag an ihn gedacht; und die Beziehung der Musik zur Architektur und Plastik lassen mich nicht ruhen.

Das Reich des Satrapen Ptolomäus und seiner Dynastie dämmert in diesem Tempelwerk auf. Alexanders Herrschaft ist versunken, und zu neuer und letzter hoher Blüte, zu raschem Verfall erhebt sich in den Monumenten von Dendera, Edfu und Philae noch einmal der titanische Wille zur Form, der das ägyptische Volk auszeichnet, in herrlichen Bauten. Bis Antonius in den Fesseln Kleopatras Oktavian erliegt und Rom das versinkende Reich in seine Provinzen einschließt.

Wir langen erschöpft und vom Wüstenstaub gepudert wieder beim Dampfer an, der am seichten Nilstrand liegt, ohne Brücke oder Kai, mit Pflöcken im Erdgrund vertaut. Der heitere Kampf mit den Treibern, die langsam immer schwärzer werden, ist beendet, mein Esel, der Whisky-Soda heißt, schnauft geduldig aus. Da meine Nationalität seinem Besitzer nicht deutlich geworden ist, hat er diesmal für sein Reittier einen Namen gewählt, der Neutralität und allgemeines Wohlwollen bekundet. Sonst heißt der gewählte Esel, je nach der Heimat seines jeweiligen Reiters, Wilson, Chamberlain oder Poincaré.

Die braunen Sklaven an Bord, blendend weiß gekleidet, wedeln uns beim Eintritt den Staub von den Reitstiefeln, gemächlich, als strichen sie sie an. Der karussellartige Etagenbau des bunten Dampfers, der Gong, der zum Tee ruft, die Glasveranden, heiß wie Treibhäuser, und das Flitterwerk von Komfort und Genäsch muten an, als wäre man im Traum jählings aus den dunkeln Hallen eines Doms in ein wirres Karnevalstreiben gestoßen.

Die Jahrtausende kreisen und die Zeit verliert ihr Gesicht. Erst die Nacht, die rasch über den ockerroten Westhimmel sinkt, die Stimme des großen Nils, dessen braune Gewässer träge nach Norden strömen, und die Himmelsfreiheit der Sterne über der fahlen Ebene der Libyschen Wüste geben die Ruhe innerer Schau zurück.

Das sanft orgelnde Gewimmer der Wasserräder und Ziehbrunnen, von Menschenhand oft tief bis hinein in die Nacht betrieben, mischt sich mit dem Knarren der Kröten an den feuchten, fruchtbaren Uferbänken, auf denen im Nilschlamm Bohnen blühen und Korn sprießt. Die Reiher haben die Sandbänke verlassen und schlafen auf den Felskämmen der fernen Berge. Der Schlaf sinkt mit dem Glanz der Sternbilder und herrlicher Kühle in die weit offene Kabine, deren Vorhang der dunkle Wind bewegt. Gegen Morgen, noch in der Dunkelheit, lichtet der Dampfer die Anker, man fährt, der Sandbänke wegen, ungern bei Nacht, wenn der Mond nicht scheint. Ueber der arabischen Wüste, wie von den Milliarden Gefährten im All verlassen, hart über der Ebene am Horizont, steht ein roter Stern, groß wie eine kleine Sonne; so strahlend, daß der Sinn lange zweifelt, ob nicht ein ganz neues nie gesehenes Gestirn über dem Gesichtsfeld des Erdreichs aufgegangen ist. In dieser Totenstille dieser Weltweite tönt keine Antwort. Wieviel wäre sie wert?!

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Die Einkehr

Unterhaltungs-Beilage der „Münchner Neuesten Nachrichten"

11. Jahrgang | Nummer 27 | 6. Juli 1930

Reise in Brasilien

Von Waldemar Bonsels

Fahrt auf dem Amazonas

Mein Mitarbeiter, Frhr. Adolf v. Dungern, und ich, fuhren auf einem großen Raddampfer durch den Parafluß, der den Amazonas mit dem Meer verbindet und die große Insel Marajó vom Festlande trennt. Ruhig und sicher zog das breite Schiff durch die trübe Flut, die der Fluß dem Meer zuwälzt, man spürte kaum ein Schwanken. Auf dem unteren Deck war ein fürchterliches Chaos von Kisten, Fässern, Körben, Menschen und Tieren.

Auf dem oberen Deck war unter dem Sonnensegel eine lange Tafel bereitet, an der sich die Passagiere erster Klasse zur Mahlzeit versammelten. Hier hatten sich die verschiedensten Nationen und Färbungen zusammengefunden, portugiesische Familien, die eine Vergnügungsfahrt unternahmen, Handelsleute, die den Amazonas weit hinauffuhren, um Gummi, Kaffee, Felle und Tiere einzuhandeln, die sie mit dem nächsten Schiff den Strom hinunterbeförderten, um sie in den verschiedenen, am Ufergebiet gelegenen Ortschaften, am häufigsten aber in Para, mit großem Gewinn zu verkaufen.

Das Delta des Amazonas, das wir passierten, wurde das interessanteste und beutereichste Gebiet unserer späteren Ausflüge westlich der Insel Marajó, von dort stammen die meisten und schönsten Landschaftsaufnahmen. Die breiten und schmalen Kanäle, welche sich zwischen den zahlreichen großen und kleinen Inseln hindurchwinden, zeigten zu beiden Seiten das Herrlichste an tropischer Vegetation, was die Erde zu bieten hat.

Eine Schar von Flußdelphinen begleitete uns. Langsam und träge hoben sich die dunklen oder fleischfarbenen Körper aus dem Wasser und tauchten in einem Bogen wieder hinein, einer hinter dem anderen, so daß es mir erschien, als sähe ich die sagenhafte Seeschlange, die sich in Wellenbewegungen durch das Wasser windet. Leise schwankte die Hängematte, in die ich mich bei der glühenden Mittagshitze unter dem Sonnensegel gelegt hatte. Das Geräusch der Maschine und die Gerüche von Schiff und Wasser schläferten ein....

*

Sobald die Dämmerung hereingebrochen war und die Lampen und Laternen des Dampfers entzündet wurden, wanderte ich von einem der Lichter zum anderen in der Erwartung, eine Fülle von Nachtfaltern zu finden. Aber obgleich es rasch dunkelte und bald finstere Nacht war, vermochte ich nur vereinzelte Falter zu entdecken. Wie anders war es auf der Fahrt längs der Küste, von Rio nach Para, wo Hunderte der riesigen Nachtvögel Abend für Abend an die Scheiben der Scheinwerfer und Lampen prasselten und sich betäubt greifen ließen. Aber schon in Para hatte ich all die ersten Nächte vergeblich auf das geflügelte Nachtvolk gewartet; obgleich die ganze Nacht Türen und Fenster offen standen und ich im Garten sogar einen Scheinwerfer aufgestellt hatte, war es mir nur selten geglückt, einige dieser herrlichen, ungewöhnlich großen und in der Welt einzigen Nachtfalter zu sehen und zu fangen. Nun erfuhr ich, daß in Para und seiner ganzen Umgebung die Nachtfalter sich nur noch vereinzelt durch Licht anlocken lassen, im Gegensatz zu früher, wo sie zu Tausenden und aber Tausenden die Lichter der Straße umschwärmten. Seit Jahren schon ist dies nicht mehr der Fall, und ein Forscher und Sammler, ein englischer Reverend, der sich eigens zu diesem Zweck am Rande des Urwalds bei Para einen hohen Turm mit einem mächtigen Scheinwerfer errichtet hatte, bekommt trotz dieser Vorrichtung nur noch geringe Beute, obgleich der Reichtum an Nachtfaltern in Brasilien keinesfalls nachgelassen haben dürfte.

Ueber diesen Tatsachen und meinen eigenen Beobachtungen drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf, ob diesen Tieren wirklich eine überlegende Vernunft eigen ist, oder ob sich die Erfahrung von der todbringenden Wirkung des Lichtes durch ungezählte Generationen von Tieren vererbt hat und zu einem schützenden Instinkt geworden ist. Die eine wie die andere Erklärung erscheint mir gleich wunderbar und geheimnisvoll. Wer will es sagen? Wir sehen nur die Tatsache.

Am dritten Tag der Dampferfahrt erreichten wir die Stadt Santarem. Ein Gewirr kleiner heller Häuser, von einzelnen Bäumen überragt, zog sich am flachen Uferrand dahin. Da unser Schiff wegen des Aus- und Einladens von Waren einen Tag hier verweilen sollte, ließ ich mich mit anderen Passagieren, hauptsächlich Handelsleuten, am primitiven Anlegeplatz ausbooten und begab mich in das beste Gasthaus der Stadt.

Wie gern hätte ich diese Stadt nach der Regenzeit gesehen, dann soll sie in einer Fülle von Grün und blühenden Bäumen liegen, — jetzt brütete die Sonne über stillen, öden Straßen, kein grüner Halm belebte den steinhart eingetrockneten und festgestampften Boden; nur hier und da erhoben sich ein paar kümmerliche Büsche und Palmen mit verstaubten Blättern, die Ueberreste früherer Fülle und strotzender Daseinskraft. Neben primitiven Häuschen, vor denen eine Schar nackter Negerkinder spielte, stand ein ansehnliches Regierungsgebäude, früher der Sitz eines deutschen Klosters. Der Bau, der von deutscher Hand für diese Bruderschaft errichtet worden war, hatte den Brasilianern so gut gefallen, daß die Regierung ihn für ihre Zwecke mit Beschlag belegte. Nun mußten sich die deutschen Brüder eine andere Unterkunft für ihr Wirken suchen, und zu meiner Freude gelang es mir, den leitenden Bischof persönlich kennenzulernen, einen außerordentlich intelligenten und gut bestellten Mann, dem die tropische Fiebergefahr und die Entbehrungen nichts anzuhaben vermochten.

Durch ihn erhielt ich viele wichtige und interessante Aufschlüsse über das Leben dieser kleinen deutschen Gemeinschaft und einen weitgehenden Einblick in ihre Tätigkeit. Seltsam genug war mir diese Begegnung, bei der mir nach wochenlangem Leben unter fremdartigen Menschen und unverständlichen Dingen ein Stück meiner Heimat lebendig wurde. Ich hörte, daß die Brüder ihren katholischen Glaubensgenossen im ganzen weiten Umkreis der Stadt geistliche Hilfe zuteil werden lassen, ja mit der größten Opferbereitschaft ihre Not lindern und keine Gefahr scheuen, die mit den weiten Reisen in den sumpfigen Niederungen des Amazonas verbunden ist. Manche der Brüder reisen tief ins Land hinein zu den Indianerstämmen, in die gefürchtetsten Fiebergegenden, um den Leuten zu helfen und ihre Kranken zu pflegen. Sie werden sowohl von der Regierung, die ihre Hilfsbereitschaft und ihre Mühe gern annimmt und anerkennt, wie von dem Volk, das ihnen in ehrfürchtiger Dankbarkeit begegnet, hochgeachtet und geschätzt, jedoch der Dank versteigt sich nicht zu Opferbereitschaft oder Unterstützung, und die Brüder müssen das Ihre aus eigenen Kräften beschaffen.

Das Städtchen geht nach wenigen Häuserreihen in immer armseligere Niederlassungen der genügsamen Neger über, bis die kaum markierten Wege sich gemach in der Wildnis verlieren. Es bietet nichts, weder Unterhaltung, noch auch nur das Geringste an Zivilisation oder baulicher Schönheit, es ist ein öder Sammel- und Stapelplatz des hastigen, traditionslosen Handels; kaum für die nötigste Ruhe und Bequemlichkeit ist dem Fremden eine Stätte gewährt, so daß mir am nächsten Morgen der Gang zu unserem Schiff wie die Rückkehr in vertraute, heimatliche Gebiete erschien. Unendlich weit dehnte sich der ungeheure Strom im rötlichen Frühnebel, durch den die aufgehende Sonne ihre noch kühlen Strahlen sandte und die weltvergessene Stadt hinter uns vergoldete. Nun zogen wieder die grünen Ufer langsam vorüber, die Delphine begannen ihr Spiel und man vergaß die Zeit.

Wir passierten größere und kleinere Flußmündungen, an deren jeder eine Ortschaft liegt, oder richtiger, vermutet werden konnte, denn ein paar einsame Hütten am Urwaldrand und ein kleiner, ins Wasser gebauter Steg sind die einzigen Wahrzeichen menschlicher Siedelung. Die üblichen schwankenden Bretter oder schmale Palmstämme bildeten die Verbindung mit dem Schiff, und von dunkel- oder gelbhäutigen halbnackten Menschen wurden Säcke, Körbe, Tabakrollen, die wie braune Elefantenzähne aussehen, und Tiere hinüber und herüber geschafft.

Nicht nur am Lande oder auf dem Strom gab es Merkwürdiges zu beobachten, auch unser Dampfer selbst und seine Passagiere gaben genügend Anlaß zu unterhaltenden oder belustigenden Begegnungen, die über Land und Leute überreichlich Aufschluß gaben. Einer der Mitreisenden, mit dem ich durch Gespräche und Umgang als meinem Tischnachbarn näher bekannt geworden war, ein Händler, der seit Jahren den Amazonas bereiste, machte mich auf einen alten vornehm aussehenden Portugiesen aufmerksam, der in violettem Pyjama von einer Herrengruppe zur anderen hinüberwanderte und sich bald auch uns näherte. Ich blickte in ein sympathisches, fast kindliches Gesicht mit kleinem weißem Schnurrbart und ergrautem Haar. Jeder auf dem Schiff schien ihn zu kennen, und mein Gefährte erzählte mir, daß er jahraus, jahrein den gewaltigen Strom hinauf- und hinabfährt. Einst ein vielgeachteter und außerordentlich vermögender Mann, hatte er durch die allgemeine Verarmung der Stadt Para, hauptsächlich aber durch Spiel, das letzthin sein einziges Interesse und seine ausschließliche Liebhaberei geworden war, sein einstiges Vermögen eingebüßt. Durch seine früheren Handelsgeschäfte aber einmal an die Flußfahrten gewöhnt, setzte er sie auch jetzt fort, um hier seine Pokerpartien mit wechselndem Glück, zumeist sogar mit Unglück zu absolvieren. Er hatte keinen ständigen Wohnsitz mehr, die bewegliche Insel des Dampfers auf der Flut war ihm zur Heimat geworden, und er wünschte sich nichts anderes, als ein paar Gefährten für sein geliebtes Spiel zu finden. Da er uns in ein Gespräch vertieft sah, machte er ein mißmutiges Gesicht und versuchte dann sein Glück bei einigen Herren neben uns, mit denen er dann die Treppe zum Salon hinab verschwand. Jeden Morgen sah ich ihn im gleichen violetten Pyjama das Deck betreten, den Tag über spielen oder dem Treiben auf dem Schiff und am Lande zuschauen und abends in derselben nachlässigen Toilette zur Ruhe gehen. So treibt er es, ein wohlbekannter Gast der Matrosen, Träger und Einheimischen der Küste, schon seit zwanzig langen Lebensjahren, ohne daß ein Gedanke an die Heimat oder eine andere Menschengemeinschaft ihn aus dem magischen Zauberbann des tropischen Stroms und der bunten Karten zu locken vermag.

Manche Nacht, wenn alles zur Ruhe gegangen war, und ich einsam auf dem Vorderdeck auf- und ab ging, war mir, als sei ich der einzige Mensch auf einem Ungeheuer, das mit gleichmäßigem Klopfen seinen Weg in der Finsternis sucht. Irgendwo zwischen Tauen und Masten schwankte eine Laterne, ab und zu streifte ihr matter Lichtstrahl das kupfern erglänzende Gesicht des Steuermannes, der schweigend und unbeweglich die ganze Nacht hinter seinem Rad stand und sicher, wie ein Tier seinen Wechsel, den Weg in der Dunkelheit fand. Vergebens versuchte ich Land oder Wasser zu erkennen, alles war zu einer schwarzen drohenden Nacht zusammengeflossen, nur in unendlicher Ferne funkelte hoch über mir die südliche Sternenpracht. Diese Nächte waren von geheimnisvollem Zauber, kein Laut unterbrach das große Schweigen außer dem eintönigen Stöhnen der alten Maschine, das dem Ohr kaum mehr zum Bewußtsein kam, und hier und da der Ruf eines unbekannten Tieres aus dem Dunkel des Waldes oder das Aufschlagen eines großen Fisches. Zuweilen schreckte mich ein Rascheln längs der Reling, es mußten Baumzweige sein, und wir fuhren scheinbar dicht am Ufer, da der Dampfer häufig schmale Flußarme benützte. So ging es endlos weiter; von Zeit zu Zeit wurde sogar das Eindringen des Dampfers in einen Flußarm deutlich erkennbar, wenn der Schein seiner spärlichen Lichter die toten, stillen Baumgiganten an den Ufern streifte.

Tag und Nacht verschwammen in seltsamen Gestalten zwischen Wachen und Schlaf zu einer sonderbaren, nie gekannten Einheit, durch die die Fremde wie Gespenster ihre Gestalten und Bilder trug. Nicht allein der Druck der anhaltenden Hitze, sondern der Geist des nie Gewohnten und Unerforschten wirkten zugleich lähmend und machten doch klarsichtiger als der helle, nüchterne europäische Tag.

Tiere und Menschen

Welch eine Anziehungskraft doch der tropische Hafen hat, diese ewig bewegte und pulsierende Lebensquelle der Stadt! Ist es der Seewind, sind es die Stimmen des Wassers oder die undurchforschten Reize der geheimnisvollen Weite, die die Sinne immer wieder in ihren Zauberbann von Licht, Farbe und Träumen ziehen?

Hier und dort begegnen mir jetzt schon be-

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

kannte Gesichter, ein freundlicher Gruß, ein Lächeln des Erkennens. Ein portugiesischer Händler, ein weitgereister und landeskundiger Mann, der mir früher einmal bereitwillig Auskunft gegeben hatte, und mit dem ich nun gern hier und da eine halbe Stunde verplaudere, wandert mit mir die Hafenstraße entlang, die unentbehrliche Zigarette zwischen den Lippen.

Der Alte erzählte mir, daß alles, was ich an Geschäftigkeit und Bewegung auf dem Markt, am Hafen und in den Höfen der Handelshäuser sah, nur noch ein geringer Abglanz dessen ist, was vor Jahren die Stadt Para an großzügigem Weltverkehr und Handel aufwies. Es war früher eine reiche Stadt, ja eine Stadt des Luxus und der Verschwendung. Der oft unermeßliche Reichtum der Händler stammte in der Hauptsache von der Ausbeutung der wild wachsenden Gummibäume des brasilianischen Urwaldes. Der Gummi des Amazonas ist der beste und war berühmt in der ganzen Welt; die großen Handelshäuser sandten ihre Leute meilenweit unter damals noch großen Gefahren und Abenteuern in das völlig unerforschte Urwaldgebiet hinein, um ihn von den Indianern in Ballen einzukaufen, zur Stadt zu befördern und in Kisten verpackt in die ganze Welt zu versenden. Seitdem in Holländisch-Indien der Gummibaum angepflanzt und gezüchtet, und der Bedarf an Gummi auf solche Art leichter herbeigeschafft und billiger wurde, ist Para verarmt.

Auch über Sitten und Lebensgewohnheiten der vielfarbigen, zusammengewürfelten Bevölkerung des Amazonasgebiets erfuhr ich durch meinen Begleiter mancherlei sonderbare und interessante Dinge, doch wendete ich meine Teilnahme bald von den Menschen ab und den Tieren zu, deren wunderbare Mannigfaltigkeit und fremde Eigenart Phantasie und Sinne immer aufs neue anregt und beschäftigt. Mein Weg führt mich nun oft zum Verkaufsstand eines alten Mulatten, der mir durch die ungewöhnliche, und in diesem Lande seltene Sorgfalt und Liebe aufgefallen war, mit der er seine Tiere unterbringt und beobachtet.

Die kleine Tochter des alten Mulatten, ein anmutiges Wesen von zierlicher Gestalt, deren dunkle Augen im matten Kupfer des wohlgebildeten Gesichts von Leben sprühen, ist mit der Verpflegung der Tiere betraut, und ich schaue ihr gern zu, wenn sie mit ruhigen weichen Bewegungen ihren Lieblingen, den vielfarbigen Papageien, Affen und Singvögeln ihr Futter reicht und mit leiser Stimme zu ihnen spricht. Ein kleiner Kapuzineraffe, von der in Brasilien am häufigsten vorkommenden Art, ist ihr steter Begleiter; eng an sie geschmiegt hockt er auf ihrem Arm, während die schwarzen Augen im greisenhaften Gesichtchen aufmerksam alles umher beobachten, als verstünde er nicht mehr und nicht weniger als seine hübsche Herrin vom Ablauf der bunten Welt. So entsteht auch in unserem Hause bald eine kleine Menagerie. Nachdem ein Papagei und ein Aeffchen mir liebe Gefährten geworden sind, ziehen Reiher aller Art, seltene Enten, ein Tapir und ein Ameisenbär bei mir ein, so daß der kleine Garten hinter dem Hause bald voll regen Lebens ist.

Vom Garten aus führte eine kleine Treppe in den langen Gang, der nach brasilianischer Bauart das ganze Haus durchschnitt und auf den sämtliche Zimmer mündeten. Hier hatte ich mit Hilfe meiner bald geworbenen Diener eine Holzstellage aufgestellt, auf der die Käfige mit den kleinen Tieren untergebracht waren.

In der Küche und im Vorraum hausten die Papageien; sie liefen am Tage frei umher nach Belieben und Gefallen, hielten sich gern an das Haus und an die Menschen und verwechselten niemals den ihnen zugedachten und angewiesenen Schlafplatz, auf dem Küchenbord, auf dem Tisch oder den Lehnen der Stühle, auf Kochtöpfen oder Gardinenstangen.

Auf dem großen Mangobaum, der den ganzen kleinen Garten überschattete, schaukelten und kletterten Affen, die wir mit Schnüren an den Aesten angebunden hatten, damit sie sich an ihre beschränkte Freiheit und an uns Menschen gewöhnen; sie taten es bald und gern, da ihnen nichts Böses geschah und es niemals an der gewohnten Nahrung gebrach. Der entzückendste unter ihnen und mein besonderer Liebling war ein Wollaffe. Mit Hilfe seines Greifschwanzes, der wie eine fünfte Hand wirkte, schwang er sich rasch durch die Zweige und landete, sobald ich den Garten betrat, mit einem Satz auf meiner Schulter. Er hatte einen hellgrauen Pelz, ein dunkles Gesichtchen wie ein Negerkind und war das Liebenswürdigste, was man sich denken kann, kindlich und anschmiegsam. Nie wieder brachte ich es übers Herz, ihn scharf anzufahren, wie es mir einmal in einer Aufwallung von Ungeduld geschah; er weinte wie ein Kind, und sein tieftrauriger Ausdruck verfolgte mich noch lange. Ich sah diese Wolläffchen später oft bei den Eingeborenen, die sie gern in ihren Hütten frei halten. Sie zerstören nichts, benehmen sich wie Familienangehörige und schlafen nachts in ihren kleinen Hängematten; nur einsperren darf man sie nicht, dann sterben sie bald vor Gram und Heimweh nach der verlorenen Freiheit.

Merkwürdig war mir die Erfahrung, daß fast alle Tiere nach ganz kurzer Zeit zahm wurden, oft schon gleich nach dem Fang. Meine großen Waldhühner, die prächtigen, farbigen Trompetervögel und Papageien liefen uns dauernd zwischen den Beinen herum und verlangten wie Hunde danach, geschmeichelt zu werden. Auch der Umgang mit Schlangen, Vogelspinnen und Skorpionen ist bei weitem nicht so gefährlich, wie man es im allgemeinen annimmt. Wenn man keinerlei Furcht zeigt und hastige Bewegungen, die die Tiere erschrecken könnten, vermeidet, kann man auf beziehungsvolle und durchaus freundschaftliche Art mit ihnen Verkehr pflegen. Die Tierseele ist der menschlichen Seele auf magische Art verbunden, und alles Gelingen im Umgang ist in erster Linie eine Frage genauer Beobachtung ihrer Art und ihrer Lebensrechte. Mancherlei Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiet hörte ich durch Bertram, dem Leiter des Zoologischen Gartens in Para. Er erzählte mir bei gemeinsamen Ausflügen und Arbeiten öfters aus seiner langjährigen Tätigkeit, auch aufregende und gefährliche Abenteuer mit Giftschlangen.

„Klapperschlangen, so gefährlich sie sind," sagte er, „benehmen sich äußerst zurückhaltend; sie sind träge, und man muß sie direkt anstoßen oder gar darauf treten, ehe sie sich entschließen, einen Menschen anzugreifen. Ein großes Tier von etwa 1,40 Meter Länge und 6 Zentimeter Durchmesser, das ich in einem Terrarium hielt, versuchte niemals, nach mir zu beißen. Ich habe diese Giftschlange häufig einfach mit den Händen gefaßt und aus ihrem Behälter gehoben, um sie frei an der Erde photographisch aufzunehmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Tiere mich kannten, denn sie zischten andere böse an, wenn sie sich in ihre Nähe wagten."

Sehr interessant war mir eine Erzählung Bertrams, die ein ungewöhnliches Licht auf die Haltung unsrer Haustiere den Giftschlangen gegenüber wirft. Er erzählte: „Ich war im Begriff, im Gesellschaftskäfig die Anakonda und Boa constrictor, deren etwa vierzig Stück durcheinanderwimmelten, mit Wanderratten zu füttern, und ließ die lebendige Nahrung durch die offene Tür in den Käfig hinein, wo sie rasch im Rachen oder in den Umschlingungen der Reptilien verschwanden. Plötzlich fuhr mein kleiner Hund, ein Airedale-Terrier, mit einem Satz durch die offene Tür, um die Ratten zu jagen, und sprang mitten unter die Schlangen. Im Nu hatte eine Ankonda von etwa zehn Meter Länge ihn gepackt und umschlungen, und unmittelbar darauf quoll auch schon dem Hund das Blut aus dem Maul. Die Liebe zu meinem Hund überwog im Augenblick das Bewußtsein der Gefahr: ich sprang in den Käfig, ohne darauf achten zu können, daß einige der Schlangen nach mir bissen, gottlob ohne mich zu erreichen. Ich wälzte das Knäuel aus dem Wasserbecken des Bassins, und es gelang mir mit Hilfe zweier Tierwärter, den Hund aus der zähen Umschlingung zu befreien. Schon nach einigen Minuten kam er wieder zu sich und erholte sich dann rasch. Einige Tage später, als ich wieder der Fütterung der großen Schlangen beiwohnte, wäre derselbe Hund wieder in den Käfig gesprungen, wenn ich ihn nicht jeden Augenblick überwacht hätte. Sein Jagdeifer betäubte jeden Instinkt für die Gefahr, welchen die in der Freiheit lebenden Tiere sich stets bewahren, und ließ ihn sogar unempfindlich gegen die jedes kleinere Tier betäubende und erschlaffende suggestive Macht eines erhobenen Schlangenkopfes mit seinem heimlich drohenden Zischen."

Nacht für Nacht erhielt ich im Schlafraum Besuch von einem großen Ameisenbär, der schon seit längerer Zeit zu dem lebenden Inventar meines Häuschens gehörte. Da der Hitze wegen Fenster und Türen bei Nacht stets offen stehen, hatte er freien Zutritt in alle Räume. Diese Freiheit benützte er, um allnächtlich vor meinem Bett ein Geschäft zu verrichten, von dem ich annehme, daß sich keine Verachtung, sondern ein besonderer Grad des Vertrauens zu mir damit verband. Ich ließ ihn gewähren, denn mich reizte es nicht, die Tiere abzurichten, sondern ihnen ihr Wesen zu lassen, und so fühlte ich mich bald durch eine Zuneigung bedankt, die Abrichtung oder Zwang niemals zuwege gebracht hätten.

So wie im Urwald alles dicht beieinander haust, Leben und Tod, Freunde und Feinde des Menschen, so beherbergte auch das kleine Revier meines Gartens neben wehrhaften Geschöpfen der Wildnis auch einen ihrer entzückendsten und seltsamsten Bewohner, das Faultier. Es ist ein köstlicher Anblick, wenn dieser urkomische Geselle langsam, bedächtig und mit großer Geschicklichkeit bis in den höchsten Wipfel eines Baumriesen emporwandert. Jeder Griff seiner langen, mit drei leicht gekrümmten, zehenartigen Krallen bewaffneten Arme scheint nach reiflicher Ueberlegung zu geschehen — wie in einer Zeitlupenaufnahme — der zu erklimmende Ast genau geprüft zu werden, während der mit einem dichten dunklen Pelz bedeckte Körper mit dem kleinen runden Köpfchen langsam, nach unten hängend, der Bewegung der Arme nachschaukelt.

Die schlimmsten Räuber im Hause waren die Ameisen. Ueberall trieben sie ihr Wesen, und nichts war sicher vor ihnen. Sie schleichen sich ein durch Schlüssellöcher, durch die kleinsten Spalten und Risse, ja sogar in verschlossene Kuverts. In einem Schubfach hatte ich eine kleine Niederlage von Backwerk und Nahrungsmitteln, aus dem ich eines Abends einige Stücke entnahm und das Fach wieder verschloß, ohne etwas Besonderes zu bemerken. Am nächsten Morgen fiel mir am Boden ein kaum sichtbares rauchfarbenes Band auf, das aus dem Schubfach am Tischbein hinabführte, über den Boden bis an die Wand, und ich verfolgte es bis in das nächste Zimmer, wo es in einem winzigen Spalt am Fenster verschwand. Bei näherem Hinschauen erst vermochte ich zu unterscheiden, daß es Tausende von, mit bloßem Auge kaum wahrnehmbare Ameisen waren, die den Weg zu meinen Nahrungsmitteln gefunden hatten. Es waren, wie überall, wo Ameisen ihr Wesen treiben, zwei Kolonnen: die eine marschierte mit winzigen Teilchen der willkommenen Beute zum Nest, die andere kehrte leer zurück, um sich neu beladen den Heimkehrenden anzuschließen. Ich versuchte alles, um ihnen die Arbeit zu verleiden, viele Tausende wurden zertreten, vernichtet und das Zimmer gesäubert; aber nach einer halben Stunde war die gleiche Anzahl wieder bei der Arbeit. Erst nachdem ich mehrmals alle vernichtete, die sich zeigten, gab es plötzlich Ruhe, wie auf Kommando blieb der Zuzug aus. Jedoch mehrere Tage später wiederholte sich derselbe Vorgang, wie Fanatiker verfolgten die winzigen Geschöpfe ihr Ziel, ohne der Opfer zu achten, die es sie kostete.

Dies sind Vegetarier unter den Ameisen, viel schlimmer war eine kleine, nur Fleisch fressende Art, die uns täglich Schaden zufügte. Besonders hatten die Tiere, die in Käfigen im langen Hausgang untergebracht waren, die Raupen, Eidechsen und Insekten von ihrer Gier zu leiden; diejenigen, die nicht durch eine dicke Schale oder einen dichten Pelz geschützt waren, wurden überfallen und bei lebendigem Leib angefressen. Diese Ueberfälle kamen oft unheimlich schnell.

Meine schönen Insekten und Schmetterlinge durfte ich keine Nacht ohne Kampfer stehen lassen. Als ich dies einmal versäumt hatte, fanden wir am Morgen nur noch Reste der großen Morphos und Nachtfalter, die kleinen waren vollständig verschwunden. Diese winzigen Ameisen-Fleischfresser scheuen vor nichts zurück und machten sich auch mit empfindlichen Bissen an uns Menschen heran, worunter ich besonders zu leiden hatte, wenn ich, die kühleren Abendstunden zur Arbeit benützend, in leichter Bekleidung barfuß an meinem Schreibtisch saß. Ein scharfer Stich verriet die Gegenwart des unsichtbaren Quälgeistes, und ich merkte, daß die Lebensgewohnheiten völlig anderer Formen und Normen bedurften, wenn in diesem Lande das Dasein Wohlstand und Dauer erhalten sollte. Aber keine Stunde sanken Mut und Forschungswille; Nachts sang, leuchtete und atmete es aus der Urwaldferne in mein belebtes Gemach, und die Vorboten der tropischen Wunder lockten und warnten, raunten ihre Geheimnisse, verkündeten ihre Gefahren, und ihr geheimnisvolles Wesen hielt wach und lebendig zu immer weiterem Eindringen in ihre unerforschte Lebenswelt.

✣

Ueber Hans Franck

Von Karl Kötiger

Der Dichter Hans Franck schafft auf dem Gebiete der Lyrik, des Dramas, des Romans, der Novelle. Daneben müht er, im Essay die Wege unserer dichterischen Kultur mitzugehen.

Franck hat als Dramatiker, wenn ich nicht irre, begonnen, hat auch als Dramatiker mehrere tüchtige Bühnenwerke geschaffen; aber es will mir scheinen, seine eigentliche künstlerische Gestalt hat er als Erzähler gefunden. Es liegen von Hans Franck vor: einige große Romane und einige Novellenbände. Von den Romanen nenne ich: „Das dritte Reich", „Meta Koggenpoord" und „Minnermann"; von den Novellenbänden: „Pentagramm der Liebe", „Septaccord", ferner die bei Reclam erschienene Märchennovelle „Machtnix".

Man könnte Hans Franck mit Lessing in Beziehung setzen, und zwar deswegen, weil in Franck, wie in Lessing, stärkstes Interessiertsein an den Formproblemen der Kunst neben einem Trieb und Wunsch zum eigenen Schaffen hergeht. Nur muß dabei gesagt werden, daß da nun ein Unterschied ist: in Franck hat der Künstler gegenüber dem Theoretiker das Uebergewicht, während es bei Lessing doch wohl umgekehrt war. Freilich glaube ich, daß auch bei Franck ein zu starkes Wissen um die Form oder um Formen der Dichtkunst dem Hingelangen zu seiner eigenen Form, eben der Franckschen, lange Zeit etwas im Wege gestanden hat. So erklärt sich das Phänomen, daß in Franck eine gewisse Spätreife ist. Der Dichter, 1879 in Wittenburg in Mecklenburg geboren, kann um die Vierzig herum von sich sagen, daß er sich gefunden habe, und in dieser und seit dieser Zeit schafft er seine eigentlichen Werke.

Wo steht er? Bei welcher Richtung, bei welcher Gruppe? Eigentlich bei keiner. Damit ist nun freilich nur erst so allgemeinhin etwas gesagt, die eigentliche Diffizilität dieser Erscheinung wird erst klar, wenn man sie gegen die wesentlichsten literarischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte abgrenzt; also gegen den Naturalismus und seinen Nachfolger, den Impressionismus, gegen den Expressionismus und gegen Otto zur Linde und seinen Kreis. In diesen Namen sind

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Saarbrücker Zeitung
Dezember 1932

172. Jahrgang. Nr. 351. 4. Beilage.

EHR.

Das ewige Angesicht.

Von

Waldemar Bonsels.

Da hat man mich nun gebeten, über das schönste Weihnachtserlebnis der Kindheit eine kurze Erzählung zu schreiben und während ich mir die Erlebnisse dieser hellen und glücklichen Stunden der Vergangenheit durch den Sinn gehen lasse, wird mir deutlich, daß alles sich mehr und mehr zu einer lichten Atmosphäre vereinigt, in der die Einzelheiten beinahe bedeutungslos werden. Nur eines weiß ich zuversichtlich, um keinen Takt schlägt das kleine Herz, das um diese Stunden groß und weit wird, und das erfahrene Herz, das um diese Stunde jung wird, anders als die Herzen einst vor dem Stallicht der Hirten schlugen. Das holde Wunder unseres Glaubens ist vom Wandel der Zeitgestalten nicht um seinen alten, tiefen Ruhm gebracht worden, nicht um den Schein der Freude.

Freude — du altes, liebes Wort! Wer es zu sagen und zu hören versteht, dem erklingt es über das Trümmerfeld der tausendfachen Tagesbegriffe hin wie eine Glocke von unaussprechlicher Reinheit. In diesem Klang wird das mildeste Licht zum mächtigsten, der zarteste Gedanke königlich, das verborgendste Gefühl zum Ton der Güte. Die Wundertat dieses Worts ruht in der Macht, alle Dinge und Gaben ihres errechenbaren Wertes zu entkleiden und den Schimmer der freundlichen Gesinnung wie eine Gloriole auch um das Nichtigste zu legen, dem Vergänglichen die unsterbliche Seele einzuhauchen und sei es nur für den Augenblick, in dem dies Vergängliche von einer liebenden Hand in eine nehmende wandert.

Was wußten wir von diesem Licht,
als wir in ihm noch schritten;
da wir sein Herz und Angesicht,
im Freudenrausch erlitten.

Erinnerung, mach die Seele still!
Nur einmal noch, nur heute;
so klingt, was ich am liebsten will
im dunklen Nachtgeläute.

Das Wort ist arm, die Zeit ist laut,
es ist mir nicht gelungen . . .
Und doch und doch bleibt mir vertraut,
was einst so rein geklungen.

Ueber allem Unnennbaren fort bleibt mir jedoch ein kleines Erlebnis, das sich in der Heimatstadt zutrug, unvergeßlich in der Erinnerung haften, wie sich denn oft das Gewichtigste am Nichtigen entzündet und in ihm fortbesteht. Auf dem Weihnachtsmarkt meiner Kindheit, der unter den Fenstern des Elternhauses stattfand, war dicht an unserer Eingangstreppe ein Zeltdach aufgeschlagen, nicht größer als ein Familienregenschirm. Es brannte darunter in der Abenddämmerung eine wild zischende Lampe, dicht über dem Gesicht des Verkäufers, und der Tauschnee leckte durch das angewärmte Segeltuch. Der Händler pries seine Ware mit so wildherziger Ueberzeugungskraft an, daß es ihm nach meiner Meinung kein Pfarrer, kein Bühnenkünstler und kein Volksredner hätte gleichtun können. Er trug einen weißgrauen Vollbart und einen langen, blauen Mantel, und verkaufte eine graue Wurzel, von der große Mengen in einem ungeordneten Haufen vor ihm auf einem Holzbrett lagen. Diese Wurzel war ein Heilmittel gegen Melancholie und Zahnschmerzen, sie verbannte böse Geister und löste das Hühnerauge, sie war gut gegen Magenschmerzen und Ohrenreißen, auch half sie, zerrieben mit Wasser geschluckt, gegen den Liebeskummer, dies vor allem.

Wie ich ihm glaubte! Besonders wenn es ihm gelang, das Läuten der Kirchenglocke zu übertönen. Der Duft aus einer Bonbon-Gießerei nebenan stärkte meine Andacht bis zur Erhobenheit. Nach beendeter Anpreisung schlug der Alte eine Wurzel in einen Papierfetzen, hob aus der geschwungenen Hand, als erlegte er einen Panter mit der Faust, und reichte sie ins Publikum.

Ich schrieb diese Wurzel an erster Stelle auf meinen Wunschzettel. All meine Hoffnung wanderte in die Wunderwelt des Heils, die sich mit solchem Besitz eröffnen sollte. Wie ich unter dem Schaukelpferd, im Kuchenteller und schließlich am Christbaum danach gesucht habe! Ich glaube heute noch an diese Wurzel. Sie hatte einen lateinischen Namen — ich finde sie bestimmt eines Tages wieder, in den großen Warenhäusern gibt es sie freilich nicht.

„Hast du denn Liebeskummer?“ fragte mich meine Mutter, als ich ihr erzählte, was mich so sehnsüchtig bewegte, und was die Wurzel an Wunderkräften barg. Ich sah ihr gutes Gesicht im Glanz der Kerzen, im silbergrünen, glitzernden Rahmen des Baums. Die milde Vorsicht des Gewährens, die Sorge, meine Hoffnung zu trüben, den Willen, alles gut zu machen. Und plötzlich traf mich tief aus diesem Angesicht der Mutter ein erster unvergeßlicher Wiederschein der ewigen Mächte, die dies Fest heiligen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente

Das jüdische Problem.

Von Waldemar Bonsels.

Kapri, im Mai 1933.

Es ist über den Antisemitismus als geistige Forderung des deutschen Menschen ein allgemeinverständliches Wort zu sagen. Spricht man in Paris oder London mit gebildeten Juden, so hört man Einschätzungen des Deutschtums und der neuen Regierung, die weit unüberlegter und voreiliger sind, als die in Berlin in Kreisen der gebildeten Deutschen jemals über das Judentum gehört worden sind. Was aber ärger und ärgerlicher berührt, als diese beiläufigen und rasch vergänglichen Aeußerungen entflammter Temperamente, ist die beziehungslose und trostlos äußerlich orientierte Einstellung der eigenen Landsleute, die die deutsche Bewegung gegen den überhandnehmenden Einfluß jüdischen Wesens verteidigen. Die Disputationen enden gewöhnlich damit, daß ein empörter oder beleidigter Fremdstämmiger mit Leidenschaft und Ueberzeugung behauptet, seine Stammesgenossen würden einzig ihrer Tugenden wegen verfolgt und ihre Bedränger seien eine Horde besitzgieriger Barbaren, die sich in blinder Wut auf florierende Warenhäuser stürzten.

Zunächst geht es uns durchaus nicht um einen Rangstreit, die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser als Vergleich zwischen Deutschen und Juden sollte verklingen, aufrechterhalten läßt sich jedoch unentstellbar der einfache Begriff der Verschiedenheit, und darum geht es wesentlich. Der Jude ist anders als wir, und dieser Unterschied wird zunächst in einer oft übersehenen Tatsache deutlich, in der Altersverschiedenheit der Völker. Die Juden haben schon vor etwa dreitausend Jahren eine außerordentlich ausgesprochene völkische Lebensform, eine Religionsgemeinschaft und eine Kultur besessen, die Deutschen dagegen besitzen erst seit etwa fünfhundert Jahren eine festgelegte Schriftsprache. Von diesem Standpunkt aus läßt sich vielleicht ruhiger und sachlicher betrachten, was zunächst entscheidend auf den weiten Gebieten der Geisteskultur und des Seelenlebens trennt, so ausschlaggebend und sogar vernichtend trennt, daß die Regionen des Erwerbs- und Handels, der Temperamente und Gewohnheiten darüber ins Nichtige absinken.

Der alte geklärte, überhelle, kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist, völkerentwicklungsgeschichtlich betrachtet, ein viel zu penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngeres Volk, da es den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werden und Seins in eine ganz fremde, überhitzte Aufgelichtetheit reißt. Um ein Bild für den Vorgang zu brauchen: Jede Blüte des Seelenlebens und der geistigen und religiösen Forderung, des Herkommens und der Ideenwelt wird gewaltsam aufgezerrt, sie wird dem höchsten, dem heiligsten Element ihres Wachstums, ihres Daseins entrissen, dem Geheimnis.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes, das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum im Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimens, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte, sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Der tödliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne geistiger Ueberheblichkeit oder Endgültigkeit, da er an Stelle des Humors tritt, d. h. an Stelle der liebevollen, artzugehörigen Verständniskraft für die Beschaffenheit und Notwendigkeit auch der besonderen Schwächen und Fehler. Goethe sagt einmal den prachtvollen Satz: „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat!" Diese Respektlosigkeit ist bei allem Intellekt und aller Sentimentalität der jüdischen Natur, offenkundig oder latent, das zehrende Gift der Unbefangenheit des deutschen Gemüts. Wer geschärften Sinnes, auf rechte Art empfindlich, den Klang des letzten Wortes gehört hat, wird daran erinnert worden sein, wieweit dieser einfache und hohe Begriff, der Begriff des „deutschen Gemüts", in die Regionen des Fragwürdigen und Lächerlichen gezerrt worden ist.

Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die verborgene Vorsicht, der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen, und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung.

Die Gegner der nationalsozialistischen Bewegung haben in den meisten Fällen keine richtige Vorstellung davon, wieweit dieser Einfluß in Deutschland gegangen ist. Ich lasse Handel, Bank oder Börse hier aus dem Spiel, aber in Deutschland bestimmten in den letzten Jahrzehnten die Juden, welcher Maler, Bildhauer oder Musiker Beachtung zu finden habe. Sie entschieden darüber, welche Schriftsteller und Dichter eines Verlegers würdig seien, und die Presse bot zum überwiegenden Teil im In- und Ausland das Tagesangesicht Deutschlands im Spiegel der jüdischen Auffassung. Sie beherrschten die Kritik, und wir erfuhren durch sie, wieviel Achtung wir verdienten.

Dem unpolitisch eingestellten Staats- oder Kleinbürger sind diese Tatsachen auch in Deutschland bis vor kurzem noch unbekannt gewesen, und ich betone noch einmal, in ernster Sorge um den Ruf meiner Sachlichkeit: Ist es nicht das Recht eines Volkes, seine Wesensdinge im Geist seiner eigenen Beschaffenheit zu führen, zu lieben, zu verwerfen und zu pflegen? Gefragt haben wir oft nach diesem Recht, jetzt wird es behauptet und genommen. Ich sehe nirgends, daß mehr genommen worden ist.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS:

Der Gruß aus dem Dunkel

Es war nicht viel Licht in den Gedanken des Mannes, der sich in der Abenddämmerung in die öde und enge Vorhalle eines Bahnhofs drückte und dort, den verschlissenen Ueberzieher fest um sich ziehend, fröstelnd auf einer Holzbank Platz nahm. Nur für einen Augenblick natürlich, und ängstlich darauf bedacht, von niemandem für etwas anderes gehalten zu werden, als für einen heimgerichteten, irdisch wohlbestellten Passanten, der sich für eine Weile auszuruhen gedachte, oder für einen Fahrgast, der sich ein wenig zu früh am Bahnhof eingefunden hatte.

Der Fremde grübelte stumm und einsam vor sich hin. Sorgen und Hoffnungen, wie sie mich jetzt schon seit langen Jahren beunruhigen, dachte er, sind im Grunde wohl eine Art Schutzwehr gegen den Verfall und die Ausschweifung des Gefühls. Mehr als fünfzig Jahre lebe ich nun, so oder so, und da ziemt es sich nicht mehr recht, mit Worten und Begriffen wie „einsam", „traurig" oder „sehnsüchtig" das gespannte Herz zu erweichen, zu erniedrigen oder zu bedrängen. Nein, im Gegenteil, so war es immer schon, einsam, traurig, sehnsüchtig. Es war nie anders. Nur wer das Leben nicht kennt, wer gewissermaßen neben ihm her, ohne Empfindungskraft und ohne hohe Forderung, seine Tage verbringt, vermint, es sei anders. Neben dem Leben ist es auch anders, mitten im Leben selbst bezogen nicht.

Wären ein paar andere Gäste in dieser öden und kaum von Licht beschlichenen Holzhalle des Bahnhofs der kleinen Stadt zugegen gewesen, darunter sogar kluge und erfahrene Menschen, die sich auf Beurteilung, Vergleich und Einschätzung verstanden hätten, so würden sie bei einer Betrachtung des Fremden etwa folgendes festgestellt haben:

Dieser Mann wartet ja eigentlich gar nicht auf einen Zug, er gibt sich nur den Anschein, oder er wartet überhaupt schon lange, schon immer. Das wäre nicht einmal so schlecht beobachtet gewesen, auch nicht schlecht in Worte gefaßt, denn es gibt tatsächlich Menschen, die ihr Leben lang warten. Wer einmal wirklich hat warten müssen, und noch dazu ohne rechte Hoffnung, weiß, daß Warten ein furchtbares Leid ist, ein ungreifbares, zehrendes, das die Kräfte verdirbt und den Sinn unsagbar ermüdet.

Zudem ließ sich an dieser hockenden Gestalt in der Dämmerung deutlich erkennen, um so deutlicher, als es fast schon dunkel war, daß es nicht immer ein solch verlorener Ort gewesen sein konnte, an dem sie gewartet hatte. Wie rasch man doch bei verbrauchten Kleidern festzustellen vermag, daß sein Träger einmal sehr gut zugeschnittene Anzüge getragen haben muß. Nur der einfache, einfältige, der arme, arbeitende Mensch versteht schlechte und verbrauchte Kleidung gut zu tragen. Sogenannte feine Leute können das nicht. Es ist nun einmal viel schwerer, vom behüteten, wohlgepflegten Wohnraum des Anstandes und der Ordnung aus in der Gasse Halt zu finden als umgekehrt.

Gottlob waren in der Wartehalle keine Leute, die sich solche Gedanken hätten machen können. Da walteten der gedankenlose, feuchte Wind, der seinen unbekannten heimatlichen Weg zog, die verhüllende Dämmerung und die Kälte; gnädige Gefährten des Verlassenen, denn er wußte, nur er spürte sie, aber sie waren barmherzig genug, von ihm keine Notiz zu nehmen. Teilnahme, dachte er, weiter vor sich hingrübelnd, die überlaßt mir; im Elend braucht man die Teilnahme nicht, sondern nur die Möglichkeit, wieder selbst teilnehmen zu können. Das wissen nur die allerbesten Menschen, die sogenannten guten Menschen ahnen es nicht einmal. Sie neigen sich zu uns herab und zeigen uns damit nur die Tiefe, in die wir gesunken sind, unsere Verlassenheit und ihr eigenes Glück, das zornig macht. Wer kann durch äußerliche Wohltat Güte in ein elendes Herz zaubern? Zeig ihn mir!

Da, durch den Eingang, der zur Straße führte, kam es rasch und niedrig am Boden dereingehuscht, lief durch die Wartehalle und machte vor der Schienenbahn halt... ein kleiner Hund.

Das Tier war in das Blickfeld des Mannes geraten, der vor sich hinstarrte. Nun hob er den Kopf und sah dem kleinen fremden Eindringling nach, mehr mit den Augen allein, als mit allen Sinnen, angezogen durch die Bewegung.

Der Hund schien die Stufe hinab zu dem Schienenstrang als eine Grenze zu betrachten, die nicht überschritten werden dürfte. Es war noch hell genug, um das Tier beobachten zu können. Die kleinen beschnellten Kopfoszillierungen, die offenbar als Ohren Dienst taten, hoben sich etwas, die Nase schnupperte in die feuchte Weite, half den deutlich schwachen Augen und schien drüben im abendlichen Land allerhand Wünschenswertes feststellen. Es wurde jedoch bald als unerreichbar abgelehnt, und ein gemächlicher Rundgang in der Halle begann. Zunächst fand der Fuß einer Eisensäule freundliche Beachtung, nur kurz und scheinbar ohne rechten Erfolg. Solche Bedürfnisse schienen zur leeren Gewohnheit herabgesunken zu sein. Trotzdem folgte ein wilderzogenes Scharren auf den kahlen Fliesen, die einem erhofften Sandboden galten.

Der neue Besucher schien den alten nicht bemerkt zu haben, der jetzt aus seiner Versunkenheit erwacht war, und mit einem Lächeln, von dem er nichts wußte, auf das kleine Tier scheute. Mein Gott, gab es denn so wichtige, so erregende Dinge in dieser öden Halle? Die unsichtbaren Spuren unter den Bänken schienen darüber zu berichten, wer sich den Tag über hier aufgehalten hatte. Ein Papierfetzen strotzte von Nachrichten. Die Steinplatten vor dem Fahrkartenschalter erschütterten durch die Fülle der Seelen und Seelchen, die dort immer noch hausten, im Dämmern, im Unfaßbaren.

Der Mann rührte sich nicht. Wurde er übersehen? War er noch nicht entdeckt worden? Das war erstaunlich und fuhr sonderbar, fast ein wenig kränkend. Ihm schien jetzt, als verstelle sich das kleine Tier, als täte es so, als sei es unbeobachtet. Sicherlich, dieses Entdeckungstheater in der Halle war ein wenig affektiert. Da sollte einer nun nicht lachen über dies kleine Vieh, dessen unerforschbare Herkunft sich am deutlichsten in den Rassen kundtat, die es verkörperte.

Erschöpft schienen diese Erlebnis-Reichtümer der Halle zwar noch keineswegs zu sein, aber das kleine Tier zeigte sich ermüdet. Es nahm jetzt geradewegs Kurs auf den Sitzenden zu, näherte sich ihm ohne besondere Anzeichen von Freundschaft oder Zweifel und sog, dicht vor ihm angelangt, Art und Wesen des Fremden mit der Nase ein.

Es war fast dunkel im Winkel zwischen Bank und Eingang. Ein brannroten matten Lichtgarben erlosch der ferne Horizont, der sich vor dem Niedergang des Tages noch einmal spärlich aufgelichtet hatte, über den silbernen Linien der Schienen, die überklar, fast grell schimmerten. Der Mensch sah jetzt nach und fast gierig auf das Tier nieder, das sich ihm im Schattengrund unten näherte. Aber es lehnte oder drückte sich nicht an seinen Körper, o nein, das verbot ihm denkbar eine heimliche Scheu, ein wunderbarer tierischer Takt, die dunkle Willensbeschränkung seiner Art. Nein, es hielt sorgsam Abstand von jeder Körpernähe und berührte den Menschen nicht, kaum daß einmal die Pfote ein wenig fragende Gunst gewährte und Gewährung zaghaft am Schuh erstattete. Es setzte sich dann in respektvollem Abstand, still und ernst am Boden neben dem Menschen, würdig in seiner Weise und deutlich endgültig. Hier saß man in der Dämmerung, hier wartete man. Gut

So empfand der Einsame keineswegs, daß er selbst etwa hier groß oder gütig nach Art besonders braver Menschen, einem armen Tier etwas erlaubte und zukommen ließ, sondern er fühlte, daß er etwas empfing. Nicht Gunst oder Gemeinschaft, nicht Vertrauen oder gar den heimlichen Wunsch und Willen, die Verlassenheit aufzuheben — das alles erschien ihm plötzlich alt, verbraucht und von muffigen Seelen verlan und verspielt — er empfing eine dunkle und erschreckend wohltuende Ahnung aus der Urwelt des Unbewußten, einen Gruß des Triebhaften vom Weltendunkel her, ein Heimwort der Dämonen, die das Licht suchten.

Und in einem Lächeln, das zu einem leisen, den ganzen Leib erschütternden Gelächter im Dunkeln aufstand, wurde ihm für einen lichten Augenblick erkennbar, wer er selber war: ein Mensch auf der Erde. Wie ein Schwarm von quälenden Insekten hob sich die Unrast der bösen Sorgen unter diesem Lachen aus dem Gerüume der befreiten Seele. Nur ein einziges Gefühl blieb, wie im Gewebe der Freiheit, zurück, das Bewußtsein der Einsamkeit, die das Verlangen nach Gemeinschaft mit sich brachte.

Er erhob sich jählings, und mit festem Schritt ging er rasch von dannen. Es wäre zuviel gesagt, daß er nun den Gewinn eines neuen Ziels mit sich genommen hätte. Wohl aber wußte er seinen Weg, und die Dunkelheit von Land und Lebenssorge schreckte ihn nicht mehr. Das Tier folgte ihm.

— **Max v. Schillings Leiter der Städtischen Oper Charlottenburg.** Aus Berlin wird gemeldet: Zwischen Oberbürgermeister Dr. Sahm und Professor Max v. Schillings fanden Verhandlungen über die Uebernahme der Leitung der Städtischen Oper in Charlottenburg statt. Da eine grundsätzliche Einigung erzielt worden ist, kann mit Max v. Schillings' endgültiger Uebernahme der Leitung gerechnet werden.

—ch. **Professor Wolhard Ehrendoktor der Universität Paris.** Unser Pariser Korrespondent drahtet uns: Die Pariser Universität hat dem Frankfurter Nierenspezialisten, Professor Dr. Wolhard die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Außerdem wurden noch mehrere Angehörige der Universität Rom und ein Professor aus Barcelona ausgezeichnet.

Zum Wechsel in der Leitung der Landestheater

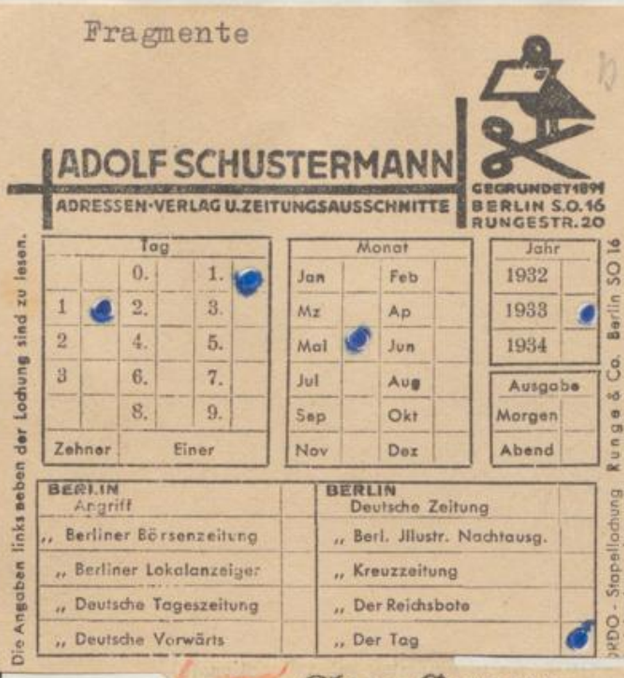
Von zuständiger Seite wird zum Wechsel in der Leitung der Landestheater, über den schon berichtet wurde, folgendes mitgeteilt:

Generalintendant Kehm ist bis auf weiteres beurlaubt und Oberspielleiter Otto Krauß, Berlin, zum kommissarischen Generalintendanten der Württ. Landestheater bestellt.

Die Aenderung in der Leitung der Württ. Landestheater erfolgte nach einer eingehenden Aussprache zwischen dem Herrn Kultminister und Generalintendant Kehm. Bei aller Würdigung der langjährigen Arbeit des Generalintendanten Kehm wurde angesichts der kulturellen Auswirkungen und Aufgaben der nationalen Erhebung vom Herrn Kultminister eine Aenderung in der Leitung der Württ. Landestheater für notwendig erachtet.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente



Klare Grenzen

Von Waldemar Bonsels.

Der bekannte Erzähler hat im Auslande aus Gesprächen mit gebildeten Juden so manche unüberlegte und voreilige Einschätzung des Deutschtums und der neuen Regierung vernommen, daß er sich veranlaßt sah, die Begriffe noch einmal zu klären und dabei das Wesentliche der Diskussionen über die strittige Frage herauszustellen. Einem solchen gelegentlich eines Aufenthaltes auf Capri verfaßten Artikel entnehmen wir die folgenden Darlegungen.

Zunächst geht es uns durchaus nicht um einen Rangstreit, die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser als Vergleich zwischen Deutschen und Juden sollte gleichmütiger verklingen; aufrechterhalten läßt sich jedoch unentstellbar der einfache Begriff der Verschiedenheit, und darum geht es wesentlich. Der Jude ist anders als wir, und dieser Unterschied wird zunächst in einer oft übersehenen Tatsache deutlich, und zwar in der Altersverschiedenheit der Völker . . . Der alte geklärte, überhelle und kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist, immer weit und allgemein völkerentwicklungsgeschichtlich betrachtet, ein viel zu penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngeres Volk, da es den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werdens und Seins in eine ganz fremde überhitzte Aufgelichtetheit reißt. Um ein Bild für den Vorgang zu brauchen, den es mir deutlich zu machen gilt: Jede Blüte des Seelenlebens und der geistigen und religiösen Forderung, des Herkommens und der Ideenwelt wird gewaltsam aufgezerrt, sie wird dem höchsten, dem heiligsten Element ihres Wachstums, ihres Daseins entrissen, dem Geheimnis.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes, das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum im Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimens, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Der tödliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne geistiger Ueberheblichkeit oder Endgültigkeit, da er an Stelle des Humors tritt, das heißt an Stelle der liebevollen, artzugehörigen Verständniskraft für die Beschaffenheit und Notwendigkeit auch der besonderen Schwächen und Fehler. Goethe sagt einmal den prachtvollen Satz: „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Diese Respektlosigkeit ist bei allem Intellekt und aller Sentimentalität der jüdischen Natur, offenkundig oder latent, das zehrende Gift an der Unbefangenheit des deutschen Gemüts . . . Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die verborgene Vorsicht, der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen, und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung. Hier trübt das jüdische Wesen jedes klare Wässerchen schon an der Quelle . . .

Die Gegner unserer Bewegung haben in den meisten Fällen keine richtige Vorstellung davon, wie weit dieser Einfluß in Deutschland gegangen ist. Ich lasse die im Praktischen erkennbaren Tatsachen, den Handel, die Bank oder die Börse hier aus dem Spiel, es geht mir nicht um die Verteidigung vergänglicher Güter, aber in Deutschland bestimmten in den letzten Jahrzehnten die Juden, welcher Maler, Bildhauer oder Musiker Beachtung zu finden habe. Sie entschieden darüber, welche Schriftsteller und Dichter eines Verlegers würdig seien, und die Presse hat zum überwiegenden Teil im Inland und Ausland das Tagesgesicht Deutschlands im Spiegel der jüdischen Auffassung. Sie beherrschten die Kritik, und wir erfuhren durch sie, wieviel Achtung wir verdienten . . . Kein Werturteil soll diese Ausführungen rechthaberisch oder einseitig in das zweifelhafte Licht voreiliger Parteinahme drängen, und der unwürdge Ton bleibe fern, wohl aber soll die Frage Gültigkeit behalten: Ist es das Recht eines Volkes, seine Wesensdinge in der Wahrheit oder im Geist seiner eigenen Beschaffenheit zu führen, zu lieben, zu verwerfen und zu pflegen? Gefragt haben wir oft, mit viel heimlichem Leid und mancher Enttäuschung nach diesem Recht, jetzt wird es behauptet und genommen, und ich sehe nirgends, daß mehr genommen worden ist.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Das herrliche Bild

Von Waldemar Bonsels

Hans Paule, der Maler großen Talents und geringen Fleißes, hob den grau bebarteten Kopf aus den Agaven, rückte an der Hornbrille, die unsicher auf der wilden Nase ritt, und rief Eva an, die auf dem schmalen Felspfad vorüberging. Sie erschrak furchtbar. Man kann so versinken und in sich selbst dahinwandern im täglichen Mittagslicht dieser Mittelmeerfelsen, im Gesang des Meeres, hoch im Hellen.

Sie ließ sich bei ihm nieder und hielt ihr Herz, schlank die Hand wie die ganze herrliche Gestalt, eine Amazone des Nordens, verdammt, im Inselfieber Sirenendienst zu tun.

Paules Brillengläser funkelten das blonde Haar an, das unter dem hellen Kopftuch vorquoll: gerade auf diese blonde Fülle mußten seine Augen gerichtet sein, man unterschied es nicht deutlich, denn die kleinen, hellblauen Aeuglein schwammen ein wenig in der lieben Trübung des Weins, von heute, von gestern, von vor zwanzig Jahren. Wirklich zwanzig Jahre lebt er schon auf dieser Insel, gottesfürchtig, allein, und, dem Mythos nach, zuweilen tätig.

„Du bist betrunken," sagte Eva, aber nur aus Verdruß über ihren Schreck. Es war unnötig, dies zu sagen, es war ein wenig taktlos und selbstverständlich. Wer erwähnt die Warze auf der Nase eines Regierungsbeamten, wenn er ein Gesuch um Abkürzung seiner Schutzhaft überreicht? Und etwas ähnliches bewegte das Herz der jungen Frau: Sie wollte von Paule gemalt sein.

Der Maler zog sich wieder in den spärlichen Schatten zurück. Ein Duft von blühenden Myrthen und rückläufigem Knoblauch gab Eva das alte, liebe Inselbewußtsein und das vertraute Gefühl seiner Nähe. Eine Stoßwolke, aus der schmorenden Pfanne der kurzen Pfeife gesogen, erinnerte sie an Tage in Mitteleuropa, an denen sie wirklichen Tabak gerochen hatte. Die Wolfsmilch knackte selbsttätig ihre Früchtchen in der glühenden Mittagssonne auf. Es war Ende Mai, man merkte es an diesen Naturgeräuschen. Wie ein unregelmäßiges, hastiges, leises Uhrticken tönte es in der großen Zeitlosigkeit der Mittagsglut. Auf dem Meer schwamm fern ein segelloses Boot, klein wie Spielzeug: Paule leckte sich die Lippen, als er es erspähte, und schmatzte hörbar, weil er an in Oel gebratene Fische denken mußte. Dort fing man sie. Er hatte Hunger, wie immer.

So saßen sie nun hier, ziemlich hoch über dem Meer in den hellen, braungrauen Steinrunzeln des mächtigen Felsabhangs, begierig nach Schatten, um den Verzauberungen der Sonne zu entgehen. Die wirren Monumente der Kakteenwand boten nur geringen Schutz und bis zu der nahen Gruppe der knorrigen Steineichen war der Weg zu weit. Man konnte sich tiefer unter die gewaltige Kuppel der Wolfsmilch schmiegen. Gut, Paule grübelte über Taten nach. Eva war schön derweil wie immer.

„Es sind wieder Fremde angekommen," sagte Paule so mürrisch und finster, als wäre die Insel von Korsaren überfallen worden. Lebt ein Maler zwanzig Jahre auf einem Eiland im Mittelmeer, so gehört es ihm. Eva wußte das, aber es war zu mühevoll, darüber ernstlich nachzudenken. Die Meerstimmen tief unten, das sanfte Donnern am Gefelse, hörte man nur noch selten mit Bewußtsein, es war längst in einem selbst, Sonne, Flut, Fels und Wesen und Verwesen, und Wohlstand und die ewige, tiefe, herrliche Trauer.

„Ja, traurig ist die Insel," dachte es in Eva, so traurig, so selig — traurig, so selig ..."

Jetzt fing dicht neben ihnen eine Grille in Glut und Stille ihr Lied an, damit gab es zu tun, man mußte lauschen. Wo mochte sie weilen, die fremdartige Grille? Vielleicht in dem kleinen blühenden Busche zu ihrer Linken, oder in jener Felsspalte, wo ein Pflänzlein von lichtestem Olivengrün, ein zarter Stern,* sich am Rande festhielt wie ein Meertier oder eine Alge. Vielleicht wohnte die Grille in dieser Höhle. Jetzt schwieg sie, so jäh, als drohte der Tod. Die Stille wurde unheimlich, der zornige Himmelsbrand loderte. Paule suchte in der Hosentasche nach Tabakresten, es geriet allerhand Fremdartiges mit in den Pfeifenkopf, aber es brannte.

Eva sah beruhigt zu, als das Wachsstäbchen vor dem Gehölz des Barts blaß aufflammte, kaum sichtbar im Mittagslicht. Ihr helles Kleid lag wie ein Schleier über den wundervollen Bahnen und Wegen des jungen Körpers; in Paule kündete sich tief und dunkel ein Traum von Frauenliebe an, aber er fand es schon erregend genug, daß seine Pfeife wieder und wieder bedient sein wollte. „Al Barbone" nannten sie ihn auf der Insel, „den Bärtigen". Wie bekannt er doch war!

Auch Eva dachte an seinen sonderbaren Ruhm. Er galt als ein großes Talent, es sollte Bilder von ihm geben, die die Kenner hoch in Ehren hielten. Manchmal kamen gebildete und ungewöhnlich tatkräftige Leute aus Deutschland oder England und fragten nach ihm. Es war im Laufe der Zeit sehr schwer für Paule geworden, mit diesen Leuten erfolgreich umzugehen. Eva verstand das, sie waren aufgeregt, hatten Eile und wollten alles auf einmal. Nach solcher Weise ließ sich hier freilich nicht leben und arbeiten; kalte, frische Länder mußten das sein, aus denen sie kamen. Aber war das nicht die eigene Heimat ...

Plötzlich hörte sie das Meer, den weißen Felsbrand, die Glocken der Tiefe, das blausilberne Geglitzer, diesen Klang der Elemente zum Ruhm des Alls, der zeitlosen Herrlichkeit des Seins, des vergessenen Todes.

„Paule, Hans, Du wolltest mich doch einmal malen, immer schon, seit Jahren. Einmal hatten wir schon Leinwand besorgt."

Paule brummte: „Leinwand? Gut. Und Farben?"

„Ach ja, Farben," sagte Eva betroffen. Sie empfand sich als schuldig. Paule lächelte überlegen und listig. Aus dem slawischen Urwald von Gebärte sprang sanft, groß und gesattelt die rote Nase und schnupperte. Wie gut es war, recht zu behalten, und als wie armselig sich doch der Verstand der Weiber erwies — Farben fehlten, das war's. Wozu gab es überhaupt Weiber?

Aber er hatte für seine Verhältnisse doch zuviel nachgedacht, um nicht angeregt zu sein: „Wir müssen einmal über das Bild reden" sagte er. „So vielleicht, wie jetzt, weiß und ein giftgrüner Hintergrund mit etwas lichtem Braun. Der Arm liegt gut so, ausgezeichnet, ich sehe die Bewegung und die Gegenbewegung, ein herrliches Bild!"

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente

Leipzig/Leipziger Neueste Nachrichten/11.Mai 1933

Begründungen

Von Waldemar Bonsels

Der zur Zeit in Capri weilende Dichter wendet sich spontan mit den nachfolgenden Betrachtungen an die deutsche Oeffentlichkeit.
Die Schriftleitung.

Es ist über den Antisemitismus als geistige Forderung des deutschen Menschen ein allgemeinverständliches Wort zu sagen, da eine Fülle so falscher Einstellungen, so entstellter Begriffe und kleinlicher Forderungen die Gemüter bewegt oder verletzt, daß manches allzu rasche und unvorsichtige Urteil des Auslands verständlich wird. Spricht man hier, in Paris oder London mit gebildeten Juden, so hört man Einschätzungen des Deutschtums und der neuen Regierung, die weit unüberlegter und voreiliger sind, als die in Berlin in Kreisen der gebildeten Deutschen jemals über das Judentum gehört worden sind. Was aber ärger und ärgerlicher berührt, als diese beiläufigen und rasch vergänglichen Aeußerungen entflammter Temperamente, ist die beziehungslose und trostlos äußerlich orientierte Einstellung der eigenen Landsleute, die die deutsche Bewegung gegen den überhandnehmenden Einfluß jüdischen Wesens verteidigen.

Die Disputationen enden zuweilen oder gewöhnlich damit, daß ein empörter oder beleidigter Fremdstämmiger mit Leidenschaft und Ueberzeugung behauptet, seine Stammesgenossen würden einzig ihrer Tugenden wegen verfolgt, und ihre Bedränger seien eine Horde besitzgieriger Barbaren, die sich in blinder Wut auf florierende Warenhäuser stürzten. Etwas anders liegen die Dinge in Deutschland.

Die Begleiterscheinung der Straße und Gasse, unvermeidlich bei starken Umwälzungen eines Volkes, und jeden Volkes, sind von gebildeten deutschen Menschen und der Regierung weder gewollt noch veranlaßt worden; sie zum wesentlichen Merkmal der ganzen Bewegung zu machen, entspräche etwa dem Urteile eines Bibelforschers, der Christus für einen notorischer Trinker erklärte, weil er bei der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt hat. Die entscheidenden Ursprünge der ganzen leidenschaftlichen Erhebung gegen die Uebermacht fremden Einflusses wirkt sich naturgemäß als Lärm auch auf der Gasse aus, aber sie ruhen und wirken in ganz anderen Tiefen und suchen ganz andere Höhen der Läuterung.

Zunächst geht es uns durchaus nicht um einen Rangstreit, die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser als Vergleich zwischen Deutschen und Juden sollte gleichmütiger verklingen; aufrechterhalten läßt sich jedoch unentstellbar der einfache Begriff der Verschiedenheit, und darum geht es wesentlich. Der Jude ist anders als wir, und dieser Unterschied wird zunächst in einer oft übersehenen Tatsache deutlich, und zwar in der Altersverschiedenheit der Völker. Die Juden haben schon vor etwa dreitausend Jahren eine außerordentlich ausgesprochene völkische Lebensform, eine Religionsgemeinschaft und eine Kultur besessen, die Deutschen dagegen besitzen erst seit etwa fünfhundert Jahren eine festgelegte Schriftsprache. Von diesem Standpunkt aus, der unter vielen anderen Gültigkeit haben mag, läßt sich vielleicht ruhiger und sachlicher betrachten, was zunächst entscheidend auf den weiten Gebieten der Geisteskultur und des Seelenlebens trennt, so ausschlaggebend und sogar vernichtet trennt, daß die Regionen des Erwerbs und Handels, der Temperamente und Gewohnheiten darüber ins Nichtige absinken, denn es handelt sich hier nicht mehr um das tägliche Brot, sondern um das seelische und geistige Brot des Daseins selbst, um die organische Entfaltung und um das Wachstum dieses Lebens in völkischer und religiöser Gemeinschaft.

Der alte geklärte, überhelle und kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist, immer weit und allgemein völkerentwicklungsgeschichtlich betrachtet, ein viel zu penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngeres Volk, da es den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werdens und Seins in eine ganz fremde überhitzte Aufgelichtetheit reißt. Um ein Bild für den Vorgang zu brauchen, den es mir deutlich zu machen gilt: Jede Blüte des Seelenlebens und der geistigen und religiösen Forderung, des Herkommens und der Ideenwelt wird gewaltsam aufgezerrt, sie wird dem höchsten, dem heiligsten Element ihres Wachstums, ihres Daseins entrissen, dem Geheimnis.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes, das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum im Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimens, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte, sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Fortsetzung umseitig

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Der tödliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne geistiger Ueberheblichkeit oder Endgültigkeit, da er an Stelle des Humors tritt, das heißt an Stelle der liebevollen, artzugehörigen Verständniskraft für die Beschaffenheit und Notwendigkeit auch der besonderen Schwächen und Fehler. Goethe sagt einmal den prachtvollen Satz: „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Diese Respektlosigkeit ist bei allem Intellekt und aller Sentimentalität der jüdischen Natur, offenkundig oder latent, das zehrende Gift an der Unbefangenheit des deutschen Gemüts.

Wer geschärften Sinnes, auf rechte Art empfindlich, zeiterfahren und herzlich beteiligt, den Klang des letzten Wortes gehört hat, wird daran erinnert worden sein, wieweit dieser einfache und hohe Begriff, der Begriff des „deutschen Gemüts", in die Regionen des Fragwürdigen und Lächerlichen gezerrt worden ist.

Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die verborgene Vorsicht, der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen, und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung. Hier trübt das jüdische Wesen jedes klare Wässerchen schon an der Quelle. Die Wirkung ist um so gefährlicher, als

sie atmosphärisch ist, im Beginn für die Unbefangenen kaum nachweisbar, und in der Entfaltung oft von scheinbarem Vorteil.

Die Gegner unserer Bewegung haben in den meisten Fällen keine richtige Vorstellung davon, wie weit dieser Einfluß in Deutschland gegangen ist. Ich lasse die im Praktischen erkennbaren Tatsachen, den Handel, die Bank oder die Börse hier aus dem Spiel, es geht mir nicht um die Verteidigung vergänglicher Güter, aber in Deutschland bestimmten in den letzten Jahrzehnten die Juden, welcher Maler, Bildhauer oder Musiker Beachtung zu finden habe. Sie entschieden darüber, welche Schriftsteller und Dichter eines Verlegers würdig seien, und die Presse bot zum überwiegenden Teil im Inland und Ausland das Tages-Angesicht Deutschlands im Spiegel der jüdischen Auffassung. Sie beherrschten die Kritik, und wir erfuhren durch sie, wieviel Achtung wir verdienten.

Dem unpolitisch eingestellten Staats- oder Kleinbürger sind diese Tatsachen auch in Deutschland bis vor kurzem noch zum guten Teil unbekannt gewesen, wie den meisten Ausländern, und ich betone noch einmal, in ernster Sorge um den Ruf meiner Sachlichkeit: kein Werturteil soll diese Ausführungen rechthaberisch oder einseitig in das zweifelhafte Licht voreiliger Parteinahme drängen, und der unwürdige Ton bleibe fern, wohl aber soll die Frage Gültigkeit behalten: Ist es das Recht eines Volkes, seine Wesensdinge in der Wahrheit oder im Geist seiner eigenen Beschaffenheit zu führen, zu lieben, zu verwerfen und zu pflegen? Gefragt haben wir oft, mit viel heimlichem Leid und mancher Enttäuschung nach diesem Recht, jetzt wird es behauptet und genommen, und ich sehe nirgends, daß mehr genommen worden ist.

Und um noch einmal aus den Niederungen der Tagesfragen die Helligkeit und rechte Güte des Willens zur Eigenart zu gewinnen: Es ist uns mit einiger Erkenntlichkeit nicht unwillkommen gewesen, in der Ratio der überlichteten Vorgestoßenheit mancherlei zu erfahren und zu wissen, was wir im Grunde nicht haben glauben können, aber in Wahrheit tragen wir doch Verlangen danach, nur das zu wissen, was wir glauben können, das heißt, was wir sind.

Man beginnt Sinn für diese Tatsachen und Einstellungen zu gewinnen, aber es ist wichtig für sich und andere, die Gründe dafür aus weiterer Einsicht und Tiefe zu erhalten, und die Disputation aus den

Gefilden gewöhnlicher Interessen zu verdrängen. Was aus solchen Niederungen an Widerspruch aufsteht, ist ohne Belang für die heraufdrängende Freiheit neuer Kräfte. Was darüber verlorengehen mag, soll ertragen werden. Es ist immer noch besser, auf eigene Art ein Gescholtener zu sein, als auf fremde Art ein Gelobter.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Einzelnummer 15 Pfg.

zeiger

...arkpreise laut Tarif. Grundpreis der Zeile 50 Pfg.
...5 Pfg., private Familienanzeigen, Stellengesuche 25 Pfg.
...eigen 35 Pfg., im Lokalverkehr 25 Pfg. Die Reklame-
...Lokalverkehr Mk. 1.75. Text-Vereinsnachrichten 50 Pfg.
...nnover. Keine Gewähr für Größe, Tag und Platz.
...ögerung kommt etwaiger Rabatt od. Skonto in Fortfall.

41. Jahrgang

Hannover Anzeiger 8. Juni 1933

in Berlin

ge für Deutschland

Vorstoß und Auswirkung

Von Waldemar Bonsels

Capri, Ende Mai.

Das Reichsministerium für Propaganda und Volksaufklärung legt Wert auf den Abdruck der nachstehenden Stellungnahme des bekannten Dichters Waldemar Bonsels. Ohne Zweifel sieht Bonsels sehr scharf die augenblickliche Situation. Man kann nur wünschen, daß seine Auffassung in den weitesten Kreisen Raum gewinnt. Die Redaktion.

Es ist verhängnisvoll für den heutigen deutschen Menschen, daß er leichter zur Kritik neigt als zur Prüfung, schneller zur Einschätzung als zur Gelassenheit ruhigen Erlebens, eine Einstellung, die aus dem Drang der Not verständlich wird, aber im Grunde nicht deutsch ist, sondern übernommen. Uebernommen durch Einflüsse fremdstämmigen Bluts, geronnener Erkenntnisse und eines anders gearteten Intellekts. Hierüber ist gesprochen worden. Im Grunde bezeichnet es die deutsche Art nicht. Der deutschen Gemütsbeschaffenheit und der germanischen Natur eignen Aufmerksamkeit, Erlebniswille, Andacht und Ehrfurcht, zum mindesten eine wache Sorgfalt der Empfänglichkeit und eher zu viel Bereitschaft der Zustimmung, dem Fremden und Neuen gegenüber, als zu wenig.

Da waren nun, um vom allgemeinen zu einem besonderen Fall zu kommen, die Bücher-Autodafés der deutschen Studentenschaften und ihre Verbrennungslisten, ein lautes kritisches Fanal. Ich sitze hier, nicht ohne besonderen Grund, in einer Wildnis von Zuschriften, die mich zu einem flammenden Protest auffordern: Der Ungeist verdränge den Geist, deutsche Kulturgüter seien in Gefahr, das Mittelalter kehre zurück.

Genau das Gegenteil werde ich tun. Zunächst handelte es sich bei diesen Maßnahmen jugendlicher Gemüter nicht um Kritik allein, sondern um eine Proklamation, um eine symbolische Handlung, um eine Kundgebung der Heraufdrängenden, das Echte, Wahre und Erhabene hoch zu stellen und das Nichtige und Schädliche in der Literatur zu verdammen. Ich fand diesen ersten Vorstoß der Studentenschaft, sich einmal ernstlich mit der schönen Literatur auseinanderzusetzen, etwas zu stürmisch, aber von Nutzen. Gewiß, das Hakenkreuz ist ein Wahrzeichen der neuen deutschen Freiheit geworden, aber nicht alles, was deutsch ist, ist ein Hakenkreuz. Zum anderen ist diese schwarze Liste der verfehmten Dichter und Schriftsteller jetzt durch eine gemeinsame Zusammenarbeit des Vorstandes des Börsenvereins deutscher Buchhändler und des Kampfbundes für deutsche Kultur revidiert worden. Das Kapitol scheint gerettet.

Ich greife diesen nicht allzu wesentlichen Fall heraus, um an ihm deutlich zu machen, wie solche Vorgänge sich auf ihrem Wege von oben nach unten und wieder zurück, auf ihrem Wege von unten nach oben, zu entwickeln pflegen, und wie voreilige Kultur-Todesangst einen Hexensabbat von Intrige und Beängstigungen hervorrufen kann. Aber hiermit ist ein Thema berührt, das heute latent und öffentlich weite Kreise ernstlich beschäftigt, bewegt und besorgt macht. Es sind die deutlichen, die immer wiederkehrenden Begleiterscheinungen, die anfänglich die Durchführung eines neuen Willens und einer entschlossenen Tat von oben her, in den unteren Instanzen der Verwaltung und des Volkslebens auszulösen pflegen.

Der Vorstoß der völkischen und politischen Neuordnung war ungeheuer, die Umwälzung rasch und von beispielloser Entschlossenheit. Dabei ohne blutige Kämpfe und, was nicht deutlich genug ins Gedächtnis zurückgerufen werden kann, ohne persönliche Rachsucht oder willkürliche Vergeltung von oben her. Adolf Hitlers Kampfesdrohungen im Ansturm klangen böse und gefährlich, mit der übernommenen Macht zeigte der Reichskanzler Sachlichkeit und Maß, die die Welt zu Staunen und Bewunderung zwangen. Es gab keine Macht, die ihn hätte hindern können, harte Vergeltung für ein Unmaß von Verdächtigungen, Schmähungen und Erniedrigungen zu nehmen, die seinen mutigen Weg stellenweise in Kotgruben verwandelt haben. Es geschah nicht. Um so wichtiger erscheint mir der Appell an seine Gefolgschaften an den Abhängen und in den Niederungen der Auswirkung, daß ihr Verhalten jetzt keine Atmosphäre schaffen möge, in der sich Unwille gegen die Regierung erhebt.

Die Gefahr ist groß. Deutschland ist noch im Zustande einer schweren seelischen und völkischen Erholungsbedürftigkeit. Es herrschen große Not, Armut, Verbitterung und hohe Verwundbarkeit.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Diesem Zustand der Gemüter ist der patriotische Kitsch so aufreizend und unerträglich, wie die Gewissenlosigkeit des Denunziantentums, Gedankenlosigkeit und Willkür im Zugriff, und Roheit in der Proklamation erbittern, und die Anmaßung läßt dort zögern, wo tätige Zustimmung erst zur wahren Volksgemeinschaft führt. Strenge läßt sich mit Güte vereinen und Entschlossenheit mit Geduld.

Man ermißt vielleicht in den Regionen der ersten Auswirkung immer noch nicht einsichtsvoll genug, daß das gewaltige Welttheater einer Volksumwandlung keine Drehbühne hat. Es handelt sich um Aussaat und Wachstum. Es gibt nicht mehr viele Deutsche, die an der Hochherzigkeit der Gesinnung und an der Kraft des Kanzlers und seines Stabes zweifeln. Was es bei solchen Vorbildern für seine geistigen und politischen Mitarbeiter zu wecken gilt, sind Freiwilligkeit und Opferbereitschaft. An diese Kräfte appelliert man aber nicht dadurch, daß man sie von anderen fordert, sondern indem man sie an sich selber erfüllt.

Nur und allein dadurch wird im völkischen Gemeinschaftsgewese jener Druck vermieden, der bis zur Zerstörung der Arbeitsfreudigkeit führen kann. Gute Gesinnung und Eifer allein tun es nicht, denn der Eiferer muß sich mit Andacht empor- und mit Humor hinabwenden, wenn er fruchtbar wirken will. Unter Humor verstehe ich nun freilich kein gedankenloses Lächeln unter Tränen oder Lächeln oder einen leichtherzigen Hang zum Scherzen, sondern Humor ist die willkürlich angenommene, versöhnende Geste des überlegenen Menschen, dem Macht gegeben ist der Unzulänglichkeit alles Irdischen und seinen Mitmenschen gegenüber. Humor erleichtert den Ueberblick aus den Verwirrungen des Gewöhnlichen und der Schwäche zu den Lichtquellen des Wesentlichen. In diesem Sinne gibt es Leute, die Humor haben, mit denen aber deshalb durchaus noch nicht zu scherzen ist, wie etwa die Engländer als Politiker.

Oeffentliche Kritik behält darüber geduldete Gültigkeit; wenn nichts es beweist, so tut es dieser Aufsatz. Es ist nicht richtig, daß man heute in Deutschland seine Gedanken nicht äußern darf. Es ist aber für die Regierung von ungeheurer Wichtigkeit, vorläufig mit Strenge darauf zu achten, daß nicht unter dem Deckmantel selbst wohlwollender Kritik die heimliche Intrigue einsetzt. Diese Gefahr übersehen selten Leute richtig, die mit Dingen der öffentlichen Wirkung und Gegenwirkung nicht vertraut sind. Man kann nicht zugleich nach einer rettenden Faust der Ordnung und einer allgemeinen Freiheitlichkeit für Meinung und Handlung schreien. Alle Magier der großen Umgestaltung, gleichviel auf welchem Gebiet, sehen zuerst allein und nur das Ziel. Erst mit dem Rückblick nach dem Erfolg flammen die Wahrzeichen der Nachsicht und der Zugeständnisse auf. Aber wehe dem Sieger, der zuvor seine Position nicht gefestigt hat.

Es ist erstaunlich und beglückend zu erleben, in wie reichem Maße zum Beispiel das italienische Volk gerade diese heroischen Elemente des deutschen Aufstiegs zu neuem Selbstbewußtsein miterlebt und bewundert. Freilich bleiben den Augen des Fernerstehenden die Zwiespälte der Neufügung im Kleinen erspart, aber manche kleinmütige und zögernde Seele, im Schatten der neuen Hochburg Deutschlands, könnte sich hier festigen.

Dollfuß wieder in Wien

Von unserem Korrespondenten

L. **Wien**, 7. Juni.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Dollfuß traf nach stürmischem Rückflug aus Rom gestern wieder in Wien ein. In einer Ansprache erklärte er, es sei seit 1855 das erstemal, daß wieder zwischen Oesterreich und den Heiligen Stuhl ein Vertrag abgeschlossen werde, der auch darum Bedeutung habe, weil Oesterreich vom Vatikan als selbständiges Land anerkannt werde. Seine Aussprache mit dem Ministerpräsidenten Mussolini wie seine Audienz beim König hätten ihn in der Ueberzeugung bestärkt, daß Oesterreich in Italiens ganzem Volk Freunde besitze.

*

Aus einem Interview geht hervor, daß der Minister sich in der nächsten Zeit noch einmal nach Italien begeben will, um Verhandlungen über eine Intensivierung der italienisch-österreichischen Handelsbeziehungen zu führen.

„Fall Bernheim" erledigt

WTB. **Genf**, 6. Juni.

Der Völkerbundsrat hat sich heute mit dem juristischen Gutachten zur Petition des Juden Bernheim beschäftigt. Das Gutachten kommt zu dem Schluß, daß die von der deutschen Regierung aufgeworfenen Kompetenzfragen, die sich auf die Befugnis Bernheims, sich im Namen der Minderheit an den Völkerbund zu wenden, bezogen, negativ zu entscheiden seien.

Nach einer Erklärung des Gesandten von Keller teilte der Berichterstatter mit, daß er sich entschlossen habe, auf Grund der Erklärungen des deutschen Vertreters seinen Bericht durch Zitat der deutschen Erklärungen abzuändern. Der abgeänderte Bericht enthält ferner gegenüber der ursprünglichen Fassung gewisse Milderungen. Wie in dem ersten Bericht wird der Erwartung Ausdruck gegeben, daß der deutsche Ratsvertreter dem Berichterstatter zu gegebener Zeit über die von der deutschen Regierung getroffenen Maßnahmen unterrichtet.

Nach einer verhältnismäßig kurzen Debatte wurde der Bericht bei Stimmenthaltung Deutschlands und Italiens angenommen.

Taku von den Japanern besetzt

TU. **Mukden**, 6. Juni.

Von der japanischen Militärmission wird mitgeteilt, daß die chinesischen Truppen auf Grund des Waffenstillstandsabkommens die Festung Taku geräumt haben. Am Montag rückten japanische Truppen ein und hißten auf der Festung die japanische Flagge.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Begründungen

Von WALDEMAR BONSELS

Es ist über den Antisemitismus als geistige Forderung des deutschen Menschen ein allgemeinverständliches Wort zu sagen, da eine Fülle so falscher Einstellungen die Gemüter bewegt, daß manches unvorsichtige Urteil des Auslandes verständlich wird. Spricht man in Paris oder London mit gebildeten Juden, so hört man Einschätzungen des Deutschtums und der neuen Regierung, die weit unüberlegter und voreiliger sind, als sie in Berlin in Kreisen der gebildeten Deutschen jemals über das Judentum gehört worden sind. Was aber ärgerlicher berührt, als diese beiläufigen Aeußerungen entflammter Temperamente, ist die beziehungslose und trostlos äußerlich orientierte Einstellung der eigenen Landsleute, die die deutsche Bewegung gegen den überhandnehmenden Einfluß jüdischen Wesens verteidigen.

Die Disputationen enden gewöhnlich damit, daß ein empörter oder beleidigter Fremdstämmiger mit Ueberzeugung behauptet, seine Stammesgenossen würden einzig ihrer Tugenden wegen verfolgt, und ihre Bedränger seien eine Horde besitzgieriger Barbaren. Etwas anders liegen die Dinge in Deutschland.

Die Begleiterscheinungen der Straße und Gasse, unvermeidlich bei starken Umwälzungen eines Volkes, sind von gebildeten deutschen Menschen und der Regierung weder gewollt noch veranlaßt worden; sie zum wesentlichen Merkmal der ganzen Bewegung zu machen, entspräche etwa dem Urteil eines Bibelforschers, der Christus für einen notorischen Trinker erklärte, weil er bei der Hochzeit zu Kanaa Wasser in Wein verwandelt hat.

Zuerst geht es uns durchaus nicht um einen Rangstreit, die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser als Vergleich zwischen Deutschen und Juden sollte gleichmütiger verklingen; aufrecht erhalten läßt sich jedoch unentstellbar der Begriff der Verschiedenheit, und darum geht es wesentlich. Die Juden haben schon vor etwa dreitausend Jahren eine außerordentlich ausgesprochene völkische Lebensform, eine Religionsgemeinschaft und eine Kultur besessen, die Deutschen dagegen besitzen erst seit etwa fünfhundert Jahren eine gelegte Schriftsprache. Von diesem Standpunkt aus, der unter vielen anderen Gültigkeit haben mag, läßt sich vielleicht ruhiger und sachlicher betrachten, was zunächst entscheidend auf den weiten Gebieten der Geisteskultur und des Seelenlebens trennt, daß die Religion des Erwerbs und Handels, der Temperamente und Gewohnheiten darüber ins Richtige absinken.

Der alte geklärte, überhelle, und kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist ein viel zu penetrantes Element der Entwicklung auf ein jüngeres Volk, da es den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werdens und Seins in eine ganz fremde überhitzte Ausgelichtetheit reißt.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes, das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum und Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimes, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte, sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Der tötliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne geistiger Ueberheblichkeit oder Endgültigkeit, da er an Stelle des Humors tritt. Goethe sagt einmal den prachtvollen Satz: „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Diese Respektlosigkeit ist bei allem Intellekt und aller Sentimentalität der jüdischen Kultur, offenkundig oder latent, das zehrende Gift an der Unbefangenheit des deutschen Gemüts.

Wer geschärften Sinn, auf rechte Art empfindlich, zeiterfahren und herzlich beteiligt, den Klang des letzten Wortes gehört hat, wird daran erinnert worden sein, wieweit dieser einfache und hohe Begriff, der Begriff des „deutschen Gemüts", in die Religionen des Fragwürdigen und Lächerlichen gezerrt worden ist.

Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die verborgene Vorsicht, der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen, und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung. Hier trübt das jüdische Wesen jedes klare Wässerchen schon an der Quelle. Die Wirkung ist um so gefährlicher, als sie atmosphärisch ist, im Beginn für die Unbefangenen kaum nachweisbar, und in der Entfaltung oft von scheinbarem Vorteil.

Die Gegner unserer Bewegung haben in den meisten Fällen keine richtige Vorstellung davon, wie weit dieser Einfluß in Deutschland gegangen ist. Ich lasse die im Praktischen erkennbaren Tatsachen, den Handel, die Bank oder die Börse hier aus dem Spiel, es geht mir nicht um die Verteidigung vergänglicher Güter, aber in Deutschland bestimmten in den letzten Jahrzehnten die Juden, welcher Maler, Bildhauer oder Musiker Beachtung zu finden habe. Sie entschieden darüber, welche Schriftsteller und Dichter eines Verlegers würdig seien, und die Presse bot zum überwiegenden Teil im Inland und Ausland das Tages-Angesicht Deutschlands im Spiegel der jüdischen Auffassung. Sie beherrschten die Kritik, und wir erfuhren durch sie, wieviel Achtung wir verdienten.

Dem unpolitisch eingestellten Staats- oder Kleinbürger sind diese Tatsachen auch in Deutschland bis vor kurzem noch zum guten Teil unbekannt gewesen, wie den meisten Ausländern.

Und um noch einmal aus den Niederungen der Tagesfragen die Heiligkeit und rechte Güte des Willens zur Eigenart zu gewinnen: Es ist uns mit einiger Erkenntlichkeit nicht unwillkommen gewesen, in der Ratio der überlichteten Vorgestohenheit mancherlei zu erfahren und zu wissen, was wir im Grunde nicht haben glauben können, aber in Wahrheit tragen wir doch Verlangen danach, nur das zu wissen, was wir glauben können, daß heißt, was wir sind.

Man beginnt Sinn für diese Tatsachen und Einstellungen zu gewinnen, aber es ist wichtig, die Gründe dafür aus weiterer Einsicht und Tiefe zu erhalten, und die Disputation aus den Gefilden gewöhnlicher Interessen zu verdrängen. Was aus solchem Niederungen an Widerspruch aufsteht, ist ohne Belang für die heraufdrängende Freiheit neuer Kräfte. Was darüber verloren gehen mag, soll ertragen werden.

Es ist immer noch besser, auf eigene Art ein Gescholtener zu sein, als auf fremde Art ein Gelobter.

ADOLF SCHUSTERMANN
ADRESSEN-VERLAG U. ZEITUNGSAUSSCHNITTE
GEGRÜNDET 19..
BERLIN S.O. 16
RUNGESTR. 20

Tag						Monat				Jahr	
		0.		1.		Jan		Feb		1932	
1		2.		3.		Mz		Ap		1933	
2		4.		5.		Mai		Jun		1934	
3		6.		7.		Jul		Aug		Ausgabe	
		8.		9.		Sep		Okt		Morgen	
Zehner		Einer				Nov		Dez		Abend	

BERLIN Angriff
BERLIN Deutsche Zeitung

Fragmente

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

ADOLF SCHUSTERMANN
ADRESSEN-VERLAG U. ZEITUNGSAUSSCHNITTE
GEGRÜNDET 1891
BERLIN S.O. 16
RUNGESTR. 20

Die Angaben links neben der Lochung sind zu lesen.

Tag					
		0.		1.	
1		2.		3.	
2		4.		5.	
3		6.		7.	
		8.		9.	
Zehner		Einer			

Monat			
Jan		Feb	
Mz		Ap	
Mai		Jun	
Jul		Aug	
Sep		Okt	
Nov		Dez	

Jahr	
1932	
1933	
1934	

Ausgabe	
Morgen	
Abend	

Kunge & Co. Berlin SO 16

BERLIN Angriff		BERLIN Deutsche Zeitung	
„ Berliner Börsenzeitung		„ Berl. Illustr. Nachtausg.	
„ Berliner Lokalanzeiger		„ Kreuzzeitung	
„ Deutsche Tageszeitung		„ Der Reichsbote	
„ Deutsche Vorwärts		„ Der Tag	

ORDO - Stapellochung
Nachdruck verboten.

Form. 09

Vorstoß und Auswirkung

Von

Waldemar Bonsels

Es ist verhängnisvoll für den heutigen deutschen Menschen, daß er leichter zur Kritik neigt als zur Prüfung, schneller zur Einschätzung als zur Gelassenheit ruhigen Erlebens, eine Einstellung, die aus dem Drang der Not verständlich wird, aber im Grunde nicht deutsch ist, sondern übernommen. Uebernommen durch Einflüsse fremdstämmigen Bluts, gewonnener Erkenntnisse und eines anders gearteten Intellekts. Hierüber ist gesprochen worden. Im Grunde bezeichnet es die deutsche Art nicht. Der deutschen Gemütsbeschaffenheit und der germanischen Natur eignen Aufmerksamkeit, Erlebniswille, Andacht und Ehrfurcht, zum mindesten eine wache Sorgfalt der Empfänglichkeit und eher zu viel Bereitschaft der Zustimmung, dem Fremden und Neuen gegenüber als zu wenig.

Da waren nun, um vom allgemeinen zu einem besonderen Fall zu kommen, die Bücher-Autodafés der deutschen Studentenschaften und ihre Verbrennungslisten, ein lautes kritisches Bacchanal. Ich sitze hier, nicht ohne besonderen Grund, in einer Wildnis von Zuschriften, die mich zu einem flammenden Protest auffordern: Der Ungeist verdränge den Geist, deutsche Kulturgüter seien in Gefahr, das Mittelalter kehre zurück.

Genau das Gegenteil werde ich tun. Zunächst handelte es sich bei diesen Maßnahmen jugendlicher Gemüter nicht um Kritik allein, sondern um eine Proklamation, um eine symbolische Handlung, um eine Kundgebung der Heraufdrängenden, das Echte, Wahre und Erhabene hoch zu stellen und das Nichtige und Schädliche in der Literatur zu verdammen. Ich fand diesen ersten Vorstoß der Studentenschaft, sich einmal ernstlich mit der schönen Literatur auseinanderzusetzen etwas zu stürmisch, aber von Nutzen. Gewiß, das Hakenkreuz ist ein Wahrzeichen der neuen deutschen Freiheit geworden, aber nicht alles, was deutsch ist, ist ein Hakenkreuz. Zum anderen ist diese schwarze Liste der verfehmten Dichter und Schriftsteller jetzt durch eine gemeinsame Zusammenarbeit des Vorstands des Börsenvereins deutscher Buchhändler und des Kampfbundes für deutsche Kultur revidiert worden. Das Kapitel scheint gerettet.

Ich greife diesen nicht allzu wesentlichen Fall heraus, um an ihm deutlich zu machen, wie solche Vorgänge sich auf ihrem Wege von oben nach unter und wieder zurück, auf ihrem Wege von unten nach oben, zu entwickeln pflegen, und wie voreilige Kultur-Todesangst einen Hexensabbath von Intrigue und Beängstigungen hervorrufen kann. Aber hiermit ist ein Thema berührt, das heute latent und öffentlich weite Kreise ernstlich beschäftigt, bewegt und besorgt macht. Es sind die deutlichen, die immer wiederkehrenden Begleiterscheinungen, die anfänglich die Durchführung eines neuen Willens und einer entschlossenen Tat von oben her, in den unteren Instanzen der Verwaltung und des Volkslebens aufzulösen pflegen.

Der Vorstoß der völkischen und politischen Neuordnung war ungeheuer, die Umwälzung rasch und von beispielloser Entschlossenheit. Dabei ohne blutige Kämpfe und, was nicht deutlich genug ins Gedächtnis zurückgerufen werden kann, ohne persönliche Rachsucht oder willkürliche Vergeltung von oben her.

Adolf Hitlers Kampfesdrohungen im Ansturm klangen böse und gefährlich, mit der übernommenen Macht zeigte der Reichskanzler Sachlichkeit und Maß, die die Welt zu Staunen und Bewunderung zwangen. Es gab keine Macht, die ihn hätte hindern können, harte Vergeltung für ein Unmaß von Verdächtigungen, Schmähungen und Erniedrigungen zu nehmen, die seinen mutigen Weg stellenweise in Kotgruben verwandelt haben. Es geschah nicht. Um so wichtiger erscheint mir der Appell an seine Gefolgschaften an den Abhängen und in den Niederungen der Auswirkung, daß ihr Verhalten jetzt keine Atmosphäre schaffen möge, in der sich Unwille gegen die Regierung erhebt.

Die Gefahr ist groß. Deutschland ist noch im Zustande der schweren seelischen und völkischen Erholungsbedürftigkeit. Es herrschen große Not, Armut, Verbitterung und hohe Verwundbarkeit. Diesem Zustand der Gemüter ist der patriotische Kitsch so aufreizend und unerträglich, wie die Gewissenlosigkeit des Denunziantentums, Gedankenlosigkeit und Willkür im Zugriff und Roheit in der Proklamation erbittern, und die Anmaßung läßt dort zögern, wo tätige Zustimmung erst zur wahren Volksgemeinschaft führt. Strenge läßt sich mit Güte vereinen und Entschlossenheit mit Geduld.

Man ermißt vielleicht in den Regionen der ersten Auswirkung immer noch nicht einsichtsvoll genug, daß das gewaltige Welttheater einer Volksumwandlung keine Drehbühne hat. Es handelt sich um Aussaat und Wachstum. Es gibt nicht mehr viele Deutsche, die an der Hochherzigkeit der Gesinnung und an der Kraft des Kanzlers und seines Stabes zweifeln. Was es bei solchen Vorbildern für seine geistigen und politischen Mitarbeiter zu wecken gilt, sind Freiwilligkeit und Opferbereitschaft. An diese Kräfte appelliert man aber nicht dadurch, daß man sie von anderen fordert, sondern indem man sie an sich selber erfüllt.

Nur und allein dadurch wird im völkischen Gemeinschaftsgewese jener Druck vermieden, der bis zur Zerstörung der Arbeitsfreudigkeit führen kann. Gute Gesinnung und Eifer allein tun es nicht, denn der Eiferer muß sich mit Andacht empor- und mit Humor hinabwenden, wenn er fruchtbar wirken will. Unter Humor verstehe ich nun freilich kein gedankenloses Lächeln unter Tränen oder einen leichtherzigen Hang zum Scherzen, sondern Humor ist die willkürlich angenommene, versöhnende Geste des überlegenen Menschen, dem Macht gegeben ist der Unzulänglichkeit alles Irdischen und seinen Mitmenschen gegenüber. Humor erleichtert den Ueberblick aus den Verwirrungen des Gewöhnlichen und der Schwäche zu den Lichtquellen des Wesentlichen. In diesem Sinne gibt es Leute, die Humor haben, mit denen aber deshalb durchaus noch nicht zu scherzen ist, wie etwa die Engländer als Politiker.

Oeffentliche Kritik behält darüber geduldete Gültigkeit; wenn nichts es beweist, so tut es dieser Aufsatz. Es ist nicht richtig, daß man heute in Deutschland seine Gedanken nicht äußern darf. Es ist aber für die Regierung von ungeheurer Wichtigkeit, vorläufig mit Strenge darauf zu achten, daß nicht unter dem Deckmantel selbst wohlwollender Kritik die heimliche Intrige einsetzt. Diese Gefahr übersehen selten Leute richtig, die mit Dingen der öffentlichen Wirkung und Gegenwirkung nicht vertraut sind. Man kann nicht zugleich nach einer rettenden Faust der Ordnung und einer allgemeinen Freiheitlichkeit für Meinung und Handlung schreien. Alle Magier der großen Umgestaltung, gleichviel auf welchem Gebiet, sehen zuerst allein und nur das Ziel. Erst mit dem Rückblick nach dem Erfolg flammen die Wahrzeichen der Nachsicht und der Zugeständnisse auf. Aber wehe dem Sieger, der zuvor seine Position nicht gefestigt hat.

Es ist erstaunlich und beglückend zu erleben, in wie reichem Maße zum Beispiel das italienische Volk gerade diese heroischen Elemente des deutschen Aufstiegs zu neuem Selbstbewußtsein miterlebt und bewundert. Freilich bleiben den Augen des Fernerstehenden die Zwiespälte der Neufügung im kleinen erspart, aber manche kleinmütige und zögernde Seele, im Schatten der neuen Hochburg Deutschlands, könnte sich hier festigen.

---

monacensia
im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Aufsätze und Fragmente /Berlin/Germania/24.VI.33
Berliner Börsenkurier

Vorstoß und Auswirkung

Von

Waldemar Bonsels

Capri, Ende Mai.

Es ist verhängnisvoll für den heutigen deutschen Menschen, daß er leichter zur Kritik neigt als zur Prüfung, schneller zur Einschätzung als zur Gelassenheit ruhigen Erlebens, eine Einstellung, die aus dem Drang der Not verständlich wird, aber im Grunde nicht deutsch ist, sondern übernommen. Uebernommen durch Einflüsse fremdstämmigen Bluts, geronnener Erkenntnisse und eines anders gearteten Intellekts. Hierüber ist gesprochen worden. Im Grunde bezeichnet es die deutsche Art nicht. Der deutschen Gemütsbeschaffenheit und der germanischen Natur eignen Aufmerksamkeit, Erlebniswille, Andacht und Ehrfurcht, zum mindesten eine wache Sorgfalt der Empfänglichkeit und eher zu viel Bereitschaft der Zustimmung, dem Fremden und Neuem gegenüber, als zu wenig.

Da waren nun, um vom Allgemeinen zu einem besonderen Fall zu kommen, die Bücher-Autodafés der deutschen Studentenschaften und ihre Verbrennungslisten, ein lautes kritisches Bacchanal. Ich sitze hier, nicht ohne besonderen Grund, in einer Wildnis von Zuschriften, die mich zu einem flammenden Protest auffordern: Der Ungeist verdränge den Geist, deutsche Kulturgüter seien in Gefahr, das Mittelalter kehre zurück.

„Stürmisch, aber nützlich"

Genau das Gegenteil werde ich tun. Zunächst handelt es sich bei diesen Maßnahmen jugendlicher Gemüter nicht um Kritik allein, sondern um eine Proklamation, um eine symbolische Handlung, um

eine Kundgebung der Heraufdrängenden, das Echte, Wahre und Erhabene hoch zu stellen und das Nichtige und Schädliche in der Literatur zu verdammen.

Ich fand diesen Vorstoß der Studentenschaft, sich einmal ernstlich mit der schönen Literatur auseinanderzusetzen, etwas zu stürmisch, aber von Nutzen. Gewiß, das Hakenkreuz ist ein Wahrzeichen der neuen deutschen Freiheit geworden, aber nicht alles, was deutsch ist, ist ein Hakenkreuz. Zum anderen ist diese schwarze Liste der verfehmten Dichter und Schriftsteller jetzt durch eine gemeinsame Zusammenarbeit des Vorstands des Börsenvereins deutscher Buchhändler und des Kampfbundes für deutsche Kultur revidiert worden. Das Kapitol scheint gerettet.

Ich greife diesen nicht allzu wesentlichen Fall heraus, um an ihm deutlich zu machen, wie solche Vorgänge sich auf ihrem Wege von oben nach unten und wieder zurück, auf ihrem Wege von unten nach oben, zu entwickeln pflegen, und wie voreilige Kultur-Todesangst einen Hexensabbath von Intrigue und Beängstigungen hervorrufen kann. Aber hiermit ist ein Thema berührt, das heute latent und öffentlich weite Kreise ernstlich beschäftigt, bewegt und besorgt macht. Es sind die deutlichen, die immer wiederkehrenden Begleiterscheinungen, die anfänglich die Durchführung eines neuen Willens und einer entschlossenen Tat von oben her, in den unteren Instanzen der Verwaltung und des Volkslebens auszulösen pflegen.

Revolution ohne Rache.

Der Vorstoß der völkischen und politischen Neuordnung war ungeheuer, die Umwälzung rasch und von beispielloser Entschlossenheit. Dabei ohne blutige Kämpfe und, was nicht deutlich genug ins Gedächtnis zurückgerufen werden kann, ohne persönliche Rachsucht oder willkürliche Vergeltung von oben her. Adolf Hitlers Kampfesdrohungen im Ansturm klangen böse und gefährlich, mit der übernommenen Macht zeigte der Reichskanzler Sachlichkeit und Maß, die die Welt zu Staunen und Bewunderung zwangen.

Es gab keine Macht, die ihn hätte hindern können, harte Vergeltung für ein Unmaß von Verdächtigungen, Schmähungen und Erniedrigungen zu nehmen, die seinen mutigen Weg stellenweise in Kotgruben verwandelt haben. Es geschah nicht.

Um so wichtiger erscheint mir der Appell an seine Gefolgschaften an den Abhängen und in den Niederungen der Auswirkung, daß ihr Verhalten jetzt keine Atmosphäre schaffen möge, in der sich Unwille gegen die Regierung erhebt.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Freiwillig und opferbereit

Man ermißt vielleicht in den Regionen der ersten Auswirkung immer noch nicht einsichtsvoll genug, daß das gewaltige Welttheater einer Volksumwandlung keine Drehbühne hat. Es handelt sich um Aussaat und Wachstum. Es gibt nicht mehr viele Deutsche, die an der Hochherzigkeit der Gesinnung und an der Kraft des Kanzlers und seines Stabes zweifeln. Was es bei solchen Vorbildern für seine geistigen und politischen Mitarbeiter zu wecken gilt, sind Freiwilligkeit und Opferbereitschaft.

An diese Kräfte appelliert man aber nicht dadurch, daß man sie von anderen fordert, sondern indem man sie an sich selber erfüllt.

Nur und allein dadurch wird im völkischen Gemeinschaftswesen jener Druck vermieden, der bis zur Zerstörung der Arbeitsfreudigkeit führen kann. Gute Gesinnung und Eifer allein tun es nicht, denn der Eiferer muß sich mit Andacht empor- und mit Humor hinabwenden, wenn er fruchtbar wirken will. Humor erleichtert den Ueberblick aus den Verwirrungen des Gewöhnlichen und der Schwäche zu den Lichtquellen des Wesentlichen. In diesem Sinne gibt es Leute, die Humor haben, mit denen aber deshalb durchaus noch nicht zu scherzen ist, wie etwa die Engländer als Politiker.

Keine heimliche Intrige!

Oeffentliche Kritik behält darüber geduldete Gültigkeit; wenn nichts es beweist, so tut es dieser Aufsatz. Es ist nicht richtig, daß man heute in Deutschland seine Gedanken nicht äußern darf. Es ist aber für die Regierung von ungeheurer Wichtigkeit, vorläufig mit Strenge darauf zu achten, daß nicht unter dem Deckmantel selbst wohlwollender Kritik die heimliche Intrige einsetzt. Diese Gefahr übersehen selten Leute richtig, die mit Dingen der öffentlichen Wirkung und Gegenwirkung nicht vertraut sind.

Man kann nicht zugleich nach einer rettenden Faust der Ordnung und einer allgemeinen Freiheitlichkeit für Meinung und Handlung schreien.

Alle Magier der großen Umgestaltung, gleichviel auf welchem Gebiet, sehen zuerst allein und nur das Ziel. Erst mit dem Rückblick nach dem Erfolg flammen die Wahrzeichen der Nachsicht und der Zugeständnisse auf. Aber wehe dem Sieger, der zuvor seine Position nicht gefestigt hat.

Blick aus der Ferne

Es ist erstaunlich und beglückend, zu erleben, in wie reichem Maße zum Beispiel das italienische Volk gerade diese heroischen Elemente des deutschen Aufstiegs zu neuem Selbstbewußtsein miterlebt und bewundert. Freilich bleiben den Augen des Fernerstehenden die Zwiespälte der Neufügung im Kleinen erspart, aber manche kleinmütige und zögernde Seele, im Schatten der neuen Hochburg Deutschlands, könnte sich hier festigen.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Die Soldaten der Nachtwache

Von Waldemar Bonsels.

Rembrandts, des großen niederdeutschen Malers „Nachtwache", das ewige Bild der aus der Dunkelheit in den Morgen aufbrechenden gewappneten Männer, liegt vor mir. Die großen Meisterwerke der Menschheitsgeschichte haben, weit über ihre Schönheit hinaus, symbolische Bedeutung, wie alle Gestalt gewordene Wahrheit prophetisch ist, und immer wieder wird die Weltenstunde schlagen, in der die verkündende Allmacht ihrer Bedeutung zum Sinnbild des Gegenwärtigen wird. In der für uns übersehbaren Spanne der Weltgeschichte ändern sich das Wesen des Menschen und seine Schicksale nicht.

Die Männer des Bildes treten, vom hereinbrechenden Morgenlicht noch ungewiß angeleuchtet, aus der Finsternis des nächtlichen Hintergrundes hervor, die Führer und ihr Gefolge. Mit einer niemals aussprechbaren Verschmelzung von Entschlossenheit und Melancholie werden herrischer Wille zur Wehr, Kraft, Glaube und Schicksal in diesen Gestalten offenbar. Wer zu schauen vermag, erlebt in dieser Darstellung sein menschliches Eigen-Schicksal und das Schicksal der echten Gemeinschaft, im Hoheitszeichen des Aufbruchs aus der Nacht.

Eine Standarte wird gehalten, der Fall des Tuchs vom hoch vorgereckten Mast her überschattet und überlichtet zugleich den Trupp dieser Vielgestaltigen. An der Spitze der dunklen Fahne funkelt der Morgen in den Farben des Aufstands, als glitte von oben her ein Lichtstrahl an ihr nieder, und wunderbar entfaltet dieser Glanz das Leben in den Angesichtern der Vordrängenden, vom Führer über den Trommler hin bis zum Tier. Es fehlt kein Zug der menschlichen Beschaffenheit und Ergriffenheit in den Gesichtern, kein Anhauch des Seelischen vom höchsten Glauben bis zur Not des Zweiflers, von kecker Herausforderung bis zur weisen Bedachtheit. Aber der gefaßte Wille zu Tat, Kampf und Bestand strömt mit allen aus der sinkenden Dunkelheit in die hereinbrechende Helligkeit, und über jedes Ermessen hinaus blüht das schwermütige Geheimnis auf, als bräche das einfallende Licht nicht von außen her auf die Gestalten, sondern aus den Seelen und Stirnen hervor.

Dieses Meisterwerk der Kunst ist mir in immer mehr verstärkter Inbrunst zum Sinnbild der Gestalten geworden, die heute im Aufbruch aus der Nacht der deutschen Verschüttung führend in einen neuen Morgen aufgebrochen sind. Keines der dargetanen inneren Gesichter, das fehlte, keine Haltung, die nicht deutlich und deutbar Gestalt würde; das Schicksalgebundene der Berufenen zwischen Licht und Finsternis wird deutlich in der heimlichen Sturmgewißheit der Not, der Widersacher, des endlichen Triumphs.

Ich möchte, man verstünde den hohen Geist dieses Bildwerks als gegenwärtigen Zustand der Männer, die um Deutschland kämpfen. Ich suche keine engpolitische Ausdeutung und übersehe weder Fehler noch Mißgriffe im Tal der Auswirkung, sondern ich sehe den Widerschein des reinen Willens, eine Aufklärung der seelischen Zustände, als seien sie schon Geschichte, und sehe die historische Bedeutsamkeit als eine helle Fackel der Hoffnung. Es ist nicht unseres Amtes, die Elemente von Mein und Dein, von Politik und Wirtschaft in das Erschaute einzubeziehen, das unsere Zustimmung und unseren Glauben hervorruft.

Heute begreift man, daß in Deutschland nicht eine Partei den Triumph ihrer engen Interessengemeinschaft festigt, sondern daß tief aus den Wesensgründen eines geknechteten und verstoßenen Volkes der Wille zu Freiheit, Würde und Unabhängigkeit aufflammt. Was solch ein Wille mit sich bringt, soll unser Schicksal sein. Aber das für die Welt und für viele Deutsche noch Unverständliche ist die politische Tatsache, daß diese Umgestaltung sich nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen vollzogen hat.

Man täusche sich nicht, diese Regierung ist auch durch fremdstaatliche Ungunst nicht zu stürzen, ohne daß Deutschland mit stürzt. Ich will das Chaos nicht ausmalen, das unser Vaterland bis in die Grundfesten zerstörte, wenn es nach einem dunklen Schicksalsbeschluß geschähe. Wer heute über Mißgunst oder Mißstand klagt, hätte nicht einmal mehr dazu Gelegenheit. Nur der opferbereite und zustimmende Willenszusammenschluß wird die Gemüter zu einem freien Staatsbürgertum aufrichten. Seit dem großen Krieg, dessen Helden in unseren Tagen auferstanden sind, und längst vor ihm, ist der Versuch eines Aufbaus von außen nach innen gemacht worden. Der Weltkrieg und seine Folgezeit reden eine furchtbare Sprache. Es geht nur von innen nach außen, das ist wesentlich der erhebende und erschütternde Tatvorgang, in dem wir, noch zwischen Tag und Nacht gestellt, ringen.

Die Gemeinsamkeit der deutschen Menschen zu einheitlich zusammengeschlossener Wirkung um des Reiches willen ist durch die Auflösung der Parteien nicht beinträchtigt, sondern auf neuer Grundlage gewährleistet. Was über Machtgelüste der Zurückgetretenen hinaus Liebe zu Deutschland gewesen ist, kann nicht ausgeschaltet sein. Daß die Kirche aus der Politik verdrängt worden ist, bedeutet groß und völkergeschichtlich gesehen, keinen Eingriff in die Interessengemeinschaft einer Partei, sondern die Befreiung und Säuberung der Kirche von weltlichen Interessen. Wenn Hegel sagt, er könne sich sehr wohl einen moralischen Politiker, keinesfalls aber einen politischen Moralisten denken, so trifft das Wort des großen deutschen Denkers dieses Problem, tief im Bewußtsein aller wahrhaft religiösen Menschen, zu aufstrahlender Klarheit mitten ins Herz.

Und um ein Wort über Adolf Hitler selbst zu sagen. Sein grader und mutiger Weg ist der Welt bekannt. Ueber ein Meer von Anfeindung und Verdächtigung wuchs sein Bild langsam in die Sphären der Anerkennung empor, die sich zu Bewunderung seiner Persönlichkeit steigerte. Aber jetzt ist, trotz des harten Kampfes und einer umgebenden Welt von Widersachern, etwas ganz anderes eingetreten, das weit über die Grenzen seiner ersten Gefolgschaft hinaus aufstrahlt: Adolf Hitler wird von Deutschland geliebt.

Irre ich mich, wie es menschlich ist, auf den ungewissen Pfaden von Einsicht und Urteil, hierin irre ich mich nicht. Ist aber Wahrheit in diesem Glauben, so ist der Aufbruch der Soldaten der Nachtwache die Schicksalsstunde des deutschen Volkes gewesen, und in Herzen der Bewegung waltet Gott.

---

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Aufsätze und Fragmente

Husum/Husumer Nachrichten/1.VIII.1933

Die Soldaten der Nachtwache

Von Waldemar Bonsels.

Rembrandts, des großen niederdeutschen Malers „Nachtwache", das ewige Bild der aus der Dunkelheit in den Morgen aufbrechenden gewappneten Männer, liegt vor mir. Die großen Meisterwerke der Menschheitsgeschichte haben, weit über ihre Schönheit hinaus,

symbolische Bedeutung

weil alle Gestalt gewordene Wahrheit prophetisch ist, und immer wieder wird die Weltenstunde schlagen, in der die verkündende Allmacht ihrer Bedeutung zum Sinnbild des Gegenwärtigen wird. In der für uns übersehbaren Spanne der Weltgeschichte ändern sich das Wesen des Menschen und seine Schicksale nicht.

Aufbruch aus der Nacht.

Die Männer des Bildes treten, vom hereinbrechenden Morgenlicht noch ungewiß beleuchtet, aus der Finsternis des nächtlichen Hintergrundes hervor, die Führer und ihr Gefolge. Mit einer niemals aussprechbaren Verschmelzung von Entschlossenheit und Melancholie werden herrischer Wille zur Wehr, Kraft, Glaube und Schicksal in diesen Gestalten offenbar. Wer zu schauen vermag, erlebt in dieser Darstellung sein menschliches Eigen-Schicksal und das Schicksal der echten Gemeinschaft, im Hoheitszeichen des Aufbruchs aus der Nacht.

Eine Standarte wird gehalten, der Fall des Tuchs vom hoch vorgereckten Mast her überschattet und überlichtet zugleich den Trupp dieser Vielgestaltigen. An der Spitze der dunklen Fahne funkelt der Morgen in den Farben des Aufstands, als glitte von oben her ein Lichtstrahl an ihr nieder, und wunderbar entfaltet dieser Glanz das Leben in den Angesichtern der Vordrängenden, vom Führer über den Trommler hin bis zum Tier. Es fehlt kein Zug der menschlichen Beschaffenheit und Ergriffenheit in den Gesichtern, kein Anhauch des Seelischen vom höchsten Glauben bis zur Not des Zweiflers, von kecker Herausforderung bis zur weisen Bedachtheit. Aber der gefaßte Wille zu Tat, Kampf und Bestand strömt mit allen aus der sinkenden Dunkelheit in die hereinbrechende Helligkeit, und über jedes Ermessen hinaus blüht das schwermütige Geheimnis auf, als bräche das einfallende Licht nicht von außen her auf die Gestalten, sondern aus den Seelen und Stirnen hervor.

Das Sinnbild des Aufbruchs.

Dieses Meisterwerk der Kunst ist mir in immer mehr verstärkter Inbrunst zum Sinnbild der Gestalten geworden, die heute im Aufbruch aus der Nacht der deutschen Verschüttung führend in einen neuen Morgen aufgebrochen sind. Keines der dargetanen inneren Gesichter, das fehlte, keine Haltung, die nicht deutlich und deutbar Gestalt würde; das Schicksalgebundene der Berufenen zwischen Licht und Finsternis wird deutlich in der heimlichen Sturmgewißheit der Not, der Widersacher, des endlichen Triumphs.

Ich möchte, man verstünde den hohen Geist dieses Bildwerks als gegenwärtigen Zustand der Männer, die um Deutschland kämpfen. Ich suche keine engpolitische Ausdeutung und übersehe weder Fehler noch Mißgriffe im Teil der Auswirkung, sondern ich sehe den Widerschein des reinen Willens, eine Aufklärung der seelischen Zustände, als seien sie schon Geschichte, und sehe die historische Bedeutsamkeit als eine helle Fackel

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

der Hoffnung. Es ist nicht unseres Amtes, die Elemente von Mein und Dein, von Politik und Wirtschaft in das Erschaute einzubeziehen, das unsere Zustimmung und unseren Glauben hervorruft.

Neugestaltung von innen und außen

Heute begreift man, daß in Deutschland nicht eine Partei den Triumph ihrer engen Interessengemeinschaft festigt, sondern daß tief aus den Wesensgründen eines geknechteten und verstoßenen Volkes der Wille zu Freiheit, Würde und Unabhängigkeit aufflammt. Was solch ein Wille mit sich bringt, soll unser Schicksal sein. Aber das für die Welt und für viele Deutsche noch Unverständliche, ist die religiöse Tatsache, daß diese Umgestaltung sich nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen vollzogen hat.

Man täusche sich nicht, **diese Regierung ist auch durch fremdstaatliche Ungunst nicht zu stürzen, ohne daß Deutschland mit stürzt.** Ich will das Chaos nicht ausmalen, das unser Vaterland bis in die Grundfesten zerstörte, wenn es nach einem dunklen Schicksalsbeschluß geschähe. Wer heute über Mißgunst oder Mißstand klagt, hätte nicht einmal mehr dazu Gelegenheit. Nur der opferbereite und zustimmende Willenszusammenschluß wird die Gemüter zu einem freien Staatsbürgertum aufrichten. Seit dem großen Krieg, dessen Helden in unseren Tagen auferstanden sind, und längst vor ihm, ist der Versuch eines Aufbaus von außen nach innen gemacht worden. Der Weltkrieg und seine Folgezeit reden eine furchtbare Sprache. Es geht nur von innen nach außen, das ist wesentlich der erhebende und erschütternde Tatvorgang, in dem wir, noch zwischen Tag und Nacht gestellt, ringen.

Die Gemeinsamkeit der deutschen Menschen zu einheitlich zusammengeschlossener Wirkung um des Reiches willen ist durch die Auflösung der Parteien nicht beeinträchtigt, sondern auf neuer Grundlage gewährleistet. Was über Machtgelüste der Zurückgetretenen hinaus Liebe zu Deutschland gewesen ist, kann nicht ausgeschaltet sein. Daß die Kirche aus der Politik verdrängt worden ist, bedeutet groß und völkergeschichtlich gesehen, keinen Eingriff in die Interessengemeinschaft einer Partei, sondern die Befreiung und Säuberung der Kirche von weltlichen Interessen. Wenn Hegel sagt, er könne sich sehr wohl einen moralischen Politiker, keinesfalls aber einen politischen Moralisten denken, so trifft das Wort des großen deutschen Denkers dieses Problem, zu aufstrahlender Klarheit mitten ins Herz.

Und um

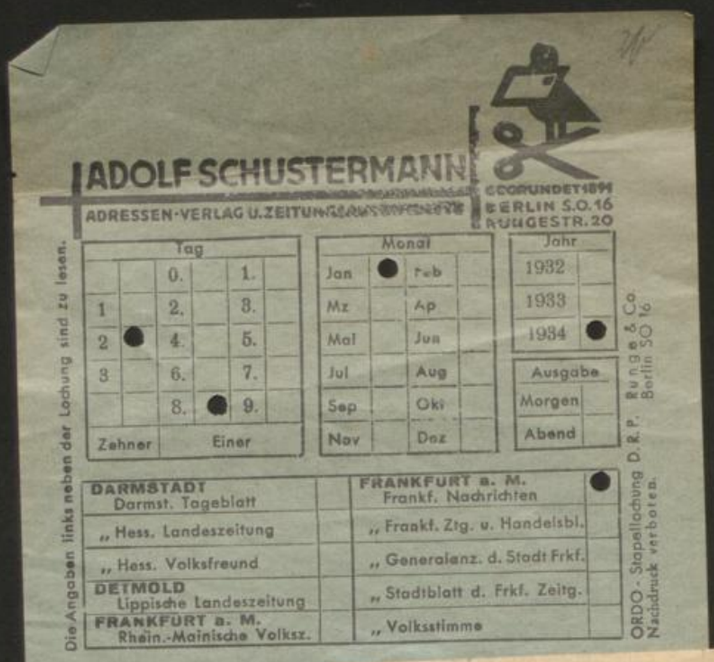
ein Wort über Adolf Hitler selbst

zu sagen. Sein grader und mutiger Weg ist der Welt bekannt. Ueber ein Meer von Anfeindung und Verdächtigung wuchs sein Bild langsam in die Hochebene der Anerkennung empor, die sich zu **Bewunderung seiner Persönlichkeit** steigerte. Aber jetzt ist, trotz des harten Kampfes und einer umgebenden Welt von Widersachern, etwas ganz anderes eingetreten, das weit über die Grenzen seiner ersten Gefolgschaft hinaus aufstrahlt:

Adolf Hitler wird von Deutschland geliebt.

Irre ich mich, wie es menschlich ist, auf den ungewissen Pfaden von Einsicht und Urteil, hierin irre ich mich nicht. Ist aber Wahrheit in diesem Glauben, so ist **der Aufbruch der Soldaten der Nachtwache die Schicksalsstunde des deutschen Volkes gewesen, und im Herzen der Bewegung waltet Gott.**

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG



Vom Wesen des Tieres.

Von **Waldemar Bonsels.**

Form 60

...er geistigen Entwicklung der jüngsten Vergangen- ... Sehnsucht nach Schau an Stelle von Wissen, daß das ... unserer Erlebniswelt eine andere, bedeutungsvollere Rolle zu spielen beginnt. Wir haben aufs neue erkannt, daß die Summe aller erforschbaren Einzelheiten an einem Geschöpf noch nicht ein Gramm seiner Wesenhaftigkeit ergibt, wie denn auch die Summe aller menschlichen Eigenschaften, seien es auch die besten, noch nicht ein Gramm Herz ergibt.

Was vor allem hinderte, das Wesen des Tiers recht zu begreifen, war die menschliche Ueberlegenheit als vorausgesetzte Norm zum Vergleich. In dem Umfang, als das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fälschlicherweise als Erkenntnis ausgegeben wurde, mußte das Tier im Rangstreit erliegen, und es sank auf eine Stufe falscher Niedrigkeit, von der es nur hier und da sentimentale Liebelei in eine trübe Sphäre äußerlicher Zugehörigkeit oder mißbrauchender Beachtung hob.

So entstand ein „Nacheinander" an Stelle eines „Nebeneinander" in der Betrachtung und Einschätzung. Es soll mich hier nicht zu biologischen Forschungen, zu Erörterungen von Entwicklungs- oder Abstammungslehren führen, auch nicht zu Behauptungen, die, unerwiesen und absolut dargetan, die Vorstellung einer besonderen Schau erwecken, sondern nur zu der Aussage, daß wir dem Wesen des Tiers nach meiner Ueberzeugung leichter gerecht zu werden vermögen, wenn wir es neben uns und in uns, und nicht unter uns erblicken.

Rangstreit ist das Vergnügen aller kleinen und unsicheren Seelen, die Freiheit der Schau und die schauende Liebe dagegen kennen keine Bewertung nebeneinander aufgerichteter Erscheinungsformen, sondern nur die Unterschiede, die ermöglichen, das Bild des All-Einen zur Harmonie zu ergänzen. Was beim Versuch einer solchen Einstellung den meisten hinderlich ist, auch bei den Bemühungen, das Tier in seinen seelischen Funktionen in das rechte Licht zu rücken, ist der Mißbrauch, der selbst in Regionen der akkuraten Wissenschaft und Forschung auf diesem Gebiet mit dem Begriff der „Zwecke der Natur" getrieben wird. Die Natur hat keine Zwecke, die Natur hat Pläne.

Die Forschung nach den Graden reflektierender Vernunft beim Tier, der Maßstab jenes verpönten Rangstreits, im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein, die Voraussetzung der Ueberlegenheit des Menschen, führen am Wesentlichen des Tiers vorüber. Der klägliche Umschwung ins Gegenteil, die wehmütige Ueberschätzung des Tiers um seiner Arglosigkeit willen, auf allen Gebieten, in denen sich der Mensch unter Menschen bedrängt fühlt, sei verworfen, bevor er dargetan ist. Wer sich in einer bedrängten Lebenslage, in ungeschickten Verhältnissen menschlicher Gemeinschaft, lieber als Vögelchen im Walde sehen möchte, sei aus den Gebieten dieser Erwägungen in den Wald verwiesen, er wird ihm vielleicht helfen, wenn auch nicht auf die erwünschte Art.

Die Tatsache, daß man heute das Niedrigste im Menschen als „tierisch" zu bezeichnen pflegt, daß man kaum einen entwürdigenderen Tadel kennt, und andererseits der Wunsch, das Tier in seiner Art und Würde zu achten und zu verstehen, sollte die Blicke längst dafür geöffnet haben, daß hier im Haushalt der Begriffe Unklarheit herrscht. In Wahrheit stellt das Tier die lebendigste Gestalt des Triebhaften ohne die Leistung der reflektierenden Vernunft dar, und darin einen wesentlichen Teil auch der menschlichen Natur. Dieses Lebensbereich unserer selbst beginnt uns heute wieder auf neue Art bemerkenswert zu erscheinen, und das Bild, das Sinnbild dieser Erscheinung wird das Tier. Kein Volk der Erde erkannte dies geläuterter, vorurteilsfreier und geistig unabhängiger von jedem flachen ethischen oder moralischen Maxim als die Aegypter. Die Götter und Heroengestalten ihrer religiösen Kulte stellen die Zweiheit von Gott und Tier im Menschen immer wieder im Licht einer Erkenntnis dar, in der der Mensch, wie auf dem Wege vom Tier zum Gott, vom Triebhaften zum Geistigen, noch an beide Elemente gebunden ist, noch gefesselt im Tier, schon befreit in Gott.

Wer die geistige Lebensgeschichte, die religiöse Mythologie dieses Volkes, die sich uns jetzt langsam zu erschließen beginnt, mit Andacht und Einsicht verfolgt, gewinnt eine beglückend deutliche Betrachtungsform für das Wesen des Tiers, dem „Tierischen" ist der Fluch der Niedrigkeit genommen, und dem Menschlichen das Laster des Hochmuts und der Ueberschätzung. Die Gottheit und das Göttliche sind in keinen unerreichbaren Himmel verbannt, und die Blüte des Geistigen hat ihre Wurzeln in erschütternder Wahrhaftigkeit in den Regionen des Unverfälscht-Triebhaften, des Tiers. Die Gegensätzlichkeit dieser Elemente, die uns beunruhigt und zerreißt, scheint bei den Aegyptern ohne Widerspruch vereint, wie Wurzel und Blüte. Ob wir im Laufe der Entwicklung nicht zu größerem Abstand vom Tierisch-Triebhaften gelangt wären? Ich glaube nicht. Wer es meint, erweisen zu können, vergleiche Echnatons Herrschaft mit der Napoleons, oder er bedenke die Scheiterhaufen auf dem Liebesweg der christlichen Kirche.

Vielleicht geben diese Gedanken einen Hinweis auf eine freiere Betrachtungsart und einen Lichtschein der Einsicht, wenn Absicht und Mühe vorliegen, das Tier zu schauen und sein Wesen zu erfassen. Die Mythe gibt bessere Bestätigungen für das Gesagte als die Legende und Fabel, welch letztere das Tier zumeist nur als Gleichnis für menschliches Gehabe verwenden und darstellen. Sicherlich aber eröffnet dies ein anderes, weites und helles Gebiet, das vom Sinnbildhaften dieser Einstellung mitten in die Wirklichkeit unseres täglichen Daseins führt, soweit der Mensch es in Gemeinschaft mit dem Tier vollbringt, soweit das Tier der tägliche Gefährte und Gehilfe des Menschen ist. Den Städtern ist hierfür der Sinn verloren gegangen, der lebendige Umgang mit dem Tier ist ihm versagt, und mit dieser Entfremdung ist auch ein Teil der blinden Unterschätzung oder der sentimentalen Ueberschätzung entstanden.

Ich meine in dieser höheren Stufe der Einschätzung den Glauben an die Freiwilligkeit des Tieres im Dienst des Menschen, keine Freiwilligkeit im Sinne der reflektierenden Vernunft, sondern die Zugehörigkeit und Verbundenheit des Ur-Triebhaften mit dem Licht des Geistes. Mir kommt das Dichterwort in den Sinn:

> Denn die Natur, die nie ein Mensch ergründet,
> Ist dem Geschick der Edelsten verbündet.

Ist es wahr, daß, wie Wurzel und Blüte, das Triebhaft-Unbewußte die untrennbare Grundlage und Nährmutter des Geistigen im Menschen ist, so sollten die Pläne der Natur, nach denen uns das Tier zum Gehilfen und Gefährten geworden ist, alle falsche Ueberlegenheit und die Willkür des Mißbrauchs verbannen. Wer den Hund in seiner Dienstbereitschaft, in seinem stummen, oft erschütternden Verlangen, den Willen des Menschen zu erfassen, wer den Ochsen vor dem Pflug, das Pferd als Reit- oder Zugtier einmal wachen Auges in ihrer geduldigen Bereitschaft und aufopfernden Geduld gesehen hat, ist nicht mehr beschwert in der Gefolgschaft eines Glaubens an eine magische Freiwilligkeit, bis an die Grenze des Opferwillens. Das Kamel durchmißt die endlosen heißen Sandpfade der Wüste von seinen ersten Kräften an bis zum Zusammenbruch, ungezählte Tausende von Kilometern, wie nach einem ganz neuen, umgestalteten Gesetz seines Lebens, keines Dankes gewärtig, gehorsam, freiwillig.

Eine in diesem Verstand geordnete Schau auf das Tier im Sinnbildhaften und zugleich im einfach-praktischen Lebenssinn äußeren Verhaltens ordnet wie von selbst auch den Kampf zwischen Mensch und Tier, erhellt die Frage nach dem Recht des Tötens und gibt, aus tiefen Gründen der eigenen Beschaffenheit gehoben, die Maße für Pflege und Vernichtung. Man könnte diesen Gedanken weiterführen bis zu der Behauptung, daß die Herrschaft des Tiers um uns her in dem Maße eingeschränkt worden ist und sein wird, als wir es, im Verlaufe der Weltentwicklung, in uns selbst überwunden haben, aber solche Seitenwege führen aus dem Rahmen dieser Zeilen, deren Charakter als gelegentlicher Hinweis nicht beeinträchtigt werden soll.

Es wollte gesagt sein, daß wir Menschen, auf dem Weg zwischen Tier und Gott, in beiden gebunden, dem Wesen des Tiers nicht gerecht zu werden vermögen, so lange wir glauben, es sei uns gegeben, vom Standpunkt einer vermeintlichen Vollendung und Ueberlegenheit aus, auf das Tier als ein Unvollendetes herabzuschauen. Das Tier vollbringt seine Entwicklung nicht unter uns, sondern neben uns, als ein Sinnbild der dämonischen Lebenselemente unserer selbst. Es gibt keine Ueberlegenheit, die den Hochmut rechtfertigte. Was uns im Licht der Erkenntnis unterscheidet, verpflichtet.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Der ewige Weg

Eine Betrachtung über Wandern und Reisen / Von Waldemar Bonsels

Wenn die Sonne das Tierkreiszeichen der Fische verlassen hat und mit der Wandlung alles Gewesenen in den aufkommenden Glanz der Erneuerung tritt, erhebt sich in den Menschen tieferer Bestimmtheit, in Geist, Blut und Körper, ein Zug, den ausgelösten Mächten des großen Gestirns im Erdgewese zu folgen, dieses Gestirns, von dessen Kraft unser aller Dasein abhängt.

Der Hang zu Wandern und Reisen wäre sehr äußerlich bestimmt, wenn ihm nichts als Neugier, Ungeduld oder die Sucht zu Bewegung und Wechsel nachgesagt würde. Es ist ein Zug, der besonders uns Deutsche von Urzeiten her bestimmt hat, und sein Wesenhaftes beruht auf einer religiösen Inbrunst, nicht auf einem physischen oder seelischen Hang allein. Dieser tiefe Antrieb ist im Grunde der heimliche Wille zur Erneuerung, die Sorge und Furcht, im Gewohnten oder Alltäglichen zu verarmen oder zu verkommen, und der Wunsch, die alten Kräfte im Neuen und Ungewohnten zu erproben. Es ist der alte germanische Eroberungswille, der in den Gotenzügen wirkt, in den Wikingerfahrten sowohl als in den Kreuzzügen. Er erhebt sich mit der heiligen Unruhe zur Weite, im Heimweh nach der Fremde; darin ist er zugleich Segen und Verhängnis, Macht und Schicksal.

Vom kleinen Spaziergang vor die Stadt hinaus, bis zur Todesfahrt des Dichters Max Dauthendy nach Java, es ist immer derselbe Hang. Es bleibt darüber gleichgültig, ob sich dieser Antrieb in kleinen und verkümmerten Seelen als lächerliche Sensationsgier oder oberflächliche Vergnügungssucht zeigt, es sollte vielmehr darauf ankommen, zu verstehen und zu erkennen, welch tiefer Sinn auch noch in der geringsten und unbedeutendsten Erscheinungsform liegen möchte. Erst vom Ursprung und der rechten Ausdeutung her bahnt sich der Geistesweg in das beste Verhalten und zur höheren Freude der Verinnerlichung.

Dem Gewohnten haftet die Gefahr der Erkrankung und Erblindung der Seele an, und es stößt sie leicht in die Regionen des Gewöhnlichen. Ihr Aufbruch zu Reisen und Wandern sucht die Erprobung und Bewährung der verstaubten oder verschütteten Kräfte in neuen Aufgaben, es gilt die Widerstände der Fremde zu bestehen und sich darin zu erweisen. Mit solcher Einstellung sinkt die eitle Begierde dahin, sich selbst zu zeigen oder in Szene zu setzen, und verwandelt sich in den Wunsch, das andere und die anderen zu schauen und zu begreifen. Sie bewahrt vor Enttäuschung, und mit solcher Haltung erhebt sich die schönste Tugend des Wanderers, die Bescheidenheit vor dem Fremden. Niemals wird die Einstellung des andächtigen Beschauers verletzen, und die Schwester der Andacht, die Geduld, wird mächtig auf dem Weg der Einsicht von außen nach innen, dem einzigen Weg, den zu beschreiten ein Aufbruch der Mühe wert ist.

Goethe sagte einmal den Satz: „Man reist doch nicht, um anzukommen!" Er begriff aus der Tiefe seiner Erlebniskraft die Bedeutung des Wegs, die die meisten vergessen haben, sie kommen an, und suchen am Ziel, enttäuscht und voreingenommen, das Alte, statt auf dem Wege schon die Erneuerung des Eigenen gefunden zu haben.

Erst im Verweilen und Beschauen öffnet sich die umgebende Welt zu ihrem eigentlichen Leben. Freilich, wer von den vielen Tausenden, deren Blicke diese Zeilen flüchtig durchstreifen, hat nur einmal, eine einzige Stunde lang, eine Stunde von unendlich viel unnütz vertaner Zeit, vor der Gestalt und Daseinswelt einer Pflanze gestanden? Wer kennt ihr Lebensgebiet vom tastenden Suchen der Wurzeln im Erdreich, über die Knospe fort, bis zum farbig entfalteten Blütenkelch, der, dem Morgen zugekehrt, den Sonnenschein aufnimmt wie himmlische Nahrung. Wer erlebte die Verzücktheit der zarten Körperseele im Anflug des Falters, ihren geneigten Kelch unter der beseligenden Last, ihr Welken, ihre rasche Nacht und endlich die in den Erdschoß gebettete Frucht, als ein Gleichnis des eigenen Daseins?

Wer ermaß auf seiner Wanderung schon einmal vom Teppich des Korns, von den Bächen und Hängen aus, den Stand und die Art des bäuerlichen Gehöftes, den Brunnen und die Scheunen? Und von dort her, über den Heugeruch der Wiesen und das Brüllen der Rinder fort, vom Rauch des Herdes und vom Wiegenlied her, den gewaltigen Weg bis zum lichtdurchbrochenen Aufstieg des gotischen Doms? Wer hört in seinen Glocken noch den Seufzer des ermüdeten Landmanns, den Vogelgesang und das Rauschen des goldenen Korns, in seiner Orgel das Wiegenlied . . .

So mag sich dem Wanderer der Sinn des Weges erschließen, alles andere sind leere Straßen, auf denen sich die Seele alles Lebendigen verbirgt, in Landschaft, Pflanze und Tier. Wer das Dorf durchfährt, um am Marktplatz nur den Wegweiser für die nächste Ortschaft zu suchen, fährt in die Oede und macht aus der Landschaft eine Landkarte. Er wählt den Lärm statt der Stille, den unheimlichen, geheimnislosen Lärm, den furchtbarsten und tödlichsten Dämon Europas. Dieser Götze ist so mächtig geworden, daß die Erwähnung seiner Untat nicht mehr anders als mit einem überlegenen Lächeln angehört wird, und die Menschen wissen nicht mehr, zu welcher Ohnmacht seine Betäubungen führen.

Freilich, ein Lerchenlied allein verscheucht, auch gerne gehört, seine Gefahr nicht. Denn nicht nur die Lerche erklingt in ihrem Lied, sondern in ihm bricht die durchwärmte Scholle des Ackers und der gelbe Kelch am Wiesenrand auf, in ihrer Stimme offenbart sich das tausendfältige Werden als beredt gewordener Triumph aller Stummen in und über der Erde. Im Gesang des Vogels ist die Wesensgestalt der Auferstehung, er tönt auf als ihr Sinn, ein hallendes Lichtsignal ihres Wegs zur Höhe, gestimmt auch für unseren Weg.

Es gibt einen Ausspruch von Christus, der außerkanonisch überliefert und auf einem ägyptischen Papyrus gefunden worden ist. Ein Wort von abgründiger Weltentiefe, dessen Gehalt sich dem andächtigen Geist im sinnbildhaften Leuchten der Natur enthüllt. Er heißt: „Ihr fragt, wer diejenigen sind, die uns zum Reich führen? Die Vögel in der Luft und alle Tiere auf der Erde und unter der Erde und die Fische des Meeres, die sind es, die euch führen, und das himmlische Reich ist in euch."

Hier ist die gleichnishafte Bedeutung und Wirkung der Dunklen, der Urmächte der Natur in ihrer Beziehung zur inneren Freiheit des Menschen wunderbar berührt. Das Führertum der in unschuldvollem Wandel Befangenen birgt das Geheimnis, das es für den Wanderer in der Natur zu finden gilt, auch im Walten der eigenen Natur.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente

"Prosperity" von innen gesehen

Waldemar Bonsels schreibt über die Psychologie des Money-maker (Braunschweigische Landesztg. 28. VIII. 35

Das Gesicht des Geldes verzerrt sich um so mehr zur Fratze, als es nicht mehr Mittler zwischen Arbeit und Leistung der einen und Bedarf der anderen bleibt, sondern ausschließlicher Gegenstand des Begehrens und des Erwerbs wird. Als Tageslohn hat es noch keine Seele verletzt. In Amerika ist es mehr als in jedem anderen Lande dem Bereich der Bewertung des Menschen selbst, als seines Verwalters, entglitten. Der „reiche Mann" ist in der traditionellen Einschätzung kultureller Völker der starke, der besondere und große Mann, der Kühne und der Erfolgreiche aus guter Gesinnung, Charakter und innerem Format. In diesem Sinne war er einst der geachtete Mann. Längst ist nun der Erwerb, und mit ihm der Reichtum möglich geworden, ohne daß diese Tugenden der Leistung seine Voraussetzung bilden; der Erwerb ist nicht mehr an das Vertrauen gebunden, der Reichtum nicht mehr an die Achtung und der Besitz nicht mehr an den Glauben. Das ewige Maß des gerechten Erwerbs ist der Boden. Die Menschheit einer materialistischen und von der Technik beherrschten Welt hat dieses Maß zu ihrem Verderb verloren.

Kein Urteil über den Amerikaner kann schon heute den Anspruch auf Endgültigkeit erheben, so sehr in diesem Lande Resultate in den Vordergrund gerückt und Errungenschaften überschätzt werden. Besonders im Westen ist alles noch in der Entwicklung.

Die europäischen Völker vielerlei Stammes und Blutes und auf unterschiedlichen Stufen ihrer Kultur sandten im Verlauf der letzten Jahrhunderte ihre Menschen in diese neue Welt, in ein Erdgebiet, das seine Einwanderer nicht zur Vollendung ihres Daseins nach alter Form übernahm, sondern ihnen die Aufgabe stellte, ein Neuland erobern und ihm seine Form zu geben. Nordamerika, ein unendlich großer und wenig besiedelter Erdteil, nahm sie kaum anders auf, als wäre es bei der Erschaffung der Welt gewesen. Sie fanden weder eine „Zivilisation" vor, noch den Widerstand alter Kulturen, auf deren Fundamenten sich ein Ausgleich hätte vollziehen können, oder deren Traditionen ihnen standhielten. Das hochentwickelte europäische Mittelalter und die wachsenden Geisteswelten der späteren Zeit entließen ihre Kinder, und der neue Weltteil nahm sie als Siedler auf, machte sie zu Farmern, Trappern, Jägern, Kriegern oder Händlern, eröffnete ihnen unübersehbare Weiten und schuf sie völlig nach seinen natürlichen Gesetzen um.

So ging zunächst keinesfalls das alte Geisteskorn ehrwürdiger Kulturen auf neuen Feldern auf, sondern die Träger alter Kulturen wurden wieder zu Feldarbeitern. Sie verloren darüber die organische Zusammengehörigkeit zur europäischen Fortentwicklung, den Anschluß an ihre geistigen Geburtsstätten. Ob dies zu Heil oder Unheil geschah, zu Wiedergeburt oder Verderb, ist eine Frage, die von Europa aus viel zu rasch, viel zu flüchtig und äußerlich gestellt und beantwortet wird. Heil oder Unheil — nach alter Weise betrachtet — haben jeden Sinn gegenüber den Fragen verloren, die heute die von der Technik beherrschte Welt bewegen. Europa, im Begriff, seine wirtschaftliche und politische Autorität über die Erde zu verlieren, hätte in seinen besten Geistesvertretern vielleicht noch ein Recht zu einschätzenden Vergleichen. Die Besten unter ihnen trauern aber jetzt um den Verlust weit höherer Werte, deren Licht auch ihnen entglitten ist.

So ist für das Wesen und den Charakter des amerikanischen Menschen auf diesem Gebiet nur ein geringer Aufschluß zu gewinnen. Die Fehler oder Schwächen eines Menschen sagen ja weniger über ihn aus als seine Vorzüge oder seine Kräfte. Die Fehler sind nur leichter zu entdecken. Das liegt daran, daß die Menschen ihre eigenen Fehler geflissentlich übersehen oder umdeuten. Dabei ist der seelische Bedarf nach Fehlerhaftigkeit sehr groß geworden, und so deckt man ihn für gewöhnlich bei den anderen, um sich ein wenig auszugleichen und Schattenhintergründe für das Licht der eigenen Tugend zu gewinnen.

Der Querschnitt durch den Amerikaner ergibt das Bild eines hilfsbereiten, unbefangenen und weitherzigen Menschen, der den indischen Gütern außerordentlich zugetan ist. Ganz im Gegensatz zur landläufigen Auffassung überschätzt er sie aber keinesfalls, sondern betrachtet sie in einer geradezu staunenswerten Naivität als sein natürliches Anrecht. Dies wird sehr oft — fälschlich — für niedrige Gier gehalten. Es gibt auch Leute, die bei der Betrachtung anderer Naivität mit Dummheit verwechseln; sie seien gewarnt. Der Amerikaner ist ganz im Gegenteil außerordentlich gescheit, wenn er sich auch nicht gern und nicht leicht in die Stacheldrahtgehege eines überspitzten Intellektualismus einfangen läßt.

Die Mutter aller Lebensirrtümer ist die unorganische Aufnahmefähigkeit des Menschenkopfes. Da der amerikanische Mensch nicht dazu neigt, mehr Geistesgüter aufzunehmen, als er wirklich braucht, irrt er im allgemeinen in praktischen, sozialen oder politischen Dingen seltener; er ist, wie dies der Augenschein allerorts überzeugend dartut, ein bedeutender Techniker auf fast allen Gebieten, ein Physiker, Arzt und Chemiker von Ruf, jedoch ein bescheidener Gelehrter, da ihn die Tatsachen und Resultate weit mehr beschäftigen als die Voraussetzungen oder Prinzipien. Seine Welt ordnet sich an den Erscheinungsformen, aber er denkt nicht an Kategorien. Was ihn im Weltgewese und Erdentum glückhaft bestimmt und fördert, ist der Vorzug, daß er ohne Haß geboren ist.

Ich beschränke mich darauf, von einem bescheidenen Wesenbild, das mir nach Maßgabe meiner eigensten Schaukraft entstanden ist, auf die Einzelheiten zu sehen und nicht umgekehrt, von unzähligen Einzelheiten her, ein buntes beliebiges Bild zusammenzusetzen. Nackte Tatsachen beweisen nur dort viel, wo ordnende Phantasie geringe Gültigkeit hat.

Naturgemäß vollzieht sich zwischen Europa und Amerika in neueren Tagen ein anderer Kräfteausgleich als früher: die Zeit läuft rascher, die Wege sind kürzer geworden, die kleinen Geister behender. Aber bei jedem Ausgleich der wirkenden Kräfte, in dem kein Raum für einen Rangstreit sein sollte, muß das zurückliegende Schicksal des amerikanischen Menschen bedacht und in Betracht gezogen werden. Würde einst die Wiedergeburt europäischen Urguts in diesen Seelen hervortreten, so könnte zugleich in ihnen die Gewißheit aufsteigen, daß diesem vorwiegend germanisch orientierten Volk — dem Zusammenschluß seiner Vielgestalt zur Einheit — die Zukunft gehört. Das viel verkannte und im Verständnis zumeist falsch und zeitgebunden gebrauchte Schlagwort von der amerikanischen Tragödie hat so, sinngerecht ausgelegt, Bedeutung. Diese Tragödie wird jedoch nicht zur Auflösung oder zum Verfall der amerikanischen Menschheit führen, sondern zum Zusammenbruch ihrer von der Technik zermürbten materialistischen Lebenswelt, der die Fundamente der Tradition fehlen. Die gesunden und natürlichen Kräfte dieses Landes und seiner Völker sind ungeheuer. Sie können nach dunkler und erschütternder Wandlung, die unmittelbar bevorsteht, aufbrechen, freilich nicht im Zeichen seiner heutigen Propheten des Fortschritts um des Fortschritts willen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente/Husum/Husumer Nachrichten/29.VIII.1935

Amerikanische Tragödie?

„Prosperity" von Innen gesehen. — Europa urteilt zu flüchtig. — Naivität ist nicht Dummheit.

Das Gesicht des Geldes verzerrt sich umso mehr zur Fratze, als es nicht mehr Mittler zwischen Arbeit und Leistung der Einen und Bedarf der Anderen bleibt, sondern ausschließlicher Gegenstand des Begehrens und des Erwerbs wird. Als Tageslohn hat es noch keine Seele verletzt. In Amerika ist es mehr als in jedem anderen Lande dem Bereich der Bewertung des Menschen selbst, als seines Verwalters, entglitten. Der „reiche Mann" ist in der traditionellen Einschätzung kultureller Völker der starke, der besondere und große Mann, der Kühne und der Erfolgreiche aus guter Gesinnung, Charakter und innerem Format. In diesem Sinne war er einst der geachtete Mann. Längst ist nun der Erwerb, und mit ihm der Reichtum möglich geworden, ohne daß diese Tugenden der Leistung seine Voraussetzung bilden; der Erwerb ist nicht mehr an das Vertrauen gebunden, der Reichtum nicht mehr an die Achtung und der Besitz nicht mehr an den Glauben. Das ewige Maß des gerechten Erwerbs ist der Boden. Die Menschheit einer materialistischen und von der Technik beherrschten Welt hat dieses Maß zu ihrem Verderb verloren.

Kein Urteil über den Amerikaner kann schon den Anspruch auf Endgültigkeit erheben, so sehr in diesem Lande Resultate in den Vordergrund gerückt und Errungenschaf überschätzt werden. Besonders im Westen ist alles noch in der Entwicklung.

Die europäischen Völker vielerlei Stammes und auf unterschiedlichen Stufen ihrer Kultur sandten im Verlauf der letzten Jahrhunderte ihre Menschen in diese neue Welt, in ein Erdgebiet, das seine Einwanderer nicht zur Vollendung ihres Daseins nach alter Form übernahm, sondern ihnen die Aufgabe stellte, ein Neuland erobern und ihm seine Form zu geben. Nordamerika, ein unendlich großer und wenig besiedelter Erdteil, nahm sie kaum anders auf, als wäre es bei der Erschaffung der Welt gewesen. Sie fanden weder eine „Zivilisation" vor, noch den Widerstand alter Kulturen, auf deren Fundamenten sich ein Ausgleich hätte vollziehen können, oder deren Traditionen ihnen standhielten. Das hochentwickelte europäische Mittelalter und die wachsenden Geisteswelten der späteren Zeit entließen ihre Kinder, und der neue Weltteil nahm sie als Siedler auf, machte sie zu Farmern, Trappern, Jägern, Kriegern oder Händlern, eröffnete ihnen unübersehbare Weiten und schuf sie völlig nach seinen natürlichen Gesetzen um.

So ging zunächst keinesfalls das alte Geisteskorn ehrwürdiger Kulturen auf neuen Feldern auf, sondern die Träger alter Kulturen wurden wieder zu Feldarbeitern. Sie verloren darüber die organische Zusammengehörigkeit zur europäischen Fortentwicklung, den Anschluß an ihre geistigen Geburtsstätten. Ob dies zu Heil oder Unheil geschah, zu Wiedergeburt oder Verderb, ist eine Frage, die von Europa aus viel zu rasch, viel zu flüchtig und äußerlich gestellt und beantwortet wird. Heil oder Unheil — nach alter Weise betrachtet — haben jeden Sinn gegenüber den Fragen verloren, die heute die von der Technik beherrschte Welt bewegen. Europa, im Begriff, seine wirtschaftliche und politische Autorität über die Erde zu verlieren, hätte in seinen besten Geistesvertretern vielleicht noch ein Recht zu einschätzenden Vergleichen. Die Besten unter ihnen trauern aber jetzt um den Verlust weit höherer Werte, deren Licht auch ihnen entglitten ist.

So ist für das Wesen und den Charakter des amerikanischen Menschen auf diesem Gebiet nur ein geringer Aufschluß zu gewinnen. Die Fehler oder Schwächen eines Menschen sagen ja weniger über ihn aus als seine Vorzüge oder seine Kräfte. Die Fehler sind nur leichter zu entdecken. Das liegt daran, daß die Menschen ihre eigenen Fehler geflissentlich übersehen oder umdeuten. Dabei ist der seelische Bedarf nach Fehlerhaftigkeit sehr groß geworden, und so deckt man ihn für gewöhnlich bei den Anderen, um sich ein wenig auszugleichen und Schattenhintergründe für das Licht der eigenen Tugend zu gewinnen.

Der Querschnitt durch den Amerikaner ergibt das Bild eines hilfsbereiten, unbefangenen und weitherzigen Menschen, der den irdischen Gütern außerordentlich zugetan ist. Ganz im Gegensatz zur landläufigen Auffassung, überschätzt er sie aber keinesfalls, sondern betrachtet sie in einer geradezu staunenswerten Naivität als sein natürliches Anrecht. Dies wird sehr oft — fälschlich — für niedrige Gier gehalten. Es gibt auch Leute, die bei der Betrachtung anderer Naivität mit Dummheit verwechseln; sie seien gewarnt. Der Amerikaner ist ganz im Gegenteil außerordentlich gescheit, wenn er sich auch nicht gern und nicht leicht in die Stacheldrahtgehege eines überspitzten Intellektualismus einfangen läßt.

Die Mutter aller Lebensirrtümer ist die unorganische Aufnahmefähigkeit des Menschenkopfes. Da der amerikanische Mensch nicht dazu neigt, mehr Geistesgüter aufzunehmen, als er wirklich braucht, irrt er im allgemeinen in praktischen, sozialen oder politischen Dingen seltener; er ist, wie dies der Augenschein allerorts überzeugend dartut, ein bedeutender Techniker auf fast allen Gebieten, ein Physiker, Arzt und Chemiker von Ruf, jedoch ein noch bescheidener Gelehrter, da ihn die Tatsachen und Resultate weit mehr beschäftigen als die Voraussetzungen oder Prinzipien. Seine Welt ordnet sich an den Erscheinungsformen, aber er denkt nicht an Kategorien. Was ihn im Weltgewese und Erdentum glückhaft bestimmt und fördert, ist der Vorzug, daß er ohne Haß geboren ist.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Ich beschränke mich darauf, von einem bescheidenen Wesensbild, daß mir nach Maßgabe meiner eigensten Schaukraft entstanden ist, auf die Einzelheiten zu sehen und nicht umgekehrt, von unzähligen Einzelheiten her, ein buntes beliebiges Bild zusammenzusetzen. Nackte Tatsachen beweisen nur dort viel, wo ordnende Phantasie geringe Gültigkeit hat.

Naturgemäß vollzieht sich zwischen Europa und Amerika in neueren Tagen ein anderer Kräfteausgleich als früher: die Zeit läuft rascher, die Wege sind kürzer geworden, die kleinen Geister behender. Aber bei jedem Ausgleich der wirkenden Kräfte, in dem kein Raum für einen Rangstreit sein sollte, muß das zurückliegende Schicksal des amerikanischen Menschen bedacht und in Betracht gezogen werden. Würde einst die Wiedergeburt europäischen Urguts in diesen Seelen hervortreten, so könnte zugleich in ihnen die Gewißheit aufsteigen, daß diesem vorwiegend germanisch orientierten Volk — dem Zusammenschluß seiner Vielgestalt zur Einheit — die Zukunft gehört. Das viel verkannte und im Verständnis zumeist falsch und zeitgebunden gebrauchte Schlagwort von der amerikanischen Tragödie hat, so sinngerecht ausgelegt, Bedeutung. Diese Tragödie dort jedoch nicht zur Auflösung oder zum Verfall der amerikanischen Menschheit führen, sondern zum Zusammenbruch ihrer von der Technik zermürbten materialistischen Lebenswelt, der die Fundamente der Tradition fehlen. Die gesunden natürlichen Kräfte dieses Landes und seiner Völker sind ungeheuer. Sie können nach dunkler und erschütternder Wandlung, die unmittelbar bevorsteht, aufbrechen, freilich nicht im Zeichen seiner heutigen Propheten des Fortschritts und des Fortschrittswillens.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente
Magdeburg/Magdeburger Zeitung/1935-6.IX.

Psychologie des Money-maker

Von Waldemar Bonsels

Das Gesicht des Geldes verzerrt sich um so mehr zur Fratze, als es nicht mehr Mittler zwischen Arbeit und Leistung der einen und Bedarf der anderen bleibt, sondern ausschließlicher Gegenstand des Begehrens und des Erwerbs wird. Als Tageslohn hat es noch keine Seele verletzt. In Amerika ist es mehr als in jedem anderen Lande dem Bereich der Bewertung des Menschen selbst, als seines Verwalters, entglitten. Der „reiche Mann" ist in der traditionellen Einschätzung kultureller Völker der starke, der besondere und große Mann, der Kühne und der Erfolgreiche aus guter Gesinnung, Charakter und innerem Format. In diesem Sinne war er einst der geachtete Mann. Längst ist nun der Erwerb und mit ihm der Reichtum möglich geworden, ohne daß diese Tugenden der Leistung seine Voraussetzung bilden: der Erwerb ist nicht mehr an das Vertrauen gebunden, der Reichtum nicht mehr an die Achtung und der Besitz nicht mehr an den Glauben. Das ewige Maß des gerechten Erwerbs ist der Boden. Die Menschheit einer materialistischen und von der Technik beherrschten Welt hat dieses Maß zu ihrem Verderb verloren.

Kein Urteil über den Amerikaner kann schon heute den Anspruch auf Endgültigkeit erheben, so sehr in diesem Lande Resultate in den Vordergrund gerückt und Errungenschaften überschätzt werden. Besonders im Westen ist alles noch in der Entwicklung.

Die europäischen Völker vielerlei Stammes und Blutes und auf unterschiedlichen Stufen ihrer Kultur sandten im Verlauf der letzten Jahrhunderte ihre Menschen in diese Neue Welt, in ein Erdgebiet, das seine Einwanderer nicht zur Vollendung ihres Daseins nach alter Form übernahm, sondern ihnen die Aufgabe stellte, ein Neuland erobern und ihm seine Form zu geben. Nordamerika, ein unendlich großer und wenig besiedelter Erdteil, nahm sie kaum anders auf, als wäre es bei der Erschaffung der Welt gewesen. Sie fanden weder eine „Zivilisation" vor, noch den Widerstand alter Kulturen, auf deren Fundamenten sich ein Ausgleich hätte vollziehen können oder deren Tradition ihnen standhielten. Das hochentwickelte europäische Mittelalter und die wachsenden Geisteswelten der späteren Zeit entließen ihre Kinder, und der neue Weltteil nahm sie als Siedler auf, machte sie zu Farmern, Trappern, Jägern, Kriegern oder Händlern, eröffnete ihnen unübersehbare Weiten und schuf sie völlig nach seinen natürlichen Gesetzen um.

So ging zunächst keinesfalls das alte Geisteskorn ehrwürdiger Kulturen auf neuen Feldern auf, sondern die Träger alter Kulturen wurden wieder zu Feldarbeitern. Sie verloren darüber die organische Zusammengehörigkeit zur europäischen Fortentwicklung, den Anschluß an ihre geistigen Geburtsstätten. Ob dies zu Heil oder Unheil geschah, zu Wiedergeburt oder Verderb, ist eine Frage, die von Europa aus viel zu rasch, viel zu flüchtig und äußerlich gestellt und beantwortet wird. Heil oder Unheil — nach alter Weise betrachtet — haben jeden Sinn gegenüber den Fragen verloren, die heute die von der Technik beherrschte Welt bewegen. Europa im Begriff, seine wirtschaftliche und politische Autorität über die Erde zu verlieren, hätte in seinen besten Geistesvertretern vielleicht noch ein Recht zu einschätzenden Vergleichen. Die Besten unter ihnen trauern aber jetzt um den Verlust weit höherer Werte, deren Licht auch ihnen entglitten ist.

So ist für das Wesen und den Charakter des amerikanischen Menschen auf diesem Gebiet nur ein geringer Aufschluß zu gewinnen. Die Fehler oder Schwächen eines Menschen sagen ja weniger über ihn aus als seine Vorzüge oder seine Kräfte. Die Fehler sind nur leichter zu entdecken. Das liegt daran, daß die Menschen ihre eigenen Fehler geflissentlich übersehen oder umdeuten. Dabei ist der seelische Bedarf nach Fehlerhaftigkeit sehr groß geworden, und so deckt man ihn für gewöhnlich bei den anderen, um sich ein wenig auszugleichen und Schattenhintergründe für das Licht der eigenen Tugend zu gewinnen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Der Querschnitt durch den Amerikaner ergibt das Bild eines hilfsbereiten, unbefangenen und weitherzigen Menschen, der den irdischen Gütern außerordentlich zugetan ist. Ganz im Gegensatz zur landläufigen Auffassung, überschätzt er sie aber keinesfalls, sondern betrachtet sie in einer geradezu staunenswerten Naivität als sein natürliches Anrecht. Dies wird sehr oft — fälschlich — für niedrige Gier gehalten. Es gibt auch Leute, die bei der Betrachtung anderer, Naivität mit Dummheit verwechseln; sie seien gewarnt. Der Amerikaner ist ganz im Gegenteil außerordentlich gescheit, wenn er sich auch nicht gern und nicht leicht in die Stacheldrahtgehege eines überspitzten Intellektualismus einfangen läßt.

Die Mutter aller Lebensirrtümer ist die unorganische Aufnahmefähigkeit des Menschenkopfes. Da der amerikanische Mensch nicht dazu neigt, mehr Geistesgüter aufzunehmen, als er wirklich braucht, irrt er im allgemeinen in praktischen, sozialen oder politischen Dingen seltener; er ist, wie dies der Augenschein allerorts überzeugend dartut, ein bedeutender Techniker auf fast allen Gebieten, ein Physiker, Arzt und Chemiker von Ruf, jedoch ein noch bescheidener Gelehrter, da ihn die Tatsachen und Resultate weit mehr beschäftigen als die Voraussetzungen oder Prinzipien. Seine Weltanschauung ordnet sich an den Erscheinungsformen, aber er denkt nicht an Kategorien. Was ihn im Weltgewese und Erdentum glückhaft bestimmt und fördert, ist der Vorzug, daß er ohne Haß geboren ist.

Ich beschränke mich darauf, von einem bescheidenen Wesensbild, das mir nach Maßgabe meiner eigensten Schaukraft entstanden ist, auf die Einzelheiten zu sehen und nicht umgekehrt, von unzähligen Einzelheiten her, ein buntes beliebiges Bild zusammenzusetzen. Nackte Tatsachen beweisen nur dort viel, wo ordnende Phantasie geringe Gültigkeit hat.

Naturgemäß vollzieht sich zwischen Europa und Amerika in neueren Tagen ein anderer Kräfteausgleich als früher: die Zeit läuft rascher, die Wege sind kürzer geworden, die kleinen Geister behender. Aber bei jedem Ausgleich der wirkenden Kräfte, in dem kein Raum für einen Rangstreit sein sollte, muß das zurückliegende Schicksal des amerikanischen Menschen bedacht und in Betracht gezogen werden. Würde einst die Wiedergeburt europäischen Urguts in diesen Seelen hervortreten, so könnte zugleich in ihnen die Gewißheit aufsteigen, daß diesem vorwiegend germanisch orientierten Volk — dem Zusammenschluß seiner Vielgestalt zur Einheit — die Zukunft gehört. Das viel verkannte und im Verständnis zumeist falsch und zeitgebunden gebrauchte Schlagwort von der amerikanischen Tragödie hat, so sinngerecht ausgelegt, Bedeutung. Diese Tragödie wird jedoch nicht zur Auflösung oder zum Verfall der amerikanischen Menschheit führen, sondern zum Zusammenbruch ihrer von der Technik zermürbten materialistischen Lebenswelt, der die Fundamente der Tradition fehlen. Die gesunden natürlichen Kräfte dieses Landes und seiner Völker sind ungeheuer. Sie können nach dunkler und erschütternder Wandlung, die unmittelbar bevorsteht, aufbrechen, freilich nicht im Zeichen seiner heutigen Propheten des Fortschritts um des Fortschritts willen.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente
Schneidemühl/Der Gesellige/15.IX.1935

Psychologie der Money-maker
"Prosperity" von Innen gesehen-
Europa urteilt zu flüchtig.
Von Waldemar Bonsels

Das Gesicht des Geldes verzerrt sich um so mehr zur Fratze, als es nicht mehr Mittler zwischen Arbeit und Leistung der Einen und Bedarf der Anderen bleibt, sondern ausschließlich Gegenstand des Begehrens und des Erwerbs wird. Als Tageslohn hat es noch keine Seele verletzt. In Amerika ist es mehr als in jedem anderen Lande dem Bereich der Bewertung des Menschen selbst, als seines Verwalters, entglitten. Der „reiche Mann" ist in der traditionellen Einschätzung kultureller Völker der starke, der besondere und große Mann, der Kühne und der Erfolgreiche aus guter Gesinnung, Charakter und innerem Format. In diesem Sinne war er einst der geachtete Mann. Längst ist nun der Erwerb, und mit ihm der Reichtum möglich geworden, ohne daß diese Tugenden der Leistung seine Voraussetzung bilden; der Erwerb ist nicht mehr an das Vertrauen gebunden, der Reichtum nicht mehr an die Achtung und der Besitz nicht mehr an den Glauben. Das ewige Maß des gerechten Erwerbs ist der Boden. Die Menschheit einer materialistischen und von der Technik beherrschten Welt hat dieses Maß zu ihrem Verderb verloren.

Kein Urteil über den Amerikaner kann schon heute den Anspruch auf Endgültigkeit erheben, so sehr in diesem Lande Resultate in den Vordergrund gerückt und Errungenschaften überschätzt werden. Besonders im Westen ist alles noch in der Entwicklung.

Die europäischen Völker vielerlei Stammes und Blutes und auf unterschiedlichen Stufen ihrer Kultur, sandten im Verlauf der letzten Jahrhunderte ihre Menschen in diese neue Welt, in ein Erdgebiet, das seine Einwanderer nicht zur Vollendung ihres Daseins nach alter Form übernahm, sondern ihnen die Aufgabe stellte, ein Neuland erobern und ihm seine Form zu geben. Nordamerika ein unendlich großer und wenig besiedelter Erdteil nahm sie kaum anders auf, als wäre es bei der Erschaffung der Welt gewesen. Sie fanden weder eine „Zivilisation" vor, noch den Widerstand alter Kulturen, auf deren Fundamenten sich ein Ausgleich hätte vollziehen können, oder deren Traditionen ihnen standhielten. Das hochentwickelte europäische Mittelalter und die wachsenden Geisteswelten der späteren Zeit entließen ihre Kinder, und der neue Weltteil nahm sie als Siedler auf, machte sie zu Farmern, Trappern, Jägern, Kriegern oder Händlern, eröffnete ihnen unübersehbare Weiten und schuf sie völlig nach seinen natürlichen Gesetzen um.

So ging zunächst keinesfalls das alte Geisteskorn ehrwürdiger Kulturen auf neuen Feldern auf, sondern die Träger alter Kulturen wurden wieder zu Feldarbeitern. Sie verloren darüber die organische Zusammengehörigkeit zur europäischen Fortentwicklung, den Anschluß an ihre geistigen Geburtsstätten. Ob dies zu Heil oder Unheil geschah, zu Wiedergeburt oder Verderb, ist eine Frage, die von Europa aus viel zu rasch, viel zu flüchtig und äußerlich gestellt und beantwortet wird. Heil oder Unheil, — nach alter Weise betrachtet, — haben jeden Sinn gegenüber den Fragen verloren, die heute die von der Technik beherrschte Welt bewegen. Europa im Begriff, seine wirtschaftliche und politische Autorität über die Erde zu verlieren, hätte in seinen besten Geistesvertretern vielleicht noch ein Recht zu einschätzenden Vergleichen. Die Besten unter ihnen trauern aber jetzt um den Verlust weit höherer Werte, deren Licht auch ihnen entglitten ist.

So ist für das Wesen und den Charakter des amerikanischen Menschen auf diesem Gebiet nur ein geringer Aufschluß zu gewinnen. Die Fehler oder Schwächen eines Menschen sagen ja weniger über ihn aus als seine Vorzüge oder seine Kräfte. Die Fehler sind nur leichter zu entdecken. Das liegt daran, daß die Menschen ihre eigenen Fehler geflissentlich übersehen oder umdeuten. Dabei ist der seelische Bedarf nach Fehlerhaftigkeit sehr groß geworden, und so deckt man ihn für gewöhnlich bei den Anderen, um sich ein wenig auszugleichen und Schattenhintergründe für das Licht der eigenen Tugend zu gewinnen.

Der Querschnitt durch den Amerikaner ergibt das Bild eines hilfsbereiten, unbefangenen und weitherzigen Menschen, der den irdischen Gütern außerordentlich zugetan ist. Ganz im Gegensatz zur landläufigen Auffassung überschätzt er sie aber keinesfalls, sondern betrachtet sie in einer geradezu staunenswerten Naivität als sein natürliches Anrecht. Dies wird sehr oft — fälschlich — für niedrige Gier gehalten. Es gibt auch Leute, die bei der Betrachtung anderer Naivität mit Dummheit verwechseln; sie seien gewarnt. Der Amerikaner ist ganz im Gegenteil außerordentlich gescheit, wenn er sich auch nicht gern und nicht leicht in die Stacheldrahtgehege eines überspitzten Intellektualismus einfangen läßt.

Die Mutter aller Lebensirrtümer ist die unorganische Aufnahmefähigkeit des Menschenkopfes. Da der amerikanische Mensch nicht dazu neigt, mehr Geistesgüter aufzunehmen, als er wirklich braucht, irrt er im allgemeinen in praktischen, sozialen oder politischen Dingen seltener; er ist, wie dies der Augenschein allerorts überzeugend dartut, ein bedeutender Techniker auf fast allen Gebieten, ein Physiker, Arzt und Chemiker von Ruf, jedoch ein noch bescheidener Gelehrter, da ihn die Tatsachen und Resultate weit mehr beschäftigen als die Voraussetzungen oder Prinzipien. Seine Welt ordnet sich an den Erscheinungsformen, aber er denkt nicht an Kategorien. Was ihn im Weltgewese und Erdentum glückhaft bestimmt und fördert, ist der Vorzug, daß er ohne Haß geboren ist.

Ich beschränke mich darauf von einem bescheidenen Wesensbild, das mir nach Maßgabe meiner eigensten Schaukraft entstanden ist, auf die Einzelheiten zu sehen und nicht umgekehrt, von unzähligen Einzelheiten her ein buntes beliebiges Bild zusammenzusetzen. Nackte Tatsachen beweisen nur dort viel, wo ordnende Phantasie geringe Gültigkeit hat.

Naturgemäß vollzieht sich zwischen Europa und Amerika in neueren Tagen ein anderer Kräfteausgleich als früher: die Zeit läuft rascher, die Wege sind kürzer geworden, die kleinen Geister behender. Aber bei jedem Ausgleich der wirkenden Kräfte, in dem kein Raum für einen Rangstreit sein sollte, muß das zurückliegende Schicksal des amerikanischen Menschen bedacht und in Betracht gezogen werden. Würde einst die Wiedergeburt europäischen Urguts in diesen Seelen hervortreten, so könnte zugleich in ihnen die Gewißheit aufsteigen, daß diesem vorwiegend germanisch orientierten Volk, — dem Zusammenschluß seiner Vielgestaltigkeit zur Einheit, — die Zukunft gehört. Das viel verkannte und im Verständnis zumeist falsch und zeitgebunden gebrauchte Schlagwort von der amerikanischen Tragödie hat, so sinngerecht ausgelegt, Bedeutung. Diese Tragödie wird jedoch nicht zur Auflösung oder zum Verfall der amerikanischen Menschheit führen, sondern zum Zusammenbruch ihrer von der Technik zermürbten materialistischen Lebenswelt, der die Fundamente der Tradition fehlen. Die gesunden natürlichen Kräfte dieses Landes und seiner Völker sind ungeheuer. Sie können nach dunkler und erschütternder Wandlung, die unmittelbar bevorsteht, aufbrechen, freilich nicht im Zeichen seiner heutigen Propheten des Fortschritts und des Fortschrittswillen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG



Waldemar Bonsels,
der Dichter der unsterblichen «Biene Maja».

Kleine Merkwürdigkeiten *aus Hollywood*

Was mir der Dichter Waldemar Bonsels erzählt



Der Dichter im Tessin
vor dem von ihm bewohnten Holzchalet auf Monte Verità.

In einem malerischen, kleinen Holzhäuschen im Tessin treffe ich Waldemar Bonsels, den Dichter der unsterblichen «Biene Maja». Ich habe den gerade erschienenen «Reiter durch die Wüste», der ein so neues und einzigartiges Bild von Amerika gibt, mit Begeisterung gelesen und möchte nun — ein ewig wissensdurstiger Schüler — auch von diesem «Dr. Faust» so gerne etwas Persönliches über die Filmstadt hören. «Was soll ich Ihnen erzählen», sagt Bonsels liebenswürdig, aber ein wenig ungeduldig, «es ist alles schon gesagt. Höchstens», ergänzt er, schalkhaft lächelnd, «ein paar Merkwürdigkeiten, könnte ich Ihnen noch verraten.

Ich reiste nach Kalifornien, mit dem Auftrag meines amerikanischen Verlegers, einmal, im Gegensatz zur Indienfahrt, eine Amerikareise zu versuchen. Als Pionier, ganz vom Westen aus, wollte ich das Land kennenlernen, und keine Landschaft hätte mir dieses Wissen besser, eindringlicher vermittelt als gerade Kalifornien. Größte Freiheit und Weite der Natur, dazu im stärksten Gegensatz Tand und Flitter, als Errungenschaften einer überzüchteten Zivilisation. Vom Wasser bis zur Weltanschauung läuft hier alles in Kanälen, über trockene Sandhügel. Hollywood ist nämlich gänzlich ohne Wasser. Von den Rocky Mountains wird es in breiten Röhren mehr als hundert Kilometer weit herabgeleitet. Denken Sie sich, die tropischen Pflanzen werden bis zur kleinsten Palme künstlich bewässert. Die flüchtig erbauten Häuschen sind zu Zehntausenden an die Berghänge gelegt, als wäre auf der Höhe ein Güterzug mit Spielzeug entgleist und sein Inhalt in die Täler gerollt.

Der Film bestimmt das Leben und Treiben jener seltsamen Stadt, deren Millionen von Menschen mit ihrem Wohl und Weh davon abhängen.

Die vielbewunderten Stars haben ihre Trabanten, die in zwei Lager geteilt sind. Hie Marlene, hie göttliche Garbo. Diesen beiden Idealen versuchen sie zu gleichen, in Bewegung, Kleidung, Haartracht. Die Augenbrauen sind genau so rot, nur eines fehlt, was auch das raffinierteste Schönheitsmittel nicht hervorzaubern kann: die Genialität. — Dazwischen die Babystars. Das sind die wenigen auserkorenen, ersten Anwärter auf das Glück. Von der jährlichen Auswahl der Schönsten des Landes fiel das Los auf sie. Sie bekommen zuerst nur kleinere Rollen und damit die Hoffnung, auch einmal in weißen Häusern inmitten phantastischer Orchideengärten ein «Märchendasein» zu führen. Greta Garbo, die Sphynx von Hollywood, lebt genau so einsam und zurückgezogen wie die Fama kündet. Die Reporter, ständig auf der Lauer, gehen darum leer aus. Eines abends, die Künstlerin kam von einer Abendgesellschaft vorzeitig heim, schlich ein forscher Journalist ihr nach, sprang über den Gartenzaun und glaubte nun zu kostbaren Enthüllungen zu gelangen. Was sah er? Sie saß allein in der Küche und verzehrte eine selbst zubereitete Schwarzbrotschnitte. Blitzschnell verbreitete sich das Gerücht: Greta Garbo, verarmt! Hollywood genoß für Stunden eine kleine Sensation.

(Fortsetzung auf Seite 962)



Stadt ... *Das neue Herz der Stadt Los Angeles.*



... Land. *Wüstenlandschaft bei Hollywood nach dem Regen.*

Das Land der großen Gegensätze

Die Bilder, die der Dichter von seiner Amerikafahrt mitgebracht hat, und die er unserer Zeitschrift erstmals zur Veröffentlichung zur Verfügung stellt, geben uns eine plastische Erläuterung zu dieser seltsamen Landschaft und zu dem, was uns Bonsels über die «Kleinen Merkwürdigkeiten in Hollywood» erzählt.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Erinnerungen

(Fortsetzung von Seite 948)

Schauspielers Mounet-Sully. Sie kam in einem weißen fließenden Gewand mit einer Rosengarbe und trotz meiner großen Zuneigung für sie was es mir eigentlich peinlich, mich an ihrer Seite zu zeigen. Das wallende, weiße Gewand, die bloßen Füße in den Sandalen wirkten bei dieser Feier doch etwas zu anachronistisch.

Aber Isadora gab sich damit noch nicht zufrieden; sie wollte durchaus ihre Schüler und Musiker herbeirufen und den ganzen Begräbniszug mit griechischen Tänzen begleiten. Es kostete große Mühe, sie davon abzubringen. Ihr versteht es nicht, eure Großen zu ehren», sagte Sie mir. «Mounet-Sully war kein gewöhnlicher Sterblicher. Er war ein Titan, und im Altertum hätte man ihn als solchen geehrt. Damals starb man in Schönheit.» Denn Isadora Duncan pflegte von den Göttern des alten Griechenlands wie von vertrauten Wesen zu sprechen.

CHARLIE CHAPLIN.

Während des Weltkrieges trug Charlie viel dazu bei, Paris aufrecht zu erhalten. Wenn alles verloren und hoffnungslos schien, dann ging man ins Kino und ließ sich durch Charlies Witz und Optimismus in den verzweifelten Situationen aufheitern.

Als er nach dem Krieg nach Paris kam, um der Premiere des «Kid» beizuwohnen, und es bekannt wurde, daß er sein Bild mit Autogramm zugunsten der französischen Kriegsveteranen verkaufen wolle, war das Trocadero von Menschen überfüllt. Da Chaplin nicht französisch sprach, bat mich der damalige Minister des Bildungswesens, Léon Bérard, mitzukommen.

Der schüchterne Charlie blickte ängstlich um sich; er versuchte offensichtlich, sich vor dem Publikum zu verstecken. Er war offensichtlich von Panik ergriffen und fragte mich mehrmals, ob ich denn, wenn ich auf der Bühne stünde, ein so großes Publikum ertragen könne. «Das ist kein Spiel, sondern ein Kampf», bemerkte er. Vergeblich versuchte ich ihm zu erklären, daß die Zuhörer für mich eine Lebensnotwendigkeit seien, daß ich mich ohne Publikum nicht ausdrücken könnte, und daß das Mikrophon darum für mich eine Marter wäre. Er verstand mich nicht. «Ich fühle mich beschämt, wenn ich sehe, wie weit meine Arbeit von der Vollendung entfernt ist. Ich habe jede Einzelheit ausgedacht und niedergeschrieben, aber dann finde ich alles höchst langweilig. Sagen Sie, Cécile, glauben Sie, daß man es bemerken würde, wenn wir in einer Stunde weggingen?» In seinem Gesicht konnte ich die Angst vor den Frauen lesen, die ihn später am Abend belagern würden.»

«Aber Sie müssen dableiben», antwortete ich und erklärte ihm, daß ich ihm im Auftrage der französischen Regierung das Kreuz der Ehrenlegion überreichen solle. Sein Gesichtsausdruck änderte sich sogleich. Charlie, der Frankreich liebt, empfand über diese Ehrung die größte Freude. Aber er sah noch immer von der Leinwand weg. «Jede Verwirklichung ist unzulänglich!» erklärte er. — Aber für mich war der Mann, der dem «Kid» so ergreifend seine Güte erwies, und der Mann, der meine Hand in der seinen hielt, ein und derselbe. Der Mann auf der Leinwand versuchte, seine Seele hinter einer Groteske zu verstecken. Der Mann neben mir versuchte, sie hinter der Maske des untadeligen Gentleman zu verbergen.

Kleine Merkwürdigkeiten aus Hollywood

(Fortsetzung von Seite 952)

Marlene Dietrich, verehrt, verwöhnt, lebt in ständiger Angst um das Leben beider Kinder. Sie läßt sie ständig von zwei der bekanntesten Detektive bewachen. Vor Kinderraub und Erpressungen ist man in Hollywood nie ganz sicher.

In ungeheuren Hallen, die so groß sind, daß sie ganze Stadtviertel in sich einschließen könnten, wohnte ich den Aufnahmen des Films «Sommernachtstraum» unter der Regie von Max Reinhardt und Wilhelm Dieterle bei. Neu erstand Shakespeares Traumgedicht am Rand der Wüste. Es war ungemein interessant, Dieterle bei der Arbeit zu beobachten, für mich ein Erlebnis. Und doch: Hollywoods große Zeit ist vorbei. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Bestrebungen, im Tessin eine Filmstadt aufzubauen, von Erfolg gekrönt wären, denn alle klimatischen Voraussetzungen sind gegeben, dazu noch der Anspruch des Mitteleuropäers.» Glauben wir an die Prophezeihung des Dichters Waldemar Bonsels.



Kunstmaler Hans Emmenegger 70 Jahre alt.

In Luzern beging kürzlich Kunstmaler Hans Emmenegger seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar ist ein bekannter Schweizer Künstler. Eine größere Anzahl seiner Werke, speziell seiner prachtvollen Landschaftsgemälde, befinden sich in öffentlichem Besitz. (Photopress, Zürich)

Was bieten wir den TÖCHTERN



PRÉALPINA INSTITUT DE JEUNES FILLES
CHEXBRES
ü. d. GENFERSEE VIA PUIDOUX
Leitung: Direktor Maurer-Buser
Französischer Zweig von **Prof. Busers** voralp. Töchter-Institut **TEUFEN** (Säntisgebiet)

Intensive Pflege des Französischen · Sprachexamen · Vollständige Schule mit Gymnasium, 2jähr. **Diplom-Handelskurs** · Examen für engl. Universitäten. Haushalt.
Reges Sportleben auf eigenem Terrain.

„Institut auf dem Rosenberg" ST. GALLEN
Voralpine Internatschule für Knaben bei **Alle** Schulstufen. **Handelsdiplom, Maturitätsprivileg. Staatliche** Sprachkurse. - Unser Ziel: **Gesundheit, Bildung, Charakter.** Unsere Methode: **Sorgfältige Individualisierung.** Für **jüngere Schüler: Spezialabteilung**
Prospekte durch **Dir. Dr. Lusser.**





„Peng"
das schwedische Schaumbad

Nach jedem Bad konstatieren Sie eine Gewichtsabnahme bis zu 500 Gramm. Im Hause in jedem Badezimmer kann «Peng» leicht angewendet werden.

Verkaufspreise:
1 Paket nur für 1 Bad ..... Fr. 2.50
1 Schachtel mit 12 Paketen .... Fr. 24.—

Lizenz für die Schweiz:
Seifenfabrik Sträuli, Wädenswil

Vasenol-
Körper-Puder schützt Ihre Haut und schafft Wohlbehagen



DOETSCH, GRETHER & CIE. A. G., BASEL

Nächste Zwischen-Ziehung der MYTHEN-LOTTERIE
unter Kontrolle des h. Regierungsrates des Kantons Schwyz
4. OKTOBER

Fr. 5 ein Viertel-Los.
Fr.20 ein ganzes Los oder 4 Viertel-Lose von 4 verschiedenen Nummern
Fr. 50 zehn Viertel-Lose (geschlossene Serie), worunter ein sicherer Treffer.
Fr. 200 zehn ganze Lose (geschloss. Serie), worunter ein sicherer Treffer oder 40 Viertel-Lose, worunter 4 sichere Viertel-Treffer.

Bei Bestellung für Fr. 20.- ein Gratis-Zwischenlos
Fr. 50.- drei Gratis-Zwischen-Lose,
Fr. 200.- 15 Gratis-Zwischen-Lose.

1/4 Million (250 000 Fr.) der I. Preis
100 000 Fr. der II. Preis
50 000 Fr. der III. Preis etc. alles in bar!
Auszahlung nach allen Kantonen ohne Abzug seitens des Kantons Schwyz.

Schlußziehung voraussichtlich im **Dezember**

Machen Sie Ihre Einzahlung und dazu 40 Cts. für eingeschriebene Zusendung auf Postscheck-Konto Nr. VII 1220 MYTHEN-LOTTERIE GOLDAU VI (Schwyz). Tel. 25.
Die Zusendung erfolgt diskret. Der Name des Absenders steht nicht auf dem Kuvert.
Versand auch per Nachnahme.

Der Verkauf der Lose ist nur in und nach den Kantonen Schwyz, Uri, Ob- und Nidwalden, Luzern und Solothurn gestattet.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Meister deutscher Prosa erzählen

UNVERÖFFENTLICHTE DICHTUNGEN von Waldemar Bonsels, Wilhelm von Scholz und Friedrich Griese. Die Erzählung Grieses folgt in der Neujahrsausgabe der RWZ

DER BAUM

VON WALDEMAR BONSELS

Als das deutsche Heer vor vielen Jahren an der östlichen Grenze des Reiches vorrückte und die Massen des geschlagenen russischen Kriegsvolks vor sich hertrieb, fanden Soldaten in einem Wäldchen auf einer Anhöhe drei tote Kameraden. Es waren offenbar Vorposten gewesen, die hier einem überlegenen Ansturm der feindlichen Truppe standgehalten hatten und gefallen waren. Die Leute, die ihre erschossenen Brüder auf dieser Anhöhe unter Bäumen fanden, begruben sie, und einer unter ihnen beschloß, den Unbekannten ein Denkmal zu setzen. Es fand sich weit umher nichts anderes als eine zerschlagene Proviantkiste, aus deren Brettern und Nägeln sich ein Kreuz zimmern ließ. Als es ziemlich karg und armselig auf dem Hügel in der lockeren Erde stak, nahm einer der Soldaten ein Stückchen Holzkohle und schrieb auf das genagelte Querbrett:

„Hier ruhen drei Mann vom deutschen Volk."

Wenn man ihm gesagt hätte, daß er in diesem Augenblick seines Lebens ein Dichter und zugleich ein Sachwalter allen Seelenguts seiner Heimat gewesen sei, so hätte er sicherlich kaum hingehört und nicht verstanden, aus welcher Weis der Einschätzung solch hochgestimmte Worte sein einfaches Tun und Denken würdigten.

Man hatte Eile, seinen Truppenteil wieder zu erreichen, und der Infanterist, der das Grabmal mit dem letzten Gruß der Kameraden beschrieben hatte, dachte auf dem Marsche noch eine Zeitlang daran, wieviel besser man mit guter Weile alles hätte richten und schmücken können, und daß die Gefallenen wohl wert seien, daß man eine lange und schöne Rede über Opferbereitschaft und Heldentod vor ihrem Hügel gehalten hätte. Aber über solcher Besorgnis tauchten die blassen Angesichter der Gefallenen noch einmal vor seinem geistigen Auge auf und mit ihnen ihr Friede, viel höher als alle Erwägungen, und ihm war, als sagten sie ihm zu seiner Beruhigung:

„Es war genug. Mehr nicht."

Das Heer zog weiter, der Regen verwischte und zerstörte die Inschrift bald, und der Wind warf das verwitterte Kreuz um. Der vergessene Hügel begrünte sich mit Gras und Bodengekräut, auch wohl Blumen mögen darunter gewesen sein und darüber Vogelgesang. Es brach mit dem kommenden Frühling der Keim einer Tanne aus dem Erdboden hervor und wuchs im Laufe der Jahre zu einem Bäumchen heran. Das verlassene und verwüstete Land weit umher erholte sich im Wandel der Zeiten zu seiner alten Fruchtbarkeit und Stete, und die Menschen siedelten wieder in den Talgründen, erbauten Höfe, Häuser und Scheunen



und vergaßen unter den Wahrzeichen und Forderungen ihres täglichen Tuns und Wirkens die Untaten und den Heldenruf des Krieges.

An einem Winterabend schritt zu unseren Tagen ein Mann durch die Landschaft am Waldrand dahin. Der Schnee lag fußhoch, und die Zweige der Bäume, groß und klein, trugen schwere weiße Lasten und waren tief herabgebeugt; der Wanderer schritt durch Hügel und Berge von Kristall im flimmernden Abendlicht dahin. In den Hallen und Domen unter den Aesten dämmerte es geheimnisvoll und von nie gesehener Färbung. Die Schatten leuchteten blau, tiefer als die Flecke des Himmels zwischen den Kronen in der eiskalten Höhe. Es war ein verzaubertes Reich, bald überhell, bald, als erglänzte ein längst vergessener ferner Weltkörper im Ampellicht des Alls.

Es wird die Stille gewesen sein, die über diesem Anblick den Dahinschreitenden beglückte, die heilige Ruhe. Es herrschte zuviel Licht in dieser Wunderwelt, als daß man an den Wintertod denken konnte, es war Schlaf, so selig und beschwichtigt, daß es aus ihm erstrahlte.

Der Dahinschreitende besann sich auf sein Vorhaben und ließ seine Blicke umherwandern, denn er wollte am Waldrand einen Tannenbaum für das bevorstehende Weihnachtsfest finden. Auf einer gelinden Bodenerhöhung erblickte er im Schattenbereich der Baumriesen ein Bäumchen, das ihm geeignet erschien. Er schlug den Schnee von den Zweigen, die emporschnellten, und das grüne Geäst bot sich voll und gleichmäßig gebildet dar, so daß er seine Wahl traf und den Baum fällte. Er stampfte ihn noch einmal vor sich auf den Boden, nahm Abstand, drehte ihn und betrachtete und prüfte seine Waldbeute mit Wohlgefallen. So schulterte er sie und schritt gemächlich und seiner Festpläne froh dem heimatlichen Dorf zu.

In seinem Hause nun, am kommenden Weihnachtsabend, stand der Baum inmitten der Festfreude, die, um der uralten Liebeserinnerung willen, die Kinder zum Mittelpunkt dieser Welt erhebt und die Erwachsenen noch einmal wieder zu Kindern macht. Die rauhe und harte Umwelt des Wirkens und der Leiden sank für kurz über dem Glauben dahin, daß die Freiheit der Seele an die Bereitschaft zum Opfer gebunden ist und das eigene Glück an die Freude der anderen.

Als die Kinder und sein Weib sich zur Ruhe begeben hatten und schliefen, trieb es den Mann und Vater noch einmal in die leer und still gewordene Stube zurück, in der das Fest stattgefunden und der Weihnachtsbaum gebrannt hatte. Er wußte nicht recht zu ergründen, woher die Unruhe stammte, die ihn nicht schlafen ließ; es war ihm zumute, als habe er wohl seiner Pflicht nach besten Kräften Genüge getan, sei aber doch noch etwas schuldig geblieben, wie wir alle.

Der Raum lag in nächtlicher Dämmerung, so daß man kaum mehr wahrzunehmen vermochte als das schwache Lichtrechteck des Fensters, vor dem der Umriß und die Erscheinung des Baumes sich abhoben, vom fernen Sternlicht in eine sichtbare Gestalt gebracht und zugleich geheimnisvoll vom Nachtdunkel der Erde behütet.

Der Mann ließ sich in einem Winkel des Raumes nieder und empfand nach einer Weile des Sinnens, wie fremdartig und sonderbar sein Dasein sich in dieser Nacht, im Dunkeln und allein, von allem Gewohnten absonderte; es war sonst nicht seine Art, das arbeitsame Leben mit Grübeln zu bedrängen. Und ganz neuartig und beinahe feierlich gestimmt wurde er sich dessen bewußt, daß er allein war, bis in sein Blickfeld immer deutlicher die Gestalt des Baumes trat. Da das Waldkind sich mitten im schwachen Lichtbereich des Fensters darbot, sah er die Bildung dieses Geschöpfes immer eindringlicher und bald nicht mehr nur als eine Erscheinung, sondern als ein Wesen.

Hatte er denn einen Baum niemals zuvor recht betrachtet? Sicherlich nicht so lange Zeit hindurch und nicht in solcher Stille. Die Kerzen waren niedergebrannt, und die Zweige trugen keinen Schmuck, so daß der Baum sich in seiner natürlichen Schönheit darbot und dem Schauenden nach und nach die Gewißheit eindrachte, daß er sich nicht mehr allein im Raum befand.

Wie stark und geduldig erschien ihm der ruhige Gefährte, der vom Weben der dahinziehenden Nacht wie in eine ganz neue Welt der Wesenhaftigkeit erhoben war. Das heimliche Gesetz seiner Bildung wurde als ein beglückender Triumph offenbar, und er ruhte in jeder seiner Fügungen so selig in sich selbst, als sei herrlich erfüllt, was ein hoher Plan mit seinem Geschöpf beschlossen hatte, und zugleich auch das, was alle Herzen hoffen.

Hierüber kam dem Schauenden in den Sinn, daß er selbst zu diesem Fest den Seinen wohl mehr hätte bieten können, es befiel ihn ein Gefühl von Schuld, und der Gabentisch unter den Zweigen kam ihm karg und armselig vor, wie auch seine Bereitschaft zu rechtem Liebeswerk und Opferwillen. Wie viel besser hätte er mit guter Weile alles richten und schmücken können, und auch ein schönes Wort über Liebe und Opferbereitschaft, Heimat und Verbundenheit hätte fallen müssen.

Da war ihm, als klänge es kaum hörbar aus der Wohlgestalt des Baumes auf ihn nieder:

„Es war genug. Mehr nicht."

Nun, das mag schon aus der Welt eines Traumes emporgestiegen sein, wer will es entscheiden? Nicht sein Tun und nicht seine Gaben schienen ihm mit diesem Anklang gemeint, sondern etwas ganz anderes. Auch waren nicht Bescheidung oder ein irdisches Maß darunter zu verstehen, sondern etwas, das im Geheimnis ruhte, und seine Gültigkeit unter Menschen verlor, sobald sie es wußten.





Originalzeichnungen von Josef Arens

DIE NACHT DER ENTSCHEIDUNG

VON WILHELM V. SCHOLZ

Diese Erzählung, wie der nachmalige Otto I., der Große, von seinem Vater Heinrich, zum Nachfolger auf dem Throne bestimmt und ausersehen wurde, den wählenden Fürsten als König vorgeschlagen zu werden, gehört zu einer Reihe erzählender Vorstudien, die der Dichter Wilhelm von Scholz zu seinem Kaiserschauspiel „Die Frankfurter Weihnacht" gemacht hat.

Der deutsche König Heinrich — später, als wieder einmal einer des Namens Heinrich die Krone trug, der Erste genannt — ist alt geworden. Nicht so sehr seinen Jahren nach, in denen freilich manche Männer schon die Rast und Stille lieben, mehrere seiner Jugendgenossen unter grünem Rasen, Efeu oder dem Steinplattenboden von Kapellen und Domen dem Jüngsten Tag entgegenschlafen, aber nicht gerade wenig Grauköpfe sonst noch fröhlich auf ihrem Gaul sitzen, zur Jagd und Fehde reiten, auch nicht verlernt haben, ein Weib in den Arm zu nehmen. Heinrichs Altsein ist schlimmer als das nur von den Jahren. Er ist müde, sein Gang ist schwer, als wären seine Taten, seine Sorgen, alles, was er erlebt, Reich und Krone, zur Last geworden auf seinem Haupt und seinen Schultern.

Ist es wirklich nicht länger als zwei Jahre her, daß er die Ungarn schlug?, und ein Jahrzehnt, daß er die erste feste mauerumgebene Stadt einweihen konnte? Eine Unendlichkeit liegt ihm zwischen damals und heute, wo er am Fenster seiner Pfalz zu Quedlinburg im geschnitzten Lehnstuhl sitzt, still und allein ins frühlingsjunge abendliche Land hinausschaut, nachdem er in der nachbarlichen Kirche des heiligen Petrus wieder einmal sinnenden Ganges wie ein Schatten über die für seine Gruft bestimmte Stelle geschritten, geglitten.

Er fühlt sich bresthaft, ohne daß er doch dem gelehrten Leibarzt sagen kann, wo er vermeint, daß sein Leiden sitzt. Er ist magerer geworden und viel langsamer, im Gehen, im Lesen, selbst im Nachdenken und im Gebet. Aber was ihn vor allem anderen an das Alter mahnt und ihm zuletzt: er ertappt sich oft, wie er an die Zukunft seines Herzogtums und des deutschen Königreiches denkt, als wäre er nicht mit dabei oder sähe doch nur zu, und als ließe sie ihn gleichgültig.

Das will er nicht. Er ermannt sich. Er richtet sich auf

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Unberechnet
ADOLF SCHUSTERMANN'S
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GRÖSSTES DEUTSCHES ZEITUNGS-AUSSCHNITT-BÜRO
BERLIN SO 16, RUNGESTRASSE 22-24
München Neueste Nachrichten, München
Verbreitetste Tageszeitung Süddeutschlands
Ausschnitt aus Nr. ..... vom 25. DEZ. 1947

Brief vom friesischen Meer

Von Waldemar Bonsels

Wenn ich meine Gedanken zu den Geräten und Gewohnheiten, zu den Alltagsbildern eures Lebens sammeln soll, um euch von meinen Tagen und Nächten an der See zu berichten, so spüre ich, daß ich verlernt habe, in euren Begriffen zu denken. Nein, ich komme nicht zurück, denn ich kann mich nicht aus dem Zauber der Akkorde lösen, die meine Seele umgestimmt haben.

Ich erwache vom Geräusch der Wogen, die sich an den eingesandeten Buhnen brechen, und weiß selten, ob es Morgen, Mittag oder Abend ist, der Lärm des Wassers erklingt in einem ewigen Grau, und die Weiten lichten sich spärlich auf. Die gleichmäßige Stärke des Nordwest treibt das ziehende Gewölk rasch und stetig über die Fluten der Brandung und über die Dünen auf euer Land zu, das ich vergessen habe. Die Stimmen des großen Wassers und die lautlosen Himmelsflügel haben mich der gewohnten Welt enthoben; heißt er „Erde", unser Stern? Gut, nennt ihn so, wie mag er bei denen heißen, die aus dem All her, von anderen Gestirnen, auf uns niederschauen?

Gestern nacht erwachte ich vom Klirren des kleinen Fensters, das so dicht über meinem Lager, ein Lichtfleck von der Größe einer Schiefertafel, auf mich niederschaut, und mir so nah, daß ich es im Liegen mit der Hand erreichen kann. Es standen zwei Sterne darin, ein größerer von klarem ruhigem Licht und dicht daneben ein kleiner, der lebhaft und farbig blinkte. Das habe ich nun für mich, dies Lager, die beiden Leuchtenden und meinen Sinn, der sie aufnimmt. So reich war ich nie.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und ich beschloß, seine Strahlenkuppel über meinen Augen in ihrer ganzen Größe zu öffnen, wie mächtig, wie stark und glücklich doch ein Mensch ist. So erhob ich mich, vor Erwartung bebend, kleidete mich an und trat in den Nachtwind hinaus, der gewaltig sang. Ich kenne keine Müdigkeit bei Tage oder in der Nacht, weil ich den Schlaf kommen lasse, zu welcher Lebensstunde er will, und erwache, wenn sein stärkender Segen sich ausgewirkt hat, wie ein Lied verklingt oder ein Licht nachläßt.

Wie eine wild anstürmende unsichtbare Wand von furchtbarer Macht und schneidendem Gesause warf sich mir der Sturm entgegen. Der Sand war noch feucht von der Nässe der zurückliegenden Nebeltage, so daß der Wind ihn nicht auftrieb, und der brennende Schmerz seines Anpralls ausblieb, der an trockenen Tagen die Haut zerreißt und mit Salz beizt. Der Geschmack der Meerluft, ihr herber Lebensgeruch webte alle Morgen der Welt in die erwachende Seele, und das Meer dröhnte. Die schneeweißen Wogenbänke, bewegt, versinkend und stets erneuert, leuchteten so hell, als trügen sie eigenes Licht. Ich wußte, sie sind immer da und bleiben nie, und ich mußte darüber nachdenken, welche Kraft und Helligkeit in unserem Gemüt ihnen verwandt ist, in diesem Wechsel voller Beständigkeit, in diesem Vergehen voller Geburt, in dieser Frische, dem Tod so nah.

Meine Füße sanken in die mächtigen nassen Sandteppiche ein, die die zurückebbenden Wogen bildeten, eben und rein, so weiträumig, daß der größte Dom der bewohnten Welt Platz darauf fände. Die erneut heranbrausende Wasserwand der nächsten Woge, zweimal so groß als ich, stand einen Augenblick lang, bevor sie niederbrach, als gläserne Mauer dicht vor mir, die Sterne in ihrem Schaumkamm, und brach mit so furchtbarem Donner auf den Strand, daß die ganze Welt von dem Getöse der Wasserstürze erfüllt war. Mit Sieden und Geprickel dehnte sie sich zur schneeweißen Schaum- und Wasserfläche vor mir aus und um mich hin, so daß ich eine Weile im Meer stand, dessen Wasser wärmer als die Luft war und den Sandboden schaurig gleiten ließ. Jedoch diese kurze Haltlosigkeit im Gebrause, dies Weichen des Erdbodens unter der Macht des herangebrüteten und absinkenden Elements, verlieh der Seele eine unbekannte Zuversicht von großer Freiheit und eine Entbundenheit, als gäbe es nun keinen anderen Halt mehr als die Bewegung, und keine andere Stille und Stetigkeit als die Sterne.

Man sah zur Linken und Rechten so weit über den Strand hin, bis wieder Sterne kamen, die Wogen brüllten die Sternstille furchtbar an, sonderbar genug, daß das Herz nicht bebte, es klopfte frei und ruhig; ein Hauch der Stärke und Stille war in seine Kammern eingezogen, in denen nichts mehr als nur noch Freiheit wohnte. Dem Meer, der Nacht und den Sternen hält nichts stand, sie treiben es mit den dunklen Blöcken des Lebensleids und der Daseinssorge wie mit den Felsen, die sie zu Sand umgeformt haben.

Das Wunder dieser Weiträumigkeit am Meer ist, daß sie die Zeit verschlingt und ihr Wesen zu einem unbemeßbaren Element des Seins umgestaltet. Es wurde Morgen und wieder Abend, die Spanne zwischen ihnen flutete in der Verzauberung des Meeres dahin, wie der Wind unter den Gestirnen, und wer fragen möchte, womit sie erfüllt war, würde als Antwort ein unverstehbares Lächeln hervorrufen.

Die Menschen dieser Landstriche, der Dünen, die schmal wie weiße Linien ins Meer gelagert sind, leben ein Urzeitdasein von ganz anderer Besinnung als die Geschöpfe der begrünten Erde, ohne Gemeinschaft mit den Lebenden oder Toten, für deren Ruhestätten kein Raum auf ihren Inselbänken ist. Sie ringen ihren Lippen kaum mehr als einen Gruß für den Fremden ab, kaum mehr als einen im Tag, zuweilen freilich ein karges Lächeln, ohne Ueberheblichkeit, solange uns noch die kleinlichen Merkmale unserer Tagesgewohnheiten anhängen, das Fragen nach Briefen, die Besorgnis um den Gang der Taschenuhr oder die armselige Andacht vor der Ordnung eines Kleidungsstücks der Städte.

In dieser Welt blühte mir die Blume auf, die ich euch als Gruß zu euren bunten und zierlichen, ach, auch tausend kleine Dinge oft so nichtigen Festtagen sende. Es war in der Abenddämmerung und die kurzen Schreie der Möven waren schon verhallt. Es lag ein Glutstrich über der eisenfarbenen See, als trüge der Horizont eine verlöschende Feuerbank, die Himmel und Erde trennte. Die ersten Sterne schienen schon. Es gab keinen Laut als die ferne Meerstimme, und der Abend stand im Fenster, so einsam, daß das Bewußtsein solcher Abgeschiedenheit nur Grauen oder Frieden hätte bringen können, nichts zwischen ihnen und keinen Halt aus der gewohnten Lebenswelt der raschen Hilfe und des kleinen Trostes.

Da klang im Nebenraum eine gesungene Melodie auf, die von einer Mundharmonika begleitet wurde:

Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart . . .

Sie saßen um einen Holztisch herum, drei Menschen, Vater, Mutter und Kind. Es brannte kein Baum, wie sollte wohl ein Bäumchen den Weg zu diesem Landstrich der Meeresöde finden? Der Knabe spielt das Lied, die Mutter sang, und der Mann sah vor sich hin, der Raum war leer und einfach wie immer, aber die Blume blühte darin in ihrer Herrlichkeit.

Habe ich dies Lied nicht als Knabe gehört, und immer wieder, bis meine Knaben es sangen? Jetzt habe ich es erlebt, als sei das Erblühen dieser Rose von Gottes Herzenstaten auf unserem kleinen Gestirn die größte . . .

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schüstermann ALS
Adressen-Verlag u. Zeitungsausschnitte G.m.b.H.
Berlin O 27, Alexanderstraße 60-62. Tel. 51 55 56

Düsseldorfer Nachrichten
Morgen-Ausgabe
25. 12. 1937

Weihnachtsgruß vom friesischen Meer

Von Waldemar Bonsels

Ich erwache vom Geräusch der Wogen, die sich an den eingesandeten Buhnen brechen, und weiß selten, ob es Morgen, Mittag oder Abend ist; der Lärm des Wassers erklingt in einem ewigen Grau, und die Weiten lichten sich spärlich auf. Die gleichmäßige Stärke des Nordwest treibt das ziehende Gewölk rasch und stetig über die Fluten der Brandung und über die Dünen auf das Land zu. Die Stimme des Wassers und die Sturmorkane haben mich der gewohnten Welt enthoben; heißt unser Stern die „Erde"? Ich nenne ihn so, wie mag er bei denen heißen, die aus dem All her, von anderen Gestirnen, auf uns niedersehen?

Damals, in einer unbestimmten Nacht und einem vergessenen Jahr meiner Heimat, erwachte ich vom Klirren des kleinen Fensters, das so dicht über meinem Lager, ein Lichtfleck von der Größe einer Schiefertafel, auf mich niederschaute, und mir so nah, daß ich es im Liegen mit der Hand erreichen konnte. Es standen zwei Sterne darin, ein größerer von klarem, ruhigem Licht, und dicht daneben ein kleinerer, der lebhaft und farbig blinkte. Das hatte ich nun für mich, dies Lager, die beiden Leuchtenden und meinen Sinn, der sie aufnahm. Wie reich kann ein Mensch sein!

Da der Himmel sich gegen Abend aufgeklärt hatte, beschloß ich, seine Strahlenkuppel über meinen Augen in ihrer ganzen Größe zu öffnen, wie mächtig, wie stark und glücklich ich doch war! So erhob ich mich, vor Erwartung froh, bekleidete mich, wie diese Gestade es erfordern, und trat in den Nachtwind hinaus, der gewaltig sang. Ich kannte keine Müdigkeit am Tage oder in der Nacht, weil ich den Schlaf kommen ließ, zu welcher Lebensstunde er wollte, und erwachte, wenn sein stärkender Segen sich ausgewirkt hatte.

Wie eine wild anstürmende Wand von furchtbarer Gewalt warf sich mir der Sturm entgegen. Der Sand war noch feucht von der Nässe der zurückliegenden Regentage, so daß der Wind ihn nicht auftrieb und der brennende Schmerz seines Anpralls ausblieb, der an trockenen Tagen die Haut zerreißt und mit Salz beizt. Der Geschmack der Meerluft, ihr herber Lebensgeruch, weckte alle Kraft und Kühle in die Seele, und das Meer dröhnte. Die schneeweißen Wogenbänke, bewegt, versinkend und stets erneuert, leuchteten so hell, als trügen sie eigenes Licht. Ich wußte: sie sind immer da und bleiben nie. Ich mußte darüber nachdenken, welche Macht und Helligkeit in unserem Gemüt ihnen verwandt ist, in diesem Wechsel voller Beständigkeit, in diesem Vergehen voller Geburt, in dieser Frische, dem Tod so nah.

Meine Füße sanken in die nassen Sandteppiche ein, die die zurückebbenden Wogen bildeten, eben und rein, so weiträumig, daß der größte Dom der bewohnten Erde Platz darauf fände. Die erneut heranbrausende Welle, zweimal so hoch als ich, stand einen Augenblick lang, bevor sie niederbrach, als gläserne Wand dicht vor mir, die Sterne in ihrem Schaumkamm, und brach mit so furchtbarem Donner auf den Strand, daß die ganze Welt von dem Getöse der Wasserstürze erfüllt war. Mit Sieden und Geprickel dehnte sie sich zur schneeweißen Schaum- und Wasserfläche vor mir aus und um mich hin, so daß ich eine Weile im Meer stand, dessen Wasser wärmer als die Luft war, und den Sandboden mit der abschwellenden Flut ins Gleiten brachte.

Jedoch diese kurze Haltlosigkeit im Gebrause, dies Weichen des Erdbodens unter dem herangebreiteten und absinkenden Element verlieh der Seele eine Zuversicht von großer Freiheit, als gäbe es keinen anderen Halt als die Bewegung, und keine andere Stille und Stetigkeit als die der Sterne.

Die Wogen brüllten die Himmelsruhe furchtbar an, sonderbar genug, daß das Herz nicht bebte, es klopfte gefaßt und stetig; ein Hauch von Stärke und Stille war in seine Kammern eingezogen, in denen nichts mehr als nur noch Freiheit verblieb. Dem Meer, der Nacht und den Sternbildern hält nichts stand, sie treiben es mit unserem Lebenskleid und unserer Daseinssorge wie mit den Felsen, die sie zu Sand zermahlen haben.

Das Wunder dieser Weiträumigkeit am nächtlichen, winterlichen Meer besteht darin, daß sie Zeit und Gegenwart verschlingt und zu einem unbemeßbaren Element des Seins umgestaltet. Es wurde Morgen und wieder Abend, die Spanne zwischen ihnen flutete in der Verzauberung des Meeres dahin, und wer fragen möchte, womit sie ausgefüllt war, würde als Antwort ein unverstehbares Lächeln hervorrufen.

Wunderbar und unvergeßlich bleibt mir aus dieser Welt die Erinnerung an das Aufblühen der Blume, deren Duft und Glanz jetzt wieder alle Räume und Herzen erfüllt. Niemals wieder ist ihr Schein so schön gewesen als in diesem einsamen Totenwinter, niemals deutlicher und deutbarer, niemals von solcher Helligkeit.

Ich hatte die Zeit vergessen und es war Abenddämmerung, die Möwen schwiegen schon. So gab es keinen Laut, auch das Meer ruhte eisig und grau, und die Nacht stand am Fenster. Da klang im Nebenraum eine gesungene Melodie auf, die von einer Mundharmonika begleitet wurde:

„Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart . . ."

Ich trat zu den Feiernden in ihren Wohnraum ein. Sie saßen um einen Holztisch herum, drei Menschen, Vater, Mutter und Kind. Es brannte kein Baum, wie sollte wohl eine Tanne den Weg in diese Meerödе finden? Der Knabe spielte das Lied, die Mutter sang, und der Mann sah vor sich hin, die Hände auf den Knien. Der Raum war leer und einfach, wie immer, und kein Gabentisch, kein Festgewand, kein anderes Licht erhellte ihn, als das alte Lied, aber es ist mir niemals wieder in solcher Herrlichkeit aufgeblüht.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schüstermann AIS
Adressen-Verlag u. Zeitungsausschnitte G.m.b.H.
Berlin O 27, Alexanderstraße 40-42. Tel. 51 56 56

Düsseldorfer Nachrichten
Morgen-Ausgabe

16. Januar 1938

Der Gruß aus dem Dunkel

Von Waldemar Bonsels

Es war nicht viel Licht in den Gedanken des Mannes, der sich in der Abenddämmerung in die öde und enge Vorhalle eines Bahnhofs drückte und dort, den verschlissenen Überzieher fest um sich ziehend, fröstelnd auf einer Bank Platz nahm. Nur für einen Augenblick natürlich und ängstlich darauf bedacht, von niemanden für etwas anderes gehalten zu werden als für einen heimgerichteten, irdisch wohlbestellten Passanten, der sich für eine Weile auszuruhen gedachte oder für einen Fahrgast, der sich ein wenig zu früh am Bahnhof eingefunden hat.

Der Fremde grübelte stumm und einsam vor sich hin. Sorgen und Hoffnungen, wie sie mich schon jetzt seit langem heimsuchen, dachte er, sind im Grunde wohl eine Art Schutzwehr gegen den Verfall und die Ausschweifungen des Gefühls. Mehr als fünfzig Jahre lebe ich nun, so oder so, und da ziemt es sich nicht mehr recht, mit Worten und Begriffen wie „einsam", „traurig" oder „sehnsüchtig" das gewappnete Herz zu erweichen, zu erniedrigen oder zu bedrängen. Nein, im Gegenteil, so war es immer schon, einsam, traurig, sehnsüchtig. Es war nie anders. Nur wer das Leben nicht kennt, wer gewissermaßen neben ihm her, ohne Empfindungskraft und ohne hohe Forderung seine Tage verbringt, vermeint, es sei anders. Neben dem Leben ist es auch anders, mitten im Leben selbst dagegen nicht.

Wären ein paar andere Gäste in dieser öden und kaum von Licht beschlichenen Holzhalle des Bahnhofs der kleinen Stadt zugegen gewesen, hierunter sogar kluge und erfahrene Menschen, die sich auf Beurteilung und Einschätzung verstanden hätten, so würden sie bei einer Betrachtung des Fremden etwa Folgendes festgestellt haben:

Dieser Mann wartet ja eigentlich gar nicht auf einen Zug, er gibt sich nur den Anschein oder er wartet überhaupt schon lange, schon immer. Das wäre nicht einmal so schlecht beobachtet gewesen, auch nicht schlecht in Worte gefaßt, denn es gibt tatsächlich Menschen, die ihr Leben lang warten. Wer einmal wirklich hat warten müssen, und noch dazu ohne rechte Hoffnung, weiß, daß Warten ein furchtbares Leid ist, ein ungreifbares, zehrendes, das die Kräfte verdirbt und den Sinn unsagbar ermüdet.

Zudem ließ sich an dieser hockenden Gestalt in der Dämmerung deutlich erkennen, um so deutlicher, als es fast schon dunkel war, daß es nicht immer ein solch verlorener Ort gewesen sein konnte, an dem sie gewartet hatte. Wie rasch man doch bei verbrauchten Kleidern festzustellen vermag, daß sein Träger einmal sehr gut zugeschnittene Anzüge getragen haben muß. Nur der einfache, der arme, arbeitende Mensch versteht schlechte und verbrauchte Kleidung gut zu tragen. Sogenannte feine Leute können das nicht. Es ist nun einmal viel schwerer, vom behüteten, wohlgepflegten Wohnraum des Anstandes und der Ordnung aus in der Gosse Halt zu finden als umgekehrt.

Gottlob waren in der Wartehalle keine Leute, die sich solche Gedanken hätten machen können. Da waltete der gedankenlose, feuchte Wind, der seinen unbekannten heimatlichen Weg zog, die verhüllende Dämmerung und die Kälte, gnädige Gefährten des Verlassenen, denn er wußte, nur er spürte sie, aber sie waren barmherzig genug, von ihm keine Notiz zu nehmen. Teilnahme, dachte er, weiter vor sich hin grübelnd, die überlaßt mir; im Elend braucht man die Teilnahme nicht, sondern nur die Möglichkeit, wieder selbst teilnehmen zu können. Das wissen nur die allerbesten Menschen, die sogenannten guten Menschen ahnen es nicht einmal. Sie neigen sich zu uns herab und zeigen uns damit nur die Tiefe, in die wir gesunken sind, unsere Verlassenheit und ihr eigenes Glück, das zornig macht. Wer kann durch äußerliche Wohltat Güte in ein elendes Herz zaubern? Zeigt ihn mir!

Da, durch den Eingang, der zur Straße führte, kam es rasch und niedrig am Boden hereingehuscht, lief durch die Wartehalle und machte vor der Schienenbahn halt . . . ein kleiner Hund. Das Tier war in das Blickfeld des Mannes geraten, der vor sich hinstarrte. Nun hob er den Kopf und sah dem fremden kleinen Eindringling nach, mehr mit den Augen allein als mit den Sinnen, angezogen durch die Bewegung.

Der Hund schien die Stufe hinab zu dem Schienenstrang als eine Grenze zu betrachten, die nicht überschritten werden dürfte. Es war noch hell genug, um das Tier beobachten zu können. Die kleinen behnschelten Kopfverzierungen, die offenbar als Ohren Dienst taten, hoben sich etwas, die Nase schnupperte in die feuchte Weite, half den deutlich schwachen Augen und schien drüben im abendlichen Land allerhand Wünschenswertes festzustellen. Es wurde jedoch bald als unerreichbar abgelehnt, und ein gemächlicher Umgang in die Halle begann. Zunächst fand der Fuß einer Eisensäule freundliche Beachtung, nur kurz und scheinbar ohne rechten Erfolg. Solche Bedürfnisse schienen zur leeren Gewohnheit herabgesunken zu sein. Trotzdem folgte ein wildherziges Scharren auf den kahlen Fliesen, das einem erhofften Sandboden galt.

Der neue Besucher schien den alten nicht bemerkt zu haben, der jetzt aus seiner Versunkenheit erwacht war und mit einem Lächeln, von dem er nichts wußte, auf das kleine Tier schaute. Mein Gott, gab es denn so wichtige, so erregende Dinge in dieser öden Halle? Die unsichtbaren Spuren unter den Bänken schienen darüber zu berichten, wer sich den Tag über hier aufgehalten hatte. Ein Papierfetzen strotzte von Nachrichten. Die Steinplatten vor dem Fahrkartenschalter erschütterten durch die Fülle der Seelen und Seelchen, die dort immer noch hausten, im Dämmern, im Unfaßbaren.

Der Mann rührte sich nicht. Wurde er übersehen? War er noch nicht entdeckt worden? Das war erstaunlich und sehr sonderbar, fast ein wenig kränkend. Ihm schien jetzt, als verstelle sich das kleine Tier, als täte es so, als sei es unbeobachtet. Sicherlich, dieses Entdeckungstheater war ein wenig affektiert. Da sollte einer nun nicht lachen über dieses kleine Vieh, dessen unerforschbare Herkunft sich am deutlichsten in den Rassen kundtat, die es verkörperte.

Erschöpft schienen diese Erlebnisreichtümer der Halle zwar noch keineswegs zu sein, aber das kleine Tier zeigte sich ermüdet. Es nahm jetzt geradeswegs Kurs auf den Sitzenden zu, näherte sich ihm ohne besondere Anzeichen von Freundschaft oder Zweifel und sog, dicht vor ihm angelangt, Art und Wesen des Fremden mit der Nase ein. Es war fast dunkel in dem Winkel zwischen Bank und Eingang. In braunroten matten Lichtgarben erlosch der ferne Horizont, der sich vor dem Niedergang des Tages noch einmal spärlich aufgelichtet hatte, über den silbernen Linien der Schienen, die überklar, fast grell schimmerten. Der Mensch sah jetzt wach und fast gierig auf das Tier nieder, das sich ihm im Schattengrund unten näherte. Aber es lehnte oder drückte sich nicht an seinen Körper, oh nein, das verbot ihm deutbar eine heimliche Scheu, ein wunderbar tierischer Takt, die dunkle Willensbescheidung seiner Art. Nein, es hielt sorgsam Abstand von jeder Körpernähe und berührte den Menschen nicht, kaum daß einmal die Pfote ein wenig fragende Gunst gewährte und Gewährung zaghaft am Schuh ertastete. Es setzte sich dann in respektvollem Abstand, still und ernst am Boden neben den Menschen, würdig in seiner Weise und deutlich endgültig. Hier saß man in der Dämmerung, hier wartete man. Gut.

So empfand der Einsame keineswegs, daß er selbst hier etwa groß oder gütig, nach Art besonders braver Menschen, einem armen Tier etwas erlaubte und zukommen ließ, sondern er fühlte, daß er etwas empfing. Nicht Gunst oder Gemeinschaft, nicht Vertrauen oder gar den heimlichen Wunsch und Willen, die Verlassenheit aufzugeben — das alles erschien ihm plötzlich alt, verbraucht und von muffigen Seelen vertan und verspielt — er empfing eine dunkle und erschreckend wohltuende Ahnung aus der Urwelt des Unbewußten, einen Gruß des Triebhaften aus dem Weltdunkel her, ein Heimwort der Dämonen, die das Licht suchen.

In einem Lächeln, das zu einem leisen, den ganzen Leib erschütternden Gelächter im Dunkeln aufstand, wurde ihm für einen lichten Augenblick erkennbar, wer er selber war: ein Mensch auf der Erde. Wie ein Schwarm von quälenden Insekten hob sich die Unrast der bösen Sorgen unter diesem Lachen aus dem Geräume der befreiten Seele. Nur ein einziges Gefühl blieb wie im Gewehe der Freiheit zurück, das Bewußtsein der Einsamkeit, die das Verlangen nach Gemeinschaft mit sich brachte.

Er erhob sich jählings, und mit festen Schritten ging er rasch von dannen. Es wäre zuviel gesagt, daß er nun den Gewinn eines neuen Zieles mit sich genommen hätte. Wohl aber wußte er seinen Weg, und die Dunkelheit von Land und Lebenssorge schreckte ihn nicht mehr. Das Tier folgte ihm.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

mehrere, niemals aber alle Lebenserscheinungen gleichzeitig darbieten. Bisher ist es niemals gelungen, eine Anordnung zusammenzufügen, die nicht bloß wächst oder sich bewegt, sondern die sich auch fortpflanzt, die erlittene Wunden von selbst ausheilt und sich Stoffe zu ihrem Aufbau selber sucht und verarbeitet. Das Leben in seiner einfachsten Form, wie es die einzelne Zelle darbietet, ist eben mehr als eine bloße Summe einzelner Lebenserscheinungen.

Allerdings ist es heute fraglich, ob die Zelle wirklich das einfachste lebende Gebilde ist und sich daher für einen Vergleich heranziehen läßt. Man hat in den letzten Jahren nämlich ganz seltsame Entdeckungen gemacht. Bei gewissen Krankheiten, die von Mensch zu Mensch, Tier zu Tier oder Pflanze zu Pflanze übertragen werden können, so zum Beispiel bei der Maul- und Klauenseuche, der Hühnerpest oder der Mosaikkrankheit der Tabaksblätter, wurden Erreger gefunden, welche die kleinsten Bakterien noch auffangende Filter ungehindert durchlaufen und bei der stärksten Vergrößerung unserer Mikroskope unsichtbar bleiben. Diese unsichtbaren Krankheitserreger oder Virus konnten durch amerikanische Forscher, wie Stanley, Wyckoff und andere durch sinnreiche Verfahren isoliert und angereichert werden. Das Mosaikvirus ließ sich beispielsweise aus Preßsäften erkrankter Tabaksblätter als Eiweißstoff gewinnen, der sogar zur Kristallisation gebracht werden konnte. Ein einziges Molekül dieses „kristallisierbaren" Krankheitserregers scheint ausreichend zu sein, um bei der Einimpfung in gesunde Pflanzen die Krankheit zu übertragen und sich in diesen gleich einem lebenden Organismus zu vermehren. Sind nun diese kristallisierbaren Eiweißmoleküle wirklich als lebende Gebilde aufzufassen, dann muß sich unsere Vorstellung von der einfachsten Erscheinungsform des Lebens grundlegend ändern, dann aber wäre auch die Grenze des Lebens weit gegen das Unbelebte hinausgeschoben. Die Lehre von der Urzeugung steht dann in einem ganz anderen Lichte da, wenn es isolierbare lebende Eiweißmoleküle gibt, die sich zu den bis jetzt bekannten niedersten Lebewesen, den einzelnen Zellen, etwa so verhalten müßten, wie die Aufgußtierchen von Leeuwenhoek zu jenen Organismen, die wir heute an die oberste Stufe der Lebensreihe stellen.

Der Gruß aus dem Dunkel / Von Waldemar Bonsels

Es war nicht viel Licht in den Gedanken des Mannes, der sich in der Abenddämmerung in die öde und enge Vorhalle eines Bahnhofes drückte und dort, den verschlissenen Ueberzieher fest um sich ziehend, fröstelnd auf einer Bank Platz nahm. Nur für einen Augenblick natürlich und ängstlich darauf bedacht, von niemanden für etwas anderes gehalten zu werden als für einen heimgerichteten, irdisch wohlbestellten Passanten, der sich für eine Weile auszuruhen gedachte oder für einen Fahrgast, der sich ein wenig zu früh am Bahnhof eingefunden hat.

Der Fremde grübelte stumm und einsam vor sich hin. Sorgen und Hoffnungen, wie sie mich jetzt schon seit langem heimsuchen, dachte er, sind im Grunde wohl eine Art Schutzwehr gegen den Verfall und die Ausschweifungen des Gefühls. Mehr als fünfzig Jahre lebe ich nun, so oder so, und da ziemt es sich nicht mehr recht, mit Worten und Begriffen wie „einsam", „traurig", oder „sehnsüchtig" das gewappnete Herz zu erweichen, zu erniedrigen oder zu bedrängen. Nein im Gegenteil, so war es immer schon, einsam, traurig, sehnsüchtig. Es war nie anders. Nur wer das Leben nicht kennt, wer gewissermaßen neben ihm her, ohne Empfindungskraft und ohne hohe Forderung seine Tage verbringt, vermeint, es sei anders. Neben dem Leben ist es auch anders, mitten im Leben selbst dagegen nicht.

Wären ein paar andere Gäste in dieser öden und kaum vom Licht beschlichenen Holzhalle des Bahnhofes der kleinen Stadt zugegen gewesen, hierunter sogar kluge und erfahrene Menschen, die sich auf Beurteilung und Einschätzung verstanden hätten, so würden sie bei einer Betrachtung des Fremden etwa folgendes festgestellt haben:

Dieser Mann wartet ja eigentlich gar nicht auf einen Zug, er gibt sich nur den Anschein, oder er wartet überhaupt schon lange, schon immer. Das wäre nicht einmal so schlecht beobachtet gewesen, auch nicht schlecht in Worte gefaßt, denn es gibt tatsächlich Menschen, die ihr Leben lang warten. Wer einmal wirklich hat warten müssen, und noch dazu ohne rechte Hoffnung, weiß, daß Warten ein furchtbares Leid ist, ein ungreifbares, zehrendes, das die Kräfte verdirbt und den Sinn unsagbar ermüdet.

Zudem ließ sich an dieser hockenden Gestalt in der Dämmerung deutlich erkennen, um so deutlicher, als es schon fast dunkel war, daß es nicht immer ein solch verlorener Ort gewesen sein konnte, an dem sie gewartet hatte. Wie rasch man doch bei verbrauchten Kleidern festzustellen vermag, daß sein Träger einmal sehr gut geschnittene Anzüge getragen haben muß. Nur der einfache, der arme, arbeitende Mensch versteht schlechte und verbrauchte Kleidung gut zu tragen. Sogenannte feine Leute können das nicht. Es ist nun einmal viel schwerer, vom behüteten wohlgepflegten Wohnraum des Anstandes und der Ordnung aus in der Gosse Halt zu finden als umgekehrt.

Gottlob waren in der Wartehalle keine Leute, die sich solche Gedanken hätten machen können. Da waltete der gedankenlose, feuchte Wind, der seinen unbekannten heimatlichen Weg zog, die verhüllende Dämmerung und die Kälte, gnädige Gefährten des Verlassenen, denn er wußte, nur er spürte sie, aber sie waren barmherzig genug, von ihm keine Notiz zu nehmen. Teilnahme, dachte er, weiter vor sich hin grübelnd, die überlaßt mir. Im Elend braucht man die Teilnahme nicht, sondern nur die Möglichkeit, wieder selbst teilnehmen zu können. Das wissen nur die allerbesten Menschen, die sogenannten guten Menschen ahnen es nicht einmal. Sie neigen sich zu uns herab und zeigen uns damit nur die Tiefe, in die wir gesunken sind, unsere Verlassenheit und ihr eigenes Glück, das zornig macht. Wer kann durch äußerliche Wohltat Güte in ein elendes Herz zaubern? Zeigt ihn mir!

Da, durch den Eingang der zur Straße führte, kam es rasch und niedrig hereingehuscht, lief durch die Wartehalle und machte vor der Schienenbahn halt ... ein kleiner Hund. Das Tier war in das Blickfeld des Mannes geraten, der vor sich hinstarrte. Nun hob er den Kopf und sah dem fremden kleinen Eindringling nach, mehr mit den Augen allein als mit den Sinnen, angezogen durch die Bewegung.

Der Hund schien die Stufe hinab zu dem Schienenstrang als eine Grenze zu betrachten, die nicht überschritten werden dürfte. Es war noch hell genug, um das Tier beobachten zu können. Die kleinen bebuschelten Kopfverzierungen, die offenbar als Ohren Dienst taten, hoben sich etwas, die Nase schnupperte in die feuchte Weite, half den deutlich schwachen Augen und schien drüben im abendlichen Land allerhand Wünschenswertes festzustellen. Es wurde jedoch bald als unerreichbar abgelehnt und ein gemächlicher Umgang in der Halle begann. Zunächst fand der Fuß einer Eisensäule freundliche Beachtung, nur kurz und scheinbar, ohne rechten Erfolg. Solche Bedürfnisse schienen zur leeren Gewohnheit herabgesunken zu sein, trotzdem folgte ein wildherziges Scharren auf den kahlen Fliesen, daß einem erhofften Sandboden galt.

Der neue Besucher schien den alten nicht bemerkt zu haben, der jetzt aus seiner Versunkenheit erwacht war und mit einem Lächeln, von dem er nichts wußte, auf das kleine Tier schaute. Mein Gott, gab es denn so wichtige, so erregende Dinge in dieser öden Halle? Die unsichtbaren Spuren unter den Bänken schienen darüber zu berichten, wer sich den Tag über hier aufgehalten hatte. Ein Papierfetzen strotzte von Nachrichten. Die Steinplatten vor dem Fahrkartenschalter erschütterten durch die Fülle der Seelen und Seelchen, die dort immer noch hausten, im Dämmern, im Unfaßbaren.

Der Mann rührte sich nicht. Wurde er übersehen? War er noch nicht entdeckt worden? Das war erstaunlich und sehr sonderbar, fast ein wenig kränkend. Ihm schien jetzt, als verstelle sich das kleine Tier, als täte es so, als sei es unbeobachtet. Sicherlich, dieses Entdeckungstheater war ein wenig affektiert. Da sollte einer nun nicht lachen über dieses kleine Vieh, dessen unerforschbare Herkunft sich am deutlichsten in den Rassen kundtat, die es verhörperte.

Erschöpft schienen diese Erlebnisreichtümer der Halle zwar noch keineswegs zu sein, aber das kleine Tier zeigte sich ermüdet. Es nahm jetzt geradeaus Kurs auf den Sitzenden zu, näherte sich ihm ohne besondere Anzeichen von Freundschaft oder Zweifel und sog, dicht vor ihm angelangt, Art und Wesen des Fremden mit der Nase ein. Es war fast dunkel in dem Winkel zwischen Bank und Eingang. In braunroten matten Lichtgarben erlosch der ferne Horizont, der sich vor dem Niedergang des Tages noch einmal spärlich aufgelichtet hatte, über den silbernen Linien der Schienen, die überklar, fast grell schimmerten. Der Mensch sah jetzt nach und fast gierig auf das Tier nieder, das sich ihm im Schattengrund unten näherte. Aber es lehnte oder drückte sich nicht an seinen Körper, o nein, das verbot ihm deutbar eine heimliche Scheu, ein wunderbar tierischer Takt, die dunkle Willensbescheidung seiner Art. Nein, es hielt sorgsam Abstand von jeder Körpernähe und berührte den Menschen nicht, kaum daß einmal die Pfote ein wenig fragende Gunst gewährte und Gewährung zaghaft am Schuh ertastete. Es setzte sich dann in respektvollem Abstand, still und ernst am Boden neben den Menschen, würdig in einer Weise und deutlich endgültig. Hier saß man in der Dämmerung, hier wartete man. Gut.

So empfand der Einsame keineswegs, daß er selbst hier etwas groß und gütig, nach Art besonders braver Menschen, einem armen Tier etwas erlaubte und zukommen ließ, sondern er fühlte, daß er etwas empfing. Nicht Gunst oder Gemeinschaft, nicht Vertrauen oder gar den heimlichen Wunsch und Willen, die Verlassenheit aufzugeben — er empfing eine dunkle und erschreckend wohltuende Ahnung aus der Urwelt des Unbewußten, einen Gruß des Triebhaften aus dem Weltdunkel her, ein Heimwort der Dämonen, die das Licht suchen.

In einem Lächeln, das zu einem leisen, den ganzen Leib erschütternden Gelächter im Dunkeln aufstand, wurde ihm für einen lichten Augenblick erkennbar, wer er selber war: ein Mensch auf der Erde. Wie ein Schwarm von quälenden Insekten hob sich die Unrast der bösen Sorgen unter diesem Lachen aus dem Geräume der befreiten Seele. Nur ein einziges Gefühl blieb wie im Gewebe der Freiheit zurück, das Bewußtsein der Einsamkeit, die das Verlangen nach Gemeinschaft mit sich brachte.

Er erhob sich jählings und mit festen Schritten ging er rasch von dannen. Es wäre wohl zuviel gesagt, daß er nun den Gewinn eines neuen Zieles mit sich genommen hätte. Wohl aber wußte er seinen Weg und die Dunkelheit von Land und Lebenssorgen schreckte ihn nicht mehr. Das Tier folgte ihm.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schüstermann
Schlesische Zeitung
Morgen-Ausgabe
1. 1. 1939
Breslau

Der Baum

Von Waldemar Bonsels

Als das deutsche Heer vor vielen Jahren an der östlichen Grenze des Reichs vorrückte und die Massen des geschlagenen russischen Kriegsvolks vor sich hertrieb, fanden Soldaten in einem Wäldchen auf einer Anhöhe drei tote Kameraden. Es waren offenbar Vorposten gewesen, die hier einem überlegenen Angriff der feindlichen Truppe standgehalten hatten und gefallen waren. Die Leute, die ihre erschossenen Brüder auf dieser Anhöhe fanden, begruben sie, und einer unter ihnen beschloß, den Unbekannten ein Denkmal zu setzen. Es fand sich weit umher nichts anderes als eine zerschlagene Proviantkiste, aus deren Brettern und Nägeln sich ein Kreuz zimmern ließ. Als es ziemlich karg und armselig auf dem Hügel in der lockeren Erde stak, nahm einer der Soldaten ein Stückchen Holzkohle und schrieb auf das genagelte Brett:

„Hier ruhen drei Mann vom deutschen Volk"

Wenn man ihm gesagt hätte, daß er in diesem Augenblick seines Lebens ein Dichter und zugleich Sachwalter allen Seelenguts seiner Heimat gewesen sei, so hätte er sicherlich kaum hingehört und nicht verstanden, aus welcher Welt der Einschätzung solch hochgestimmte Worte sein einfaches Tun und Denken würdigten.

Man hatte Eile, seinen Truppenteil wieder zu erreichen, und der Infanterist, der das Grabmal mit dem letzten Gruß der Kameraden beschrieben hatte, dachte auf dem Marsch noch eine Zeitlang daran, wieviel besser man mit guter Weile alles hätte richten und schmücken können und daß die Gefallenen wohl wert seien, daß man eine lange und schöne Rede über Opferbereitschaft und Heldentod vor ihrem Hügel gehalten hätte. Aber über solcher Besorgnis tauchten die blassen Angesichter der Gefallenen noch einmal vor seinem geistigen Auge auf und mit ihnen ihr Friede, viel höher als alle Erwägungen, und ihm war, als sagte sie zu ihm zu seiner Beruhigung:

„Es war genug, mehr nicht!"

Das Heer zog weiter, der Regen verwischt und zerstörte die Inschrift bald und der Wind warf das verwitterte Kreuz um. Der vergessene Hügel begrünte sich mit Gras und Bodengekräut, auch wohl Blumen mögen darunter gewesen sein und darüber Vogelgesang. Es brach mit dem kommenden Frühling der Keim einer Tanne aus dem Erdboden hervor und wuchs im Laufe der Jahre zu einem Bäumchen heran. Das verlassene und verwüstete Land weit umher erholte sich im Wandel der Zeiten zu seiner alten Fruchtbarkeit und Stete, und die Menschen siedelten wieder in den Talgründen, erbauten Höfe, Häuser und Scheunen und vergaßen unter den Wahrzeichen und Forderungen ihres täglichen Tuns und Wirkens die Untaten und den Heldenruf des Krieges.

An einem Winterabend schritt zu unseren Tagen ein Mann durch die Landschaft am Waldrand dahin. Der Schnee lag fußhoch und die Zweige der Bäume, groß und klein, trugen schwere, weiße Lasten, und waren tief herabgebeugt. Der Wanderer schritt durch Hügel und Berge von Kristall im flimmernden Abendlicht dahin. In den Hallen und Domen unter den Ästen dämmerte es geheimnisvoll und von nie gesehener Färbung. Die Schatten leuchteten blau, tiefer als die Flecke des Himmels zwischen den Kronen in der eiskalten Höhe. Es war ein verzaubertes Reich, bald überhell, bald als glänzte ein längst vergessener ferner Weltkörper im Rampenlicht des Alls.

Es wird die Stille gewesen sein, die über diesem Anblick den Dahinschreitenden beglückte, die heilige Ruhe. Es herrschte zu viel Licht in dieser Wunderwelt, als daß man an den Wintertod denken konnte, es war Schlaf, so selig und beschwichtigt, daß es aus ihm erstrahlte.

Der Dahinschreitende besann sich auf sein Vorhaben und ließ seine Blicke umherwandern, denn er wollte am Waldrand einen Tannenbaum für das bevorstehende Weihnachtsfest finden. Auf einer gelinden Bodenerhöhung erblickte er im Schattenbereich der Baumriesen ein Bäumchen, das ihm geeignet erschien. Er schlug den Schnee von den Zweigen, die emporschnellten, und das grüne Geäst bot sich voll und gleichmäßig gebildet dar, so daß er seine Wahl traf und den Baum fällte. Er stampfe ihn noch einmal vor sich auf den Boden, nahm Abstand, drehte ihn und betrachtete und prüfte seine Waldbeute mit Wohlgefallen. So schulterte er sie und schritt gemächlich und seiner Festpläne froh dem heimatlichen Dorf zu.

In seinem Hause nun, am kommenden Weihnachtsabend, stand der Baum inmitten der Festfreude, die, um der uralten Liebeserinnerung willen, die Kinder zum Mittelpunkt dieser Welt erhebt und die Erwachsenen noch einmal zu Kindern macht. Die rauhe und harte Umwelt des Wirkens und der Leiden sank für kurz über dem Glauben dahin, daß die Freiheit der Seele an die Bereitschaft zum Opfer gebunden ist, und das eigene Glück an die Freude der Anderen.

Als die Kinder und sein Weib sich zur Ruhe begeben hatten, und schliefen, trieb es den Mann und Vater von seinem Lager noch einmal in die leer und still gewordene Stube zurück, in der das Fest stattgefunden und der Weihnachtsbaum gebrannt hatte. Er wußte nicht recht zu ergründen, woher die Unruhe stammte, die ihn nicht schlafen ließ: es war ihm zumut, als habe er wohl seiner Pflicht nach besten Kräften Genüge getan, sei aber doch noch etwas schuldig geblieben, wie wir alle.

Der Raum lag in nächtlicher Dämmerung, so daß man mehr wahrzunehmen vermochte als das schwache Lichtrechteck Fensters, vor dem der Umriß und die Erscheinung des Baumes abhoben, vom fernen Sternlicht in eine schwarze Gestalt geb und zugleich geheimnisvoll vom Nachtdunkel der Erde heb

Der Mann ließ sich in einem Winkel des Raumes nieder empfand nach einer Weile des Sinnens, wie fremdartig sonderbar sein Dasein sich in dieser Nacht, im Dunkeln allein, von allem Gewohnten absonderte; es war sonst n seine Art, das arbeitsame Leben mit Grübeln zu bedräng und ganz neuartig und beinahe feierlich gestimmt wurde sich dessen bewußt, daß er allein war, bis in sein Blickfeld imm deutlicher die Gestalt des Baumes trat. Da das Waldkind mitten im schwachen Lichtbereich des Fensters darbot, sah er Bildung dieses Geschöpfes immer eindringlicher, und bald n mehr nur als eine Erscheinung, sondern als ein Wesen. Hatte denn einen Baum niemals zuvor recht betrachtet? Sicherlich ni so lange Zeit hindurch und nicht in solcher Stille. Die Kerz waren niedergebrannt und die Zweige trugen keinen Schmuck, daß der Baum sich in seiner natürlichen Schönheit darbot und de Schauenden nach und nach die Gewißheit einbrachte, daß er sie nicht mehr allein im Raum befand.

Wie stark und geduldig erschien ihm der ruhige Gefährte, der vom Weben der dahinziehenden Nacht wie in eine ganz neue Welt der Wesenhaftigkeit erhoben war. Das heimliche Gesetz seiner Bildung wurde als ein beglückender Triumph offenbar, und er ruhte in jeder seiner Absagungen so selig in sich selbst, als sei herrlich erfüllt, was ein hoher Plan mit seinem Geschöpf beschlossen hatte, und zugleich auch das, was alle Herzen hofften.

Hierüber kam dem Schauenden in den Sinn, daß er selbst zu diesem Fest den Seinen wohl hätte mehr bieten können, es befiel ihn ein Gefühl von Schuld, und der Gabentisch unter den Zweigen kam ihm karg und armselig vor, wie auch seine Bereitschaft zum rechten Liebeswerk und Opferwillen. Wie viel besser hätte er mit guter Weile alles richten und schmücken können und auch ein schönes Wort über Liebe und Opferbereitschaft, Heimat und Verbundenheit hatte fallen müssen.

Da war es ihm, als klänge es kaum hörbar aus der Wohlgestalt des Baums auf ihn nieder:

„Es war genug. Mehr nicht".

Nun, das mag schon aus der Welt eines Traums emporgestiegen sein, wer will es entscheiden? Nicht sein Tun und nicht seine Gaben schienen mit diesem Aufklang gemeint, sondern etwas ganz anderes. Auch waren nicht Bescheidung oder ein irdisches Maß darunter zu verstehen, sondern etwas, das im Geheimnis ruhte, und seine Gültigkeit unter Menschen verlor, sobald sie es wußten.

Neues Jahr

Neues Jahr heißt: Neubeginnen,
Neues Schaffen, neues Sinnen,
Heißt: aus dem Vergangnen, Alten,
Bessre Zukunft zu gestalten.

Neues Jahr heißt: seinem Leben
Wieder jenen Mut zu geben,
Der mit der Vollendung Bild
Unsre Seele ganz erfüllt.

Neues Jahr heißt: Zuversicht,
Heißt: aus Dunkelheit zum Licht,
Heißt: zur Freude, heißt: Hinauf,
Heißt: Glückauf! Glückauf! Glückauf!

Alfons Hayduk.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Das Literarische Echo, 41. Jahrgang Heft 12

September 1939

Zeitlupe: Ein alter Spruch · Vor der Natur · Jahrestagung des Deutschen Ausland-Instituts · Buch und Presse im Ausland · Fußballspiel im Rechtschreiben · Holunderfreunde

Waldemar Bonsels, Der europäische Schriftsteller

Erich Sander, Deutsche Afrika-Literatur der Gegenwart

Georg von der Vring, Verantwortung

Fred Hagenmeyer, Zum Thema Jugendbuch

Wilhelm Hammond-Norden, Warum werden keine Epigramme mehr geschrieben?

Hans Achim Ploetz, Revolution und Reaktion in der Poetik

Kurt Hancke, Morphologie des Rattenfängers

Alois Brandl, Bayrischer Humor

Proben und Stücke: Paul Alverdes, Abschied von Rudolf G. Binding · Armin Renker, Die Scholle · Ludwig Friedrich Barthel, Gedichte · Friedrich Sieburg, Süderpreß

Literarisches Echo: Echo der Zeitungen · Echo der Zeitschriften · Echo des Auslands · Bühne, Film u. Rundfunk · Kurze Anzeigen · Nachrichten

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Ein bedeutsames Buch im Urteil der Presse:

KARL KINDT

Geisteskampf um Christus

288 Seiten, Leinenband RM 4,80

„In Karl Kindt ist der Christenheit und insbesondere dem Luthertum für das Geistesringen unserer Jahre ein Kämpfer geschenkt worden, wie er jedenfalls auf evangelischem Boden in seiner Art seinesgleichen nicht hat."
Deutsche Allgemeine Zeitung

„... dieser Weckruf ergeht auch an die deutschen Katholiken."

„... er rehabilitiert die christlichen Werte." *Literarischer Ratgeber, Paderborn*

„... der Verfasser fiel schon seit langem durch hervorragenden Stil und die Schlagkraft seiner Aufsätze auf." *Arionenzeitung, Leipzig*

„... wenn die Kirche und das Christentum sich in diesem Sinne Karl Kindts, in diesem wahrhaft deutschen Sinne finden und neu verwirklichen, sind sie eine Macht, die nicht zu überwinden ist." *Die Neue Literatur, Leipzig*

„... sie gehören in ihrer Art zu dem Besten, was man heute zur Ehrenrettung des christlichen Glaubens lesen kann."
Kirchenblatt für die Ev.-luth. Gemeinde Breslaus

„... es ist geradezu erstaunlich, welche Gedankenfülle auf diesen 288 Seiten dargeboten wird." *Christliches Leben, Dresden*

„... wird darin doch vom festen evangelischen Standort aus das Gespräch geführt, das dem Protestantismus not tut." *Eckart, Berlin*

„Das Buch ist so sehr klärend, so wichtig, unseres Erachtens so lebenspendend, daß wir jeden, der im Geisteskampfe um Christus Stellung genommen hat oder nehmen will, bitten möchten, es zu lesen, zu beherzigen und zu verbreiten, zur Stärkung seiner selbst und der anderen." *Zeitwende, Berlin*

WICHERN-VERLAG / BERLIN-SPANDAU

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Der europäische Schriftsteller

Eine Ergänzung

Von Waldemar Bonsels (Ambach)

In der Augustnummer der „Literatur" schrieb Ewalt Skulima eine Abhandlung, die er bescheiden einen Versuch genannt und „Der europäische Schriftsteller" betitelt hat. Die auf Verantwortungsbereitschaft aufgebaute Gedankenfolge und ihre wohlabgestimmte und berechtigte Forderung trifft in die Welt der Hoffnungen und Sorgen hinein, die uns Schriftsteller heute bewegen, die Welt, in der wir, ohne Einschränkung, den gleichen Kampf um die Gültigkeit des deutschen Geisteslebens und seiner Dokumente in Heimat und Weite führen.

Obgleich vorauszusetzen ist, daß die ernsthaften Leser der „Literatur" den Aufsatz meines Anregers mit Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen haben, möchte ich doch nicht antworten, ohne jeweils die Worte genau zu zitieren, deren Vorstoß und deren aufgelichtete Forderung mich nicht allein angeregt, sondern bewegt haben. Ich sehe in Skulimas Erörterungen den Auftakt, der den Seelen die Marschmelodie anschlägt, nach der sich die Idee aus der Vielfalt der verwirrenden Erscheinungsformen zum wegweisenden und mitreißenden Wort der Dichtung erheben könnte. „Wort" heißt hier nicht logische Formel der Richtigstellung oder Behauptung, sondern es ist als Inbegriff sakraler Magie im Kraftbereich der Berufung aufzufassen; eine Unterscheidung, nebenbei bemerkt, die ich bei uns und jenseits unsrer Grenzen, den supergescheiten Beurteilern der staats- und volksbildenden Worte des Führers empfehle.

Ich lese bei meinem Vorredner: „Doch sind wir heute entscheidender als je auf die Arbeit des Geistes angewiesen; dies nicht nur, damit sie uns belehre, erhole oder vergnüge, sondern weil wir durch sie eine Bestätigung unseres volklichen Wertes erhalten, weil sie als Kraftquell zum Bewußtsein, Europas erste Großmacht zu sein, unerläßlich ist."

Wenn der Staat gebaut wird, hat der Geist zurückzutreten. Er tat es, solange die Welt sich in ihren Staatsformen wandelte, und wird es immer müssen, wenigstens als das, was hier unter Geist verstanden zu sein scheint. Ist aber der Staat gebaut, so ist eben jener gemeinte Geist unerläßlich notwendig, um das Gerippe des gewaltigen Gefüges mit jener seelischen Substanz zu füllen, die aus dem Staat das Reich erstehen läßt. Und immer wird die Formel dieses entscheidenden Aufrufs zu Bestand und Dauer poetischer Natur sein. Darin sind Wunsch, Hoffnung und Forderung meines Gewährsmannes richtig, wenn er mir die Ergänzung erlaubt, die in meiner Zustimmung ausgesprochen liegt. Poetisch heißt hier nun freilich nicht dichterisch allein, sondern heroisch im höchsten Verstand der inneren Haltung. Alles wahrhaft Poetische entspringt allein der heroischen Haltung.

Ich lese: „Nun ist die Forderung, die neu an uns herangetragen wird, gar keine Forderung im Sinne des Befehls: Du sollst."

Freilich haben wir die Ermutigungen zu beipflichtenden, den völkischen und politischen Taten adäquaten Leistungen der Dichter nicht im Sinne eines Befehls aufgefaßt. So scheint es wichtig, in Gemeinschaft mit meinem Anreger die Frage nach den Voraussetzungen einer Erfüllung aufzuwerfen. Im heute wuchernden Drang nach geschichtlicher Orientierung oder Forschung, nach Vergleich und Bestätigung in der Vergangenheit, liegt die Hemmung kaum so belastend wie Skulima glaubt, obgleich zugestanden werden muß, daß sich hier auch bei redlichen und berührten Geistern etwas wie eine vorläufige Flucht aus der unbewältigten Stoffülle der Gegenwart in die beruhigenden Schatten der Vergangenheit vollzieht. Man stimmt gewissermaßen einmal indirekt zu und baut, mehr oder weniger gut begründet, posthume Befestigungsgrundlagen für das Neue, mit schüchternen Wegweisern für den Pegasus von 1939. Da nun aber dieses Pferd beflügelt ist, sind die historischen Reichsautobahnen der Beflissenen keine rechte Gewähr für seinen Gehorsam und für die Richtung seines Fluges, am wenigsten für dessen Höhe. Und nur sie entscheidet im Sinn und Verstand der hochherzigen Forderung, die mir bei Skulimas Anregungen in und zwischen seinen Zeilen begegnet. Denn was beschworen wird, ist doch wohl dort und für uns alle die große sinngebende und überzeugende Dichtung, die in Bild und Gedanke das welterschütternde Geschehen im Herzen Europas zum nationalen und zugleich europäischen Erlebnis macht.

Die aufgeworfene Frage also geht wesentlich um das, was die deutsche Dichtung unsrer Tage an jenem Höhenflug hindert, dessen mitreißende Leucht- und Schwungkraft nicht nur von uns ersehnt, sondern auch von allen Wohlwollenden erwartet und von den Führenden ange-

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

regt wird. Ich sehe die Hemmung in zwei entscheidenden Faktoren, zuerst und wesentlich in einem Mangel an Abstand zu den inneren und äußeren Begebnissen, und zum anderen in der strengen Erfordernis unseres augenblicklichen Zustands, die Schatten und Finsternisse im Widerspiel alles Menschlichen verschweigen zu müssen, auf deren drohender Wolkenwand sich die lichten und reinen Gestalten allein im Sinne einer großen und entscheidenden völkischen und europäischen Dichtung abzuheben vermöchten.

Was ich hier sage, geht nicht den Trompeter an und nicht den Tambour. Sie haben, im rechten Geist von Herausforderung und Sammlung, sowenig im Aufsturz der Erhebung gefehlt, wie heute ihr Takt auf weithin sichtbarer Warte. Was uns dagegen auf der Hochebene bewegt, auf welcher Frage und Antwort sich hier begegnen, mag erkennbar werden, wenn man sich etwa das Nibelungenlied — ohne Hagen vorzustellen versucht. Es zerfiele ohne die dämonische und düster-gewaltige Gestalt dieses Täters der Widersacher in ein buntes, seichtes Scherbenwerk wohlwollender Schönsprecherei oder fader Lobhudelei, und der nur behauptete oder nur erzählte Glanz auf Siegfrieds Stirn zerflösse, wie vor dem blaßgrauen Horizont eines lyrischen Wunschzaubers. Siegfried wäre uns gleichgültig. Sein Liebestod sänke auf die romantische Tiefebene von Werthers Leiden herab, und sein drachentötendes Schwert würde zur ausgeliehenen Dekoration. Erst vor der Nacht des Frevels und der Willkür, die seine Widersacher um ihn verbreiten, leuchtet die Aureole der tragisch-holden Heldengestalt in formzeugender Allmacht völkischen und menschlichen Schicksals durch die Dämmerung der Geschichte und Sage bis zu uns, in Aufbruch, Tat und Vollendung, verklärt durch den reinen Willen.

So sind die Aufgerufenen der großen Bewegung unter den Dichtern heute gewißlich nicht durch Mangel an Anteilnahme oder durch fehlende Einsicht behindert, nicht durch Unentschlossenheit, Zögern oder gar Feigheit, sondern allein durch die bittere Notwendigkeit, der Totalität der Schicksalsfügungen und zugleich dem Ring unserer Feinde gegenüber jenes herbe Schweigen zu wahren, dessen Preisgabe die Geschlossenheit der Gewappneten sprengen möchte. Denn auch die Getriebenen und Argen verlangen im Kunstwerk das volle Gewicht ihres Wirkungswertes und ihres Charakters, die Unparteilichkeit des sachlich waltenden Verteilers der Kräfte und, in Gemeinschaft mit den Berufenen, den Hochaltar der Weltgerechtigkeit, an dem auch die Dämonen Gnade suchen.

Noch erhebt sich das Schweigegebot wie eine Mauer vor den Pflichten und Rechten der poetischen Wortführer, vor den Pflichten und Rechten des eigenen Volkes wie auch vor dem Zorn und dem verhaltenen Grimm und der Voreingenommenheit und Gütelosigkeit der europäischen Gegner. Denn der Haßring der Feindschaft, der unser Volk umgibt, ist in den Hallen der Weltenbörse geschmiedet und keinesfalls in den Ruhmesstätten ihrer besten Geister oder in der Aula ihrer Poeten. Keine Aufklärung der Menschlichkeit würde heute mehr anders als durch höhnische Erniedrigung beantwortet, kein edles Eingeständnis von Not, Opfermut oder Tod, kein stolzes Bekenntnis des leidgeprüften Beharrens beim Eigenbestand und Eigenrecht würde uns aus anderer Stätte widerklingen, als aus eben jenen merkurischen Höhlen der Vorteilssucht. Dies Letzte an sich könnte uns gleichgültig sein, jedoch Frage und Antwort gehen hier zum guten Teil um die mögliche Wirkung des deutschen Schriftstellers als europäische Macht in unseren Tagen.

Es heißt dann weiter bei Ewalt Skulima: „Es befällt uns zuweilen Unlust und Zorn, daß der Dichter den Weg zu der durchgehend herrschenden Zucht des Volkes nicht findet; wiewohl ihn im Leben diese Zucht durchwaltet, fehlt sie in seinem Werk. Schuld daran mögen die angelernten Formgesetze, die vorgeschriebene Wahl des Stoffes, aber auch das Zielen nach dem Erfolg sein. Aber wiederum: in seinem Leben prallt er doch auf die neuen Wirklichkeiten, ja er ist ein Teil von ihnen, nur scheint es, als wehrte er sich, sie in den geistig-schöpferischen Akt mit einzubeziehen, vielleicht weil ihm für sie noch das bannende Wort fehlt."

Jener geistig-schöpferische Akt, der das zugleich bannende und befreiende Wort bedeuten würde, flammt nur von den Gefilden der Freiheit auf, die Abstand, Überblick und Erkenntnis geben. Zudem absorbiert der politisch-militärische Kampf den Heroismus unseres Volkes bis in die Seelenwerkstätte des einzelnen. Es ist, als saugte die harte Notwendigkeit, gerüstet und kampfbereit zu sein, alle Elemente der Seelenkraft in ihr furchtbar ernstes Gefüge, als ballte sich der Zorn der Selbstbehauptung in Bataillonen zusammen und die letzte Aussage zum Befehl. Denn die deutsche Revolution ist infolge von Mißgunst und Furcht unsrer Feinde nicht in eine beruhigte und beruhigende Evolution übergegangen, die vom Führer bis zum kleinsten Handwerksmann alle ersehnt haben, sondern in den Aufmarsch. In den Aufmarsch eines ganzen Volks zur Verteidigung seiner durch die Revolution errungenen Werte und Rechte, und zur Vervollständigung dieser Berechtigungen zum Lebensraum. Immer noch hat der Tambour das poetische Wort. Noch schweigt der Dichter, und wäre es nur, um nicht in den Mitbewerb unter diejenigen zu geraten, die vom Unberufenen bis zum Konjunkturfledderer den heiligen Ernst der Stunde gefährden.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Die Forderung und Hoffnung, die Ewalt Skulima in seinem beredten Auftakt dartut, werden sich erfüllen. Seine Mahnung hat Bedeutung als Erinnerung an den höchsten Glanz des dichterischen Worts, als Weckruf und Gebot, aber Homer ist nicht Kriegsberichterstatter bei der Heeresleitung der Griechen gewesen, und der Sänger des Nibelungenliedes nicht an Etzels Hof. Wie denn auch deutlich die besten Dichtwerke, die die Revolution zum Gegenstand haben, in der Zeit spielen, die ihr voranging und die beschlossen hinter uns liegt. Somit ist die Befürchtung, die Dichter unsrer Tage möchten die Zeit verpassen, nicht berechtigt, und Skulimas Wort: „denn die Miterlebenden stehen im Kairos, in der glückhaften Stunde", soll sich auf das Miterleben der Entschlossenen beziehen, die die Fülle der eigenen Kraft im Strom der Ereignisse erleben, als seine Förderer und endlich als seine Helden. Wie denn alle Befriedung der bewegten Seelen, ihre Klärung und Festigung heute mehr als je auf der Scheidung der Geisteselemente beruht und nicht auf ihrer Vermischung. Für den Dichter hat jene „glückhafte Stunde" noch nicht geschlagen, denn das „im Erlebnis Stehen" bietet gerade ihm geringe Gewähr für die Klarheit und Stete, aus der allein die Fülle der Eindrücke sich zum überzeugenden Bilde formt, zum Sinnbild, zur sinnerfüllten dichterischen Tat.

Deutsche Afrika-Literatur der Gegenwart

Von Erich Sander (Schöningen)

1.

Ein besonderes Merkmal des modernen Weltgeschehens ist, wie man sagen könnte, seine „Horizontlosigkeit". Das soll heißen: die Fläche, auf der sich heute das geschichtliche Leben abspielt, greift unbegrenzt nach allen Richtungen rings um den Erdball. Das war nicht immer so. Abgesehen von den Vermutungen mancher Rassen- und Vorgeschichtsforscher, die auch für uralte Zeiten gewisse Großraum- bzw. Gesamt-Erd-schauplätze in Betracht ziehen, nimmt man, jedenfalls vom Standpunkt der abendländischen Weltvölker aus, eine dreistufige Raumerweiterung des Geschichtsverlaufs an: der potamisch-thalassische Bereich im Altertum erweiterte sich zum ozeanischen im hohen Mittelalter und „voll-endete" sich im gegenwärtigen interkontinental-globalen.

Wie dem im einzelnen auch sei, das eine steht fest: in mannigfacher Wechselverflechtung — stofflich und seelisch, wirtschaftlich und staatlich — sind heute die Erdteile als geschichtliche Großkörper — teils aktiv-gebend, teils passiv-empfangend — miteinander verbunden.

Aus ihrer Reihe hebt sich ganz auffällig ein Kontinent hervor, den noch immer ein dichter Schleier von Problematik umhüllt. Einer Problematik, die genauer besehen aus drei Quellen gespeist wird, nämlich aus: der Unvollständigkeit unserer Kenntnisse von der physisch-geographischen und besonders der rassisch-kulturellen Struktur jenes Erdteils; aus der Unselbständigkeit seiner eigenen politisch-ökonomischen Weltleistung; am stärksten aber aus der Planlosigkeit überhaupt seines kolonialen Erschlossen-werdens. Es ist der nach alledem mit Recht so genannte „Dunkle Kontinent" — Afrika! Und sein Sinnbild ist das dämonisch lockende Weib mit ... dem Skorpion in der Hand —!

Daß unsere deutsche Nation heute an der Lösung der afrikanischen Probleme den lebhaftesten Anteil nimmt, beruht nicht allein auf der Lebendigkeit des treubewahrten Kolonialgedankens. Es sind auch durchaus nicht allein theoretische wissenschaftliche Betrachtungen oder gar abenteuerlich-exotische Poetenträume, mit denen wir Gestalt und Bildnis dieses Kontinents umkränzen. Unleugbar sind derartige Antriebe mit wirksam. Das wird einem bald klar, wenn man die hohe und immer noch anschwellende Flut von Afrika-Literatur auf dem gegenwärtigen deutschen Büchermarkt ansieht und in einem erstmaligen Überschlag zu sichten unternimmt. Was — weit über jene drei Impulse hinaus! — uns Deutsche an Afrika interessiert sein läßt, ist vielmehr aus tiefstem völkischen Lebensgrunde erwachsen.

Als gärende und drängende Wirklichkeit bereits lange vorhanden, bekam es gewissermaßen sein historisch-politisches Gesicht in der Stunde, als der Führer den Versailler Schandvertrag zerriß. Es ist jene deutsche Situation, die man mit dem geopolitischen Schlagwort kennzeichnet: „Volk ohne Raum", und die sich hinter der national-ökonomischen Alternative verbirgt: „Ausfuhr — oder Untergang!" Aus dieser Situation wird zunächst die derzeitige Mobilisierung unserer gesamten Volks- und Bodenkräfte im Vierjahresplan verständlich: sie ist gleichsam der disziplinierte Aufbruch eines riesigen Heerlagers. Zugleich aber blicken wir jetzt auch nach Afrika hinüber, wo nun einmal auf früher von uns besessener Erde wirtschaftliche und kulturelle, weniger vielleicht siedlerisch-räumliche Lebensmöglichkeiten für uns gegeben sind.

Diese zukunftsträchtige Situation ist der Fruchtboden, aus dem unter anderem auch die gegenwärtige deutsche

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schüstermann
Adressen-Verlag u. Zeitungsausschnitte G.m.b.H.
Berlin O 27, Alexanderstraße 40-42, Tel. 51 56 54

Hannoverscher Kurier

22. 9 1940

Fahrt in der Nacht /

Von Waldemar Bonsels

Wie der Krieg die Menschen verändert hat! Die Männer, die von den Ruhmesfeldern der Schlachten zu uns zurückkehren, haben eine neue Seele bekommen. Die glühenden Sturzbäche dieser Lebensleidenschaften verwandeln ihre Gemüter, reinigen sie von allem Kleinen und Kleinlichen und machen aus braven Bürgern heldenhafte Täter.

Mir ist das niemals so deutlich geworden, als in der Nacht, die ich kürzlich im engen, dunklen Wagen eines Personenzuges zubrachte, der von der belgischen Grenze aus durchs Rheinland ins Hessische fuhr. Wir hockten einander in einem alten Wagen auf zwei Bänken gegenüber; rechts und links von meinem Platz erhoben sich zwei riesige, rohlederne Stiefel, in denen die Füße meines Gegenübers steckten, eines bärtigen Kanoniers, der mit tief geneigtem Kopf schlief.

„Du erlaubst schon . . .", hatte er gesagt, als er sich diesen Platz für seine Füße wählte. Es schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen, daß jetzt noch ein Landsmann anders als mit „du" angesprochen werden könnte, sein brüderliches Lächeln war ohne einen Schatten von Anmaßung, und ich fühlte mich zwischen den beiden ledernen Säulen geborgen und wie in eine Gemeinschaft eingeschlossen, die ich früher nicht gekannt habe.

Neben dem Schlafenden saßen zur Rechten und Linken zwei verwundete Pioniere, die nach Bayern, in die Heimat, zurückwollten; einer von ihnen streckte sich in die Wagenecke, der verwundete Arm ruhte über der Brust, die gesunde Hand hielt ein kleines Buch schräg gegen das trübe Licht. Er las angestrengt und mit dem etwas traurigen Gesichtsausdruck, den einfachen Leuten oft eine geistige Beschäftigung verleiht. Im Brusteinschnitt seines Rockes hing das Eiserne Kreuz, dieses schlichte Denkmal des Heldentums, das in diesen Tagen wie ein heller Stern über den Männern unseres Volkes glänzt. Es war neu geprägt und die Ränder funkelten, der kleine Stern war der schimmernde Mittelpunkt dieser dämmrigen Kammer, die mit uns ermüdeten Menschen über das nächtliche Land rollte.

Es fuhren noch zwei Bauern mit uns im Wagen und ein junges Mädchen, das ländlicher Herkunft sein mochte, aber Wert darauf zu legen schien, für eine Dame aus der Großstadt gehalten zu werden. Ihr Nachbar, ein bayerischer Reiter, hatte im Schlafe seinen schweren, blonden Kopf mit der zerknitterten Mütze auf ihre Schulter gelegt; sie saß steif und gerade, zugleich verlegen und mitleidig, und lächelte zuweilen wie entschuldigend zu mir herüber, als ob sie sagen wollte: „Ich lasse sonst keine Soldaten dort liegen, aber jetzt . . . nun, Sie werden verstehen . . ."

Ich darf nicht vergessen, daß noch ein weiterer Kriegsmann im Wagen lag, langausgestreckt am Fußboden, quer durch den ganzen Raum. Er schlief fest, schnarchte laut und trug feldgraue Uniform, deren Farbe bis zur Unkenntlichkeit verstaubt war. Sein Kopf hing ihm nieder, ich habe niemals für möglich gehalten, daß ein Mensch in solcher Lage zu schlafen imstande sei.

Seit einer Weile war das Gespräch ins Stocken gekommen, die Zigarren gingen den Schläfern aus, das Rasseln des alten Wagens und das Schnarchen füllten den kleinen heißen Raum. Ich betrachtete den lesenden Krieger vor mir und sein Ehrenkreuz; er schien mit dem Inhalt des Buches nicht einverstanden zu sein, denn der Ausdruck seines Gesichtes war sorgenvoll und ablehnend. Zu Beginn unserer Fahrt hatte ich ihn nach den Taten auszuforschen gesucht, denen er seine Auszeichnung dankte, aber er hatte mir nichts erzählt. Er sah mich lange ruhig an, als erinnere er sich einer ganz anderen Welt, einer weiteren, größeren, voll glühender Wildheit, dann sagte er langsam:

„Unter den anderen, den Toten, hat es mancher eher verdient als ich, sie liegen jetzt begraben im Feld. Ich und ein paar Kameraden, wir stürmten den Bunker, jeder hätte das Gleiche getan."

Er legte in Gedanken die Hand auf sein Kreuz, lächelte und sah wieder in das Buch. Nach einer Weile hielt er es mir hin und meinte schwerfällig: „Das hat man mir geschickt, wer mag es geschrieben haben . . . ob je! Es geht ganz anders zu in der Welt, sage ich. Man sollte nur so schreiben, daß die Brust weit wird und das Herz sich bessert. Verstehen Sie mich? Aber dieses da?"

Er bat mich dann, ihm die Zigarre anzuzünden und wieder zog eine träge Nachtstunde im Fahren und Halten dahin. Das kleine Fräulein hob nach einer Weile die schlafende Last an ihrer Schulter beiseite, zog ihre Jacke aus, machte ein Päckchen daraus und schob es unter den Kopf des Schlafenden zu unseren Füßen. Er wachte darüber nicht auf, obgleich sie es in ihrer Befangenheit ungeschickt genug anstellte. Du scheinst dich deiner Tat zu schämen, dachte ich, aber hätten wir nicht einen Grund, weil keiner von uns daran gedacht hat?

Und wieder schlich im Schweigen eine ungewisse Spanne Zeit herum. Der bärtige Artillerist, der mich in seiner rauhen Umklammerung hielt, seufzte im Schlaf, und sein Bärenkörper schien beunruhigt durch einen Traum. „Deutschland . . ." murmelte er in tiefem Schlummer. Der Lesende sah über sein Buch auf ihn hin, lächelte und stieß ihn an. Da der Schlafende sich nicht rührte, sah er zu mir herüber, zuckte die Achseln und meinte nachsichtig: „Vielleicht träumt er, spricht im Schlaf, der . . . das kommt vor." —

Die nächste Station war der Ort meiner Bestimmung. Da ich früher einem Turnverein angehört habe, gelang es mir, den Wagen zu verlassen, man schien erleichtert und grüßte schläfrig. — Nun meine ich, ich hätte auf dieser Fahrt Großes erlebt, und kann es doch nicht sagen: denn wie vermöchten Worte den Glanz wiederzugeben, der oft in Stunden der Ergriffenheit in uns aufleuchtet? Ich sah einen Kämpfer mit dem Eisernen Kreuz an der Brust, der von seinen Taten schwieg und seine toten Brüder rühmte, eine kleine Vornehme, die ihr schönes Gewand im Staub preisgab, um den Schlafenden zu schützen, und einen bärtigen Arbeitsmann, dessen Traum sich in einem Seufzer der Sorge und des Glücks offenbarte: „Oh Deutschland . . ."

Aber eines wußte ich zuversichtlich, als ich in der nebeligen Nacht durch den Wald schritt: Nie, nie ist dies Land, dies Volk zu überwinden! Ihr kennt es nicht, ihr, die ihr es bekämpft und haßt, kennt nicht den Kern in seiner rauhen Schale. Und der Boden, den meine Füße traten, die kalte, feuchte Luft, die ernsten Bäume, alles was mit ihnen lebte, war mir aufs neue gegeben, das heilige, ewige Eigentum unserer tiefsten Berechtigung.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Stuttgarter Neues Tagblatt Nr.? vom2.11.4o

Der letzte Brief

Bei den schweren Kämpfen in Frankreich, im Frühjahr dieses ruhmreichen Jahres, riß ein Granatsplitter dem jungen Gefreiten die Seite auf, es war nur ein Streifschuß, der ihm viel Blut, aber nicht einmal die Besinnung kostete Er sah in der Morgendämmerung einen Kameraden auf dem Verbandplatz und lächelte ihm zu. „In der Heimat", sagte er mit blassen Lippen und hob die Hand nach Osten. „Auf Wiedersehen", fügte er hinzu.

Aber die Heilung nahm einen langsamen Verlauf, und man konnte den Verwundeten erst nach Wochen vom Feldlazarett in die Heimat befördern. Der Zug fuhr ohne Eile nach Norden, und der Kranke sah die Berge und Bäume am Fenster wandern und wußte bald, daß es wieder deutscher Boden war, über den er dahinrollte, unter deutschem Himmel und im lauen Frühlingswind, der die Wiesen seiner Heimat berührt hatte. Es ging weit dahin, bis in einer frühen Morgenstunde die Luft einen herben Salzgeruch und die Frische der Meerweite über sein schmales Lager wehte. Er hatte das Meer niemals gesehen und sein Gruß mutete ihn zugleich fremdartig und wohltuend an, ihm war, als ob sein Herz sich in einer ganz neuen Freiheit der Hoffnung weitete.

Seine Wunde schien zu heilen, langsamer zwar und nicht auf jene sichere Art, die er wie ein selbstverständliches Recht seiner Jugend erwartet hatte, und zuweilen verwunderte ihn die bedächtige Sorgfalt und die zurückhaltende Ermutigung seiner Umgebung. Mit welch eigenartigen Empfindungen der Erinnerung werde ich später an diesen weißen Saal mit seinen großen Fenstern zurückdenken, ging ihm durch den Sinn, an das wechselnde Licht an den Scheiben, an die unpersönliche und doch so innige Freundlichkeit meiner fremden Wohltäter und an mein schmales, leichtes Bett zwischen den anderen Betten. Wenn bisweilen die Fenster geöffnet wurden, so hörte er Hähne krähen, die Sperlinge schrien in der Morgendämmerung, und einmal sang eine Amsel auf der Spitze eines Birnbaumes, dessen Zweige sich vor seinen Augen im Himmelslicht bewegten.

Einige Tage nach seiner Einlieferung in das neue Lazarett erwachte er gegen Mittag aus einem Traum, in dem er ein Lied von unvergeßlicher Süße der Schwermut und des Heimwehs vernommen hatte. Da hörte er, als er die Augen öffnete, die Stimme seiner Mutter. Sie saß an seinem Bett und hielt seine Hand. Ihm war, als sähe er seine Mutter zum erstenmal, und in einer tiefen Menschenseligkeit erbebte er durch und durch, wie keine Todesangst, keine Kampfeswut und kein Elend seines Leibes ihn jemals hatten erbeben lassen.

Sie fragte ihn dieses und jenes, wie nur eine Mutter fragen kann, nicht auf eigene Antworten bedacht, nicht auf Einwände oder auf Widersprüche, noch auch nur darauf, daß — ihre eigenen Empfindungen zur Geltung kommen möchten. Er sprach zu ihr, und ihm war zumut, als schritte er wieder als Knabe durch den Wald und sänge sich sein junges Herz frei unter den Wohltaten und in der Ruhe der Bäume. Er gewahrte darüber, daß die furchtbaren Kriegserlebnisse seiner letzten Lebenszeit ihr Grausen verloren hatten, er wußte keine Einzelheiten mehr, fern am Horizont stand ein düsteres, grollendes Flammenbild. Als er von seinem Erleiden sprechen wollte und in die Augen seiner Mutter sah, erkannte er, daß sie alles wußte, und schwieg, denn mehr als eine Mutter fühlt, kann niemand sagen.

Da man über seinen Zustand anders dachte wie er selbst, so war sein Freund benachrichtigt worden, der in der Heimat weilte, und da er nicht herzueilen konnte, um den Verwundeten zu besuchen, schrieb er ihm einen Brief, in dem unter mancherlei anderem die Worte standen:

„Erinnerst Du Dich des strahlenden Sommers, der uns, bevor der Krieg ausbrach, auf dem Lande vereinte, und der Sonnentage am Fluß? Wie wir das helle Wasser durchschwammen und am andern Ufer die beiden Mädchen überraschten, das weiße und das rote, die schreiend und lachend durch die Weiden flüchteten und ihre Strohhüte zurückließen? Wir teilten die willkommene Beute, deren breite Ränder unseren Stirnen Schutz gegen die Mittagssonne bot, und lagen lange im hohen Schilf in der weißen Mittagsglut, ließen die Stunden verstreichen, wie ein gütiger Gott sie sandte, und das Himmelslicht durchglühte unser Blut. Es war so ruhig, daß man die Flügel der Libellen in der Luft schwirren hörte, und über der glitzernden Flut am Horizont, unter den Bergen, hob sich der Kirchturm aus den Dorfhäusern.

Das Dorf lag in den sanften Wellen der Kornfelder, eingebettet wie in die Hoffnung auf sein Brot, und die Rohrspatzen riefen im Mittag. Laß das Glück dieser Stunden als helles Bild der Hoffnung in Dein genesendes Herz sinken. Alles wird nun, schöner und freier, für Dich wiederkehren...."

Als dieser Brief den Ort seiner Bestimmung erreichte, war der verwundete Mann gestorben. Eine barmherzige Schwester überreichte ihn stumm der Mutter, als sie Abschied von ihrem Sohn nahm. Da hob sie die wächsernen Hände des Toten, die auf der Brust lagen, und schob den Brief darunter, denn sie dachte sich, er gehört ihm. So hatte es den Anschein, als drücke der Tote das vergängliche Lebensblatt an sein ruhendes Herz, das Bild der strahlenden Landschaft am Fluß, die lachenden Mädchen und das Schilf im sanften Sommerabend.

Waldemar Bonsels

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schüstermann
Adressen-Verlag u. Zeitungsausschnitte G.m.b.H.
Berlin O 27, Alexanderstraße 40-42, Tel. 51 56 56

Stuttgarter Neues Tageblatt

7. 12. 1940

17

Aufstieg / Von Waldemar Bonsels

Es herrschte noch tiefe Finsternis, als der junge Flugzeugführer sich von seinem Quartier aus mit der Taschenlampe die erste Strecke des Weges durchs Gelände suchte. Der Lichtkegel stellte einen seltsam bewegten Nebelteller senkrecht vor ihm auf, aus diesem schwankenden Kreisrund tauchten die Dinge der nächtlichen Welt als unwirkliche Traumgebilde auf, die von Tropfen behangenen Büsche, ein Stück des Zauns bei der Wegbiegung und nun der hallenartige Laubgang der alten Chaussee mit seinem welken Blätterteppich und den langsam herannahenden, nach hinten weichenden Säulen der Stämme.

In der schon herbstlichen Luft lag die Vorahnung einer Aufklärung der Horizonte, die angesagt worden war: die laue Wärme der letzten trüben Tage war gewichen, der Nebel schälte als ein Vorbote des harten Lichts. Der Posten am Tor zu den Tiefenschachten regte sich plump, gestaltlos und bereitwillig. Sein Morgengruß, in mürrischer Freundlichkeit dargebracht, hatte etwas Verständnisvolles, das kameradschaftlich wirkte: die Pflicht ist schwer, aber man tut sie, du wie ich.

Jetzt begrüßte der Dahinschreitende das noch gedämpfte Orgelgeheul der Motoren, sein Jagdflugzeug hob sich leicht und wie in bebender Bereitschaft aus dem Dämmerlicht der breiten, unterirdischen Höhlenbauten.

Der Anblick verwandelte das Herz des Herantretenden auf jene seltsame Art, die wie eine innere Abkehr aus den Bereichen des alten vertrauten Daseins in die machtvoll entflammte Sphäre grausamen und zweckbewußten Tuns wirkte.

Er verweilte einen Augenblick und betrachtete seinen Sturmvogel, der sich ihm in seiner wohlgefügten Wechselwirkung von hoher mechanischer Grazie von tierhafter Lebendigkeit und magischem Tatwillen darbot. Er fühlte sich wie in die Strudel des Kreisens der Propeller gezogen, verzaubert und zugleich ernüchtert. Es galt nun aufs neue, mit diesem zierlichen Ungetüm zu einer Einheit zu verschmelzen, die eine ganz neue Lebensform darstellte, den Ausdruck des furchtbaren Zeitdämons der Technik mit der hochgesinnten Kraft der lebendigen Seele.

Merkwürdig genug, erkältend und stärkend zugleich, wirkte diese selbstverständliche Sachlichkeit der Kameraden, der er die seine, nach alter schöner Gewohnheit, anpaßte. Vor und über ihm das gewaltige Licht- und Todesmeer der Unendlichkeit, das es zu durchmessen galt, und dicht neben ihm wippte eine kleine Zigarette zwischen den verkniffenen Lippen des Hauptmanns, die einen Scherz mit dem Rauch in die Morgenluft stießen.

Er überprüfte den Apparat. Seit dem letzten Flug in der Abenddämmerung war alles sorgfältig überholt worden. Die vereinzelten Zugriffe und Spähblicke des Betrachtenden vollzogen sich gewohnheitsmäßig, sie schienen eher einem Organismus zu gelten als einem Mechanismus. Er lauschte einige Sekunden lang auf den Takt des Motors, als seien es die Schläge seines eigenen Herzens.

Als er einige Minuten darauf den unterirdischen, grell beleuchteten Raum des Vorgesetzten verließ, war ihm, als sei die alte Welt mit ihrem Tun und Wandel für immer für ihn versunken, bis auf die wenigen Dinge, die er eben vernommen hatte, und die für die nächsten Stunden der Inhalt seines Lebens sein sollten. Das Wesentliche war ihm vertraut, er überdachte nichts als diese Einzelheiten, und hieß es gut, ohne sie zu prüfen. Es machte unruhig, zu überprüfen, was nicht völlig zu übersehen war, die klaren harten Weisungen zu oft vollbrachter Tat führten ihn sinnvoll verwoben in dieses gestaltlose, uferlose Lichtchaos des Alls empor, in ein neues Weltreich des Wirkens, der Erkundung, des Kampfes.

Zugleich aber schloß das Gesetz der Befehle das vertraute Erdengut der Liebe zu Heimat und Vaterland in sich ein und stärkte den Mahnruf der uralten Menschenberechtigung zu Rangstreit und Triumph. In diesem zweifachen Bereich war er, wie auch seine Kameraden der Pflicht, Vorposten einer ganz neuen Erfahrung, Pfadfinder im noch Gestaltlosen, die ersten Lebensrufe einer noch ganz jungen Kampfmelodie der Menschentat.

Ein Kamerad in Bärengestalt schob ihm zum Abschied die ledergepanzerte Hand entgegen, man verstand kein Wort mehr. Er saß schon eingefügt im Apparat, das ungeduldige Beben der Maschine teilte sich ihm mit. Abschied? flog es ihm durch den Sinn, und es wurde ihm jählings wie unter einem grellen Schlaglicht der Einsicht deutlich: Altes, liebes Wort der frommen Wünsche und wehmütigen Hoffnung, was ist für uns aus dir geworden? Jetzt, da Trennung und Wiederkehr wie geharnischte Knappen den Wechsel der Stunden verkünden und die Zeiger der Weltenuhr für uns bedeuten.

Er hob den Arm zum Gruß, sachlich und feierlich, und mit dem leichten Ruck des anspringenden Apparates begann die kaum aufgelichtete Nebelwelt nach hinten zu gleiten. Immer dieser Augenblick war für die innere Wandlung seiner Einstellung entscheidend: Nun bist zu erst du selbst, mein bewehrter und beflügelter Sturmvogel, dachte er, jetzt sind wir beide, in Gemeinschaft von Erz und Blut, ein einziges Wesen. — Nur eine ganz kurze Weile rauschte und stieß die Bodenbahn, er fühlte sich sacht und stark wie vom Rücken aus gehoben und das Flugzeug stieg mit hellem Singen, beinahe senkrecht.

Der seltsam geschützte und bewehrte Kopf mit der Lederkappe, der sich eben nur über die Metall- und Glasschränke des Ausblicks hob, verschmolz mit dem steilen Vogelornament wie das im metallischen Helm eingefügte Haupt eines antiken Kriegers. Um seine Sinne sauste, mit der durchschnittenen Morgenluft, der bittersüße Gedankensturm jener Zweiheit von äußerster Verlassenheit von jeder fremden und menschlichen Hilfe. Alles vollzog sich und brannte nur allein in ihm, Tat und Verantwortung, Sieg und Tod, Heimat und Vaterland. —

Mit wildherzigem Gesang trug es ihn höher und höher, in freien und kühnen Spiralen durch Wolkenschichten dahin und über Lichtabgründe, bis ihn mit zornigem Geglitzer, betäubend hell, das Sonnenlicht über dem schneeweißen Wolkenmeer überflutete. Er schoß in die Lichtwogen hinein, so daß sein Herz sich jauchzend an dem Uebermaß der Lichtgewalten entzündete. Kleine Erde dort unten, dachte er, kleine Erde!

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Der Sonntag Graz Nr. 353 vom 22.12.46

Das Huhn von Myta

Von Waldemar Bonsels. J.

Ein galizischer Herbstabend führte mich im Weltkrieg ins Korps-Stabsquartier Marschall, während des siegreichen Vormarsches durch Galizien. In der bunten Reihe von Offizieren vielerlei Berufs und mancherlei Pflichten hörte ich die Geschichte, die ich hier wiedergebe. Wenn ich es unter genauer Angabe der Daten und Namen tue, so geschieht es, weil ich den wunderbaren und kaum glaubhaften Einzelheiten mit Ueberzeugung ihre ganze Wahrheit aufprägen möchte, und damit nicht ein Schatten von Zweifel entstehe. Es bleibt mir unvergeßlich, mit welcher Andacht diese Männer, deren Sinn und Tun doch, weiß Gott, Tag und Nacht auf andere Dinge gestellt sind, als auf kleine Episoden, die Erzählung, die sie alle kannten, doch wieder mit einer andächtigen, beinahe feierlichen Hingabe anhörten. Vielleicht muß man die Not, zwischen Tod und Leben zu schweben, oder doch täglich vom Verderben und Elend umlauert zu sein, am eigenen Leibe durchkostet haben, um solchem Ereignis diese tiefe Bewegung aus Teilnahme und Hoffnung entgegenbringen zu können. Der junge westfälische Militärarzt Dr. Schäfers machte den Erzähler, und die Zuhörenden ergänzten den Bericht. So erfuhr ich die Einzelheiten, die ich wiedergebe.

In dem hartnäckigen und blutigen Stellungskrieg, nach der Eroberung des Zwinin, zur Zeit der erbitterten Kämpfe auf den Höhen von Myta, meldete abends eine preußische Patrouille, daß nahe bei einem verlassenen Dorf, in einer Kartoffelmiete, auf freiem Feld, ein durch einen Oberschenkelschuß schwer verwundeter deutscher Soldat läge. Es war der Vizefeldwebel Fischer. Das leere Feld mit seinem notdürftigen Unterschlupf für den Verwundeten erstreckte sich zwischen den deutschen und russischen Stellungen, so daß schon am nächsten Morgen nicht mehr daran zu denken war, dem Bedrängten Hilfe irgendeiner Art zu bringen. Er war aus russischer Gefangenschaft mühsam entkommen, jedoch nächtlicherweise auf halbem Wege, von Blutverlust, Hunger und Durst entkräftigt, zusammengebrochen, und hatte sich, halb ohnmächtig, in dem niedrigen, kaum überdachten kleinen Feldbau verkrochen.

Die Nähe der feindlichen Truppen und seine zunehmende Ermattung versagten dem Verwundeten jede Möglichkeit, sich bemerkbar zu machen, auch war keine Hilfe von den Seinen zu erwarten, die auch inzwischen ihre Stellungen verändert hatten. So schloß er in seiner ersten Leidensnacht in einem einsamen Versteck mit Leben und Heimat und irdischer Liebe für immer ab und sah die Morgendämmerung ohne Hoffnung, in Gemeinschaft mit der Gestalt des Todes, hereinbrechen. Aber mit dem aufsteigenden Tageslicht erblickte er, dem Verhungern nahe, auf dem Felde in der Nähe ein weißes Huhn, das, ohne sich zu eilen, im gemächlichen Morgenwohlstand seiner gewohnten Lebensweise auf den mit Kartoffelkraut und altem Stroh angefüllten Schlupfwinkel zuspazierte. Es machte es sich in einem Winkel sorglos bequem, verbrachte seine Hennenzeit in seinem Feldnest und ließ ein schimmerndes Ei zurück, als es seinen Weg in die Umgebung fortsetzte. Sieben Tage und sieben Nächte hat der verwundete Mann, grausig gebettet zwischen Tod und Leben, in diesem Versteck zugebracht, und Morgen für Morgen ist das Huhn genommen, um ihm sein Leben für den hereinbrechenden Tag zu bringen. Jeden Tag nahm er mit zitternder Hand und nach qualvollen Stunden der Erwartung, des Zweifels und der Todesangst das Ei, das ihm der unschuldige und unwissende Sendbote neben sein Schmerzenslager legte. Die strahlende Gestalt eines himmlischen Engels hätte seinen Qualen und seiner Hoffnung keine größere Linderung verheißen können, als das kleine Tier, das, wie von der himmlischen Güte einer barmherzigen Allmacht gesandt, täglich das höchste Gut, sein Dasein, erneuerte.

Als sich nach sieben Tagen die Möglichkeit ergab, nach dem Verlorenen Ausschau zu halten, und die Kameraden sich seiner erinnerten, um den Totgeglaubten zu bestatten, fand man ihn atmend, wenn auch in bedenklich trübem Zustand, aber sein Leben ist erhalten geblieben. Die letzte Aeußerung in seiner schwindenden Besinnung war die Bitte, man möchte das Huhn mitnehmen.

Der Leidende wurde am Hauptverbandplatz in Pflege genommen, und sein Zustand besserte sich von Tag zu Tag. Herr Rittmeister von Wuthenau von einem Kürassierregiment, der als erster das rührende Wunder dieser Lebensrettung hörte, befahl das Huhn in seinen Unterstand. Dort ist es von allen, die es kennengelernt haben, hoch in Ehren gehalten worden. Es hat den Vormarsch auf Stryj mitgemacht, und es ist verständlich, daß das kleine Tier von den Soldaten wie ein Heiligtum betrachtet und behütet wurde, wie ein lebendiges Zeichen dafür, daß selbst der höchsten und äußersten Not noch eine Rettung gegeben sein kann.

Angesichts des Todes, der Tag für Tag Einkehr hält, Auge in Auge mit den Schrecken der eigenen Schicksalsstunde, wird das Gemüt von einer tiefgläubigen Dankbarkeit gegen alle erkennbaren Wahrzeichen eines barmherzigen Geschicks erfüllt. Das Huhn hat lange im Schützengraben gewohnt, sich ungeachtet der Rauheit aller Störungen den Tag über seine Nahrung in der Umgebung gesucht und ist stets mit der Abenddämmerung zu seiner Kriegergemeinde zurückgekehrt. Die seltsame Zahmheit des Tieres erklärt sich aus der Art, wie die galizischen Bauern, deren Häuser gewöhnlich nur aus zwei kaum voneinander getrennten Räumen bestehen, mit ihren Tieren zusammenleben.

Bei einem Sturmangriff vor Stryj ist das Huhn verlorengegangen, aber es erscheint mir so selbstverständlich wie der Glanz einer teuren Erinnerung, daß die Gedanken der Soldaten es begleiten, als habe es sich aufs neue aufgemacht, um an einem anderen Ort seine wunderbare Bestimmung des Heils und der Gnade zu erfüllen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schustermann
...Verlag & Zeitungsgesellschaft G.m.b.H.
...27, Alexanderstraße 40-42, Tel. 51 56 51
NSZ Westmark, Kaiserslautern
22. Dez. 1940

In einem flandrischen Dorf

Zwei Welten begegnen sich am Brunnen / Erzählung von Waldemar Bonsels

Es war allen längst zur Gewißheit geworden, daß die Deutschen auf ihrem unaufhaltsamen Vorsturm durch Belgien auch in das flämische Dorf einrücken würden, wo Jeanettes Eltern wohnten. Hätte nicht der näher und näher erdröhnende Donner der Geschütze es bewiesen, der wie ein herannahendes Ungewitter hinter den Hügeln im Osten stand, oder die Sturmvögel der Flieger mit ihrem wildherzigen Kampfgesang und ihrer schauerlichen Todeslast, so mußten die zurückweichenden belgischen und französischen Truppen Zeugnis davon ablegen.

In regellosen Scharen durcheilten sie den Ort Tag und Nacht. Wo war ihr froher Mut, ihre Siegesgewißheit geblieben, ihr Scherzen und der Klang und Glanz ihrer prunkvollen Durchzüge nach Westen? Das Königreich war wie versunken, unwahrscheinlich rasch, wie in einem schrecklichen Traum. Als die letzten Sturmtruppen in regellosen Eilmärschen durchkamen, schlossen die Dorfbewohner sich ihnen kopflos und halbtot vor Entsetzen an. Keine Drohung und kein Verbot brachte sie davon ab, und die Offiziere verfluchten heimlich ihre Torheit, in der sie niemals den schmachvollen Gerüchten gewehrt hatten, die im Lande über die Soldaten des neuen Deutschen Reiches in Umlauf gewesen waren. Jetzt half keine Mahnung zur Besonnenheit mehr, die traurigen Züge hungernder Männer und Frauen, jammernder Kinder, und erbarmungswürdig unnötige Geräte begleiteten ihre gelichteten Heeresmassen, hinderten Vorschub und Rückzug, und füllten die Herzen mit Verzweiflung.

Jeanettes Eltern warfen im Grau der Morgendämmerung das Wertvollste ihrer Habseligkeiten auf einen Karren, verstört, vor Angst fast von Sinnen und tödlich erbittert. Jeanette wußte, daß sie bleiben würde, denn die kranke Großmutter konnte nicht allein zurückgelassen werden. Das Kind hatte sich mit den Schrecken dieser Bestimmung abgefunden, wie mit ihrem Tode und jene Entschlossenheit gezeigt, wie nur junge Seelen sie in solch schrankenloser Hingabe aufweisen.

Die Mutter riß Jeanette in ihre Arme, nur von ihrer eigenen Angst beherrscht und ohne zu bedenken, daß ihr sinnloser Schmerzensausbruch die Qualen und die Befürchtungen ihres Kindes verdoppelte. Jeanette fühlte, wie ihre Mutter zitterte, sie vermochte keinen der törichten Ratschläge zu beachten, die ihr beim Abschied mit fliegendem Atem erteilt wurden.

Nun wurde es beklemmend still. Die Dorfuhr schlug im nebeligen Morgen, es war hell geworden. Jetzt würden die Deutschen kommen ...

Das kleine Mädchen stieg langsam die Stiege des leeren Hauses empor, bis in die Kammer, in der in der großen Bettlade die kranke alte Frau schlief. Mit dem Ernst ihrer vierzehn Jahre und einem tiefen Seufzer ließ sie sich neben der Bettstatt nieder und betrachtete das welke Gesicht der Schlafenden.

Die schrecklichen Eindrücke und Aengste der letzten Stunden waren zu rasch und unerwartet gekommen, als daß es ihr möglich gewesen wäre, sich mit ihnen abzufinden. Wenn nur die schrecklichen Befürchtungen nicht gewesen wären, diese Erinnerungen an die Geschichten aller grausamen Schandtaten der Deutschen. Sie schloß die Augen und erschauerte. Vielleicht würde sie nicht gefunden. Aber da überfiel sie eine furchtbare Vorstellung: Wie nun, wenn das Haus in Feuer aufging und niemand ihr half, die Großmutter hinauszutragen? Sie dachte gar nicht mehr an die Sicherheit ihrer eigenen kleinen Person. Vielleicht werde ich vorher erschlagen, kam ihr in den Sinn, und sehe nichts mehr von allem Unheil. Ob man darum bitten dürfte?

Jeanette erhob sich nach einer Weile und versuchte im Haus Ordnung zu schaffen. Es sah umher aus, als seien die Feinde schon dagewesen. Wie mutlos diese Verwüstung machte, die die Eltern in ihrer Angst zurückgelassen hatten. Als sie das Haus verließ, um zum Brunnen zu gehen, brach die Sonne durch das Morgengewölk, es war klar und frisch. In naher Ferne rollte es dumpf und drohend hinter den Hügeln, näher und deutlicher als gestern, aber das Dorf lag still und verlassen, und aus den Schornsteinen der Nachbarhöfe stieg kein Rauch mehr.

Als das Mädchen nach einer Weile den Blick vom Brunnen erhob und sich anschickte, mit den Eimern über die Straße zurückzugehen, erstarrte sie vor Entsetzen bei dem Anblick, der sich ihren Augen auf der kleinen Anhöhe bot, über die der Weg vom Osten her ins Dorf führte. Sie erblickte, schräg von der Morgensonne beschienen, ein gewaltiges stählernes Ungetüm, das grau und schnell heranglitt und über dessen Panzerborden die stahlbehelmten Köpfe fremder Soldaten sichtbar waren.

Die Deutschen! Hätten die schweren Wassereimer die Arme des Kindes nicht niedergezogen, so wäre es sicher in seiner Erstarrung unbeweglich stehen geblieben, nun ließ sie ihre Last zurück und eilte auf das Haus zu, aber an der Steinschwelle verließen sie die Kräfte. Sie fühlte es vor ihren Augen dunkel werden und glitt am Türrahmen auf die Knie nieder. Um was hatte sie doch bitten wollen?

Die Luft dröhnte vom Motorengeratter und geschlagenen Eisentüren, fremde Stimmen erschollen. Jeanette merkte daran, daß Schatten wie von Riesen auf die Schwelle fielen, daß die Schrecklichen dicht vor ihr angelangt sein mußten, sie wagte es nicht, ihre Blicke dem Tod entgegenzuheben, den sie erwartete. Dann wurde in fremder Sprache gerufen, das mußte ihr gelten. So war es wahr, daß diese Grausamen ihre Opfer vor dem Tode quälten. Sie wollte beten, aber ihre blassen Lippen bewegten sich nicht.

Da empfand sie einen seltsamen Druck auf ihrem Scheitel, es glitt über ihr Haar hin und an den Schläfen nieder, und dann noch einmal. Ehe sie begriff, was ihr geschah, fühlte sie eine harte Hand vorsichtig und liebevoll unter ihr Kinn fassen, und ob sie wollte oder nicht, sie mußte dem sanften Druck nachgeben, der ihr den Kopf hob. Sie schlug rasch die Augen auf, ganz betört von dem Unerwarteten, das sie überwältigte, und ihre Blicke sahen unter dem harten stählernen Helm zwei helle blaue Augen in einem lächelnden Männergesicht, das ein so aufrichtiges Erbarmen ausdrückte, daß niemand darüber hätte im Zweifel sein können, was diesen Mann bewegte, am wenigsten ein Kind.

Der Offizier schien etwas sagen zu wollen, er wandte sich an seine Leute, es war aber dann, als käme ihm nicht das rechte Wort in den Sinn, er schüttelte nur langsam den Kopf. Dabei gebärdete er sich rauh und beinahe böse, als müsse er etwas in der Brust bekämpfen, das sein Soldatenherz nicht duldete. Dann sah er wieder auf die Kniende nieder und hob sie auf, ein Wort der Beruhigung auf den Lippen, jedoch er verstummte, denn es ruhte im Blick des Kindes ein Gedanke, der groß wie die Welt erschien, zugleich einsam und übervoll an Dank.

Solche Blicke können in den Augen der Menschen erstehen, wenn unerwartet die Finsternis des Bösen entweicht oder wenn sich in einer Seele etwas zwischen Licht und Nacht für immer entscheidet.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Gesang des Meeres

Von Waldemar Bonsels

„Ja", sagte Winnegoon. Er hörte und betrachtete Marietta wie im Traum, so daß sie verstummte, als dürfe man ihn jetzt auf keinen Fall wecken. Er sah nicht ihre geneigte, junge Gestalt, nicht das bunte Tuch, das das Haar bändigte, noch das ein wenig verlegene Gezitter um ihre Lippen, die rot und feucht schimmerten. Er schaute ein kindliches, traurigholdes Verlangen in seelischer Gestalt und vernahm einen dunklen Ruf, wie von einem fernen und vergessenen Ufer. Umher taute ein verschleierndes Gewölk, und eine Preisgegebenheit und Verlorenheit herrschte wie ein grausames Gesetz. Es erhob sich weit über die Erde hin eine Forderung der Natur, die zu einem Glaubenswillen an eine Gemeinschaft ohne Bestand aufrief.

„Jetzt hab ich dich traurig gemacht", sagte Marietta mit Bangen.

Er erwachte und erblickte jetzt das Mädchen, wie es vor ihm stand und sich zu ihm neigte. Die Bilder und Gesichte versanken, und die Heiterkeit der Wirklichkeit weckte ihn ganz.

„Nein", sagte er ernst und traurig, „nicht diesen Weg . . ."

„Wolltest du gehen, wollen wir zusammen gehen? Welchen Weg meintest du, Winegoon?

Sie atmete erfreut auf, weil er aus seiner Versunkenheit, die ihr Furcht einflößte, zurückgefunden hatte, und suchte nach einem Gefäß für die Blumen, unbewußt darum bemüht, ihn abzulenken. Er sah, was sie wollte und gab ihr den Krug, nachdem er Wasser über seine Hände und ins Feuer gegossen hatte. Darüber brach das tiefblaue Abendlicht in den Raum, der sich jedoch eher aufhellte als verdunkelte, denn der Himmelsschein ließ die Gestalten deutlicher und ruhiger auftauchen, als es das Geflacker des Feuers getan hatte.

Winegoon verließ den Raum nach einer Weile, und Marietta folgte ihm. Er führte sie, fort von der Stadt, zwischen den großen Felsblöcken an der See dahin, und sie kletterten auf einen hohen Felshang, der schroff zum Meer fiel. Winegoon wollte offenbar einen bestimmten Ort erreichen, und Marietta folgte ihm mühsam und verbarg ihre Furcht. Endlich ließen sie sich im Winde auf der Höhe nieder und Winegoon wies auf das Meer hin, dessen Branden hier nur schwach zu ihnen empordrang, auf die fernen zackigen Klippen. Sie wußte, ohne daß er es sagte, daß sie lauschen sollte, und tat es andächtig, da sie an seiner Seite ohne Aufhören auf etwas Wunderbares wartete, nicht nur, weil man es ihr erzählt hatte, sondern weil seine Gegenwart das Gewöhnliche und ihr Vertraute ausschaltete, als gäbe es nur die Welt, in der er lebte, und keine andere.

Da vernahm sie über das gedämpfte Rauschen des Windes dahin nach einer Weile, als es schon dunkel geworden war, vom Meer her ein melodisches Getön, die grauen Wasserklänge nahmen Farbe an, es hallte wohllautend und festlich, als klänge aus weiter Ferne eine Musik auf. Und nun erhoben sich wie im Orgelgebraus helle und schwermütige Stimmen, ein großer Gesang. Wie hinter Meer und Welt hervor tönten Knabenchöre auf, nicht Männer- noch Frauenstimmen, sondern Laute des Unberührbaren, die selig aufklagten und klagend jauchzten. Der Gesang brach mit Gewalt in die Bereiche der Seele und erschuf über Sinne und Verstand hinaus die Zuversicht einer unirdischen Gemeinschaft, die im All beheimatet war, er tönte das im Zeitlich Ersehnte an und brachte es zur ewigen Ruhe.

*

Wir entnahmen diese Abschnitte der Erzählung „Der Tor am Meer", der siebenten Geschichte des Buches „Die klingende Schale", die die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart als das neueste Buch von Waldemar Bonsels herausgibt. „Märchenbilder und Traumgestalten" sind hier in jener Naturseligkeit und Hingegebenheit an die Rätsel des ewigen Lebens gebannt, die jeden Freund Bonselscher Erzählungen mit ihrem dichterischen Adel und der Reinheit künstlerischer Absichten wiederum entzücken müssen. Das Buch umfaßt 231 Seiten und kostet gebunden 4,80 RM.

Zit.

Der Mitteldeutsche.

Magdeburg.

H 8

10.1.41.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

METROPOL-GESELLSCHAFT
E. Matthes & Co.
BERLIN-CHARLOTTENBURG 2, Uhlandstr. 184
Fernsprecher: 91 05 20
Zeitungs-Ausschnitt-Büro

Für Bemerku

Zeitung: Königsberger Allgemeine Zeitung

Erscheinungsort: Königsberg

Datum: 20. 2. 41.

Kunst und Leben

Waldemar Bonsels:

Das Wiesel erwacht

Aus dem neuesten Buch von Bonsels, dem Erzählungsband „Begegnungen", erschienen im West-Ost-Verlag Werner Jöhren, Berlin, 85 S. 3,00 RM.

Der erste Laut, der in das erwachende Bewußtsein der Tierseele sank, war Wasserklang. Noch befangen im Naturschlaf des Winters, den alle Seelen schliefen, drang wie von überall her, aus Höhe und Tiefe zugleich, der Gesang des Elements in die aufdämmernde Sinnenwelt. Es lullte mild und wohltätig ein und weckte zugleich, es gab das ferne Gefühl des Lebendigen im Irdischen, rührte zart und drohend an Erinnerungen, nah, wie eben erfahren, und zugleich fern wie die zeitlose Seinswelt. Das Schutzrauschen hoch aus grünen, lebendigen Schattendecken erwachte mit dem Eindringen der Wasserstimme, und ein wie unter Schleiern sanft dahinwehendes Wissen von strahlendem Blau, das die Dinge sichtbar machte und Gestalten schuf.

Das junge Wiesel wußte nicht mehr, daß es im stärksten Frost der Wintertage, nach seinem ersten kurzen Lebenssommer, unter das Gebälk gekrochen war, unter dem es jetzt in Laub und Holzmoder am Bachrand ruhte. Die Gleichmäßigkeit der pochenden Erdkräfte spann die erregbare Seele im wärmenden Schlupfwinkel überwindend in ihren Rhythmus ein, es war, als verwüchse sie mit Mächten, die aufnahmen und wieder zu sich verwandelten. Eine dumpfe Hörigkeit aus Schlaf und Vertrauen befriedigte, und der zeitlose Dahingang umnachtete die Sinnenwelt.

Aber nun klang es an den unsichtbaren Lichtpforten, die sich tief im kleinen Hirn hinter den noch erblindeten Augen öffneten, und die draußen wie drinnen leuchten mußten. Ein saugender Zug umfloß den Erdkomplex, der Winterfarg, wie auch das matt pochende winzige Herz, dessen Kreislauf sich aus dem Kreislauf des Alls in ein gesondertes Bereich der Bewußtheit umzubilden trachtete.

Aber es war nicht allein dieser Klang voll mahnender Lockung, voll Schwüle und beseligter Eile, der die zuckenden Strömchen von Ungeduld und Willenstrieb auslöste, sondern ein anderes höheres Element, eine stumm rufende Kraft von großer Allmacht. Draußen im Wasser klang es als ein fremdes Geräusch des Andersartigen, aber diese zweite Macht, die bis in die Zellen und Kammern des Körpers zog, fand einen Widerhall und eine Blutantwort im eigensten Sinn des kleinen Tieres. Es war Wärme, Wärme noch ohne Licht, ein feines, stilles, barmherziges Erglühen, aus dem es wie süße Verpflichtungen aufstieg, wie Verheißung von Dauer, das Ureigenste und das Allweben waren zugleich darin. Es hauchte die Lider der geschlossenen Augen an und machten ihren Glutkern begierig nach seinem Lichtwesen, es rüttelte am Herzen, es prickelte im Kreisen des Blutes in den Gliedern. Nun rief es ein Aufzucken des ganzen Körpers hervor, einen Glutblitz von solcher Lebenssüße, daß ein jähes Aushauchen des kleinen Raubtiermauls einen wehen stöhnenden Laut mit sich brachte.

Jedoch nun wieder, nach einer Spanne Zeit, besänftigte ein dunkles Noch-Nicht. Ueber die kreisende Erde draußen sank der Frühlingsabend und die noch lange Märznacht. Aber mit dem Aufgang und Niedergang der kommenden Tage und Nächte wiegte die Weltseele das berührte Seelchen in ihrem Erdschoß in großen Schwingungen langsam wach, bis zur mittäglichen Stunde in drängenden Wärmefluten ein gewaltiges Pochen und Toben an den Pforten des Winterarabes begann. Der Bach brauste. Er trug Steingeröll und Holz zu Tal, er zischte und läutete, er erschütterte das Gefüge des Brückengebälks.

Für den Blutlauf des erwachenden Tiers vereinigte sich aller seltne Lebenslärm des Frühlings nur im Bewußtseinsgebiet der zunehmenden Wärme, und alles drang in seine Gewebe als Sonnengewalt. Der Lebenswille, wie übernommen aus saugendem Wurzelwerk, aus drängendem Keimen und Wasser- und Vogelgesang, stieg in seinem Tiergebilde zu herrlichem Triumph empor, und der entjunkene Leib reckte sich, das blinde Haupt suchte tastend den Weg empor, die Erdschicht bröckelte nieder, das vermoderte Laub ließ seine Düfte aufquellen, und in diese Regungen brach es jählings mit furchtbarer Lichtgewalt herein, so daß das kleine Tier durch und durch erbebte. Es zuckte in die Nacht des Mutterschoßes zurück, aber das Himmelsgold drang durch Fugen und Risse in die Geheimnisse der Muttergnade ein und entkleidete sein Geschöpf von aller Nacht für sein neues Dasein im Glanzbereich der älteren Mutter, der Sonne.

Immer noch geblendeten Auges, ganz eingehüllt und wie getragen von den Wohltaten des Lichts, streifte das Tier in seltsam verzerrten Windungen und Wallungen des Körpers den Schlafmantel der Winternacht von der sich langsam auflichtenden Seele, und das rascher rinnende Blut belebte den Körper Glied für Glied.

Hilflos, wie ein Pflanzenkeim, schob sich der Leib am Bachrand hin der wärmeren Sandböschung zu, auf der die Märzsonne brannte. Die dunkle Decke des Fells und der weiße Leib schmiegten sich in die Farben der umgebenden Natur ein, als schütze die Erde ihr Gebilde mit weiser Fürsorge. Die noch schlummernden Tastorgane vermieden, in traumhafter Begabung, Gefahr und Gunst der Umgebung, die reizende Flut des Baches und die übersehbaren Flächen. Aber dann durchdrang die Sonnenglut das Blut in furchtbaren Lichtorkanen und berauschte sein Geschöpf bis zur Verzücktheit.

Wie von einem Lichtwirbel ergriffen, erhob sich das kleine Tier, taumelte empor, kreiste wie in einem magischen Opferschritt, gewann die strahlend besonnte Fläche des Feldes und tanzte dahin, immer noch blind, bezaubert vom gewaltigen März.

Erschöpft sank es zwischen die Schollen. Das zartlippige Raubtiermaul öffnete sich, die Zunge schmeckte das Licht und die Erdfeuchtigkeit, die winzigen Nüstern bebten und sogen witternd die ersten Ahnungen seiner Lebenswelt in das erwachende Tierbewußtsein.

Und langsam, wie sich ihrer selbst erinnernd, flimmerten die Instinkte auf, das aus unendlicher Weite ererbte Wissen der Art entließ die Kräfte zur selbsttätigen Wirkung nach wunderbaren Plänen. Als sich die Augen zum ersten Male öffneten, schlug sich der geschmeidige Körper jählings in eine Erdfurche nieder, in einer Windung voll Erschrecken, Vorsicht und Abwehr. Angstvoll und gierig schnupperte die Nase am Erdreich, ein Wehen von fremder Tierart fiel in die Sinne und weckte die Sucht nach Nahrung, der mächtige Trieb der Erhaltung gewann Raum.

In der aufsuchenden, lichtsaugenden Hebung des Kopfes ward das spielende Märzkind wieder zum herrlich gebildeten indischen Tier, mit Kraft und großer Macht über seine Welt gesetzt. Zum ersten Male funkelten die Steinaugen auf, deckten sich bewußt und glückhaft mit den schützenden Lidern, und das harmonische Trachten ging nach nie endendem Dasein.

Adolf Schüstermann
Adressen-Verlag u. Zeitungsausschnitte G.m.b.H.
Berlin O 27, Alexanderstraße 40-42, Tel. 51 54 61

Mittelschlesische Gebirgszeitung
Waldenburg
25. Februar 1941

60. Geburtstag Waldemar Bonsels. In seinem Heim zu Ambach am Starnberger See beging der bekannte Dichter Waldemar Bonsels seinen 60. Geburtstag. Waldemar Bonsels, der aus dem Holsteinischen stammt, aber seit Jahrzehnten in Süddeutschland lebt, und dessen meistgelesenes Buch neben der „Indienfahrt" wohl „Die Biene Maya" geworden ist, hat vor allem den Wald und seine Tiere in der dem Dichter eigenen reizvollen Weise geschildert. Zu seinem 60. Geburtstag wurde Bonsels eine Reihe von Ehrungen zuteil, so durch ein Glückwunschtelegramm des Reichsministers Dr. Goebbels. Ferner trafen ein Handschreiben des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, Staatsrat Hans Jobst, sowie Glückwünsche des Reichsverbandes der deutschen Presse usw. ein.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

20.II.41

2. Beilage zu Nr. 43 des Hannoverschen Anzeigers

Höhle seines Rockschoßes ein . . . zweites Paar Schuhe. Des Dritten Gesicht konnte eine leise Verlegenheit nicht verbergen, und man merkte ihm die Freude an, als er folgendermaßen Zuflucht in dem Hafen einer erklärenden Ausrede gefunden hatte: Der Zufall sei ja schon immer ein toller Bursche gewesen. Er sage aber und bleibe dabei „Aller guten Dinge sind drei". Sprach's und vermehrte die Schühchenparade um ein Paar reizende rote Schühchen. Die nächsten, Numro 4 bis 9 fanden zur Gabe keine Worte mehr. Nur dem Berliner fiel das erlösende Wort ein, zumal er im breitgrinsenden Gesicht des Westfalen des Rätsels Lösung entdeckt hatte: „Wat denn! Wat denn! Warum soll die junge Dame nicht einmal auf großem Fuße leben!"

Der Ostpreuße stand ratlos vor der großen Liebe der Männer zu seinem Kinde, das doch niemand von ihnen je zu Gesicht bekommen hatte. Und als der schnurrige Schuster aus dem Schwäbischen ihn anblinzelte und sagte, daß eine solch große Menge schöner Schuhe für ein einziges Prinzeßchen doch wohl zu reichlich bemessen wären, sah er versonnen in den Schein der sich mählich verzehrenden Kerzen.

Seltene Musik in Wien

J. J. Fux-Feier und unbekannter Haydn

Die Stadt Wien, wo der steirische Musiktheoretiker J. J. Fux Hofkomponist und Hofkapellmeister war, und vor 200 Jahren seine Augen für immer schloß, hat ein besonderes Anrecht, den Geist dieses merkwürdigen Mannes wieder in die Gegenwart zurückzurufen. Von dem bekannten Wiener Musikforscher Dr. Andreas Liess durch sein Buch „Die Triosonaten von J. J. Fux" (Berlin 1940) — dem jetzt die praktische Herausgabe dieser Werke in zwei Heften folgt — gemeinsam mit dem Direktor des Musikvereins für Steiermark, Dr. Hermann von Schmeidel, in die Wege geleitet, hat nun diese Fux-Bewegung in einer stimmungsvollen Feier des städtischen Kulturamtes im Schönbrunner Schloßtheater erstmals Kontakt mit der Oeffentlichkeit gefunden. Der Altmeister blieb ja auf die Entwicklung der Wiener Klassik durch Verwendung volkhaften Musikgutes (wenn auch noch in barocker Form) nicht ohne Einfluß. Die Gedenkrede Dr. Alfred Orels, A-capella-Chöre aus den Messen, eine Serenata für Orchester, von Kammervereinigungen des Staatsopernchors und der Wiener Symphoniker, sowie vorzüglichen Solisten geboten, schlugen für diese Musik eine voraussichtlich bleibende Bresche.

Der Münchener Musikgelehrte und Haydn-Forscher Dr. Adolf Sandberger hat im Wiener Konzerthaus eine ganze Reihe von ihm bei Sichtung verschiedener Musikbibliotheken zutage geförderter und hier völlig unbekannter Werke Josef Haydns unter seiner eigenen Leitung zum Vortrag gebracht. Zwei Sinfonien in D und C aus der Sturm- und Drangzeit des Meisters, ein Bläserdivertimento sowie die Erstaufführung einer tief empfundenen Altkantate (Lotte Kluge) bildeten das hochinteressante und herzlich bedankte Programm.

Fritz Skorzeny

Gedanken von Waldemar Bonsels

Waldemar Bonsels feiert am 21. Februar seinen 60. Geburtstag. Wir bringen aus seinen Büchern einige Aussprüche und Gedankenbilder



Presse-Bild-Zentrale

Es ist einst bei den Kleinbündlern mit Sorge bekanntgegeben worden, daß etliche der Wikinger im Meer vergangen seien, es ist aber niemals jemand zu Ohren gekommen, daß deshalb die Wikinger bei den Kleinbündlern angefragt hätten, wohin sie steuern sollten.

*

Es ist der Jugend gut, arm zu sein. Sieh dir die jungen Leute an, die über uneigenen Besitz verfügen, er hält sie gefangen, verdirbt ihre Kraft, ihren Wagemut und die schöne Freiheit, die das Bewußtsein gibt, nichts zu verlieren zu haben. Ihrer Sorge, etwas einzubüßen, opfern sie die Bildung ihrer Fähigkeit, etwas zu gewinnen. Nur im Kampf läßt sich gewinnen.

*

Die Liebe ist nicht imstande von Wohltaten, Dank oder Güte zu leben, sie lebt nur von Liebe.

*

Wahre Gemeinschaft ist nicht zwischen solchen denkbar, die miteinander hinabschauen, sondern nur zwischen denen, welche miteinander emporschauen.

*

Es gibt keine erkennbaren Wege vor uns, sondern nur hinter uns. Wer in Zeiten der Wandlung stark, mutig und ehrlich lebt, lebt wie er beschaffen ist, der ist Weg und Schreitender zugleich. Es wird niemand etwas Größeres von sich zu sagen vermögen, als daß er der Weg gewesen sei.

Alle Menschen nennen sich einsam, und vielleicht sind sie es auch. Jeder nach dem Maß seiner Aussprüche, seiner Beschaffenheit und seines Werts, aber wahrhafte Einsamkeit empfinden doch nur diejenigen, die niemals aufgehört haben, an die Verbrüderung aller Menschen zu glauben.

*

Alle edle Einsamkeit tut nur das Menschenheimweh nach echter Gemeinschaft kund. Ich will allein sein, um mich für eine hohe Gemeinschaft zu rüsten, alle andere Einsamkeit ist Verlorenheit, Trauer und Niedergang.

*

Es ist besser in einer Wüste wach zu sein, als in einem Paradies zu schlafen.

*

Die Besten einer Zeit haben stets neue Aufgaben, deshalb verstehen auch die Alten die Jungen so schwer, denn beide haben recht. Ich glaube, in einer Zeit wie der unseren ist die Aufgabe der Echten und Starken dem Sturm tiefer verschwistert als der Ruhe, der schmerzlichen Wanderschaft näher als dem seßhaften Wohlbefinden.

*

Alle großangelegten Seelen erleben ihr Schicksal nicht durch Wandelbarkeit, sondern durch den Eigensinn ihrer Standhaftigkeit. Der Weg zu uns selbst ist der einzige Weg, den wir gehen können, wenn wir wahre Gemeinschaft mit den Menschen finden sollten.

*

Meine Sicherheit liegt im Schritt, nicht im Wissen um mein Ziel, nur in dem Bewußtsein, daß ich finden werde, was mein Teil ist.

*

Glauben ist das Herz der echten Frömmigkeit, der Gesundheitszustand starker Seelen, Glauben ist das ewige Ja.

*

Der höchste Genuß an Büchern ist die eigene Leistung des Lesers, das beste Buch aber ist das, welches dem Leser seinen eigenen Reichtum fühlbar macht.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

METROPOL-GESELLSCHAFT
E. Matthes & Co.
BERLIN-CHARLOTTENBURG 2, Uhlandstr. 184
Fernsprecher: 91 05 20
Zeitungs-Ausschnitt-Büro

Für Bemerkungen

Zeitung Ostdeutscher Beobachter

Erscheinungsort: Posen

Datum: 21. 2. 1941

Marios Winterwunder

Von Waldemar Bonsels

Wir entnehmen diesen Abschnitt zum 60. Geburtstage des Dichters der zusammengefaßten Neuausgabe der Mario-Bände, die unter dem Titel „Mario. Ein Leben im Walde" von der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, herausgebracht worden ist.

Eines Morgens lag Mario still, fest an den wärmenden Laubboden gedrückt, unter den Fichtenzweigen am Rand der Wiesen, nahe dem Fluß. Er war von der Waldseite her in sein Versteck gekrochen, nicht ein Bröcklein Schnee war von den Nadeln gesunken, still wie ein Blick war jede Bewegung, seine Vorsicht bereitete ihm Genuß. Es ging feuchte Tauluft, und die Morgensonne stand in einem roten Dunst dicht über dem Horizont, es war, als wollte sie sich nicht weiter emporwagen. Die Oede und Leere des verschneiten Geländes dehnte sich ohne Trost und Hoffnung.

Ein Krähenpaar zeigte sich am Himmel und zog langsam heran. Sie flogen dicht hintereinander, nicht sehr hoch, eingehüllt in das leise pfeifende Schwingen ihrer Flügel.

Mario dachte daran, was dem Tierpaar aus der Höhe sichtbar sein könnte, wie anders mußte die Welt den Fliegenden erscheinen. Das weiße Feldermeer mit den schwarzen Inseln der kleinen Waldstücke, die Rinnsale der Bäche, kaum unterscheidbare Furchen in blauer Tönung, und das ~~Bett des Flusses, lang~~ und grau, in der Ferne im Dunst zerfließend. Und endlos, wie ein schwarzes Meer, sein Wald.

Der Flug der Tiere war stolz, frei und gelassen, sicherlich zeigte das prachtvolle schwarze Gefieder keine Spuren der Winternot. Er sah die klugen harten Vogelköpfe, pfeilgerade gereckt, sie durchschnitten mit den weit offenen blanken Augen die Regionen ihres Elements, voll gesammelter Kraft und tierischer Würde.

Nun nahmen sie Richtung auf eine Baumgruppe am Flußufer, dicht vor ihm, umflogen sie, als gälte es, das Gelände hinter dem erwählten Ruheplatz zuvor zu überprüfen, und ließen sich dann mit schwerem Flattern, unsicher greifend, auf dem beweglichen Wipfel des höchsten Baumes nieder. Mit unnennbaren Sinnen durchforschten sie Raum und Luft, mit den geheimnisvollen Wesensaugen ihrer Art, deren Kräfte nicht mit den begrenzten Organen der menschlichen Sinneswahrnehmung zu vergleichen sind. Dies wußte Mario wohl, die unerhörte Ueberlegenheit des Tiers, dem alle Sinne wie in einer Einheit zu dienen vermochten, achtete er hoch. Es war, als dränge das Fern und Nah, das Oben und Unten durch die Stille, wie eine Erlaubnis zur Kraftentfaltung, beredt und langsam in ihr Tierbewußtsein.

Der Knabe hielt sich ruhig wie ein Stein und atmete langsam. Es war deutlich, dies dort oben im Baum war keine zufällige Rast, es war das Ziel des Ausfluges, das fühlte er. Die Vögel beobachteten die weiße Schneedecke der Flußwiese unter sich, die Tierhäupter waren beide auf dies tote, leere, beschneite Erdstück gerichtet. Mario strengte die Blicke an, kein Leben verriet sich dort, nichts rührte sich. Das rötlich braune Morgenlicht schuf zarte Wellen von Licht und Schatten über die sanften Hügelchen und Unebenheiten dahin, die unter dem Schnee die Bildung des Erdbodens verrieten.

Bald darauf schwang der größere Vogel sich ab, offenbar das Männchen. Er legte sich, fast ohne Fittichschlag, in die großen Flügel und glitt dicht über das Schneefeld hin, lautlos und rasch. Am Ende der Bahn hob er sich mächtig, die Schwingen pfiffen, schlug sich empor, umkreiste die Wiese in weitem Bogen und landete wieder im Baum, diesmal an einer anderen Stelle.

Nach einer Weile erstarrten leblosen Hockens im Geäst wiederholten beide Vögel den sonderbaren Rundflug, beide dicht über dem Boden, und beide erst die Flügel regend, als das Gelände überglitten war, als fürchteten sie, die Stille über oder unter der beschneiten Erdfläche zu stören. Mario erkannte deutlich, ihre Sinne wachten über dem Schnee, im toten Geheimnis lockte sie Leben, aber es war weder nur Schauen noch Lauschen, was sie im Dahingleiten vollbrachten, es war alles an Kräfteentfaltung, was die Natur ihnen vrliehen hatte.

Dem Knaben war, als flöge er mit. Schauen und Hingabe vereinigten sich ihm in der beteiligten Seele zu so glückhafter Gemeinschaft mit dem Geschehen umher, daß er in sich ahnungsvoll die wirkenden Kräfte zu fühlen glaubte, es sog, plante, drängte und hoffte in ihm, als wäre er selbst in Not und Begierde, in Antrieb und Erfüllung verwoben.

Und nun offenbarte sich im weißen Tod das Lebenswunder. Der männliche Vogel unterbrach mitten auf der Wiese jählings seinen Gleitflug, die Flügel standen für eine Sekunde mit der ganzen Breite ihrer Fläche senkrecht gegen die anströmende Luft, so daß es für einen Augenblick aussah, als stünde er aufrecht, wie ein Wappenadler auf einer Münze. Er landete im Schnee und schien erstarrt. Sein Ankommen auf dem Boden war kaum spürbar, mit so geringem Aufwand und Anprall erfolgt, daß keines lebenden Wesens Ohr die Ankunft oder sein Dasein hätte erlauschen können. Er reckte sich hoch auf, in einer sonderbaren, fast komisch gespreizten Haltung, die den Hals verlängerte, als entsetzte ihn sein Spiegelbild am Boden.

Da hob sich nach kleiner Weile langsam unter seinem Kopf und Schnabel der Schnee am Boden und ballte sich, von einem unterirdischen Stoß angetrieben, zu einem Hügel auf. Der Stoß aus der Unterwelt wiederholte sich kräftiger, so daß sich in der deutlich hervortretenden Kuppel aus Schnee Risse und Sprünge bildeten, es brach Erde aus den Spalten und bröckelte tiefschwarz über die Ränder.

In diesem Augenblick fuhr der harte Schnabel mit einem furchtbaren Stoß zu und keilte sich tief, mitsamt den Kopf, in das gelockerte Erdreich, so daß das dunkle, plötzlich wild entfachte Federwerk des ganzen Körpers erbrauste und rauschte, in einem weithin hallenden Geflatter über die Kampfstätte. Ein jäher Ruck löste den Vogel, wie in einem Sprung vom Boden, und die Zange des Schnabels warf einen großen Maulwurf auf den Schnee. Aber schon hackte sie aufs neue zu, wunderbar sicher die Mitte des Geblendeten und hilflos Zappelnden fassend, und in weit ausholenden schweren Flügelschlägen erhob sich der Vogel mit seiner Beute in die Luft.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schustermann
Magdeburger General-Anzeiger
23. Februar 1941

Marietta und der Tor am Meer

Von Waldemar Bonsels

Die nachstehend wiedergegebene Schilderung ist dem neuen Buch „Die klingende Schale" von Waldemar Bonsels entnommen, auf das wir anläßlich des 60. Geburtstages des Dichters besonders hinweisen. Wie alle seine früheren Werke, stammt auch dieses Buch aus dem Geist des Märchens. Naturseligkeit und Menschenliebe vereinigen sich mit dichterischem Adel und echtem Humor in den 7 Geschichten dieser „Märchenbilder und Traumgestalten".

Ein paar Tage nach der ersten Begegnung machte sich Marietta am frühen Abend auf, um Winegoon, den armen Tor am Meer, für den die Menschen kaum noch Mitleid und Verachtung hatten, in den Ruinen der alten Paläste zu suchen. Sie trug in einem Korb Früchte, Wein und Brot, die sie unter Sommerblüten verborgen hatte; es waren die späten und zartduftenden Blumen der Felshänge und Astern aus den Gärten, die sie nahm, wo sie sie fand, und die man ihr bereitwillig gönnte.

Das Meer war bewegt, es ging Wind von Osten her, so daß die Brandung dröhnte. Marietta fürchtete sich zwischen dem hohen Gemäuer der verfallenen Bauten und der andrängenden See, und fühlte sich erleichtert, als sie das hohe Marmorportal mit den drei Säulenstufen fand, die man ihr beschrieben hatte.

Winegoon hockte an der Feuerstätte und briet einen Fisch. Da sie auf nackten Sohlen eintrat, hörte er sie neben dem prasselnden Feuer nicht, so daß sie Zeit hatte, sich zu beruhigen und ihn zu betrachten, denn sie wußte nicht recht, weshalb sie zu ihm gegangen war. Der Feuerschein beleuchtete seine Gestalt, das helle Haar schimmerte rot von der Glut. Es erbarmte sie, wie arm und dürftig er gekleidet war, am liebsten hätte sie ihm rasch und gleich ihr Tuch und Kleid geschenkt. Aber der Ausdruck seines hageren, braunen Gesichts, das sie von der Seite sah, war zufrieden.

Der große, hohe Raum, angeflackert vom Geflamme am Herd, kam ihr unheimlich vor in seiner zerstörten Pracht. Der Abend blaute von den Fenstern her herein, denn der letzte Schein der untergehenden Sonne lag nur noch auf den fernen Klippen im Meer. Im Winkel glaubte sie ein Schlaflager aus Streu mit einer Decke darauf zu erkennen. Ein ockerfarbener Wein- oder Wasserkrug stand dicht am Kamin am Boden, und zwei schwere Ruder lehnten an der Wand, als wiesen sie auf die verwitterten Bildwerke der Vergangenen auf dem Kalk der Wand hin, auf Gestaltungen, die man nicht mehr erkennen konnte. Eine graublaue Rauchwolke zog langsam vom Herd zu den Fenstertoren und belebte die öde Großartigkeit durch ihre lautlose Flucht.

Das Mädchen hatte sich ihre Ankunft und die Begrüßung ganz anders vorgestellt; sie hatte lachend, und recht freundlich nebenhin, einmal nach Winegoon schauen wollen, den sie bei den Steineichen in der Nacht kennengelernt hatte, und den Korb hinstellen, als verstünde es sich von selbst. Dann würden sie ein wenig geplaudert haben, und sie wäre hinter diesem sonderbaren Meerknaben gekommen, der es ihr im Nachtlicht bei den Steineichen angetan hatte. Jetzt quälte sie plötzlich der Gedanke an das Brot in ihrem Korb. Wein und Blumen wären genug gewesen, vielleicht auch nur Blumen? Sie lachte auf, tat es laut, und war befreit und froh darüber.

Winegoon sah sich um und erhob sich. In seinem Gesicht zeigte sich weder Erschrecken noch Erstaunen, sondern ein Ausdruck von Freude. Er ging Marietta entgegen, wobei er seine Hände beide ein wenig hob, als trüge er ihr etwas entgegen. Sein Kopf war zur Seite geneigt, und sein Gesicht verriet ein Bedauern, als schmerze es ihn, daß er ihr nichts entgegenzubringen vermochte, als nur sich. Jedoch die Gebärde, die man wohl hätte demütig nennen können, wirkte auf Marietta nicht so, wie sie den Menschen erschienen wäre, sondern sie trug dem Kinderherzen ein Erzittern an, so daß sie sich, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, vor ihm verneigte. Der Korb fiel ihr aus der Hand, und die Blumen, die darin zuoberst lagen, zerstreuten sich zwischen ihnen auf dem Boden.

„Ach", rief sie bedauernd und las die Farbigen vom sandigen Grund auf. Er half ihr, und das gemeinsame Tun verbannte die anfängliche Befangenheit, zumal Marietta jetzt, wenn das rechte Wort oder die rechte Antwort sich nicht einstellen wollte, ihr fröhliches Lachen für beide einfallen ließ. Und es galt wirklich dafür, denn Winegoon nahm ihr Lachen wie Aussagen oder Gaben entgegen, als plätscherte das Wasser oder als blühten ihre Lippen. Sie fühlte rasch, und ihr Herz erleichterte sich glücklich, daß er sie nicht einschätzte, sondern daß sie ihn entzückte.

Er teilte den Fisch mit ihr, als er geröstet war, wobei er das weiche und zarte Fleisch mit den Fingern von der Rückengräte löste und es ihr in den Mund schob. Dann aßen sie Brot zum Wein, und Marietta plauderte heiter und jetzt ohne Rückhalt, es fiel ihr kaum auf, daß Winegoon nur selten Antwort gab. Wohl aber nahm sie wahr, wie innig und eindringlich er sie betrachtete: immer wieder kam es ihr so vor, als suche er ganz andere Dinge zu erfahren und zu verstehen, als das, was sie vorbrachte. Aber sie fühlte sich, wie alle, die lauteren Herzens sind, nicht durch die Befürchtung bedrängt, es möchte jemand tiefer in ihre Seele eindringen, als sie selbst es zuwege brachte.

„Ich kann auch Lieder singen", plauderte sie arglos dahin, „willst du? Dies eine singen die Leute in meiner Heimat. Es ist nur ganz einfach und vielleicht traurig, aber sie sind ja weit vom Meer, hinter den Bergen. Ich weiß das Lied nicht ganz, aber so beginnt es." Und sie hub mit tiefer und schöner Kinderstimme zu singen an:

„Ich ging aus, dich zu sehen,
und ich fand nur das Meer,
hörte den Wind wehen,
und das Herz war mir schwer.

Siehst du, nun weiß ich nicht weiter, oder vielleicht ist es doch schon zu Ende?"

„Ja", sagte Winegoon. Er hörte und betrachtete Marietta wie im Traum, so daß sie verstummte, als dürfte man ihn jetzt auf keinen Fall wecken. Er sah nicht ihre geneigte junge Gestalt, nicht das bunte Tuch, das das schwarze Haar bändigte, noch das ein wenig verlegene Gezitter um ihre Lippen, die rot und feucht schimmerten. Er erschaute ein kindliches, traurig-holdes Verlangen in seelischer Gestalt und vernahm einen dunklen Ruf, wie von einem fernen und vergessenen Ufer.

HANS RIEBAU'S

Geduld

Federmann war im letzten Sommer in Borkum. Morgens badet er, mittags ißt er, nachmittags schläft er; abends aber steht er am Strand und guckt — nicht etwa seewärts, sondern zur Insel zurück und auf den Leuchtturm, der sich schwarz aus der Dämmerung abhebt. Federmann steht und steht. Schließlich aber kann er es nicht mehr aushalten. „So etwas von Geduld ist mir noch nicht vorgekommen", sagt er zu dem Strandaufwärter, „vierzigmal ist dem Leuchtturmwärter das Licht schon ausgegangen, aber immer steckt er es wieder an!"

Anständig

Federmann sitzt in einem Restaurant und ißt. Plötzlich kommt ein Herr durch die Tür und an Federmanns Tisch. „Entschuldigen Sie", flüstert der Herr, „bevor ich meinen Mantel ausziehe, möchte ich eine Frage an Sie richten: kann man hier anständig essen?"

„Aber natürlich", sagt Federmann, „Gäste, die nicht anständig essen, werden hier überhaupt nicht geduldet."

Notturno

Der junge Leonard besucht Federmann. Der junge Leonard ist ein bekannter Pianist, und das erste, was er tut, ist: Er setzt sich ans Klavier und spielt — in zartestem Piano — ein Notturno von Chopin.

Federmann hört zu. „Sie brauchen gar keine Rücksicht zu nehmen", sagt er, nachdem der letzte Akkord verhaucht ist, „die Leute unter uns sind verreist."

Linien

Auf dem Bahnhof in Hildesheim spricht ein Fremder Federmann an. „Verzeihung", fragt er, „wie weit ist es wohl von hier nach Hannover?"

„Einundvierzig Kilometer", antwortet Federmann.

„Einundvierzig Kilometer?" überlegt der Fremde, „Eisenbahn? Landstraße? Oder Luftlinie?"

„Eisenbahn", antwortet Federmann, „eine Luftlinie haben wir überhaupt noch nicht!"

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schüstermann
Adressen-Verlag u. Zeitungsgesellschaft G.m.b.H.
Berlin C 27, Alexanderstraße 40-42, Tel. 51 64 54

Rheinische Landeszeitung Düsseldorf

23. Februar 1941

Begegnung in Flandern

Von Waldemar Bonsels

Es war allen längst zur Gewißheit geworden, daß die Deutschen auf ihrem unaufhaltsamen Vorsturm durch Belgien auch in das flämische Dorf einrücken würden, wo Jeannettes Eltern wohnten. Hätte nicht der näher und näher erdröhnende Donner der Geschütze es bewiesen, der wie ein herannahendes Gewitter hinter den Hügeln im Osten stand, oder die Sturmvögel der Flieger mit ihrem wildherzigen Kampfgesang und ihrer schauerlichen Todeslast, so mußten die zurückweichenden belgischen und französischen Truppen Zeugnis davon ablegen. In regellosen Scharen durcheilten sie den Ort Tag und Nacht. Wo war ihr froher Mut, ihre Siegesgewißheit geblieben, ihr Scherzen und der Klang und Glanz ihrer prunkvollen Durchzüge nach Westen? Das Königreich war wie versunken, unwahrscheinlich rasch, wie in einem schrecklichen Traum.

Als die letzten Sturmtruppen in regellosen Eilmärschen durchkamen, schlossen die Dorfbewohner sich ihnen kopflos und halbtot vor Entsetzen an. Keine Drohung und kein Verbot brachte sie davon ab, und die Offiziere verfluchten heimlich ihre Torheit, in der sie niemals den schmachvollen Gerüchten gewehrt hatten, die über die Soldaten des neuen deutschen Reiches im Umlauf gewesen waren. Jetzt half keine Mahnung zur Besonnenheit mehr, die traurigen Züge hungernder Männer und Frauen, jammernder Kinder, und erbarmungswürdig unnötige Geräte begleiteten ihre gelichteten Heeresmassen, hinderten Vorschub und Rückzug und füllten die Herzen mit Verzweiflung. Jeannettes Eltern warfen im Grau der Morgendämmerung das Wertvollste ihrer Habseligkeiten auf einen Karren, verstört, vor Angst fast von Sinnen und tödlich erbittert. Jeannette wußte, daß sie bleiben würde; denn die kranke Großmutter konnte nicht allein zurückgelassen werden. Das Kind hatte sich mit den Schrecken dieser Bestimmung abgefunden, wie mit ihrem Tode, und jene Entschlossenheit gezeigt, wie sie nur junge Seelen in solch schrankenloser Hingabe aufweisen.

Die Mutter riß Jeannette in ihre Arme, nur von ihrer eigenen Angst beherrscht, und ohne zu bedenken, daß ihr sinnloser Schmerzensausbruch die Qualen und die Befürchtungen ihres Kindes verdoppelte. Jeannette fühlte, wie ihre Mutter zitterte, sie vermochte keinen der törichten Ratschläge zu beachten, die ihr beim Abschied mit fliegendem Atem erteilt wurden.

Nun wurde es beklemmend still. Die Dorfuhr schlug im nebligen Morgen, es war hell geworden. Jetzt würden die Deutschen kommen . . .

Das kleine Mädchen stieg langsam die Stiege des leeren Hauses empor, bis in die Kammer, in der in der großen Bettlade die kranke, alte Frau schlief. Mit dem Ernst ihrer vierzehn Jahre und einem tiefen Seufzer ließ sie sich neben der Bettstatt nieder und betrachtete das welke Gesicht der Schlafenden. Die schrecklichen Eindrücke und Ängste der letzten Stunden waren zu rasch und unerwartet gekommen, als daß es ihr möglich gewesen wäre, sich mit ihnen abzufinden. Wenn nur die schrecklichen Befürchtungen nicht gewesen wären, diese Erinnerungen an die Geschichten aller grausamen Schandtaten der Deutschen. Sie schloß die Augen und erschauerte. Vielleicht würde sie nicht gefunden. Aber da überfiel sie eine furchtbare Vorstellung: Wie nun, wenn das Haus in Feuer aufging und niemand ihr half, die Großmutter hinauszutragen? Sie dachte gar nicht mehr an die Sicherheit ihrer eigenen Person. Vielleicht werde ich vorher erschlagen, kam ihr in den Sinn, und sehe nichts mehr von allem Unheil. Ob man darum bitten dürfte?

Jeannette erhob sich nach einer Weile und versuchte, im Hause Ordnung zu schaffen. Es sah umher aus, als seien die Feinde schon dagewesen. Wie mutlos diese Verwüstung machte, die die Eltern in ihrer Angst zurückgelassen hatten. Als sie das Haus verließ, um zum Brunnen zu gehen, brach die Sonne durch das Morgengewölk, es war klar und frisch. In naher Ferne rollte es dumpf und drohend hinter den Hügeln, näher und deutlicher als gestern; aber das Dorf lag still und verlassen, und aus den Schornsteinen der Nachbarhöfe stieg kein Rauch mehr.

Als das Mädchen nach einer Weile den Blick vom Brunnen erhob und sich anschickte, mit den Eimern über die Straße zu gehen, erstarrte sie vor Entsetzen über den Anblick, der sich ihren Augen auf der kleinen Anhöhe bot, über die der Weg vom Osten her ins Dorf führte. Sie erblickte, schräg von der Morgensonne beschienen, ein gewaltiges, stählernes Ungetüm, das grau und schnell heranglitt und über dessen Panzerborden die stahlbehelmten Köpfe fremder Soldaten sichtbar waren.

Die Deutschen! Hätten die schweren Wassereimer die Arme des Kindes nicht niedergezogen, so wäre es sicher in seiner Erstarrung unbeweglich stehengeblieben; nun ließ sie ihre Last zurück und eilte auf das Haus zu, aber an der Steinschwelle verließen sie die Kräfte. Sie fühlte es vor ihren Augen dunkel werden und glitt am Türrahmen auf die Knie nieder. Um was hatte sie doch bitten wollen?

Die Luft dröhnte vom Motorgeratter und geschlagenen Eisentüren, fremde Stimmen erschollen. Jeannette merkte daran, daß Schatten wie von Riesen auf die Schwelle fielen, daß die Schrecklichen dicht vor ihr angelangt sein mußten; sie wagte es nicht, ihre Blicke dem Tod entgegenzuheben, den sie erwartete. Dann wurde in fremder Sprache gerufen, das mußte ihr gelten. So war es wahr, daß diese Grausamen ihre Opfer vor dem Tode quälten . . . Sie wollte beten, aber ihre blassen Lippen bewegten sich nicht.

Da empfand sie einen seltsamen Druck auf ihrem Scheitel, es glitt über ihr Haar hin und an den Schläfen nieder, und dann noch einmal. Ehe sie begriff, was ihr geschah, fühlte sie eine harte Hand vorsichtig und liebevoll unter ihr Kinn fassen, und ob sie wollte oder nicht, sie mußte dem Druck nachgeben, der ihr den Kopf hob. Sie schlug rasch die Augen auf, ganz betört von dem Unerwarteten, das sie überwältigte, und ihre Blicke sahen unter dem harten stählernen Helm zwei helle, blaue Augen in einem lächelnden Männergesicht, das ein so aufrichtiges Erbarmen ausdrückte, daß niemand hätte darüber im Zweifel sein können, was diesen Mann bewegte, am wenigsten ein Kind.

Der Offizier schien etwas sagen zu wollen, er wandte sich an seine Leute; es war aber dann, als käme ihm nicht das rechte Wort in den Sinn, er schüttelte nur langsam den Kopf. Dabei gebärdete er sich rauh und beinahe böse, als müßte er etwas in der Brust bekämpfen, das sein Soldatenherz nicht duldete . . . Dann sah er wieder auf die Kniende nieder und hob sie auf, ein Wort der Beruhigung auf den Lippen; jedoch er verstummte; denn es ruhte im Blick des Kindes ein Gedanke, der groß wie die Welt erschien, zugleich einsam und übervoll an Dank. —

Solche Blicke können in den Augen der Menschen erstehen, wenn unerwartet die Finsternis des Bösen entweicht, oder wenn sich in einer Seele etwas zwischen Licht und Nacht für immer entscheidet.

Gut nachpolieren.
Dann erst erhält die Herdplatte den schönen Glanz, auf den die Hausfrau so stolz ist. Restlos muß der Niederschlag entfernt werden. Oft genügt eine alte zerknüllte Zeitung an Stelle eines weichen Lappens.
WEEN Herdputzpulver
aus der Herdfeger-Fabrik
ist gut und ausgiebig.

Frühlingsahnen

Noch kein Sprudeln in den Bächen,
noch kein Lenzhauch, noch kein März.
Trüber Schnee auf weiten Flächen.
Warum jauchzest du, mein Herz?

Keiner Knospe kecke Mahnung.
Keines Veilchens feiner Duft.
Als geheimnisvolle Ahnung
liegt der Frühling in der Luft.

Frida Schanz.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Münchener Abendblatt Nr. 63 vom 15.3.41

Der Vater

Von Waldemar Bonsels

Ich ging im Krieg an einem grauen, regnerischen Morgen mit einem alten Mann durch die verödeten Straßen eines kleinen östlichen Ortes. Der Fremde hatte die weite, mühevolle Reise vom Norden Deutschlands bis dicht an die russische Grenze in Tagen und Nächten gemacht, um eine kurze, traurige Weile am Grabe seines Sohnes stehen zu können, und wir gingen nun miteinander hinaus, um es zu suchen.

Die grausam nützliche Sachlichkeit und der eherne Gleichmut des Kriegshandwerks, wie sie sich nahe hinter der Front oft so ernüchternd darbieten können, erschütterten den alten Mann zu Anfang heftiger, als der Gedanke an das Grab seines Sohnes. Ihm mochte zumute sein, wie einem, der erwartet hat, in das feierliche und großzügige Ruhmesdämmern einer im Orgelklang erbrausenden alten Kirche zu kommen, und der sich plötzlich in die grausame Nüchternheit eines modernen Fabrikbetriebes versetzt sieht. Das liegt daran, daß der Krieg alt ist, uralt, als Kriegshandwerk dagegen ist er neu, ganz neu, sein kaltes dröhnendes Getriebe übertrifft alles, was wir je von Fabriken, Warenhäusern oder Maschinen in der Heimat auch nur geahnt haben.

Und in diesem Gewitter der Sachlichkeiten haust der alte Tod? Der Tod der Blumen und der schwermütigen Lieder, der Tod stiller Gebete und andächtig geschmückter Gräber? Das alte Männchen an meiner Seite tat mir innig leid, aber ich verstand es wohl, denn auch mein Mund ist verstummt, als ich die ersten Eindrücke dieser verwirrenden und erschütternden Lebens- und Todesformen empfing. Es gehört viel Gleichmut, viel Oberflächlichkeit dazu, hier draußen drauflos zu schwatzen. Es regnete ohne Aufhör, die grünlich schimmernde Ebene war weithin verhängt, unsere Füße sanken tief in den durchweichten Lehmboden. Ein paar armselige Bauerngefährte begegneten uns, die Leute grüßten tief, uns mit großen, angstvollen Augen musternd. Der alte Mann sah auf und suchte meinen Blick.

„Sie wissen nicht, vor wem sie sich beugen", sagte er langsam, „sie neigen sich vor der Majestät des Krieges und vor dem Leid der Menschheit."

Seine Worte sanken mir tief ins Herz. Ich betrachtete meinen Begleiter heimlich und aufmerksam. Er war mir so fremd, wie nur ein Mensch einem anderen sein kann, ich kannte nicht einmal seinen Namen. Aber nach seinen letzten Worten war er mir seltsam nahegerückt und zum ersten Male empfand ich, daß wir hier zu Zweien, in einem fremden Land, an einem traurigen Morgen, zwei lebendige Menschen, einen Verstorbenen suchten.

Der Kirchhof war weit draußen, wir betraten ihn endlich naß und ermüdet. Er bot, wie die Friedhöfe hier fast alle, unserem deutschen Anspruch wenig Erhebendes. Der Blech- und Steinschmuck der Gräber, die fast alle kahl und zum größten Teil vernachlässigt waren, berührte nüchtern und lieblos. Ich dachte an die durchsungenen Totengärten meiner deutschen Heimat, und ein Frösteln in der Fremde befiel mich.

Ein Feld hinter dem Kirchhof war der neue Begräbnisplatz. Dort lagen Deutsche, Polen, Russen, jede in ihrem Teil bestattet, und beim Anblick dieser gleichmäßigen Reihen, die wie neue Beete eines frisch angelegten Gartens wirkten, erschien mir das Bild des Todes in der Gestalt eines Gärtners, der sein Land in liebevoller Ordnung und bedachter Bereitschaft zu einer großen Ernte bestellt hat. Wie sorgfältige Anpflanzungen zogen sich die Kreuzreihen dahin. Ihr hellgelbes Holz über dem Lehmboden gegen den grauen Himmel ist mir unvergeßlich geblieben. Ein jedes dieser schlichten Denkmale trug einen Namen, den Todestag, eine Nummer und das Regiment seines Schläfers. Das war ein trauriges Suchen.

Ich sah, daß mein Nachbar zitterte. Er ging mühsam und gebeugt und sein Mantel war durchnäßt. Im Hintergrund des Feldes bewegte sich ein Bauerngefährt mit einem Holzsarg. Der Priester und ein paar Soldaten schritten hinterher. Es wurde haltgemacht, es bildete sich eine Gruppe im Nebel.

„Hier ist er begraben", sagte eine rauhe Stimme leise neben mir, „hier liegt er." Es klang seltsam sachlich. Nach einer Weile atmete der alte Mann tief auf und sagte ohne Schmerz und ohne eine Klage im Ton:

„Ich hatte ihm, als er ein kleiner Junge war, eine Schaukel bauen lassen, hinter meinem Arbeitszimmer im Garten, und von meinem

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Der Zeitung ihr Geschäft
ZA
Berlin C2, Ruf: 512656
Schlesische Tageszeitung
Breslau
15. März 1941

Marios großes Wunder / Von Waldemar Bonsels

Wir entnehmen diesen Abschnitt der zusammengefaßten Neuausgabe der berühmt gewordenen Mario-Bände, die unter dem Titel „Mario. Ein Leben im Walde", vorliegt und mit der der Dichter in den Menschen, die er schildert, Verkörperungen von Kräften zeigt, die zwischen Himmel und Erde ihr Wesen treiben. Ein Buch von zeitloser Schönheit und ergreifender Naturverbundenheit.

Eines Morgens lag Mario still, fest an den wärmenden Laubboden gedrückt, unter den Fichtenzweigen am Rand der Wiesen, nahe dem Fluß. Er war von der Waldseite her in sein Versteck gekrochen, nicht ein Bröcklein Schnee war von den Nadeln gesunken, still wie sein Blick war jede Bewegung, seine Vorsicht bereitete ihm Genuß. Es ging feuchte Tauluft, und die Morgensonne stand in einem roten Dunst dicht über dem Horizont, es war, als wollte sie sich nicht weiter emporwagen. Die Oede und Leere des verschneiten Geländes dehnte sich ohne Trost und Hoffnung.

Ein Krähenpaar zeigte sich am Himmel und zog langsam heran. Sie flogen dicht hintereinander, nicht sehr hoch, eingehüllt in das leise pfeifende Schwingen ihrer Flügel.

Mario dachte daran, was dem Tierpaar aus der Höhe her sichtbar sein könnte, wie anders mußte die Welt den Fliegenden erscheinen. Das weiße Feldermeer mit den schwarzen Inseln der kleinen Waldstücke, die Rinnsale der Bäche, kaum unterscheidbare Furchen in blauer Tönung, und das Bett des Flusses, lang und grau, in der Ferne im Dunst zerfließend. Und endlos, wie ein schwarzes Meer, sein Wald.

Der Flug der Tiere war stolz, frei und gelassen, sicherlich zeigte das prachtvolle schwarze Gefieder keine Spuren der Winternot. Er sah die klugen harten Vogelköpfe, pfeilgerade gereckt, sie durchschnitten mit den weit offenen blanken Augen die Regionen ihres Elements, voll gesammelter Kraft und tierischer Würde.

Nun nahmen sie Richtung auf eine Baumgruppe am Flußufer, dicht vor ihm, umflogen sie, als gälte es, das Gelände hinter dem erwählten Ruheplatz zuvor zu überprüfen, und ließen sich dann mit schwerem Flattern, unsicher greifend, auf dem beweglichen Wipfel des höchsten Baumes nieder. Mit unnennbaren Sinnen durchforschten sie Raum und Luft, mit den geheimnisvollen Wesensaugen ihrer Art, deren Kräfte nicht mit den begrenzten Organen der menschlichen Sinneswahrnehmung zu vergleichen sind. Dies wußte Mario wohl, die unerhörte Ueberlegenheit des Tiers, dem alle Sinne wie in einer Einheit zu dienen vermochten, achtete er hoch. Es war, als dränge das Fern und Nah, das Oben und Unten durch die Stille, wie eine Erlaubnis zur Kraftentfaltung, beredt und langsam in ihr Tierbewußtsein.

Der Knabe hielt sich ruhig wie ein Stein und atmete langsam. Es war deutlich, dies dort oben im Baum war keine zufällige Rast, es war das Ziel des Ausfluges, das fühlte er. Die Vögel beobachteten die weiße Schneedecke der Flußwiese unter sich, die Tierhäupter waren beide auf dies tote, leere, beschneite Erdstück gerichtet. Mario strengte die Blicke an, kein Leben verriet sich dort, nichts rührte sich. Das rötlich braune Morgenlicht schuf zarte Wellen von Licht und Schatten über die sanften Hügelchen und Unebenheiten dahin, die unter dem Schnee die Bildung des Erdbodens verrieten.

Bald darauf schwang der größere Vogel sich ab, offenbar das Männchen. Er legte sich, fast ohne Fittichschlag, in die großen Flügel und glitt dicht über das Schneefeld hin, lautlos und rasch. Am Ende der Bahn hob er sich mächtig, die Schwingen pfiffen, schlug sich empor, umkreiste die Wiese in weitem Bogen und landete wieder im Baum, diesmal an einer anderen Stelle.

Nach einer Weile erstarrten leblosen Hockens im Geäst wiederholten beide Vögel den sonderbaren Rundflug, beide dicht über dem Boden, und beide erst die Flügel regend, als das Gelände überglitten war, als fürchteten sie, die Stille über oder unter der beschneiten Erdfläche zu stören. Mario erkannte deutlich, ihre Sinne wachten über dem Schnee, im toten Geheimnis lockte sie Leben, aber es war weder nur Schauen noch Lauschen, was sie im Dahingleiten vollbrachten, es war alles an Kräfteentfaltung, was die Natur ihnen verliehen hatte.

Dem Knaben war, als flöge er mit. Schauen und Hingabe vereinigten sich ihm in der beteiligten Seele zu so glückhafter Gemeinschaft mit dem Geschehen umher, daß er in sich ahnungsvoll die wirkenden Kräfte zu fühlen glaubte, es sog, plante, drängte und hoffte in ihm, als wäre er selbst in Not und Begierde, in Antrieb und Erfüllung verwoben.

Und nun offenbarte sich im weißen Tod das Lebenswunder. Der männliche Vogel unterbrach mitten auf der Wiese jählings seinen Gleitflug, die Flügel standen für eine Sekunde mit der ganzen Breite ihrer Fläche senkrecht gegen die anströmende Luft, so daß es für einen Augenblick aussah, als stünde er aufrecht, wie ein Wappenadler auf einer Münze. Er landete im Schnee und schien erstarrt. Sein Ankommen auf dem Boden war kaum spürbar, mit so geringem Aufwand und Anprall erfolgt, daß keines lebenden Wesens Ohr die Ankunft oder sein Dasein hätte erlauschen können. Er reckte sich hoch auf, in einer sonderbaren, fast komisch gespreizten Haltung, die den Hals verlängerte, als entsetzte ihn sein Spiegelbild am Boden.

Da hob sich nach kleiner Weile langsam unter seinem Kopf und Schnabel der Schnee am Boden und bäumte sich, von einem unterirdischen Stoß angetrieben, zu einem Hügel auf. Der Stoß aus der Unterwelt wiederholte sich kräftiger, so daß sich in der deutlich hervortretenden Kuppel aus Schnee Risse und Sprünge bildeten, es brach Erde aus den Spalten und bröckelte tiefschwarz über die Ränder.

In diesem Augenblick fuhr der harte Schnabel mit einem furchtbaren Stoß zu und keilte sich tief, mitsamt dem Kopf, in das gelockerte Erdreich, so daß das dunkle, plötzlich wild entfachte Federwerk des ganzen Körpers erbrauste und rauschte, in einem weithin hallenden Geflatter über der Kampfstätte. Ein jäher Ruck löste den Vogel, wie in einem Sprung vom Boden, und die Zange des Schnabels warf einen großen Maulwurf auf den Schnee. Aber schon hackte sie aufs neue zu, wunderbar sicher die Mitte des Geblendeten und hilflos Zappelnden fassend, und in weit ausholenden schweren Flügelschlägen erhob sich der Vogel mit seiner Beute in die Luft.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Braunschweiger Neueste Nachrichten Nr. ? vom 26.4.41

Die eiserne Heimat / Von Waldemar Bonsels

Der Freund war in der Genesung, als ich ihn wiedersah, und im Begriff, zur Erholung in die Heimat zurückzukehren. Von ihm habe ich einmal wieder erfahren, wie ein rechter Seemann zu seinem Schiff steht, und wieviel mehr die großen Kriegsereignisse auf dem Meer denen zu Gemüt gehen, die durch ihren Lebenslauf enger und ausschließlicher als wir mit dem Wohl und Wehe der Flotte verbunden sind.

„Ihr versteht ja alle nichts", sagte er und betrachtete mich mitleidig. Aber das sollte keine Kränkung sein, es war seine Gewohnheit, so zu beginnen, und nur die tiefe Anteilnahme am Gegenstand seiner Leidenschaft verleitete ihn zu dieser harmlosen Ueberheblichkeit. „Und nun schon gar du", fuhr er fort, und strich mich mit der Hand in der Luft aus, wie man eine Zahl von der Wandtafel wischt, „was ist denn aus dir geworden? — So, du schreibst . . . das ist ja für gewöhnlich der letzte Ausweg. Nun, es schadet ja nichts, verlier nur nicht den Mut, vielleicht bringst du es doch noch zu etwas. — Bist du zur See gefahren?"

Ich bejahte diese Frage eifrig, aber er zuckte nur die Achseln.

„Auf Passagierdampfern! Auf fremden Schiffen, auf einem gemieteten Platz, den morgen ein anderer erhält, womöglich ein Engländer. Nein, mein Lieber, damit darfst du mir nicht kommen. Man muß sein eigenes Schiff haben, um die Sache erleben zu können. Erst wenn man sein Schiff liebt, versteht man das Meer. Hat dir die Brust zum Zerspringen geklopft, wenn nach langem Warten das leise, rauschende Hämmern aus der Tiefe der Eisenschächte dringt, und du fühlst, dein Schiff beginnt zu leben, sein eisernes Herz schlägt und draußen wartet die See? Man rennt an Bord entlang, schaut hinab . . . das Wasser scheint zu fließen, dort tanzt die Boje und bleibt zurück, wir sind flott, und langsam pocht es unten in den heißen Gründen fester und fester — bis der starke, mächtige Gleichtakt der Maschinen erreicht ist — und vom Bug her braust das Meer!

Dann kommt der Abend über dem Wasser und die Nacht in der wiegenden Sicherheit der eisernen Heimat. Für lange Zeit gibt es in der Welt nun nur noch den Himmel und das Meer, und dann sind wir, die Kameraden und das Schiff, Deutschland! In freien Stunden habe ich oft am Bug gestanden, gerade über den beiden wilden Gischtbergen, die das Schiff zur Rechten und Linken in die Flut stampft. Alles ist zurückgeblieben, habe ich mir gedacht, es gibt nur mich, die gewaltige Welt aus Wasser und mein Schiff. Zuweilen bleiben reglose, beschienene Küsten hinter uns zurück, dann sieht man erst recht den Stolz unserer Fahrt und das starke Leben des Schiffes.

Uns allen ist unser Schiff eine Persönlichkeit geworden, ein geliebtes Lebewesen, unsere Mutter, unsere Geliebte, unsere Heimat. Ihr lernt das nie begreifen. Ich kenn' doch euch Landratten! Natürlich, auch ihr fahrt einmal zu Schiff, klettert sicherlich auch am Bugsprit empor, glotzt in die Weite und stellt ein Bein vor, wobei ihr euch als Kolumbus fühlt, nur deshalb, weil ihr nirgends Land seht. Aber ihr werdet nicht eins mit dem Schiff, wir dagegen sind damit verwachsen, unser Herz ist sein Herz. Unten in den eisernen Barren fließt unser Blut und in unserem Blut sein Eisen.

Und dann kam unsere große Stunde vor dem Feind. Haben wir nicht alle für diese Augenblicke gelebt und gedient, sind wir nicht eigentlich für diese Augenblicke geboren? Wer so nicht denkt, der ist kein Soldat zur See. Hast du gelesen, wie sie damals in den Seeschlachten des Weltkrieges gefallen sind, bei den Falkland-Inseln, auf der „Emden", oder der „Blücher"? Frag' die Engländer, die Feinde, wenn du uns nicht glaubst. Meinst du, es reißt sich einer noch um sein bißchen Leben, wenn sein Schiff ins Herz getroffen ist? Sie haben wie Säulen gestanden, als ihr Panzer zu Grund ging, die Mützen geschwenkt und Deutschlands heiligen Namen geschrien, daß es wie wildes Jauchzen über das Meer klang.

Herrgott, als wir die ersten Zentner Eisen in die Rippen bekamen! Weißt du, wie das dröhnt? Denke dir, du hast ein Trommelfell aus härtestem Glas, und es haut dir einer einen Stahlhammer dagegen, den er dreimal um den Kopf geschwungen hat, du glaubst in Atome zu zerspringen. Aber wir haben es hingenommen und zurückgegeben, als wäre das täglich so Regel, nur aller Augen waren größer und wilder und man biß die Zähne zusammen, als hätte man den englischen Admiral zwischen den Kiefern. Da sprechen und schreiben sie von Kugelregen und Granaten! Mein Gott, das sind ja Begriffe aus dem Dreißigjährigen Krieg! Wenn so ein Panzer uns eine Breitseite herüberschickt, eingeschossen und aus sicherer Ueberlegenheit, dann ist die ganze Welt Donner, Eisen und Feuer, und die Stahlfetzen fliegen, als explodierte die Hölle. Und in diesem Gewitter stand jeder bis zuletzt an seinem Platz und, glaub's oder glaub's nicht, mit einer jauchzenden Kampfeslust.

Das Letzte, was ich noch weiß, war der eisige Schreck, der mir durch alle Glieder sauste, als ich plötzlich gewahr wurde, unsere Maschinen stehen still. Weißt du, was das heißt? Jedem, der's gespürt hat, muß zumute gewesen sein, als habe es nicht die Maschine, sondern ihn mitten ins Herz getroffen. Man denkt bis zuletzt an das Schiff . . .

Nun, und dann, weiß Gott, wie lange danach, kam ich zum erstenmal im Lazarett wieder zu klarem Sinn. Ich hab' wohl hin und wieder ein unsicheres Lebensbild in meinen verwundeten Kopf aufgenommen, aber deutlich sah ich erst, daß jemand in einem weißen Mantel an meinem Bett stand. Ich suche also alles, was ich an englischen Schimpfworten kenne, zusammen und poltere los. Weiß der Kuckuck, weshalb ich glaubte, ich sei gefangen. Da lacht der Mann mich an, und zwar gewissermaßen deutsch, verstehst du?

Ich versuch' es also deutsch und schrei ihn an:

„Was lachst du? Was gibt es hier zu lachen?"

Aber er fährt fort damit und sagt zu mir: „Da soll man nicht lachen, wenn's einem so braven Mann wieder so gut geht wie Ihnen?"

Nun, das ließ sich hören.

„Wie kommst du denn hier nach England?" frag' ich ihn, ganz konfus.

Da wird er ernst und sieht mich mit ruhigen Augen an:

„Sie sind in Deutschland", sagt dieser Mann.

Wenn ich dir schildern könnte, wie sich mir bei diesen Worten das Herz umdrehte! Wenn ich meiner alten Mutter in die Arme sinke, kann ich nicht glücklicher sein, als ich bei dieser Erklärung war. Aber da fällt mir das Schiff ein und alles wird mir schwarz vor den Augen.

„Herrgott", sag' ich, „der Zerstörer . . . !"

Es war eine Weile still zwischen uns; wir haben beide an das herrliche Schiff gedacht, das verloren am Meeresgrund liegt. Aber dann sagt der Arzt zu mir:

„Das schöne Schiff ist verloren, aber denken Sie an Deutschland. Deutschland lebt und steht fester und größer da als je, und dazu habt ihr und euer Schiff geholfen."

Da hab' ich denn geschwiegen. Man soll nicht widersprechen, wenn einer was Vernünftiges vorbringt, und hab' vor mich hingedacht, an mein Schiff und an die Kameraden . . . ."

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schüstermann
Adressen-Verlag u. Zeitungsausschnitte G.m.b.H.
Magdeburgische Zeitung, Magdeburg
Morgen-Ausgabe
10. Mai 1941

Schiff auf dem Meer

Von Waldemar Bonsels

Der Freund war in der Genesung, als ich ihn wiedersah, und im Begriff, zur Erholung in die Heimat zurückzukehren. Von ihm habe ich wieder einmal erfahren, wie ein rechter Seemann zu seinem Schiff steht, und wieviel mehr die großen Kriegsereignisse auf dem Meer denen zu Gemüt gehen, die durch ihren Lebenslauf enger und ausschließlicher als wir mit dem Wohl und Wehe der Flotte verbunden sind.

„Ihr versteht ja alle nichts", sagte er und betrachtete mich mitleidig. Aber das sollte keine Kränkung sein, es war seine Gewohnheit, so zu beginnen und nur die tiefe Anteilnahme am Gegenstand seiner Leidenschaft, verleitete ihn zu dieser harmlosen Ueberheblichkeit. „Und nun schon gar du", fuhr er fort, und strich mich mit der Hand in der Luft aus, wie man eine Zahl von der Wandtafel wischt, „was ist denn aus dir geworden? — So, du schreibst . . . das ist ja für gewöhnlich der letzte Ausweg. Nun, es schadet ja nichts, verlier nur nicht den Mut, vielleicht bringst du es doch noch zu was — bist du zur See gefahren?"

Ich bejahte diese Frage eifrig, aber er zuckte nur die Achseln.

„Auf Passagierdampfern! Auf fremden Schiffen, auf einem gemieteten Platz, den morgen ein anderer erhält. Nein, mein Lieber, damit darfst du mir nicht kommen. Man muß sein eigenes Schiff haben, um die Sache erleben zu können. Erst, wenn man sein Schiff liebt, versteht man das Meer. Hat dir die Brust zum Zerspringen geklopft, wenn nach langem Warten das leise, rauschende Hämmern aus der Tiefe der Eisenschächte dringt, und du fühlst, dein Schiff beginnt zu leben, sein eisernes Herz schlägt, und draußen wartet die See? Man rennt an Bord entlang, schaut hinab . . . das Wasser scheint zu fließen, dort tanzt die Boje und bleibt zurück, wir sind flott, und langsam pocht es unten in den heißen Gründen fester und fester —, bis der starke, mächtige Gleichtakt der Maschinen erreicht ist — und vom Bug her braust das Meer.

Dann kommt der Abend über dem Wasser und die Nacht in der wiegenden Sicherheit der eisernen Heimat. Für lange Zeit gibt es in der Welt nur noch den Himmel und das Meer, und dann sind wir, die Kameraden und das Schiff. Deutschland! In freien Stunden habe ich oft am Bug gestanden, gerade über den beiden wilden Gischtbergen, die das Schiff zur Rechten und zur Linken in die Flut stampft. Alles ist zurückgeblieben, habe ich mir gedacht, es gibt nur mich, die gewaltige Welt aus Wasser und mein Schiff. Zuweilen blieben reglos beschienene Küsten hinter uns zurück, dann sieht man erst recht den Stolz unserer Fahrt und das starke Leben des Schiffes. Uns allen ist unser Schiff eine Persönlichkeit geworden, ein geliebtes Lebewesen, unsere Mutter, unsere Geliebte, unsere Heimat. Ihr lehrt das nie begreifen. Ich kenn doch euch Landratten!

Natürlich, auch ihr fahrt einmal zu Schiff, klettert sicherlich auch einmal am Bugspriet empor, glotzt in die Weite und stellt ein Bein vor, wobei ihr euch als Kolumbus fühlt, nur deshalb, weil ihr nirgends Land seht. Aber ihr werdet nicht eins mit dem Schiff, wir dagegen sind damit verwachsen, unser Herz ist sein Herz. Unten, in den eisernen Barren fließt unser Blut und in unserem Blut sein Eisen.

Und dann kam die große Stunde vor dem Feind. Haben wir nicht alle für diese Augenblicke gelebt und gedient, sind wir nicht eigentlich für diese Augenblicke geboren. Wer so nicht denkt, der ist kein Soldat zur See. Hast du gelesen, wie sie damals in den Seeschlachten des Weltkrieges gefallen sind, bei den Falklandinseln auf der „Emden" oder der „Blücher"? Frag die Engländer, die Feinde, wenn du es nicht glaubst. Meinst du, es reißt sich noch einer um sein bißchen Leben, wenn sein Schiff ins Herz getroffen ist? Sie haben wie Säulen gestanden, als ihr Panzer zu Grund ging, die Mützen geschwenkt und Deutschlands heiligen Namen geschrien, daß es wie wildes Jauchzen über das Meer klang. Hier lügen auch die Engländer nicht, hier sind sie echt, vor dem Meer haben sie Respekt.

Herrgott, als wir den ersten Zentner Eisen in die Rippen bekamen! Weißt du wie das dröhnt? Denke dir, du hast ein Trommelfell aus härtestem Glas, und es haut dir einer einen Stahlhammer dagegen, den er dreimal um den Kopf geschwungen hat, du glaubst in Atome zu zerspringen. Aber wir haben es hingenommen und zurückgegeben als wäre das täglich so Regel, nur aller Augen waren größer und wilder, und man biß die Zähne fest zusammen. Da sprechen und schreiben sie von Kugelregen und Granaten! Mein Gott! Das sind ja Begriffe aus dem Dreißigjährigen Krieg. Wenn so ein Panzer uns seine Breitseite herüberschickt, eingeschossen und aus sicherer Ueberlegenheit, dann ist die ganze Welt Donner, Eisen und Feuer, und die Stahlfetzen fliegen, als explodierte die Hölle. Und in diesem Gewitter stand jeder bis zuletzt an seinem Platz und, glaub's oder glaub's nicht, mit einer jauchzenden Kampfesfreude. Das Letzte, was ich noch weiß, war der eisige Schreck, der mir durch alle Glieder sauste, als ich plötzlich gewahr wurde, unsere Maschinen stehen still. Weißt du, was das heißt? Jedem, der's gespürt hat, muß zumute gewesen sein, als habe es nicht die Maschine, sondern ihn selbst mitten ins Herz getroffen. Man denkt bis zuletzt an das Schiff . . .

Nun, und dann, weiß Gott wie lange danach kam ich zum ersten Male im Lazarett wieder zu klaren Sinnen. Ich hab wohl hin und wieder ein unsicheres Lebensbild in meinem verwundeten Kopf aufgenommen, aber deutlich sah ich erst, daß jemand in einem weißn Mantel an meinem Bett stand. Ich suche also alles, was ich an englischen Schimpfworten kenne, zusammen und poltere los. Weiß der Kuckuck, weshalb ich glaubte, ich sei gefangen. Da lachte der Kerl mich an, und zwar gewissermaßen deutsch, verstehst du das? Die Engländer können nicht so lachen, wie die Deutschen, sie können nur grinsen, die Pfeifen haben ihnen allen das Maul demoliert.

Ich versuche also auf deutsch und schrei ihn an:

„Was lachst du, was gibt es hier zu lachen?"

Aber er fährt fort damit und sagt zu mir:

„Da soll man nicht lachen, wenn es einem so braven Mann wie Ihnen wieder so gut geht?"

Nun, das ließ sich hören.

„Wie kommst du denn hier nach England?" frag ich ihn ganz konfus.

Da wird er ernst und sieht mich mit ruhigen Augen an.

„Sie sind in Deutschland!" sagt dieser Kerl.

Wenn ich dir schildern könnte, wie bei diesen Worten sich das Herz mir umdrehte. Wenn ich meiner alten Mutter in die Arme sinke, kann ich nicht glücklicher sein, als ich bei dieser Erklärung war. Aber da fällt mir das Schiff ein und alles wird mir schwarz vor Augen.

„Herrgott —" sag ich, „der Zerstörer —"

Es war eine Weile still zwischen uns: wir haben beide an das herrliche Schiff gedacht, das verloren am Meeresgrund liegt. Aber dann sagt der Arzt zu mir:

„Das schöne Schiff ist verloren, aber denken Sie an Deutschland! Deutschland lebt und steht fester und größer denn je, und dazu habt ihr und euer Schiff geholfen!"

Da hab ich denn geschwiegen. Man soll nicht widersprechen, wenn einer etwas Vernünftiges vorbringt, und hab vor mich hingedacht, an mein Schiff und die Kameraden . . .

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Die Zeitung im Ausschnitt ZA
Berlin C 2, Ruf: 51 86 56

Berliner Lokal-Anzeiger
Berlin
Morgenausgabe

12. April 1942

Auferstehung

VON WALDEMAR BONSELS

Das Weltengewitter der Ostschlachten lag hinter ihm. Die Heimat, die sich ihm langsam wieder aufgetan hatte wie eine zögernde, entfremdete Mutter, bot ihm wohl die Wege für seine Füße, das Land und die Menschen für seine Augen, aber die Seele fand sich schwer in das einst vertraute Gefüge zurück. Ihm war, als habe man darin das Leben selbst vergessen. Jenes Leben, das nur die unaufhörliche und unmittelbare Todesnähe lehrte, ein Leben von furchtbarer, nie gekannter Weite und Tiefe, das durch keine andern Erfahrungen mehr verkleinert werden konnte.

Er kannte in dieser Stadt, die er auf der Durchfahrt besuchte, niemanden, der ihn erwartete, und durchschritt nun in seiner Morgenstunde die Straßen, bis das offene Tor des gotischen Doms ihn aufnahm. Der hohe durchlichtete Turm hate ihn schon am Tage vorher, im Himmelsrot der Abendsonne über dem Häusermeer begrüßt. Er war das erste heimatliche Wahrzeichen gewesen, das er wirklich erkannte, weil es ihn von innen her vertraut anrief wie niemals zuvor, und als verbände sich seine Erscheinung mit dem Erlebnis jenes neuen Daseins unter den Augen des Todes, das ihn noch ganz erfüllte.

Nichts Aeußerliches, von früher her Gewohntes ertrug sein Körper mehr gern, weder ein Häuserdach über dem Kopf noch ein Bett unter den Gliedern. Jeder geordnete, geschlossene Wohnraum erregte ihm Bangnis, als verlöre er in ihm die Freiheit, die er den Sternbildern über der endlosen Weite der russischen Winterebene verdankte, der rauhen Erde, dem Sterbeseufzer des Kameraden, und der eigenen Bereitschaft, sich zu bewähren.

Aber der Raum des gotischen Doms, den er nun langsam durchschritt, nahm ihn auf, ohne ihn zu bedrängen, und öffnete sich ihm in der Weltendämmerung der unermeßbaren und dennoch Gestalt gewordenen Hallen, in denen sich die königlichen Bogen überschnitten. Ein edles, sanft durchleuchtetes Gewirre ließ ein Gesetz der Ruhe ahnen, die keine Vernunft zu ermessen vermochte, und die Vereinigung großer Gewalten in Harmonie. Er wählte eine hochlehnige Bank im Mittelschiff, so daß er die Flucht des herrlichen Baus übersah, weit vor sich den Altar im gedämpften Lichterbunt der sehr hohen schmalen Kirchenfenster. Die Gebilde und Gestalten der Scheiben wogten froh und heilig durcheinander, alte Mythen und Sagen, farbig verzaubert.

Zu seiner Ueberraschung, und völlig unerwartet, klang nach einer Weile die Orgel auf. Es erscholl eine einfache Melodie, die sich nicht zu erheben versuchte, sondern klagte. Nun fielen andere Stimmen ein, sanft und drängend, aber die Klage blieb. Ein großer Meister der Töne hatte dieses Gefüge gebildet. Es war, als ob der Dom ohne eines Menschen Tun die Wesenstöne seiner Herrlichkeit erhöbe.

Die Orgelstimmen weiteten die Seele des Mannes zu großen Visionen, und die Vergangenheit, deren Denkmal ihn aufgenommen hatte, sprach mit mächtigen Stimmen. Ihm war, als erfüllte das heilige Donnern seine Brust mit Licht. Es brauste in so gewaltigen Lebensschmerzen auf ihn nieder, daß seine Gefühlskraft von dem Sturm der Töne mitgerissen wurde, und er wurde eins mit der Melodie, und war in ihr, wie sie in ihm. Sie trug ihn in das Wehen der Gemeinschaft, der sie entstammte; schon leuchtete es über den dunklen Gluten des Brausens auf, und nun brachen Garben und Quellen von solcher Helligkeit und Freiheit aus der Leidensfinsternis der Untergründe hervor, daß er herrlich gehalten und getragen wurde.

In einer Nische hielt, aus Holz geschnitzt, die Mutter den kleinen Menschensohn auf fürsorglich geschmiegten Armen, herzlich gebettet wie an einen wärmenden Leib, dessen Tuchbekleidung den Boden berührte. Die Falten des Gewandes entstiegen dem Erdgrund in der innigen Melodie ihrer Haltung, als entwüchse sie ihm, als sei es noch der Baum, verwurzelt im Boden, der emporwuchs und zugleich in dieser Gestalt zu wunderbarer Geisteshlume aufblühte. Die Neigung des Hauptes, ein wenig fortgesenkt vom Köpfchen des Kindes, war gesegnet vom Licht jener heiligen Trauer und Seligkeit, die allein dem Weib, der Mutter gegeben sind, und keinem Wesen außer ihr. Er sah auf die hoheitsvolle Figur hin und erschaute sie nun unabhängig von der Geschichte und Lehre, in deren Gedanken- und Dogmenwelt dies Bildwerk entstanden war. Die Gestalt ward ihm zum Symbol aller Symbole, zum Höchsten und Größten, was der gotische Geist erschaffen hatte. Sie wurde ihm zur Mutter, zur Allseele, zur Erde, die den Geist trägt, zum Wahrzeichen der Hoffnung auf das Zukünftige, zur Erwartung auf einen Gott, der kommen sollte. Er ruhte dort, noch ein Kind der Ahnung aller Gemüter, tief noch im Mütterlichen gewahrt.

Wie einseitig war der gotische Geist betrachtet worden, weil man zumeist nur Geistesgüter der Kunst oder Architektur mit ihm verband und fast vergessen hatte, daß die von seinem Wesen berührten Menschen, die unsere Dome gebaut und ihre Skulpturen erschaffen hatten, weit mehr getan hatten als nur das. Von den kühnsten Meerfahrten, über die Eroberung der Grenzländer dahin, bis zu den Kreuzzügen, schien ihm die gleiche Kraft zu walten, sonderbar geeint mit der hohen Lauterkeit religiöser Inbrunst, und zugleich als betonte Verwaltung aller Rechte und Mächte, auch der Weltlichkeit. Waren nicht einst von Urkräften noch geeint, jene Gegensätze harmonisch miteinander verbunden gewesen, die später als zwei feindliche Welten die Harmonie der Gemüter zerrissen hatten?

Eine tiefe, ganz neue Ruhe zog in die Brust des Lauschenden und Beschauenden ein. Die Freiheit seiner Seele, die unter den Aufrufen des Todes ihre Weiten geöffnet hatte, erstrahlte vom Gnadenlicht der Heimat seines Volks und seines Bluts. Ein neuer Geist rüstete in ihm, und allen starken Herzen zu einer mächtigen Auferstehung.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Tygr



Pro „Svět" napsal
WALDEMAR BONSELS

Co se tu snažím zachytit, vidím již jen v obrazech — tak tak, že se mi ještě vybaví zřetelné podoby několika málo osob, na které si při tom vzpomínám. A tak bych už ani nemohl říci, čím Cornell vlastně byl, vidím jeho osmahlý obličej, jak naň dopadá zář táborového ohně a vdechuje mu živost, kterou jsem na něm za dne neznal. Kromě něho seděl s námi v indické noci ještě mladý Ir, jehož otec měl čajové plantáže v Kurgu, dále můj sluha Panja a opodál v houští bambusových bodel, u druhého ohně, několik nosičů, kteří si nastavěli napravo i nalevo ohradu z volských kár a zavazadel a seděli nyní jako v hradbách ze dřeva, plátna a plechu. V nočním tichu bylo slyšet, jak šumí řeka.

Vidím před sebou Cornellův posměšný a trochu zádumčivý úsměv, když se mladý Ir rozpovídal o velkých kočkách v džungli a trochu se při tom „vytahoval", jak bychom dnes řekli, svými úspěchy a kořistí, kterou mu vynesly jeho lovecké výpravy. Této pochybovačná a téměř trochu smutná nedůvěra v Cornellově pousmání byla počátkem příběhu, který jsem uslyšel oné noci na pokraji džungle. Je to dost málo, považujeme-li již příběh za zážitek, a hodně, dovedeme-li v jevu postihnout podstatu, jádro.

Nejprve nechtěl mluvit, když jsem naň naléhal otázkami — těžký vzduch a teplá whisky a náš denní pochod proti proudu k Malabarským pahorkům — vše to, jak se zdálo, jej unavilo a rozmrzelo právě tak jako žvásty našeho druha, neboť byl zvyklý žít v divočině sám.

„Tenhle způsob znám," řekl hrubě a odmítavě, obrácen k našemu společníkovi — ale potom za vypravování mluvil spíše ke mně než k němu — „tohle tlachání evropských zvířečních střelců, kteří si vyjdou po snídani s dýmkou v ústech a s trochu ostřejí nabitou brokovnicí do džungle pro tygra, jako chodí doma na králíky. Ale tygr . . . Zarazil se a odmlčel. Nu, kdo se takto odmlčí, má podle mých nepatrných zkušeností vždy co říci. Mluví-li z tak vážného, téměř zarytého obličeje starost, že vyhlídka přesvědčit někoho je nejspíše nepatrná, je dobře hledat chvíli mlčky příčinu cizího mlčení ve vlastním provinění.

Potom to také přišlo. Vyplynulo to z váhavého a hloubavého pokusu pochopit jev ze zažité bytostné podstaty a znělo to asi takto:

„Kdo jednou viděl, jak bije třeba jen pardál, kdo pochopil, že to vyšlehl blesk z bytnosti pralesa a uskutečňuje se v strašlivé energetické jednotě křeče, řevu, úderu packy a stisku čelistí, jako by se tu vybíjely mocnosti pralesa v jediném strašlivém vzryvu života a smrti — ten pochopí, co znamená teprve tygr, tento umdlený poutník ze železnými tyčemi, obraz vyhaslé energie, jak jej znají většinou Evropané.

Zde na pomezí, kde drobné cévy civilisace otrávily dávno svémoc a prasilu džungle — tak, jako přiboudlina otravuje organismus pijáka — začal spolu s vpádem bezmocí a s poklesem prasil hvozdu již dávno úpadek, pro který už ani na tygrovi nemůžeme spatřit a pochopit, čím je jako vrcholné a živoucí vystupňování těchto sil, jako jejich nejmohutnější symbol. Kdo nezná džungli, step, tok řek a bujně zarostlou ssuf dravcích se skal, kdo je nezažil v jejich divokosti, nezná ani tygra.

Jenom z kypící životní plnosti tohoto rozzářeného pozemského útvaru v jeho divoké vznešenosti a zdravosti — útvaru, který zvme pralesem — jenom z jeho proměn a z jeho síly lze pochopit jeho nejmocnější tvory. Kdo obsáhne jeho plnost — svěží hrom a zmrtvýchvstání, všechnu bujnost a rozmanitost, pučení a puchření této nepředstavitelné, nikdy nekolisající jednoty, již je prales? Naše evropské lesy potřebují už dávno lidské péče, organické vyrovnávání jejich bytostných práv je porušeno. Vzmuže-li však v džungli, řekněme, ničivý hmyz, prorodí čarovná všemoc lesa, sama v sobě a sebe, mračna ptáků, která odrazí kazimaž na hranice jeho přirozeného významu. Na stezku rozplemenených divokých stád dosazen pardál, motýli s jejich květinovou pastva se doplňují zázračně navzájem. Vkolepý blahobyt — tak se skvěje tento kloběh v živoucí jednotě, a nejvyšší triumfětchto nedotčených mocností, jejich síly, vítězství a vláda nade vším — je tygr . . .

Z Bettegerri v jižní Maratě, v zemi stekde za horami k západu začíná džungle sklánějící se povlovně k moři, došla mi jednoho dne prosba domorodců o pomoc proti tygrovi, jenž prý nahání hrůzu celé zemi. Tehdy ještě nevedla pobřežní dráha z Goy dále než do Cannanore, nebylo tam více než asi dvacet Evropanů.

Podle všech známek, které se mi naskytly, když jsem tam přišel, byl to jeden z oněch starých tygřích samců, kteří vedou osamělý lupičský život v širošíré divočině, kteří často mění své loviště a přivykli lidskému masu. Často se to popíralo, ale je tomu opravdu tak, že takové zatvrzelé a zkažené exemplíře, které se, abychom tak řekli, odcizily společenskému životu džungle, nehledají pak už jinou potravu, jakmile jednou ochutnali člověka. To je stanovisko, které jsem, mimochodem řečeno, nikdy dobře nepochopil — aspoň ne od té doby, co sám znám člověka.

Kraj zalehla hrůza, kterou není možno srovnávat s žádnou jinou hrůzou, jakou může příroda na lidi dopustit. Ponurou přísernost této tísně lze snad změřit, uvážíme-li, že tohoto rdousícího ďábla nikdo nikdy nespatřil — lidé sotva našli jeho stopy. Přicházel z noci jako smrtící rána, kterou spíodily úzkost, dusno a naprostá nemohoucnost — vědělo se jen tolik, že se ztratil zde muž, onde žena, tu a tam dítě. Tak neslyšný, tak ochromivý je tygrův úhoz, tak omračuje všechny smysly, že se nerozlehne žádný úzkostný výkřik, žádný smrtelný jek — zazní sotva co jiného než temný nárazsnad i zaskřípání čelistí, sotvaže později ústně něco v houští. A to se pak řekne, že si vyjde muž s puškou v ruce a sleduje v neproniknutelné spleti pralesa, nejen ve dne, ale snad dokonce i v noci, stopy tohosatanáše, až si konečně do něho vystřelí jako do terče — jak si už tak představují lov na tygra v Evropě! Vždyť by to znamenalo vystopovat tep pralesa, propátrat jej až v samo srdce — znamenalo by to chtít polapit blesk, který ještě nenarozen číhá v dusném pověří.

Než jsme se my Evropané stali násilnými vládci tohoto území, nepřišlo v Indii nikomu na mysl, že by bylo možné dostat se tygrovi na kůži, aniž by bylo třeba celých dnů nebo týdnů příprav, aniž by byli pohotově sloni a zástupy honců, těchto nebohých odsouzenců. Když se tygr chytil do vlčí jámy, nechali jej lidé raději pojít hlady, protože se nikdo neodvážil do blízkosti jámy, dokud ještě vanul sebeslabší dech života z tohoto nadbytku silových proudů, jimž je tygr.

Teprve když jsem tehdy podle svých nevelkých zkušeností napínal již po tři dny všechnu svou slídičskou dovednost, dověděl jsem se od jednoho mohamedána, který mluvil anglicky, že jsem již druhým jejich pověřencem a že můj předchůdce, kterého si předtím povolali, tygrovi podlehl. Stopoval jej až do jednoho lesíka, a již z něho nikdy nevyšel. Jako by tygra bylo možno vidět!

Když jsem byl ještě mladý muž, ukázal mi můj starý učitel stopní a pralesní honby jednou časně zrána za pardálího lovu šelmu v mangovém stromě. Měli jsme k tomu stromu třicet metrů a leželi jsme v rákosí za lodyhou banánu. V tom stromě že se skryl pardál? Strom byl prozářen a měl listí poskrovnu, větve bylo vidět až k vrcholku. Byl bych přísahal, že v tom stromě nemohl žádný živý tvor hledat útočiště. Teprve když můj zrak přecházel, řídě se slovem výkladu, s větve na větev, zahlédl jsem, jak se v jedné rozsoše, hned nad kmenem, třpytí ranní svit jiným zlatem a jak tam větvoví vrhá nezvyklý stín. Něco se tam vinulo po dřevě, přilnulo to k němu těsně, srostlo to s ním, jsouc zbaveno jakéhokoli známého tvaru, bylo to skryto v stínové hře listí, vklíněno do spletí čar. Teprve po dlouhém míření bylo možno vzít tělo na mušku aspoň tak, že se dostavil jakýsi zlomek jistoty, že snad šelma bude zasažena, možná dokonce usmrcena.

Kdo po léta stopoval tygra, tohoto velikána, kdo zaslechl za ranního šera jeho chraplavé supění, když jde k napajedlu, a kdo ví, že nasycený tygr odpočívá rád v houští nedaleko ubité kořisti, toho snad tušení a instinkt dovedou jednoho dne do jeho blízkosti. Povím to krátce, když už to chcete vědět — setkal jsem se s ním a podlehl mi. Ne že bych byl uhádl, kde se zdržuje, to nikoli — a on sám se nijak neprozradil. Ale vydala jej všanc hlavost a rvavost čeládky, která mu chodí v patách. Je li královský tvor nasycen tím málem, co pozře ze své kořisti, je-li loviště bohaté — je to sotva víc než krev a část vnitřností — přenechá zbytek velkodušně a lhostejně družině, která táhne za ním v pachu krve jeho lovecké dráhy.

Slyšel jsem bojovné zvuky hnusné a chtivé půtky v kotlině vyschlého, větvemi překlenutého potoka a mohl jsem se k tomu místu dostat horem, totiž v korunách stromů, tak blízko, že jsem na ně viděl. Ale vidět znamená zde spíše tušit než zřetelně rozeznávat — byla to změť zlunečních skvrn na listnatém přikrovu kořenovníku, jímž zrak stěží pronikal, a dole v zeleném přísvitu se to rylo a tísnilo, prskalo a hrabalo, jako by tam močál klokotal varem. Je takový smysl — je to nový, jiný smysl — probouzí se v krvi spolu s nebezpečnou a spravedlivou honbou — není to ani čich ani zrak, ani tušení či zření, ani souhrn toho všeho, nýbrž něco, co je více než to vše. Kmitne se to, je-li smrt docela blízko, vyroste to v zřívavou jistotu — člověka to k něčemu žene a žene ho to správně. Instinkt je ošumělé slovo pro toto jsoucno v magické jasnozřivosti. Pojmy jako odvaha, odhodlanost a ráznost vyjadřují účinnost tohoto popudu jen mlhavě, úspěch je tu podivným výtvorem štěstí a práva: člověk musí být zbožný, promiňte mi to slovo — zbožným smrtičem, zmocněncem světové vůle.

Možná, že ten hašteřivý prskot zastřel šum mého plížení — snažil jsem se obsáhnout očima stanoviště hlavých žroutů a viděl jsem temnou lidskou hlavu, jak pohupovala mezi valouny, vynořila se, obrátila a zase zmizela. Kdybyste se mne nyní zeptal, slyšel-li jsem něco, co odvrátilo můj zrak a mé smysly od tohoto místa děsu, nedovedl bych vám to s jistotou říci. Vím, jenom, že jsme — já, prales i ta peroucí se čeládka v korytě potoka — byli varováni nějakým zvukem, jako by v prabytu věci zazněla temná metafora, která nám všem zmrazila krev. Kratičkou chvíli bylo pode mnou hrobové ticho, ke mně nahoru se to zachvělo a zavanulo jako od těl, která sebou náhle v úleku trhla a uskočila — bylo to zlobné a výstražné zavrčení tygra v houští. Nedovedu říci, jak dlouho to trvalo, zatím co můj pár očí a hlaveň pušky, spojené v jediné tápavé odhodlání, hledaly, zda to byly vteřiny či minuty, až se vše vybilo vykoupením, které se jinak také, jak je obvyklé a jak se vám lidem líbí, nazývá výstřelem.

Podle toho, jak se zasažený tvor vzepne a zhrouti, podle toho slyší člověk a vidí, zdali smrtící paprsek proniknul do středu života.

Když jsem sestoupil se stromu a spatřil mohutnou hlavu, jak tu leží vyvalena stranou na zeleném koberci, neviděl jsem dlouho nic jiného než ten velký mrtvý kočičí obličej. Jen se usmívejte — byla to nějaká podívaná! V smrti mají mocní na sobě odlesk důvěřivosti a klidu, jímž není v světě rovno."



Kresby (2): Příkryl.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Große Volkswirtschaft 3.02.1963

Von der Berechtigung der Substanz

Von Waldemar Bonsels

Eine der Eigenschaften des deutschen Wesens, die die Charakterbildung seiner Menschen stark beeinflußt hat, ist die Aufnahmefähigkeit und Aufnahmebereitschaft dem Fremden gegenüber. Sie ist in den zurückliegenden Zeiten hier und da von Anerkennung und Bewunderung in die Ueberschätzung geglitten, und von der Lern- und Wissensbegier in gedankenlose Nachahmung. Wohlwollend betrachtet, hat diese Eigenschaft im Ablauf der Jahrhunderte vielfach genützt und manches gefördert, sie ist aber überall dort zur Gefahr geworden, wo sie den Blick für den Wert und die Vorzüge der eigenen Beschaffenheit und für die urtümlichen Werte trübte.

Die Vorzüge der Heimat und der eigenen Stammesmerkmale erlebt man für gewöhnlich erst dann richtig, wenn man die europäische Umwelt wirklich kennengelernt hat, und zwar nicht nur in ihren internationalen Hotels oder in den öffentlichen Parkanlagen der Großstädte, sondern auch in der Provinz und im Volk. Mag sein, man lernt im Auslande durch den Vergleich auch die Werte fremder Völker beachten, und die eigene anmaßende Kritik verstummt. Es kommt aber für den jungen Deutschen unserer Zeit nicht mehr in erster Linie darauf an, daß er sich staunend und unterwürfig bescheidet, sondern daß er ohne Ueberschätzung Wert, Art und Besonderheit des eigenen Volkswesens vergleichen, achten und lieben lernt.

Man muß einmal in Rußland gereist und in Frankreich politisiert haben, in Italien geheizt und in England philosophiert, man muß in Balkannestern den Versuch gemacht haben, ungestört zu schlafen, um recht zu wissen, was es immerhin in Deutschland gibt und was es dort nicht gibt. Es ließe sich hinzufügen, daß man auch einmal in der Schweiz „neutral" gewesen sein müßte oder in Amerika fromm, um die Möglichkeiten anzustaunen, was sich mit diesen beiden Begriffen alles decken läßt. Jedoch damit wären nur Aeußerlichkeiten dargetan, und es sind nur Vorhöfe zu jenem Allerheiligsten, auf das es mir im Zusammenhang ankommt, nämlich auf die deutschen Gemüts- und Geisteskräfte im Einklang mit der Weite und Tiefe seiner schaffenden und kämpfenden Natur.

Es mache sich niemand Sorge, es möchte hier ein selbstgefälliger Blick in den getrübten Weltenspiegel unserer Tage geworfen werden. Es geht vielmehr um die ernsteste Art der Selbstbesinnung, bis an die Grenzen der Religiosität und Selbstaufopferung. Im Pfeilgeschwader der Verunglimpfung und im Gekläff der ausländischen Pressemeute, die von allen Himmelsrichtungen her unser Volk und Vaterland umtoben, soll ein Erinnerungswort an den eigenen Wert fallen. Spräche es heute etwa ein Inder am Ganges oder ein Eskimo am Nordmeer über uns, so würden manche männliche und weibliche Tanten ihr Auslandsendergetuschel erschrocken einstellen und aufhorchen. Und mit dieser letzten Behauptung wäre der Zusammenhang mit dem Beginn dieser Zeilen hergestellt.

Es ist auf die Dauer nicht genug und nimmt der Seele ihr höheres Recht, die Glaubenskräfte in einem so gewaltigen Ringen auf Leben und Tod einzig durch politische Beweisführung zu stärken. Politik steht und fällt in dieser Welt mit ihrem Erfolg. Der Glaube an die Berechtigung zum völkischen Kampf dagegen ruht tiefer und ist fester begründet. Er beruht auf der heimlichen oder klar erkannten Gewißheit, daß es für ein starkes und großes Volk nicht allein Rechte gibt, sondern aus der Völkergemeinschaft stammende Pflichten, etwas wie eine kosmische Verantwortung und ein Weltgewissen. Der ruhige und feste Gleichtakt dieses Gewissens gewinnt seine Beständigkeit allein aus dem Glauben an die eigene Bedeutung, die eigenen Aufgaben und an den eigenen Wert, weit fern allem Hochmut und aller Anmaßung.

Um zu verstehen, wovon hier, unter anderm, die Rede ist, stelle man sich vor, daß etwa ein ruthenischer oder polnischer Bauer für eine Generation auf einen westfälischen Hof versetzt würde, oder umgekehrt, ein westfälisches Bauerngeschlecht in der Ukraine angesiedelt. Der deutsche Bauernhof würde in kürzester Zeit in Verfall geraten sein, und das östliche Land würde blühen. Bei diesen Umwandlungen würden weder Mahnung noch Erziehung im letzten Fall notwendig sein, oder im ersten Fall etwas nützen. Es wird sich unter deutscher Einwirkung überall etwas zeigen, das ich den magischen Tat- und Vernunftswillen der ureigensten Beschaffenheit nennen möchte, und er ist es, in dem sich die Berechtigung der Substanz erweist.

Vor solcher Befugnis einer überlegenen Rasse erhebt sich, als sei es selbsttätig, die Forderung des Erdbodens wie ein zwingender Mahnruf, wie ein göttliches Gebot. Die Erde verlangt angesichts solcher Möglichkeiten und Kräfte ihr natürliches Recht. Jedoch keinesfalls allein die wirtschaftliche Tat, sondern auch die Kulturtat der Ueberlegenen bewirkt das gerechte Gedeihen von Land und Menschheit; sie steht in untrennbarer Wechselwirkung zu Blühen und Gedeihen des Ackers. Ordnung und Wohlstand sind mit Verantwortungsbewußtsein und Gewissen so wenig zu trennen, wie der rechtliche Besitz von der Kraft. Es gibt keine armen Völker, die im hohen Sinn Kulturträger wären oder es jemals gewesen sind. Das darf nicht so verstanden werden, als gehörte Kultur zum Luxus, wohl aber ist sie eine Tochter des Wohlstandes, im materiellen wie im seelischen Sinn dieses Wortes, das mit Reichtum nichts zu tun hat. Reichtum ist niemals Wohl-Stand, im Gegenteil, er gefährdet und zerstört ihn. Dieser Wohlstand erhebt sich allein durch die Kraft der Seele, in ihrem rechten Verhältnis zur Stärke der Faust. Kraft und Stärke sind ihrem Wesen nach voneinander unterschieden, und es sollte nicht willkürlich das eine Wort für das andere gesetzt werden. Stark ist ein Faustkämpfer, aber Beethoven hat Kraft.

Es ist der durch pfäffische Umtriebe bestärkte Aberglaube aller seelischen Kümmerlinge, der hier immer wieder diese Begriffe unlauter vermischt und von „himmlischer" und „irdischer" Liebe faselt. So entstand die Meinung, daß Anstand, Hochherzigkeit, Gemütsadel, Liebe und Güte nur im Bunde mit einer gewissen Schwäche, Nachgiebigkeit und Weichheit anzutreffen seien. Diese hohen Tugenden der menschlichen Seele sind nicht etwa gelegentlich auch einmal in Gemeinschaft mit der Kraft anzutreffen, sondern n u r. Und zwar durchaus mit einer auf das Diesseitige gerichteten Kraft und Stärke, wie denn, um ein Beispiel aus der eigenen Geschichte zu nennen, der Begriff des Gotischen nicht etwa nur um Kirchenfenster und Stilgesetze kreist, sondern ebenso die Fahrten der Wikinger bezeichnet, und die kulturellen und kriegerischen Auswirkungen der germanischen Wesensströme, weit über die Grenzen der eigenen Lebensbezirke hinaus.

Wer wäre sich nun nicht darüber im klaren, wie unendlich schwer die Erfüllung aller kulturellen Forderungen und die Auswirkung seelischer Kräfte innerhalb der furchtbaren Härten und Gewalttaten eines Krieges sind? Aber die Begleiterscheinungen dieses Weltringens erweisen sich auf europäischem Boden als ganz neu und einmalig; denn die gewaltigen Bereiche unseres Kontinents, die das deutsche Schwert erobert hat oder überwacht, befinden sich zum großen Teil hinter den schützenden Mauern der Fronten. Diese Gebiete stehen bereits in einem bewundernswerten Uebergangsstadium und Zustand der Evolution, des Aufbaues und der Umwandlung in eine ganz neue Ordnung. Anders dargetan: Das Schwert ist in diesen Ländern schon gegen den Pflug eingetauscht, und die revolutionäre Proklamation gegen den weit stärkeren Erweis der Leistung. Dieser Leistung der Seelen und Fäuste, die Geistesgüter unserer Kultur hinzufügen zu können, ist unsere wesentliche, gesinnungsentscheidende Hoffnung. In ihr läge der letzte und edelste Erweis für die Berechtigung der Substanz, an die wir mit den Besten und Stärksten unseres Volkes unerschütterlich glauben.

Wenn mir der Leser bis hierher gefolgt ist, so befürchte er nicht, es möchte nun das Festland der Behauptung gegen die Sumpfgebiete der Ermahnung eingetauscht werden, er möge dessen gewiß sein, daß nichts zur Rede stand, als eine Erinnerung an seinen eigenen Wert.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

München Feldpost 1.03 1943

GLAUBE UND WERK

Von Waldemar Bonsels

Eine der Eigenschaften des deutschen Wesens, die die Charakterbildung seiner Menschen stark beeinflußt hat, ist die Aufnahmefähigkeit und Aufnahmebereitschaft dem Fremden gegenüber. Sie ist in den zurückliegenden Zeiten hier und da von Anerkennung und Bewunderung in die Überschätzung geglitten, und von der Lern- und Wissensbegier in gedankenlose Nachahmung. Wohlwollend betrachtet, hat diese Eigenschaft im Ablauf der Jahrhunderte vielfach genützt und manches gefördert, sie ist aber überall dort zur Gefahr geworden, wo sie den Blick für den Wert und die Vorzüge der eigenen Beschaffenheit und für die urtümlichen Werte trübte.

Die Vorzüge der Heimat und der eigenen Stammesmerkmale erlebt man für gewöhnlich erst dann richtig, wenn man die europäische Umwelt wirklich kennengelernt hat, und zwar nicht nur in ihren internationalen Hotels oder in den öffentlichen Parkanlagen der Großstädte, sondern auch in der Provinz und im Volk. Mag sein, man lernt im Auslande durch den Vergleich auch die Werte fremder Völker beachten und die eigene anmaßende Kritik verstummt. Es kommt aber für den jungen Deutschen unserer Zeit nicht mehr in erster Linie darauf an, daß er sich staunend und unterwürfig bescheidet, sondern daß er ohne Überschätzung Wert, Art und Besonderheit des eigenen Volkswesens vergleichen, achten und lieben lernt.

Man muß einmal in Rußland gereist und in Frankreich politisiert haben, in Italien geheizt und in England philosophiert, man muß in Balkannestern den Versuch gemacht haben, ungestört zu schlafen, um recht zu wissen, was es immerhin in Deutschland gibt, und was es dort nicht gibt. Es ließe sich hinzufügen, daß man auch einmal in der Schweiz „neutral" gewesen sein müßte, oder in Amerika fromm, um die Möglichkeiten anzustaunen, was sich mit diesen beiden Begriffen alles decken läßt. Jedoch damit wären nur Äußerlichkeiten dargetan, und es sind nur Vorhöfe zu jenem Allerheiligsten, auf das es mir im Zusammenhang ankommt, nämlich auf die deutschen Gemüts- und Geisteskräfte im Einklang mit der Weite und Tiefe seiner schaffenden und kämpfenden Natur.

Es mache sich niemand Sorge, es möchte hier ein selbstgefälliger Blick in den getrübten Weltenspiegel unserer Tage geworfen werden. Es geht vielmehr um die ernsteste Art der Selbstbesinnung bis an die Grenzen der Religiosität und Selbstaufopferung. Im Pfeilgeschwader der Verunglimpfung und im Gekläff der ausländischen Pressemeute, die von allen Himmelsrichtungen her unser Volk und Vaterland umtoben, soll ein Erinnerungswort an den eigenen Wert fallen. Spräche es heute etwa ein Inder am Ganges oder ein Eskimo am Nordmeer über uns, so würden manche männnlichen und weiblichen Tanten ihr Auslandssendergetuschel erschrocken einstellen und aufhorchen. Und mit dieser letzten Behauptung wäre der Zusammenhang mit dem Beginn dieser Zeilen hergestellt.

Es ist auf die Dauer nicht genug und nimmt der Seele ihr höheres Recht, die Glaubenskräfte in einem so gewaltigen Ringen auf Leben und Tod einzig durch politische Beweisführung zu stärken. Politik steht und fällt in dieser Welt mit ihrem Erfolg. Der Glaube an die Berechtigung zum völkischen Kampf dagegen ruht tiefer und ist fester begründet. Er beruht auf der heimlichen oder klar erkannten Gewißheit, daß es für ein starkes und großes Volk nicht allein Rechte gibt, sondern aus der Völkergemeinschaft stammende Pflichten, etwas wie eine kosmische Verantwortung und ein Weltgewissen. Der ruhige und feste Gleichtakt dieses Gewissens gewinnt seine Beständigkeit allein aus dem Glauben an die eigene Bedeutung, die eigenen Aufgaben und den eigenen Wert, weit fern allem Hochmut und aller Anmaßung.

Um zu verstehen, wovon hier unter anderm die Rede ist, stelle man sich vor, daß etwa ein ruthenischer oder polnischer Bauer für eine Generation auf einen bayerischen Hof versetzt würde, oder umgekehrt, ein bayerisches Bauerngeschlecht in der Ukraine angesiedelt. Der deutsche Bauernhof würde in kürzester Zeit in Verfall geraten sein, und das östliche Land würde blühen. Bei diesen Umwandlungen würden weder Mahnung noch Erziehung im letzten Fall notwendig sein, oder im ersten Fall etwas nützen. Es wird sich unter deutscher Einwirkung überall etwas zeigen, das ich den magischen Tat- und Vernunftwillen der ureigensten Beschaffenheit nennen möchte, und er ist es, in dem sich die Berechtigung der Substanz erweist.

Vor solcher Befugnis einer überlegenen Rasse erhebt sich, als sei es selbsttätig, die Forderung des Erdbodens wie ein zwingender Mahnruf, wie ein göttliches Gebot. Die Erde verlangt angesichts solcher Möglichkeiten und Kräfte ihr natürliches Recht. Jedoch keinesfalls allein die wirtschaftliche Tat, sondern auch die Kulturtat der Überlegenen bewirkt das rechte Gedeihen von Land und Menschheit; sie steht in untrennbarer Wechselwirkung zu Blühen und Gedeihen des Ackers. Ordnung und Wohlstand sind von Verantwortungsbewußtsein und Gewissen so wenig zu trennen, wie der rechtliche Besitz von der Kraft. Es gibt keine armen Völker, die im hohen Sinn Kulturträger wären oder es jemals gewesen sind. Das darf nicht so verstanden werden, als gehörte Kultur zum Luxus, wohl aber ist sie eine Tochter des Wohlstands im materiellen wie im seelischen Sinn dieses Wortes, das mit Reichtum nichts zu tun hat. Reichtum ist niemals Wohl-Stand, im Gegenteil, er gefährdet und zerstört ihn. Dieser Wohlstand erhebt sich allein durch die Kraft der Seele, in ihrem rechten Verhältnis zur Stärke der Faust. Kraft und Stärke sind ihrem Wesen nach voneinander unterschieden, und es sollte nicht willkürlich das eine Wort für das andere gesetzt werden. Stark ist ein Faustkämpfer, aber Beethoven hat Kraft.

Es ist der durch pfäffische Umtriebe bestärkte Aberglaube aller seelischen Kümmerlinge, der hier immer wieder diese Begriffe unlauter vermischt, und von „himmlischer" und irdischer" Liebe faselt. So entstand die Meinung, daß Anstand, Hochherzigkeit, Gemütsadel, Liebe und Güte nur im Bunde mit einer gewissen Schwäche, Nachgiebigkeit und Weichheit anzutreffen seien. Diese hohen Tugenden der menschlichen Seele sind nicht etwa gelegentlich auch einmal in Gemeinschaft mit der Kraft anzutreffen, sondern nur. Und zwar durchaus auch mit einer auf das Diesseitige gerichteten Kraft und Stärke, wie denn, um ein Beispiel aus der eigenen Geschichte zu nennen, der Begriff des Gotischen nicht etwa nur um Kirchenfenster und Stilgesetze kreist, sondern ebenso die Fahrten der Wikinger bezeichnet, und die kulturellen und kriegerischen Auswirkungen der germanischen Wesensströme, weit über die Grenzen der eigenen Lebensbezirke hinaus.

Wer wäre sich nun nicht darüber im klaren, wie unendlich schwer die Erfüllung aller kulturellen Forderungen und die Auswirkung seelischer Kräfte innerhalb der furchtbaren Härte und Gewalttaten eines Krieges sind? Aber die Begleiterscheinungen dieses Weltringens erweisen sich auf europäischem Boden als ganz neu und einmalig, denn die gewaltigen Bereiche unseres Kontinents, die das deutsche Schwert erobert hat oder überwacht, befinden sich zum großen Teil hinter den schützenden Mauern der Fronten. Diese Gebiete stehen bereits in einem bewunderswerten Übergangsstadium und Zustand der Evolution, des Aufbaus und der Umwandlung in eine ganz neue Ordnung. Anders dargetan: Das Schwert ist in diesen Ländern schon gegen den Pflug eingetauscht, und die revolutionäre Proklamation gegen den weit stärkeren Erweis der Leistung. Dieser Leistung der Seelen und Fäuste die Geistesgüter unserer Kultur hinzufügen zu können, ist unsere wesentliche, gesinnungsentscheidende Hoffnung. In ihr läge der letzte und edelste Erweis für die Berechtigung der Substanz, an die wir mit den Besten und Stärksten unseres Volkes unerschütterlich glauben. —

Wenn mir der Leser bis hierher gefolgt ist, so befürchte er nicht, es möchte nun das Festland der Behauptung gegen die Sumpfgebiete der Ermahnung eingetauscht werden, er möge dessen gewiß sein, daß nichts zur Rede stand, als eine Erinnerung an seinen eigenen Wert.

TROST

Unsterblich duften die Linden —
Was bangst Du nur?
Du wirst vergehn, und deiner Füße Spur
Wird bald kein Auge mehr im Staube finden.
Doch blau und leuchtend wird der Sommer stehn
Und wird mit seinem süßen Atemwehn
Gelind die arme Menschenbrust entbinden.
Wo kommst Du her? Wie lang bist Du noch hier?
Was liegt an Dir?
Unsterblich duften die Linden —

Ina Seidel

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Aufsätze und Fragmente

Essen/National-Zeitung/17.VI.1943

Begründungen

Ein Beitrag zur europäischen Judenfrage

Von Waldemar Bonsels

Der Aufsatz über die „Verquickung von Imperialismus und Judentum", den die National-Zeitung am 14. Mai gebracht hat, gibt eine übersichtliche und sachliche Darlegung der zeitgeschichtlichen Bemühungen des Judentums, zur Staatsbildung zu gelangen, und erklärt die Tatsachen, aus denen diese Staats- oder Volkbildung mißlingen mußte. Diese Ausführungen lenken zu der Frage nach den psychologischen Anlässen und Urgründen für solches Mißgeschick. Insbesondere erwacht die Verpflichtung, zu begründen, weshalb das Judentum, über seine eigenstaatlichen Hoffnungen und Bestrebungen hinaus, in allen Versuchen scheitern mußte, die eine Assimilationsidee im Handel und Wandel oder im Herzgebiet anderer Völker anstrebten.

Der Antisemitismus, der heute in England und Amerika viel breitere Volksschichten bewegt, als zu- oder eingestanden wird, verlangt im Bewußtsein der Massen, latent oder bewußt, nach dem Halt und Anhalt tieferer Begründungen und rechtlicher Gewißheit. Denn die staatliche Bindung der herrschenden Schichten an das jüdische Kapital und die opportunistische Proklamation von Humanität verwirren die Gemüter immer wieder. Es wird nach einem Mittelding zwischen Recht und Vorteil gesucht, und eine seichte Menschlichkeit trübt die Klarheit des Blicks und eine entschlossene, echte, auf das Eigenwohl der Seelenkräfte des Volks gerichtete Humanität.

Die Völker der anglo-amerikanischen Staaten und die osteuropäischen Menschen machen heute einen ähnlichen Entwicklungsprozeß durch, wie anfänglich das deutsche Volk, bei welchem zu Beginn die Judenabwehr noch zu äußerlich, auf der Grundlage materieller Fragen und Antworten, ins Rollen geriet. Auch heute enden die Disputationen jenseits unserer Grenzen noch häufig damit, daß ein empörter oder beleidigter Fremdstämmiger mit Ingrimm behauptet, seine Stammesgenossen würden einzig ihrer Tugenden wegen verfolgt, und ihre Bedränger seien eine Horde besitzgieriger Barbaren, die sich in blinder Wut auf florierende Warenhäuser stürzten. Etwas anders liegen die Dinge doch.

Die Begleiterscheinungen der Straße und Gasse

Die Begleiterscheinungen der Straße und Gasse bei starken Umwälzungen eines Volkes, und jeden Volkes, sind unvermeidlich; sie zum wesentlichen Merkmal der ganzen Bewegung zu machen, entspräche etwa dem Urteil eines Bibelforschers, der Christus für einen notorischen Trinker erklären wollte, weil er bei der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt hat. Die entscheidenden Ursprünge der ganzen leidenschaftlichen Erhebung gegen die Uebermacht fremden Einflusses wirken sich naturgemäß als Lärm auch auf der Gasse aus, aber sie ruhen und wirken in ganz anderen Tiefen und suchen ganz andere Höhen der Läuterung.

Es geht gar nicht um einen Rangstreit; die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser, als Vergleich zwischen Juden und ihren Gastvölkern, kann ziemlich gleichmütig verklingen; aufrechterhalten werden muß jedoch zunächst unentstellbar der einfache Begriff der Verschiedenheit, und darum geht es wesentlich. Der Jude ist a n d e r s, und dieser Unterschied wird in einer oft übersehenen Tatsache deutlich, und zwar in der Altersverschiedenheit der Völker. Die Juden haben schon vor etwa dreitausend Jahren ihre ausgesprochene völkische Lebensform, ihre Religionsgemeinschaft und ihre Kultur besessen. Von diesem Standpunkt aus, der, unter vielen anderen längst begonnen hat, Gültigkeit bei den europäischen Völkern zu gewinnen, läßt sich ganz bestimmt und streng betrachten, was zunächst entscheidend auf den weiten Gebieten der Geisteskultur und des Seelenlebens trennt, so ausschlaggebend und sogar vernichtend trennt, daß die Regionen des Erwerbs und Handels, der Temperamente und Gewohnheiten darüber an Bedeutung verlieren. Denn es handelt sich hier nicht mehr um das tägliche Brot, sondern um das seelische und geistige Brot des Daseins selbst, um die organische Entfaltung und um das Wachstum des völkischen Eigenlebens in ethischer, moralischer und religiöser Gemeinschaft.

Der alte, geklärte, überhelle und kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist ein viel zu penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngeres Volk, als daß er den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werdens und Seins nicht in eine ganz fremde, überhitzte Aufgelichtetheit risse. Um ein Bild für den Vorgang zu brauchen, den es mir deutlich zu machen gilt: Jede Blüte des Seelenlebens und der geistigen und religiösen Forderung des Herkommens und der Ideenwelt wird gewaltsam aufgezerrt, sie wird dem höchsten, dem heiligsten Element ihres Daseins und Wachstums entrissen, dem Geheimnis.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes, das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum im Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimens, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert, und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Der tödliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne gei-

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

stiger Ueberheblichkeit oder verstandlicher Endgültigkeit, da er an die Stelle des Humors tritt, das heißt an Stelle einer liebevollen, artzugehörigen Verständniskraft für die Beschaffenheit und Notwendigkeit der Eigenwerte sowie auch der besonderen Schwächen und Fehler. Goethe sagt einmal den prachtvollen Satz. „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Diese Respektlosigkeit ist, bei allem Intellekt- und aller Sentimentalität der jüdischen Natur, offenkundig oder versteckt das zehrende Gift an der Unbefangenheit der Seelenkräfte der Gastvölker.

Dies Gift verdrängt, hier auf dem Gebiet auch der wirtschaftlichen Kräfte durch seine „Gewitztheit", dort im Seelenleben der Völker durch die rationalistische Veräußerlichung und Entstellung, die Eigenbildung des völkischen Charakters. Und, in kaum spürbarer Gesinnungswandlung, stehen plötzlich die Vorteilssucht über der Menschenwürde und das Wissen über dem Glauben.

Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die oft unbewußte Vorsicht oder der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung. Hier trübt das jüdische Wesen jedes klare Wässerchen schon an der Quelle. Die Wirkung ist um so gefährlicher, als sie atmosphärisch ist, im Beginn für die Unbefangenen kaum nachweisbar, und in der Entfaltung oft von scheinbarem Vorteil.

Dem unpolitisch eingestellten Staats- oder Kleinbürger der angelsächsischen Länder sind diese Tatsachen bis vor kurzem noch zum guten Teil kaum bewußt geworden, wie auch den meisten Ostvölkern des Balkans, und ich betone noch einmal, in ernster Sorge um den Ruf meiner Sachlichkeit: Kein Werturteil soll diese Ausführungen rechthaberisch oder einseitig in das zweifelhafte Licht voreiliger Parteinahme drängen, und der unwürdige Ton bleibe fern, wohl aber soll die Frage entscheidende Gültigkeit behalten: Ist es das Recht eines Volkes, seine Wesensdinge in der Wahrheit und im Geist seiner eigenen Beschaffenheit zu führen, zu lieben, zu verwerfen oder zu pflegen? Gefragt wird heute, jenseits unserer Grenzen, mit viel heimlichem Leid und mancher Enttäuschung, lauter und lauter, nach diesem Recht.

Es erwacht der Sinn für diese Tatsachen und Einstellungen, allüberall in den Völkern, wie aus den großen englischen Tageszeitungen der letzten Wochen erkennbar wird, aber es bleibt von Bedeutung, die Gründe für Widerspruch, Ablehnung und Sorge aus tieferer Einsicht zu gewinnen, und die Diskussion aus den Gefilden alltäglicher und merkantiler Interessen weiterzuführen. Was aus solchen Niederungen an Widerspruch aufsteht, ist nicht entscheidend für die Entfaltung der heraufdrängenden Freiheit neuer Kräfte, und für das ruhige Selbstbewußtsein und den Glauben an Eigenberechtigung und Wert der Nationen. In diesen seelischen Untergründen wirkt das Wort allein nach dem Gesetz der ihm innewohnenden „Wahrheit," und nach keinem anderen.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Fragmente
Die Zeit/Hauptorgan der NSDAP,im Reichsgau Sudetenland
1.Juli 1943 /9.Jg Nr 179

wenden !

Begründungen

Ein Beitrag zur europäischen Judenfrage

Von Waldemar Bonsels

Der Antisemitismus, der heute in England und Amerika viel breitere Volksschichten bewegt, als zu- oder eingestanden wird, verlangt im Bewußtsein der Massen, latent oder bewußt, nach dem Halt und Anhalt tieferer Begründungen und rechtlicher Gewißheit. Denn die staatliche Bindung der herrschenden angelsächsischen Schichten an das jüdische Kapital, und die opportunistische Proklamation von Humanität, verwirren die Gemüter immer wieder. Es wird nach einem Mittelding zwischen Recht und Vorteil gesucht, und eine seichte Menschlichkeit trübt die Klarheit des Blicks, sowie auch eine entschlossene, echte, auf das Eigenwohl der Seelenkräfte des Volkes gerichtete Humanität.

Es gibt kein Mittelding zwischen Recht und Vorteil. Der rechte Vorteil stellt sich auf die Dauer nur dann ein, wenn das Rechtsbewußtsein ohne Vorteilssucht erkannt und gehandhabt wird. Was die Stellung der angelsächsischen Regierungsschichten zum Judentum, vornehmlich in Amerika, heute so fragwürdig und gefährlich macht, ist ihr unermüdlicher Versuch, sich beim Teufel eine Leiter zu leihen, um in den Himmel zu gelangen. Der Teufel weist bei solchen Versuchen immer im Tor der erhofften Seligkeit die Rechnung vor, ganz besonders dann, wenn er aus Palästina stammt.

Die Völker der anglo-amerikanischen Staaten und die osteuropäischen Menschen machen heute einen ähnlichen Entwicklungsprozess durch, wie anfänglich das deutsche Volk, bei welchem zu Beginn die Judenabwehr noch zu äußerlich, auf der Grundlage materieller Fragen und Antworten, ins Rollen geriet. Auch heute enden die Disputationen jenseits unserer Grenzen noch häufig damit, daß ein empörter oder beleidigter Fremdstämmiger mit Ingrimm behauptet, seine Stammesgenossen würden einzig ihrer Tugenden wegen verfolgt, und ihre Bedränger seien eine Horde besitzgieriger Barbaren, die sich in blinder Wut auf florierende Warenhäuser stürzten. Etwas anders liegen die Dinge doch.

Die Begleiterscheinungen der Straße und Gasse, bei starken Umwälzungen eines Volkes, sind unvermeidlich; sie zum wesentlichen Merkmal der ganzen Bewegung zu machen, entspräche etwa dem Urteil eines Bibelforschers, der Christus für einen notorischen Trinker erklären wollte, weil er bei der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt hat. Die entscheidenden Ursprünge der ganzen leidenschaftlichen Erhebung gegen die Übermacht fremden Einflusses wirken sich naturgemäß als Lärm auch auf der Gasse aus, aber sie ruhen und wirken in ganz anderen Tiefen und suchen ganz andere Höhen der Läuterung.

Es geht nicht um einen Rangstreit, die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser, als Vergleich zwischen Juden und ihren Gastvölkern, sollte gleichmütiger verklingen; aufrechterhalten läßt sich jedoch zunächst unentstellbar der einfache Begriff der Verschiedenheit der Völker. Die Juden haben schon vor etwa dreitausend Jahren eine ausgesprochene völkische Lebensform besessen. Von diesem Standpunkt aus, der unter vielem anderen Gültigkeit bei den europäischen Völkern gewonnen hat, läßt sich vielleicht bestimmter und strenger betrachten, was zunächst entscheidend auf den weiten Gebieten der Geisteskultur und des Seelenlebens trennt, so ausschlaggebend und sogar vernichtend trennt, daß die Regionen des Erwerbs und Handels, der Temperamente und Gewohnheiten darüber an Bedeutung verlieren, denn es handelt sich hier nicht mehr um das tägliche Brot, sondern um das seelische und geistige Brot des Daseins selbst, um die organische Entfaltung und um das Wachstum des völkischen Eigenlebens in ethischer, moralischer und religiöser Gemeinschaft.

Der alte, überhelle und kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist ein viel zu penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngeres Volk, als daß er den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werdens und Seins nicht in eine ganz fremde, überhitzte Aufgelichtetheit risse. Um ein Bild für den Vorgang zu brauchen, den es mir deutlich zu machen gilt: Jede Blüte des Seelenlebens und der geistigen und religiösen Forderung des Herkommens und der Ideenwelt wird gewaltsam aufgezerrt, sie wird dem höchsten, dem heiligsten Element ihres Daseins und Wachstums entrissen, dem Geheimnis.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes, das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum im Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimens, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte, sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert, und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Der tödliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne geistiger Überheblich-

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

keit oder verstandlicher Endgültigkeit, da er an Stelle des Humors tritt, das heißt an Stelle einer liebevollen, artszugehörigen Verständniskraft für die Beschaffenheit und Notwendigkeit der Eigenwerte sowie auch der besonderen Schwächen und Fehler. Goethe sagte einmal den prachtvollen Satz: „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Diese Respektlosigkeit ist, bei allem Intellekt und aller Sentimentalität der jüdischen Natur, offenkundig oder versteckt, das zehrende Gift an der Unbefangenheit der Seelenkräfte der Gastvölker.

Dies Gift verdrängt, hier auch auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Kräfte durch seine „Gewitztheit", dort im Seelenleben der Völker durch die rationalistische Veräußerlichung und Entstellung, die Eigenbildung des völkischen Charakters. Und, in kaum spürbarer Gesinnungswandlung, stehen plötzlich die Vorteilssucht über der Menschenwürde und das Wissen über dem Glauben.

Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die oft unbewußte Vorsicht oder der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung. Hier trübt das jüdische Wesen jedes klare Wässerchen schon an der Quelle. Die Wirkung ist um so gefährlicher, als sie atmosphärisch ist, im Beginn für die Unbefangenen kaum nachweisbar, und in der Entfaltung oft von scheinbarem Vorteil.

Dem unpolitisch eingestellten Staats- oder Kleinbürger der angelsächsischen Länder sind diese Tatsachen bis vor kurzem noch zum guten Teil kaum bewußt geworden, wie auch den meisten Ostvölkern des Balkans, und ich betone noch einmal, in ernster Sorge um den Ruf meiner Sachlichkeit: Kein Werturteil soll diese Ausführungen rechthaberisch oder einseitig in das zweifelhafte Licht voreiliger Parteinahme drängen, und der unwürdige Ton bleibe fern, wohl aber soll die Frage entscheidende Gültigkeit behalten: Ist es das Recht eines Volkes, seine Wesensdinge in der Wahrheit und im Geist seiner eigenen Beschaffenheit zu führen, zu lieben, zu verwerfen oder zu pflegen? Gefragt wird heute, jenseits unserer Grenzen, mit viel heimlichem Leid und mancher Enttäuschung, lauter und lauter, nach diesem Recht.

Es erwacht der Sinn für diese Tatsachen und Einstellungen, allüberall in den Völkern, wie aus den großen englischen Tageszeitungen der letzten Wochen erkennbar wird, aber es bleibt von Bedeutung die Gründe für Widerspruch, Ablehnung und Sorge aus tieferer Einsicht zu gewinnen; und die Diskussion aus den Gefilden alltäglicher und merkantiler Interessen weiterzuführen. Was aus solchen Niederungen an Widerspruch aufsteht, ist nicht entscheidend für die Entfaltung der heraufdrängenden Freiheit neuer Kräfte, und für das ruhige Selbstbewußtsein und den Glauben an Eigenberechtigung und Wert der Nationen. In diesen seelischen Untergründen wirkt das Wort allein nach dem Gesetz der ihm innewohnenden Wahrheit, und nach keinem anderen.

Ritterkreuz an Staffelkapitän

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Leipziger Neueste Nachrichten

5. Januar 1944

Begegnungen aus vielen Jahrhunderten

Ein Buch des Kriegsbetreuungsdienstes. Von Waldemar Bonsels

Es bringt mir die Post ein Büchlein ins Haus, das Hans Meid durch ein entzückendes Umschlagbild geschmückt hat, und das eine Gabe des Kriegsbetreuungsdienstes darstellt, den Baldur von Schirach unter seiner Obhut hat. Es ist im Darmstädter Verlag in Darmstadt erschienen. Ein Kalender scheinbar, ein schlichtes bebildertes Ding, wie es viele gab und gibt. Wenn aber zu Beginn Eduard Mörike zum neuen Jahr die mächtige, ewig junge Stimme erhebt, und uns ein unvergängliches Vaterunser der Deutschen entgegenklingt, wachen Herz und Sinne auf:

In ihm sei's begonnen. / Der Monde und Sonnen / An blauen Gezelten / Des Himmels bewegt! / Du, Vater, du rate! / Lenke du und wende! / Herr, dir in die Hände / Sei Anfang und Ende. / Sei alles gelegt!

Das kleine Buch ist in diesem Geist begonnen und endet in ihm. Aber im Fall seiner Blätter tut sich eine erstaunlich bunte Lebenswelt von Bildern und Gestalten, von Sagen und Mythen kund. Die ganze traditionelle Skepsis vor kalendarischen Zusammenstellungen schwindet dahin vor der sinnvollen Auswahl und zusammenhangreichen Anordnung des seelischen und geistigen Guts, das hier absichtslos und heiter dargeboten wird, ohne Mahnung oder Hinweis, einfach, wahr, echt und schön. Beaunot und Sentenz bleiben Fremdworte und sind peinlich vermieden.

Ueber dem feierlichen Mahnruf Stephan Georges erhebt sich im Bilde das süße Lächeln der Venus von Botticelli, und Goethes Nachtgedicht an den Mond strahlt seinen Frieden über das rasselnde Reiterlied von Detlev von Liliencron. Kolbes unvergängliche Tänzerin entzückt die Sinne, und man gewahrt zu seinem Erstaunen und zu seiner hohen Freude, daß diese Statue eines deutschen Bildhauers unserer Tage neben einer Plastik der Antike standhält, daß die Werke einander ebenbürtig sind. Zwei Jahrtausende entschwinden vor dem Geist der Reinheit und Größe, als seien in diesen Bereichen wirklich tausend Jahre wie ein Tag.

Das prachtvolle Münzbild der Persephone aus Griechenland und der Kopf des herrlichen Bildwerkes der jungfräulichen Gottesmutter aus der Liebfrauenkirche von Arnstadt nehmen Verwandtschaft in Innigkeit und Lieblichkeit an, ihre Schwesternschaft im arischen Geist steht erschütternd lebendig auf, und die Jungfräulichkeit wird zur Wiege des Sohnes, des Herrn, des Gottes, wie längst vor beider Geburt die alte Sage aus dem mütterlichen Asien klingt.

Ein Gesang aus Homers Odyssee, bildreich und großartig, versetzt den Leser in vieltausendjährige Vergangenheit und läßt ihn doch wissen, daß es einst war wie heute. Nausikaa wäscht mit den Gespielinnen ihr Leinen am Meeresstrand, eine königliche Magd, und der göttliche Dulder überwältigt ihren Sinn durch seine Bitte und durch die Not seiner heimatfernen Irrfahrt. Sie bietet ihm Zuflucht und Obdach an, und unsere Herzen brennen in Beschämung und Bereitschaft vor dem Entheimateten auf, der aller Dinge, ja, seiner Kleider beraubt das Gastrecht anruft — einst wie jetzt.

Wir begegnen Shakespeare und Weinheber, Nietzsche und Morgenstern und vielen anderen. Es wird bei der Auswahl überzeugend anschaulich, daß die gegensätzlichsten Geister und Werke der Kunst dicht nebeneinander in voller Harmonie aufzutreten vermögen, wenn ihr Wert es zuläßt.

Den Namen der Gaben- und Garbensammlerin und Ordnerin dieses reichen Tisches, Henriette von Schirach, muß man im Buch suchen . . . er steht klein und verschollen auf der letzten Seite, vielleicht nur, weil es sein mußte, daß jemand das Buch verantwortlich für die Herausgabe zeichnete. So steht die Beschenkende abseits, wie es der rechte Geber tut, das hochgesinnte Wohlwollen und die Liebe.

Verlag und Druck: Edgar Herfurth & Co., Leipzig. Verleger u. Betriebsführer: Geheimrat Dr. Edgar Herfurth. Dr. Wolf-Heinz Herfurth (im Felde). Verlagsdirektor: Friedrich Sodel. Hauptschriftleiter: Dr. Hans Dregler. — Anzeig.-Preisl. Nr. 34.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Viel Blut muß in die Erde sinken...

Von Hans Carossa

Der Himmel dröhnt von Tod. Die Erde blutet
Aus Wunden treuer Söhne Tag und Nacht.
Welt-Ende künden trauernde Propheten.
Doch während manche dumpf ihr Schicksal suchen,
Hörst du, mein Volk, noch über Sein und Nichtsein
Die Rufe klaren Heils und wägst kein Opfer,
Auf daß du lebest. Denn dir ist geweissagt,
Gott werde auf dich schaun und dich nicht hassen,
Wenn du jetzt viel, was er dir schenkte, hingibst.
Veräußert ist dein süßes, altes Träumen,
Und all dein Gold prägst du in harte Taten
Und singst nicht mehr und schämst dich fast des Weisen,
Des einsam Wogenden der eig'nen Tat.
Der aber schützt im gläubigen Gemüt
Das tief Gemeinsame all — aller Menschen.
Und wenn ihr auszieht, hingeweihte Brüder,
Ist er mit euch, und jedem ruft er: Komm,
Komm noch einmal in meinen freien Wald!
Hier springt aus Urgestein ein kühler Quell,
Geschenkt vom Himmel und gewürzt von Erde,
Da netzen Vögel oft die heißen Flügel....
O schöpfet! Wer hier trinkt, der ist getröstet.
Und ob er tötet, ob er stirbt, er ahnt:
Dies ist nur dunkler Samen größer Liebe.
Viel Blut, viel Blut muß in die Erde sinken,
Nie wird sie sonst den Menschen heimatlich....

Waldemar Bonsels:

Besinnung auf den Wert

Eine der Eigenschaften des deutschen Wesens, die die Charakterbildung seiner Menschen stark beeinflußt hat, ist die Aufnahmefähigkeit und Aufnahmebereitschaft dem Fremden gegenüber. Sie ist in den zurückliegenden Zeiten hier und da von Anerkennung und Bewunderung in die Ueberschätzung geglitten und von der Lern- und Wissensbegier in gedankenlose Nachahmung. Wohlwollend betrachtet, hat diese Eigenschaft im Ablauf der Jahrhunderte vielfach genützt und manches gefördert, sie ist aber überall dort zur Gefahr geworden, wo sie den Blick für den Wert und die Vorzüge der eigenen Beschaffenheit und für die ortümlichen Werte trübte.

Die Vorzüge der Heimat und der eigenen Stammesmerkmale erlebt man für gewöhnlich erst dann richtig, wenn man die europäische Umwelt wirklich kennengelernt hat, und zwar nicht nur in ihren internationalen Hotels oder in den öffentlichen Parkanlagen der Großstädte, sondern auch in der Provinz und im Volk. Mag sein, man lernt im Ausland durch den Vergleich auch die Werte fremder Völker beachten, und die eigene anmaßende Kritik verstummt. Es kommt aber für den jungen Deutschen unsrer Zeit nicht mehr in erster Linie darauf an, daß er sich staunend und unterwürfig bescheidet, sondern daß er ohne Ueberschätzung Wert, Art und Besonderheit des eigenen Volkswesens vergleichen, achten und lieben lernt.

Man muß einmal in Rußland gereist und in Frankreich politisiert haben, in Italien geheizt und in England philosophiert, man muß in Balkannestern den Versuch gemacht haben, ungestört zu schlafen, um recht zu wissen, was es immerhin in Deutschland gibt und was es dort nicht gibt. Es ließe sich hinzufügen, daß man auch einmal in der Schweiz „neutral" gewesen sein müßte oder in Amerika fromm, um die Möglichkeiten anzustaunen, was sich mit diesen beiden Begriffen alles decken läßt. Jedoch damit wären nur Aeußerlichkeiten dargetan, und es sind nur Vorhöfe zu jenem Allerheiligsten, auf das es mir im Zusammenhang ankommt, nämlich auf die deutschen Gemüts- und Geisteskräfte im Einklang mit der Weite und Tiefe seiner schaffenden und kämpfenden Natur.

Es mache sich niemand Sorge, es möchte hier ein selbstgefälliger Blick in den getrübten Weltenspiegel unsrer Tage geworfen werden. Es geht vielmehr um die ernsteste Art der Selbstbesinnung bis an die Grenzen der Religiosität und Selbstaufopferung. Im Pfeilgeschwader der Verunglimpfung und im Gekläff der ausländischen Pressemeute, die von allen Himmelsrichtungen her unser Volk und Vaterland umtoben, soll ein Erinnerungswort an den eigenen Wert fallen. Spräche es heute etwa ein Inder am Ganges oder ein Eskimo am Nordmeer über uns, so würden männliche und weibliche Tanten ihr Auslandsendergetuschel erschrocken einstellen und aufhorchen. Und mit dieser letzten Behauptung wäre der Zusammenhang mit dem Beginn dieser Zeilen hergestellt.

Es ist auf die Dauer nicht genug und nimmt der Seele ihr höheres Recht, die Glaubenskräfte in einem so gewaltigen Ringen auf Leben und Tod einzig durch politische Beweisführung zu stärken. Politik steht und fällt in dieser Welt mit ihrem Erfolg. Der Glaube an die Berechtigung zum völkischen Kampf dagegen ruht tiefer und ist fester begründet. Er beruht auf der heimlichen oder klar erkannten Gewißheit, daß es für ein starkes und großes Volk nicht allein Rechte gibt, sondern aus der Völkergemeinschaft stammende Pflichten, etwas wie eine kosmische Verantwortung und ein Weltgewissen. Der ruhige und feste Gleichtakt dieses Gewissens gewinnt seine Beständigkeit allein aus dem Glauben an die eigene Bedeutung, die eigenen Aufgaben und an den eigenen Wert, weit fern allem Hochmut und aller Anmaßung.

Um zu verstehen, wovon hier unter anderm die Rede ist, stelle man sich vor, daß etwa ein ruthenischer oder polnischer Bauer für eine Generation auf einen Tiroler Hof versetzt würde oder, umgekehrt, ein Tiroler Bauerngeschlecht in der Ukraine angesiedelt. Der deutsche Bauernhof würde in kürzester Zeit in Verfall geraten sein, und das östliche Land würde blühen. Bei diesen Umwandlungen würden weder Mahnung noch Erziehung im letzten Fall notwendig sein oder im ersten Fall etwas nützen. Es wird sich unter deutscher Einwirkung überall etwas zeigen, das ich den magischen Tat- und Vernunftwillen der ureigensten Beschaffenheit nennen möchte, und er ist es, in dem sich die Berechtigung der Substanz erweist.

Vor solcher Befugnis einer überlegenen Rasse erhebt sich, als sei es selbsttätig, die Forderung des Erdbodens wie ein zwingender Mahnruf, wie ein göttliches Gebot. Die Erde verlangt angesichts solcher Möglichkeiten und Kräfte ihr natürliches Recht. Jedoch keinesfalls allein die wirtschaftliche Tat, sondern auch die Kulturtat der Ueberlegenen bewirkt das rechte Gedeihen von Land und Menschheit; sie steht in untrennbarer Wechselwirkung zu Blühen und Gedeihen des Ackers. Ordnung und Wohlstand sind von Verantwortungsbewußtsein und Gewissen so wenig zu trennen wie der rechtliche Besitz von der Kraft. Es gibt keine armen Völker, die im hohen Sinn Kulturträger wären oder es jemals gewesen sind. Das darf nicht so verstanden werden, als gehörte Kultur zum Luxus, wohl aber ist sie eine Tochter des Wohlstandes, im materiellen wie im seelischen Sinn dieses Wortes, das mit Reichtum nichts zu tun hat. Reichtum ist niemals Wohlstand, im Gegenteil, er gefährdet und zerstört ihn. Dieser Wohlstand erhebt sich allein durch die Kraft der Seele, in ihrem rechten Verhältnis zur Stärke der Faust. Kraft und Stärke sind ihrem Wesen nach voneinander unterschieden, und es sollte nicht willkürlich das eine Wort für das andre gesetzt werden. Stark ist ein Faustkämpfer, aber Beethoven hat Kraft.

Es ist der durch pfäffische Umtriebe bestärkte Aberglaube aller seelischen Kümmerlinge, der hier immer wieder diese Begriffe unlauter vermischt und von „himmlischer" und „irdischer" Liebe faselt. So entstand die Meinung, daß Anstand, Hochherzigkeit, Gemütsadel, Liebe und Güte nur im Bunde mit einer gewissen Schwäche, Nachgiebigkeit und Weichheit anzutreffen seien. Diese hohen Tugenden der menschlichen Seele sind nicht etwa gelegentlich auch einmal in Gemeinschaft mit der Kraft anzutreffen, sondern n u r. Und zwar durchaus auch mit einer auf das Diesseitige gerichteten Kraft und Stärke, wie denn, um ein Beispiel aus der eigenen Geschichte zu nennen, der Begriff des Gotischen nicht etwa nur um Kirchenfenster und Stilgesetze kreist, sondern ebenso die Fahrten der Wikinger bezeichnet und die kulturellen und kriegerischen Auswirkungen der germanischen Wesensströme, weit über die Grenzen der eigenen Lebensbezirke hinaus.

Wer wäre sich nun nicht darüber im klaren, wie unendlich schwer die Erfüllung aller kulturellen Forderungen und die Auswirkung seelischer Kräfte innerhalb der furchtbaren Härten und Gewalttaten eines Krieges sind? Aber die Begleiterscheinungen dieses Weltringens erweisen sich auf europäischem Boden als ganz neu und einmalig, denn die gewaltigen Bereiche unsres Kontinents, die das deutsche Schwert erobert hat oder überwacht, befinden sich zum großen Teil hinter den schützenden Mauern der Fronten. Diese Gebiete stehen bereits in einem bewundernswerten Uebergangsstadium und Zustand der Evolution, des Aufbaues und der Umwandlung in eine ganz neue Ordnung. Anders dargetan: Das Schwert ist in diesen Ländern schon gegen den Pflug eingetauscht und die revolutionäre Proklamation gegen den weit stärkeren Erweis der Leistung. Dieser Leistung der Seelen und Fäuste die Geistesgüter unsrer Kultur hinzufügen zu können, ist unsre wesentliche, gesinnungsentscheidende Hoffnung. In ihr läge der letzte und edelste Erweis für die Berechtigung der Substanz, an die wir mit den Besten und Stärksten unsres Volkes unerschütterlich glauben.

Wenn mir der Leser bis hierher gefolgt ist, so befürchte er nicht, es möchte nun das Festland der Behauptung gegen die Sumpfgebiete der Ermahnung eingetauscht werden, er möge dessen gewiß sein, daß nichts zur Rede stand als eine Erinnerung an seinen eigenen Wert.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

DIE ZEITUNG IM AUSSCHNITT
GESELLSCHAFT FÜR INTERNATIONALE PRESSEBEOBACHTUNG M.B.H.
BERLIN C 2 · RUF 51 36 36

Ausschnitt aus:	Tag			Monat
Württemberger Zeitung Stuttgart	1	11	21	Jan.
Die Zeit Reichsausgabe Reichenberg	2	12	22	Febr.
Zeitung für Ostpommern Stolp (Pommern)	3	13	23	März
*Zeitzer Tageblatt Zeitz	4	14	24	April
Zittauer Nachrichten Zittau	5	15	25	Mai
*Znaimer Tagblatt Znaim	6	16	26	Juni
Das 12-Uhr-Blatt Berlin	7	17	27	Juli
Die Wirtschaft Prag	8	18	28	Aug.
Wirtschaft der Ostmark Wien	9	19	29	Sept.
Wirtschaftsdienst Hamburg	10	20	30	Okt.
Wirtschaftsillustrierte Arbeit und Wehr Berlin	1943	1944	31	Nov.
Die Woche Berlin	Morgen-Ausgabe	Abend-Ausgabe		Dez.

25

17

Festlicher Strauß

Von Waldemar Bonsels

Es bringt mir die Post ein Büchlein ins Haus, das Hans Meid durch ein entzückendes Umschlagbild geschmückt hat, und das eine Gabe des Kriegsbetreuungsdienstes darstellt, den Baldur von Schirach unter seiner Obhut hat. Es ist im Darmstädter Verlag in Darmstadt erschienen. Ein Kalender scheinbar, ein schlichtes bebildertes Ding, wie es viele gab und gibt. Wenn aber zu Beginn Eduard Mörike zum neuen Jahr die mächtige, ewig junge Stimme erhebt, und uns sein unvergängliches Vater Unser der Deutschen entgegenklingt, wachen Herz und Sinne auf:

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt!
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Das kleine Buch ist in diesem Geist begonnen und endet in ihm. Aber im Fall seiner Blätter tut sich eine erstaunlich bunte Lebenswelt von Bildern und Gestalten, von Sagen und Mythen kund. Die ganze traditionelle Skepsis vor kalendarischen Zusammenstellungen schwindet dahin vor der sinnvollen Auswahl und zusammenhangreichen Anordnung des seelischen und geistigen Guts, das hier absichtslos und heiter dargeboten wird, ohne Mahnung oder Hinweis, einfach, wahr, echt und schön. Bonmot und Sentenz bleiben Fremdworte und sind peinlich vermieden. Hier hat eine reiche und bewanderte Seele ihr Liebesgut zu Schau und Beglückung zusammengestellt: Vielleicht wirst du achten, was mir wesentlich geworden ist, vielleicht erfreut dich, was mich entzückt hat. Es hallt auf einer der ersten Seiten auf:

Doch alle Jugend sollt ihr Sklaven nennen,
Die heut mit weichen Klägen sich betäubt,
Mit Rosenketten überm Abgrund tändelt.
Ihr sollt das Morsche aus dem Munde speien.
Ihr sollt den Dolch im Lorbeerstrauße tragen.

Aber über diesem feierlichen Mahnruf Stefan Georges erhebt sich im Bild das süße Lächeln der Venus von Botticelli, und Goethes Nachtgedicht an den Mond strahlt seinen Frieden über das rasselnde Reiterlied von Detlev von Liliencron, Kolbes unvergängliche Tänzerin entzückt die Sinne, und man gewahrt zu seinem Erstaunen und zu seiner hohen Freude, daß diese Statue eines deutschen Bildhauers unserer Tage neben einer Plastik der Antike standhält, daß die Werke einander ebenbürtig sind. Zwei Jahrtausende entschwinden vor dem Geist der Reinheit und Größe, als seien in diesen Bereichen wirklich tausend Jahre wie ein Tag. Dem Lied von Goethe folgt nach ein paar Seiten das Gedicht eines noch vielen unbekannten Mannes aus dem Feld, Felix Lützkendorf, der auf einsamer Nachtwache im Zelt die Kerze auf seinem Helm neben seinem Lager befestigt hat. Man möge mitlesen, wie in der Todesfinsternis der russischen Winternacht der Schein der kleinen Flamme zum Christbaum wird, zum Symbol der Opferbereitschaft und des ewigen Lichts:

Sanfteste Freude,
Du kleine Kerze im Zelt,
Auf meinen Helm hin
Nahe ans Lager gestellt.

Flackerndes Flüstern,
Das nur in Ahnungen spricht,
Wehest der Sehnsucht
Beschattung in jedes Gesicht.

Atmendes Auge,
Allem Geheimnis vertraut,
Jedem ward Antwort,
Der in die Flamme geschaut.

Sinnbild des Opfers,
O Gleichnis vor meinem Gesicht,
Da es sich hingibt —
Ja, sterbend leuchtet das Licht.

Stumme Gefährtin,
Nah meinem Herzen gesellt,
Schild vor der Nacht,
Du, kleine Kerze im Zelt.

Das prachtvolle Münzbild der Persephone aus Griechenland und der Kopf des herrlichen Bildwerks der jungfräulichen Gottesmutter aus der Liebfrauenkirche von Arnstadt nehmen Verwandtschaft in Innigkeit und Lieblichkeit an, ihre Schwesternschaft im arischen Geist steht erschütternd lebendig auf und die Jungfräulichkeit wird zur Wiege des Sohnes, des Herrn, des Gottes, wie längst vor beider Geburt die alte Sage aus dem mütterlichen Asien klingt. Das Wessobrunner Gebet, nach uralter süddeutscher Handschrift aus dem achten Jahrhundert, findet sich auf einer Seite mit dem melancholisch-holden bayerischen Weihnachtskrippenlied von Baldur von Schirach, das endet:

...Maria aber starrt mit stummer Klage in leere Fernen — und sie lächelt nicht.

Ein Gesang aus Homers Odyssee, bildreich und großartig, versetzt den Leser in vieltausendjährige Vergangenheit und läßt ihn doch wissen, daß es einst war wie heute. Nausikaa wäscht mit den Gespielinnen ihr Leinen am Meeresstrand, eine königliche Magd, und der göttliche Dulder überwältigt ihren Sinn durch seine Bitte und durch die Not seiner heimatfernen Irrfahrt. Sie bietet ihm Zuflucht und Obdach an, und unsere Herzen brennen in Beschämung und Bereitschaft vor dem Entheimateten auf, der alle Dinge, ja seiner Kleider beraubt das Gastrecht anruft — einst wie jetzt.

Wir begegnen Shakespeare und Weinheber, Nietzsche und Morgenstern und vielen andern. Es wird bei der Auswahl überzeugend anschaulich, daß die gegensätzlichsten Geister und Werke der Kunst dicht nebeneinander in voller Harmonie aufzutreten vermögen, wenn ihr Wert es zuläßt. Es fehlt auch in dem Buche nicht an Belehrung und Humor. Endlich einmal werden uns die Sternbilder in deutlichen Zeichnungen mit ihren Namen in Gestalt vorgeführt, und Börries von Münchhausens anekdotische Ballade von den hirschledernen Hosen unterrichtet uns darüber, daß es, außer den Sternen hoch über uns, auch mitten unter uns Dinge von Dauer und Bestand gibt:

Ja, Geschlechter kommen, Geschlechter gehen,
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen.

Wenn ich mir etwas wünschen darf, so ist es Papier für dieses Buch. Es sollte den Leidenden in die Lazarettbetten, den Marschierenden in die Tornister und den Verzagenden in die Brusttasche gesteckt werden, links, in die Herzgegend.

Den Namen der Gaben- und Garbensammlerin und Ordnerin dieses reichen Tisches, Henriette von Schirach, muß man im Buch suchen, er steht klein und verschollen auf der letzten Seite, vielleicht nur, weil es sein mußte, daß jemand verantwortlich für die Herausgabe zeichnete. So steht die Beschenkende abseits, wie es der rechte Geber tut, das hochgesinnte Wohlwollen und die Liebe.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

DIE ZEITUNG IM AUSSCHNITT
GESELLSCHAFT FÜR INTERNATIONALE PRESSEBEOBACHTUNG M.B.H.
BERLIN C 2 · RUF: 51 56 56

Ausschnitt aus:	Tag			Monat
*Königsberger Zeitung Königsberg (Nm.)	1	11	21	Jan.
*Kösliner Zeitung Köslin	2	12	22	Febr.
*Köthener Zeitung Köthen	3	13	23	März
Krakauer Zeitung, Reichsausgabe Krakau	4	14	24	April
*Lahrer Zeitung Lahr	5	15	25	Mai
*Landeszeitung f. Mecklenburg Neustrelitz	6	16	26	Juni
Landsberger General-Anzeiger Landsberg/Warthe	7	17	27	Juli
Leipziger Neueste Nachrichten Ausg. A Leipzig	8	18	28	Aug.
Moderne Welt Berlin	9	19	29	Sept.
Monatshefte f. NS-Sozial-Politik Berlin	10	20	30	Okt.
Münchner Illustrierte Presse München	1943	1944	31	Nov.
Münchener Medizinische Wochenschrift München	Morgen-Ausgabe	Abend-Ausgabe		Dez.

Form 18

17

Begegnungen aus vielen Jahrhunderten

Ein Buch des Kriegsbetreuungsdienstes. Von Waldemar Bonsels

Es bringt mir die Post ein Büchlein ins Haus, das Hans Meid durch ein entzückendes Umschlagbild geschmückt hat, und das eine Gabe des Kriegsbetreuungsdienstes darstellt, den Baldur von Schirach unter seiner Obhut hat. Es ist im Darmstädter Verlag in Darmstadt erschienen. Ein Kalender scheinbar, ein schlichtes bebildertes Ding, wie es viele gab und gibt. Wenn aber zu Beginn Eduard Mörike zum neuen Jahr die mächtige, ewig junge Stimme erhebt, und uns sein unvergängliches Vaterunser der Deutschen entgegenklingt, wachen Herz und Sinne auf:

In ihm sei's begonnen, / Der Monde und Sonnen / An blauen Gezelten / Des Himmels bewegt! / Du, Vater, du rate! / Lenke du und wende! / Herr, dir in die Hände / Sei Anfang und Ende, / Sei alles gelegt!

Das kleine Buch ist in diesem Geist begonnen und endet in ihm. Aber im Fall seiner Blätter tut sich eine erstaunlich bunte Lebenswelt von Bildern und Gestalten, von Sagen und Mythen kund. Die ganze traditionelle Skepsis vor kalendarischen Zusammenstellungen schwindet dahin vor der sinnvollen Auswahl und zusammenhangreichen Anordnung des seelischen und geistigen Guts, das hier absichtslos und heiter dargeboten wird, ohne Mahnung oder Hinweis, einfach, wahr, echt und schön. Beaumot und Sentenz bleiben Fremdworte und sind peinlich vermieden.

Ueber dem feierlichen Mahnruf Stephan Georges erhebt sich im Bilde das süße Lächeln der Venus von Botticelli, und Goethes Nachtgedicht an den Mond strahlt seinen Frieden über das rasselnde Reiterlied von Detlev von Liliencron. Kolbes unvergängliche Tänzerin entzückt die Sinne, und man gewahrt zu seinem Erstaunen und zu seiner hohen Freude, daß diese Statue eines deutschen Bildhauers unserer Tage neben einer Plastik der Antike standhält, daß die Werke einander ebenbürtig sind. Zwei Jahrtausende entschwinden vor dem Geist der Reinheit und Größe, als seien in diesen Bereichen wirklich tausend Jahre wie ein Tag.

Das prachtvolle Münzbild der Persephone aus Griechenland und der Kopf des herrlichen Bildwerkes der jungfräulichen Gottesmutter aus der Liebfrauenkirche von Arnstadt nehmen Verwandtschaft in Innigkeit und Lieblichkeit an, ihre Schwesternschaft im arischen Geist steht erschütternd lebendig auf, und die Jungfräulichkeit wird zur Wiege des Sohnes, des Herrn, des Gottes, wie längst vor beider Geburt die alte Sage aus dem mütterlichen Asien klingt.

Ein Gesang aus Homers Odyssee, bildreich und großartig, versetzt den Leser in vieltausendjährige Vergangenheit und läßt ihn doch wissen, daß es einst war wie heute. Nausikaa wäscht mit den Gespielinnen ihr Leinen am Meeresstrand, eine königliche Magd, und der göttliche Dulder überwältigt ihren Sinn durch seine Bitte und durch die Not seiner heimatfernen Irrfahrt. Sie bietet ihm Zuflucht und Obdach an, und unsere Herzen brennen in Beschämung und Bereitschaft vor dem Entheimateten auf, der aller Dinge, ja, seiner Kleider beraubt das Gastrecht anruft — einst wie jetzt.

Wir begegnen Shakespeare und Weinheber, Nietzsche und Morgenstern und vielen anderen. Es wird bei der Auswahl überzeugend anschaulich, daß die gegensätzlichsten Geister und Werke der Kunst dicht nebeneinander in voller Harmonie aufzutreten vermögen, wenn ihr Wert es zuläßt.

Den Namen der Gaben- und Garbensammlerin und Ordnerin dieses reichen Tisches, Henriette von Schirach, muß man im Buch suchen . . . er steht klein und verschollen auf der letzten Seite, vielleicht nur, weil es sein mußte, daß jemand das Buch verantwortlich für die Herausgabe zeichnete. So steht die Beschenkende abseits, wie es der rechte Geber tut, das hochgesinnte Wohlwollen und die Liebe.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

DIE ZEITUNG IM AUSSCHNITT
GESELLSCHAFT FÜR INTERNATIONALE PRESSEBEOBACHTUNG M.B.H.
BERLIN C 2 · RUF: 51 56 56

Ausschnitt aus:	Tag			Monat
*Königsberger Zeitung Königsberg (Nm.)	1	11	21	Jan.
*Kösliner Zeitung Köslin	2	12	22	Febr.
*Köthener Zeitung Köthen	3	13	23	März
Krakauer Zeitung, Reichsausgabe Krakau	4	14	24	April
*Lahrer Zeitung Lahr	5	15	25	Mai
*Landeszeitung f. Mecklenburg Neustrelitz	6	16	26	Juni
Landsberger General-Anzeiger Landsberg/Warthe	7	17	27	Juli
Leipziger Neueste Nachrichten Ausg. A Leipzig	8	18	28	Aug.
Moderne Welt Berlin	9	19	29	Sept.
Monatshefte f. NS-Sozial-Politik Berlin	10	20	30	Okt.
Münchner Illustrierte Presse München	1943	044	31	Nov.
Münchener Medizinische Wochenschrift München	Morgen-Ausgabe	Abend-Ausgabe		Dez.

Neujahrsgabe als Kriegsbetreuung

Es bringt mir die Post ein Büchlein ins Haus, das Hans Meid mit einem entzückenden Umschlagbild geschmückt hat — eine Weihnachtsgabe des Kriegsbetreuungsdienstes, den Baldur von Schirach unter seiner Obhut hat. Es ist im Darmstädter Verlag in Darmstadt erschienen. Ein Kalender scheinbar, ein schlichtes, bebildertes Ding, wie es viele gab und gibt. Wenn aber zu Beginn Eduard Mörike zum Neuen Jahr die mächtige, ewig junge Stimme erhebt, wachen Herz und Sinne auf:

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt!
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Das kleine Buch ist in diesem Geist begonnen und endet in ihm. Aber in seinen Blättern tut sich eine erstaunlich bunte Lebenswelt von Bildern und Gestalten, von Sagen und Mythen kund. Die traditionelle Skepsis gegen kalendarische Zusammenstellungen schwindet dahin vor der sinnvollen Auswahl und zusammenhangsreichen Anordnung des seelischen und geistigen Guts, das hier dargeboten wird, ohne Mahnung oder Hinweis, einfach, wahr, echt und schön. Bonmot und Sentenz bleiben Fremdwörter und sind peinlich vermieden. Hier hat eine reiche und bewanderte Seele ihr Liebesgut zur Schau und Beglückung zusammengestellt: vielleicht wirst du achten, was mir wesentlich geworden ist, vielleicht erfreut dich, was mich entzückt hat. Es hallt auf einer der ersten Seiten auf:

Doch alle Jugend sollt ihr Sklaven nennen,
Die heut mit weichen Klängen sich betäubt,
Mit Rosenketten überm Abgrund tändelt.
Ihr sollt das Morsche aus dem Munde speien.
Ihr sollt den Dolch im Lorbeerstrauße tragen.

Aber über diesem feierlichen Mahnruf Stefan Georges erhebt sich im Bilde das süße Lächeln der Venus von Botticelli, und Goethes Nachtgedicht an den Mond strahlt seinen Frieden über das rasselnde Reiterlied von Liliencron. Kolbes unvergängliche Tänzerin entzückt die Sinne, und man gewahrt mit Erstaunen und hoher Freude, daß diese Statue eines deutschen Bildhauers unserer Tage neben einer Plastik der Antike standhält. Zwei Jahrtausende entschwinden vor dem Geist der Reinheit und Größe, als seien in diesen Bereichen wirklich tausend Jahre wie ein Tag. Dem Lied von Goethe folgt nach ein paar Seiten das Gedicht eines noch vielen unbekannten Mannes aus dem Feld, Felix Lützkendorf, der auf einsamer Nachtwache im Zelt die Kerze auf seinem Helm neben seinem Lager befestigt hat. Man möge mitlesen, wie in der Todesfinsternis der russischen Winternacht der Schein der kleinen Flamme zum Christbaum wird, zum Symbol der Opferbereitschaft und des ewigen Lichts:

Sanfteste Freude,
Du kleine Kerze im Zelt,
Auf meinen Helm hin
Nahe ans Lager gestellt.
Flackerndes Flüstern,
Das nur in Ahnungen spricht,
Wehest der Sehnsucht
Beschattung in jedes Gesicht.
Atmendes Auge,
Allem Geheimnis vertraut,
Jedem ward Antwort,
Der in die Flamme geschaut.
Sinnbild des Opfers,
O Gleichnis vor meinem Gesicht,
Da es sich hingibt —
Ja, sterbend leuchtet das Licht.
Stumme Gefährtin,
Nah meinem Herzen gesellt,
Schild vor der Nacht,
Du kleine Kerze im Zelt.

Das prachtvolle Münzbild der Persephone aus Griechenland und der Kopf des herrlichen Bildwerkes der jungfräulichen Gottesmutter aus der Liebfrauenkirche von Arnstadt nehmen Verwandtschaft in Innigkeit und Lieblichkeit an, ihre Schwesternschaft im arischen Geist steht lebendig auf, und die Jungfräulichkeit wird zur Wiege des Sohnes, des Gottes. Das Wessobrunner Gebet, nach uralter süddeutscher Handschrift aus dem achten Jahrhundert, findet sich auf einer Seite mit dem melancholisch-holden bayerischen Weihnachtskrippenlied von Baldur von Schirach, das endet:

... Maria aber starrt mit stummer Klage
in leere Fernen — und sie lächelt nicht.

Ein Gesang aus Homers Odyssee, bildreich und großartig, versetzt den Leser in vieltausendjährige Vergangenheit und läßt ihn doch wissen, daß es einst war wie heute. Nausikaa wäscht mit den Gespielinnen ihr Leinen am Meerstrand, eine königliche Magd, und der göttliche Dulder überwältigt ihren Sinn durch seine Bitte und durch die Not seiner heimatfernen Irrfahrt. Sie bietet ihm Zuflucht und Obdach an, und unsere Herzen brennen in Beschämung und Bereitschaft vor dem Enthelmateten auf, der aller Dinge, ja seiner Kleider beraubt, das Gastrecht anruft — einst wie jetzt.

Wir begegnen Shakespeare und Weinheber, Nietzsche und Morgenstern und vielen andern. Es wird bei der Auswahl überzeugend anschaulich, daß die gegensätzlichsten Geister und Werke der Kunst dicht nebeneinander in voller Harmonie aufzutreten vermögen, wenn ihr Wert es zuläßt. Es fehlt auch in dem Buche nicht an Belehrung und Humor. Endlich einmal werden uns die Sternbilder in deutlichen Zeichnungen mit ihren Namen in Gestalt vorgeführt, und Börries von Münchhausens anekdotische Ballade von den hirschledernen Hosen unterrichtet uns darüber, daß es, außer den Sternen hoch über uns auch mitten unter uns Dinge von Dauer und Bestand gibt:

„Ja, Geschlechter kommen, Geschlechter gehen;
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen."

Wenn ich mir etwas fürs Neue Jahr wünschen darf, so ist es Papier für dieses Buch. Es sollte den Leidenden in die Lazarettbetten, den Marschierenden in die Tornister und den Verzagenden in die Brusttasche gesteckt werden, links, in die Herzgegend.

Den Namen der Gaben- und Garbensammlerin und Ordnerin dieses reichen Tisches, Henriette von Schirach, muß man im Buch suchen, er steht klein und verschollen auf der letzten Seite, vielleicht nur, weil es sein mußte, daß jemand das Buch verantwortlich für die Herausgabe zeichnete. So steht die Beschenkende abseits, wie es der rechte Geber tut.

Waldemar Bonsels

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

18. Juni 1944

National-Zeitung / 15. Jahrg. / Nr. 164

Kultur und Unterhaltung

Nachtwache

Eine Begegnung mit dem „Unbekannten Soldaten"
Von Waldemar Bonsels

Der junge Grenadier, Gefreiter seines Zeichens, hockte, fast unkennbar von Gestalt, am Grabenrand, der in eine Bunkerruine einmündete. Sein Körper verschmolz im Nachtlicht mit niedergetretenem Buschwerk und Gemäuer, seine von Lehm und Schlamm verkrustete Uniform mit den ungewissen Tönen des Erdbodens. Die Kameraden schliefen in den rauhen Unterkünften zwischen Erdwällen und zerrissenem Bauwerk. Das Gerüst eines zerfetzten Leiterwagens ragte wie das Gerippe eines Ungeheuers in die spärliche Nachthelligkeit, dahinter blaute die russische Weite, still und groß wie das Meer; die Ebene wirkte wie das Gefilde eines fremden Sterns. Die Himmelslichter waren verschleiert, der abnehmende Mond schimmerte durch lautlos dahinziehendes, leichtes Gewölk.

Er war erst seit kurzer Zeit in diesem Abschnitt der östlichen Front und noch nicht lange Soldat. Sein junges Gemüt quälte noch der Zwiespalt zwischen der Eigenbildung von Seele und Persönlichkeit und dem harten Zwang, beide nun im Krieg der Allgemeinheit zu opfern, um sie in solcher Hingabe neu zu gewinnen. Er fühlte, daß dieser Zwiespalt niemals enden würde, bevor er den grausam-harten Anforderungen der Kriegspflicht nicht mit einem entschlossenen „Ja" begegnete.

Die undurchforschbare Gefühlswelt, die die Seele des Wachenden beim Anblick der nächtlichen Landschaft bewegte, hieß: die Fremde. Wenn er die Augen schloß und seine Gedanken wandern ließ, so verwandelte sie sich in Bilder der Heimat, kaum in erkennbare Einzelheiten, sondern in etwas tief und immer schon Vertrautes. Er sprach das Wort Heimat vor sich hin, und es wurde Vaterland daraus. Dann wiederholte er beide Worte. Welch eine Gewalt und Macht standen mit ihnen auf! Früher hatte er beide in rasch dahingesprochener Rede oft erwähnt und gern geglaubt, aber jetzt eröffneten sie ihm, wie eine Sage aus Urzeiten, ihr ganzes Wesenslicht, Herkommen und Vollenden.

Am vergangenen Kampftag war Ruprecht gefallen, der Schweigsamste, Tapferste ihrer nicht mehr großen Kompanie. Er selbst hatte den Schwergetroffenen nach hinten in Sicherheit zu bringen versucht; es ging nicht mehr. Das Blut strömte wie ein Bach. Der Sterbende war bei voller Besinnung, von bleichen Lippen her fiel die Bitte um eine Zigarette. Es fand sich eine in der Manteltasche, sie sah aus und fühlte sich an wie ein weißgrauer Wurm, aber sie fing Feuer. Nach ein paar Zügen drückte der Sterbende sie in seinem Blut am Boden aus, legte seinem hilflosen Helfer den Kopf an die Schulter und verschied, still ohne Klage. Es war, als klänge von den erstarrten Lippen, wie einst und oft, noch einmal das Wort der Bereitschaft:

„Geht in Ordnung."

Leb wohl, Ruprecht, Kamerad. Ich werde kein Wort über das hinaus sagen, was du gesagt hast. — Dachte ich nicht eben noch an die Heimat? Wenn sie doch wüßte, was ich weiß! In dir, gefallener Kamerad liegt, wie ein Keim im Weltenacker, ihr Friede, ihr Wohlstand, ihre Hoffnung und ihr heimlicher Wert. Ihr Wert, den mir niemand vergesse, niemand, jetzt, da so viel an Ungemach, wie Staub und Schutt, auf allen Herzen lastet und ihr Wohlwollen entstellt.

Die Mondsichel sank. Den jungen Gefreiten überkam ein Zustand von Halbschlummer, der seiner Erschöpfung entstammte, der aber die Wachsamkeit nicht ausschaltete. Man schlief und wachte auf völlig andere Art wie früher, man marschierte, die Arme rechts und links um den Hals des Kameraden gelegt, im tiefen Schlaf und wachte oft noch, an anderer Stelle, wenn die völlige Ermattung den Körper in ein todesartiges Versinken warf. Alle Sinne hatten eine Wandlung erfahren, wie auch die Anschauungen und Gedanken und nicht zuletzt das einst so leicht verführbare Herz.

Da hob sich vor seinen halbwachen Blicken, die durch die Nacht die Helligkeit ertasteten und im Halbhellen die Nacht empfingen, eine ruhige, aufrechte Gestalt vor ihm. Er sah den harten Umriß des Stahlhelms gegen den Nachthimmel, den plumpen Mantel bis auf die Stiefel nieder, die Schultern und das sakrale Werkzeug der Selbstbehauptung und des Kampfes zur Rechten: das Gewehr. Ein Odem von Schweiß und Blut und Rauch. Er vermischte sich, sonderbar verwoben mit Acker und Wiese, mit Haus und Stall, mit Stube, Weib und Kind, mit dem Hauch der Heimat.

Dem Erlebenden war in diesem Traumgesicht, als wären vor ihm in der ersten feierlichen Erscheinung die beiden Begriffe eins geworden, die ihm eben noch durch die Gedanken gegangen waren: Heimat und Tod. Es mischte sich ein Drittes hinein, noch unklar und doch schon gegenwärtig, es mußte, so verkündete es die hohe Gestalt vor ihm, Wiederkehr und Auferstehung bedeuten.

Einst waren Heimat und Tod in seiner Vorstellung Gegensätze gewesen, einander feindlich gesinnt, aber in diesem harten ruhigen Monument vor ihm versöhnten sie sich und gehörten untrennbar zusammen, als bedingte und bewirkte eines das andere, so im Frieden wie im Krieg. Es bestand in dieser Traumgewißheit nur die Heimat durch den Tod, und der Tod nahm den Auflaut der Heimat aus dem Zeitlichen fort und führte ihn ins Unvergängliche.

Da ertönte, von dem Aufrechten vor ihm ausgehend, eine Stimme auf ihn nieder, und er hörte:

„Ich will dir drei Worte sagen, bewahre sie. In ihnen wirst du den Namen des „Unbekannten Soldaten" aufklingen hören und seinen Sinn begreifen. Nicht als Mahnung oder Befehl, sondern nur als Trost. Das erste Wort heißt:

„Wer sein Volk nicht für das erwählte hält, der hat es schon verraten.'

Und das zweite Wort lautet:

„Ich stehe in dieser Welt des Wirkens und der Leiden auf seiten der Kämpfer, nicht erst seit der Krieg ist, sondern immer schon."

Mit meinem dritten Wort will ich dir die Antwort auf eine Frage geben, die die ganze Erde heute bewegt, erschüttert und quält, die Antwort auf die Frage: „Wer ist schuldig am Krieg?" Diese Antwort lautet ganz anders als die Behauptungen und Deutungen, die heute die Menschen in Verwirrung und immer neuen Haß stürzen. Sie lautet:

„Schuldig am Krieg der Völker sind allein das Wesen des Menschen und seine Natur, hier wie dort."

Du wirst in keiner anderen Antwort Ruhe finden, gib sie jedem, der dich fragt. Erkläre sie niemandem, so wenig, wie ich sie dir erkläre. Sie wirkt allein nach dem hohen Gesetz der ihr innewohnenden Wahrheit, ähnlich wie die Heimat und der Tod, die du niemandem erklären kannst, der nicht aus eigenem Wesensgrund heraus mit beiden seine Freundschaft geschlossen hat." —

Dem Ruhenden, der tief im Bann des Traumgeschehens lag, brach eine Antwort aus dem Herzen. Sie schien ihm erlaubt, ja heraufbeschworen zu sein, und sie geschah in jener Entbundenheit von Zwang und Vermögen, wie der Traum sie gewährt. Er sagte, ohne daß Zweifel oder Widerspruch gegen das Angehörte ihn bewegten:

„Man hat mich gelehrt, daß die Kriege der Erde um Mein und Dein gingen, um den Bestand und Erwerb vergänglichen Besitzes, um irdisches Gut."

Der „Unbekannte Soldat" antwortete ihm:

„Stoß die Meinung der Krämer und Pfäffischen aus deinem Gemüt. Sie sind es, die mein Denkmal, wo immer es sich in der Welt erhebt, mit weichherziger Anerkennung und armseliger Wehmut, flüchtig, mit falschem Dank betrachten. Aus ihrem Mund ist das Unwort aufgeklungen, daß wir die Opfer seien. Es entstammt dem Irrtum und der Lüge der selbstgerechten Nutznießer, daß man den Menschen Opfer zu bringen vermöchte. Opfer kann man nur Gott bringen. Solange die Menschheit besteht, sind nur den Göttern Opfer gebracht worden. — Du fragst mich, worin ich Gott erblicke? Er ist mir in allem gegenwärtig und allmächtig geworden, was ich geliebt habe, und darin, daß ich es habe lieben können. In keiner anderen Lehre und keiner anderen Gestalt. Ich habe den Kampf geliebt, weil ich ein Mann war, und die Heimat hat mir den Kampf zu Pflicht und Ehre gemacht. Das ist alles. —

Die Nachtwache ist bald vorüber, der Lichtschein hinter meiner Gestalt ist schon das Morgenrot. Mit dem kommenden Tag erheben sich auf den Kampfgefilden, hier wie dort, wieder die Bedrängnisse der gezählten Stunden und qualvollen Tage. Da findest und hörst du die Stimmen der Verdrossenen und Widerwilligen und der vor Angst und Not Verzweifelten. So war es immer schon, so wird es immer sein. Sei ohne Furcht: Ich stehe für sie ein! Ich mache es gut, sie sind gefallen, nicht ich."

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Heimatlicher Sommer / Von **Waldemar Bonsels**

Als er erwachte, stand das Morgenlicht grau und still im Rahmen der geöffneten Tür und in den Fenstern seines Waldhauses — der Tag brach an. Man vernahm die ersten Vogelstimmen, leise, zaghafte Töne zwischen Schlaf und Erwachen. Sie stimmten mit dem Zustand seiner sich erhebenden Seele überein, als habe die gleiche Erwartung, das gleiche hohe Lebensstaunen und das gleiche holde Daseinsglück sie hergebracht. Seine Seele klang draußen mit den Tierseelen im Bereich des Baumlaubes in der Dämmerung auf und erhob sich mit ihnen aus der dunkeln Abkehr des Schlafes.

Er vermied im Aufbruch Hof und Garten mit den Wirtschaftsgebäuden und suchte das obere Bachtal im Wald auf, wo er als Knabe getrunken und gebadet hatte. An den Hängen blühten im Feuchten die Ranunkeln, und die großen Steine im Gerinnsel der flacheren Stellen trugen Moospolster. In der Dämmerung klang die Wasserstimme anders als am Tag, weil keine Geräusche, kein Tierlaut und kein Wind sich hineinmischten; auch roch das Ufergelände anders als im Sonnenschein, und nirgends zeigte sich bewegtes Leben in der grausilbernen Kühle, außer seinem und dem des Baches, so daß eine vertrautere Gemeinschaft zwischen ihnen entstand. Er verweilte lange, als wäre die erste Begegnung nur ein flüchtiger Gruß gewesen, es verlangte ihn nach der Sage, nach Sinn und Gestalt des Lebendigen, dessen Weg und Wesen eins waren.

Im Wasserholler hatte eine Spinne eben ihr Netz beendet, es war über und über mit Tauperlen behangen, und das Tier wartete hinter einem Buschblatt auf die Sonne, deren Strahlen ihr Jagdgebiet noch nicht erreicht hatten. Das Gewebe war zwischen den Schattengründen des Buschwerks und dem Aufbruch des Lichtes angebracht, mitten in die Glanzbahn gehängt, die das Insektenvolk lockte, der Widerschein im Wasser tat das Seine. Der Morgenwind ging darüber hinweg, ohne es zu treffen, und die Endpunkte der Tragseile waren an allen Seiten so befestigt, daß das Gebilde eine vollkommene Senkrechte darstellte wie eine Glasscheibe. Das große, schön gezeichnete Tier mußte der Menschen wahrgenommen haben, es hockte regungslos im halbgekrümmten, schützenden Blatt.

Er wußte, daß eine Spinne ihr Netz niemals auf einem begangenen Tierpfad ausspannte, so günstig Licht und Bahn für den Insektenfang sein mochten. War dagegen der Tierpfad verlassen und wurde nicht mehr benützt, so baute sie gern an seinem Ausgang ins Freie. Sie webte nachts und in der Dämmerung, vor Aufgang der Sonne, und der Sonnenschein überraschte sie niemals bei ihrer Arbeit, sie kannte ihre Zeit wie ein Gesetz.

Wo das Waldland, noch spärlich bestanden, anstieg und man durch die Zweige eines Faulbeerstrauches den See noch glitzern sah, ließ er sich zur Ruhe nieder. Es war eine Halde zwischen Moor und Schilfland, wild wucherndem Buschwerk und dem Hochwald, wie er sie in der Landschaft seiner Heimat am meisten liebte. Die Sonne brach überall warm von Süden her herein.

Es war mit seiner Ankunft überall umher Stille und Leere eingetreten, alles Getier hatte sich verborgen; mit seiner Ruhe nun belebte sich die Welt umher wunderbar. Wie in veränderten Zeitmaßen und andrer Raumfreiheit vollzog sich das Leben hier, durch die Sonnenbahn eines Tages bestimmt, vom Licht geleitet, und überall waltete der sanfte helfende Wind.

Die Wicke ertastete sich mit suchenden Ranken ihren Halt im Gestänge der Gräser und im niedrigen Buschgezweig, eine Libelle entstieg im Halmgewirr dem Sarg ihres Schlafes und ihrer Wandlung, entfaltete mit selig-schmerzlichem Gezitter ihr noch feuchtes, weiches Flügelpaar.

Die Blumen, die sich unter Nacht und Tau geneigt oder geschlossen verhalten hatten, erhoben jetzt ihre Kelche und öffneten sie. Schaute man mit der Sonnenbahn in ihre Blumengesichter, so sahen sie einen an, nicht mit Augen und Sinnen, sondern mit ihrem ganzen Wesen, groß und aufgetan, sie staunten vor Glück. Ihre Erwartung und Hilflosigkeit wurden unter der Andacht des Schauenden langsam zu einer großen Macht, unter der die Gewalt der raschen Welt zu armseliger Willkür niederwelkte. Sie beschworen eine andre heilige Macht herauf, wieder und wieder, und fragten nie, ob sie entstünde.

Zeit verstrich. Er ließ seine Gedanken kommen und gehen, wie sie wollten. Darüber wurde ihm deutlich, daß es keine tiefere Weite in der Welt gab als den Kelch der Blume vor ihm im Gras, deren farbiger Grund seinen Blick gefangenhielt. Das Licht brach durch die blaufarbenen Wände und umstrahlte den Grund des Kelches, in dem es feucht glitzerte. Der Kranz der Staubgefäße begann ihm in feierlicher Stille zu kreisen, ein goldenes Gestirn.

Sommer 1944

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

23. 07. 1944

National-Zeitung / 15. Jahrg. / Nr. 199

Kultur und Unterhaltung

Gerhard Bohlmann zum Gedächtnis

Von Waldemar Bonsels

Mit dem Dichter Gerhard Bohlmann ist aus unserem nicht großen Kreis ein Freund gestorben, den wir vermissen werden, solange wir leben. Die Erinnerung an ihn läßt sein Bild deutlicher erscheinen als das tagtägliche Dasein es uns bot, denn er war verschlossenen Gemüts, schweigsam und ablehnend allem gegenüber, das zu Geselligkeit verführt. Ich habe niemals einen Menschen kennengelernt, der so einsam lebte wie er und Nähe und Verständigung wie einer Gefahr auswich. Er nahm alle Erweise von Freundschaft und Liebe nur zögernd an, bei mancher Freundlichkeit seines Verhaltens wirkte er kühl, beinahe nüchtern und selten fröhlich. Nichts glaubte man ihm lieber, als daß er den ersten Weltkrieg als Offizier bestanden hatte, und man hätte sich ihm gerne anvertraut, wenn es darum gegangen wäre, stumm, verbissen und tapfer unter seiner Führung eine Schanze zu stürmen.

Seine schöne, kräftige und hohe Gestalt fiel allen auf, mit Ausnahme der Frauen, um die er sich nicht kümmerte. Er war gegen jede Frau so gleichmäßig-gehalten wie gegen seine eigene, der er an seiner Seite ihr Wesen und ihre Natur ließ, als sei auch nur ein kleiner Eingriff in ihre Gewohnheiten oder ihr Verhalten unbescheiden. Ob sich Leid oder Freude hinter dieser Ritterlichkeit verbarg, hat niemand zu ergründen vermocht, denn er sprach so wenig über Frauen wie über sich selbst. Er brachte es fertig, eine Flasche Kognak in unglaublich kurzer Zeit am Schreibtisch zu leeren, wäre aber eher wie ein gefällter Baum zu Boden gestürzt, bevor er sich das geringste von der Wirkung des Getränks hätte anmerken lassen.

Niemand hat ihn anders als korrekt gesehen, und es war schwer zu ergründen, ob sich ein herrischer Hochmut hinter diesem Harnisch verbarg oder ein allzu empfindsames Herz. Er bot mir eines Tages seine Ersparnisse an, als spräche er vom Wetter, als ich ihm scherzhafterweise mitteilte, ich sei durch Spiel in Geldnot geraten. Ich weiß heute noch nicht, ob er mir dadurch seine Freundschaft zu verstehen gab oder seine Mißachtung. Er nahm ein Geschenk an, als wolle er sich einer nun einmal üblichen gesellschaftlichen Marter aus Höflichkeit nicht entziehen, und erwiderte das Dargebrachte so großartig, daß man von weiteren Gaben endgültig Abstand nahm.

Hinter seinem beinahe grob-männlichen Gehabe verbarg sich die Schüchternheit eines Knaben, lauteren Gemüts. Sein großgeschnittenes edles Landsknechtgesicht konnte erröten, wenn ihn ein dargetanes Verständnis oder Zustimmung für seine Werke überraschte. Von seiner dichterischen Leistung sprach er gleichmütig, oft geringschätzig, und er brachte es fertig, hundert Seiten eines Manuskripts zu verbrennen, um die Arbeit, die ihm nicht ganz genügte, von neuem zu beginnen. Man mußte vorsichtig sein, wenn man eine Meinung über seine Leistung vorbrachte, denn er erlag auch nur einem Anflug von Einwand so nachhaltig, daß er vor sich selbst endgültig verwarf, was andere nicht vollständig befriedigt hatte. Er hätte noch einsamer leben müssen, als er es tat, aber das war nicht möglich.

Sein erstes großes Buch „Die silberne Jungfrau" begeisterte mich zu den Worten, die 1933 in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Die Literatur" erschienen.

„Das tragische Schicksal der Jeanne d'Arc in diesem Buch ist auf die Grundfesten menschlicher Tugend gebaut, und unter Tugend verstehe man, was sie in Wahrheit bedeutet: nicht die leidenschaftslose Treffsicherheit des kleinbürgerlichen Instinkts, sittliche Irrtümer zu vermeiden, sondern echte Leidenschaft des Herzens, die nicht irrt. Diese Menschheitstugend, die die Gestalt der Bohlmannschen Johanna bezeichnet, trägt und endlich in Gott vollendet, ist mit Meisterschaft in der lauteren Inbrunst einer erschütternden Glaubensmacht dargestellt. Hier sind mehr als Talent, Einsicht und geschichtliche Kenntnis am Werk. Es waltet und wirkt die aus Einfalt und Demut, aus tiefer Frömmigkeit geborene Schau des Dichters, die die Helligkeit der Offenbarung in der Wirrsal des Suchens nach dem Erlöser, das unsere Zeit bestimmt, hereinbrechen läßt. Urelemente innerer Freiheit und vaterländischer und völkischer Wiedergeburt leuchten auf. Es ist viel über die neuartige Kunstfertigkeit und den besonderen Stil dieses ersten Buchs des Verfassers geschrieben worden, das im allgemeinen erstaunlich gut von der deutschen Presse aufgenommen wurde. Es erübrigt sich somit zu rühmen oder zu tadeln, was an Ausdrucksweise und sprachlicher Darbietung farbig oder berauschend, überladen oder in allzu grelle Sinnfälligkeit gestoßen sein mag. Wesentlich ist dies: Mit der Auffassung und Wiedergeburt dieser Seele, dem dämonischen Erlösertrieb Johannas, mit ihrem Dasein, Wirken und Sterben ist einmalig und in fast unheimlicher seelischer Sichtbarkeit die Beschaffenheit eines Charakters von vollkommener Opferbereitschaft in die Bewußtseinswelt unserer Zeit gebannt worden. Die Zweiheit von betroffener hilfloser Kindschaft irdischen Tuns einerseits und von gottverbundener Bestimmtheit und Bestimmung der Sendung, andererseits diese vom Tode gehetzte Verlorenheit der zerlittenen Seele im Glaubensharnisch des „Unbekannten Soldaten", sind so großartig und erhebend gestaltet, wie auch das Nebeneinander von Gram und Ruhm, von Hoheit und Verarmung, von Glanz und Verfall. Kurz, jene Wesenselemente der zum rechten Opfer Bereiten und Erwählten, die den Tod verachten und das oberste Gesetz der reinen Tat erfüllen. Gerhard Bohlmann hat als Offizier den Weltkrieg mitgemacht, vielleicht war es dies Erlebnis, dessen heilig-düstere Gewalt den Boden der Gefühlskräfte aufgepflügt hat und die Voraussetzungen zu dieser Johanna erschuf, die wie eine jungfräuliche Geistesgestalt der Ehre über allen vergessenen Gräbern aufersteht."

Später erschien „Der vergessene Kaiser", ein geschichtlicher Roman, in dem das Leben und die Taten Diocletians erzählt werden. Das Buch wurde zu Unrecht spärlich beachtet. Eines Tages wird es eine Auferstehung erleben und vielen erweisen, daß das Geringe, was mein unzulängliches kritisches Wort über das Schaffen des Dichters anzudeuten vermochte, in den Seelen zu besserer Einsicht, wenn auch nicht zu größerer Liebe, erwachen wird.

Gerhard Bohlmann starb, wie er gelebt hatte. Er verließ seine Stellung im Amt des Deutschen Nachrichtenbüros in Berlin trotz aller Gefahren nicht, obgleich ihm mit Wohlwollen nahegelegt wurde, sich zu schützen, da seine Gesundheit wankte. Er vermachte uns mit seinem Werk und Leben den Willen, so geistig wie leiblich auf dem Posten auszuharren und zu bestehen, den uns ein Gott zu halten auferlegt.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Dt. Zeitung in Kroatien, 25.8.1944, S. 4

Gerhard Bohlmann

Dem Gedächtnis des gefallenen Dichters

Mit dem Dichter Gerhard Bohlmann ist aus unserm nicht großen Kreis ein Freund gestorben, den wir vermissen werden, so lange wir leben. Die Erinnerung an ihn läßt sein Bild deutlicher erscheinen, als das tagtägliche Dasein es uns bot, denn er war verschlossenen Gemüts, schweigsam und ablehnend allem gegenüber, was zu Geselligkeit verführt. Ich habe niemals einen Menschen kennen gelernt, der so einsam lebte wie er, und Nähe und Verständigung wie einer Gefahr auswich. Niemand hat ihn anders als korrekt gesehen, und es war schwer zu ergründen, ob sich ein herrischer Hochmut hinter diesem Harnisch verbarg, oder ein allzu empfindsames Herz.

Hinter seinem beinahe grobmännlichen Gehaben verbarg sich die Schüchternheit eines Knaben, lauteren Gemüts. Sein großgeschnittenes edles Landsknechtgesicht konnte erröten, wenn ihn ein dargetanes Verständnis oder Zustimmung für seine Werke überraschten. Von seiner dichterischen Leistung sprach er gleichmütig, oft geringschätzig, und er brachte es fertig, hundert Seiten eines Manuskripts zu verbrennen, um die Arbeit, die ihm nicht ganz genügte, von neuem zu beginnen. Man mußte vorsichtig sein, wenn man eine Meinung über seine Leistung vorbrachte, denn er erlag auch nur einem Anflug von Einwand so nachhaltig, daß er vor sich selbst endgültig verwarf, was andere nicht vollständig befriedigt hatte. Er hätte noch einsamer leben müssen als er es tat, aber das war nicht möglich.

Sein erstes großes Buch »Die Silberne Jungfrau« begeisterte mich zu den Worten, die W. E. Süskind 1933 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Die Literatur« erscheinen ließ. Sie lauten:

»Das tragische Schicksal der Jeanne d'Arc in diesem Buch ist auf die Grundfesten menschlicher Tugend gebaut, und unter Tugend verstehe man, was sie in Wahrheit bedeutet: nicht die leidenschaftslose Treffsicherheit des kleinbürgerlichen Instinkts, sittliche Irrtümer zu vermeiden, sondern echte Leidenschaft des Herzens, die nicht irrt. Diese Menschheitstugend, die die Gestalt der Bohlmannschen Johanne bezeichnet, trägt und endlich in Gott vollendet, ist mit Meisterschaft in der lauteren Inbrunst einer erschütternden Glaubensmacht dargestellt. Hier sind mehr als Talent. Einsicht und geschichtliche Kenntnis am Werk. Es waltet und wirkt die aus Einfalt und Demut, aus tiefer Frömmigkeit geborene Schau des Dichters, die die Helligkeit der Offenbarung in der Wirrsal des Suchens nach dem Erlöser, das unsre Zeit bestimmt, hereinbrechen läßt. Urelemente innerer Freiheit und vaterländischer und völkischer Wiedergeburt leuchten auf.

Es ist viel über die neuartige Kunstfertigkeit und den besonderen Stil dieses ersten Buchs des Verfassers geschrieben worden, das im allgemeinen erstaunlich gut von der deutschen Presse aufgenommen wurde. Es erübrigt sich somit zu rühmen oder zu tadeln, was an Ausdrucksweise und sprachlicher Darbietung farbig oder berauschend, überladen oder in allzu grelle Sinnfälligkeit gestoßen sein mag. Wesentlich ist dies: Mit der Auffassung und Wiedergeburt dieser Seele, dem dämonischen Erlösertrieb Johannas, mit ihrem Dasein, Wirken und Sterben ist einmalig und in fast unheimlicher seelischer Sichtbarkeit die Beschaffenheit eines Charakters von vollkommener Opferbereitschaft in die Bewußtseinswelt unserer Zeit gebannt worden. Die Zweiheit von betroffener hilfloser Kindschaft irdischen Tuns einerseits und von gottverbundener Bestimmtheit und Bestimmung der Sendung, andererseits diese vom Tode gehetzte Verlorenheit der zerlittenen Seele im Glaubensharnisch des »Unbekannten Soldaten« sind so großartig und erhebend gestaltet, wie auch das Nebeneinander von Gram und Ruhm, von Hoheit und Verarmung, von Glanz und Verfall. Kurz, jene Wesenselemente der zum rechten Opfer Bereiten und Erwählten, die den Tod verachten und das oberste Gesetz der reinen Tat erfüllen.

Gerhard Bohlmann hat als Offizier den Weltkrieg mitgemacht, vielleicht war es dies Erlebnis, dessen heilig-düstere Gewalt den Boden der Gefühlskräfte aufgepflügt hat und die Voraussetzungen zu dieser Johanna erschuf, die wie eine jungfräuliche Geistesgestalt der Ehre über allen vergessenen Gräbern aufersteht.«

•

Später erschien »Der vergessene Kaiser«, ein geschichtlicher Roman, in dem das Leben und die Taten Diocletians erzählt werden. Das Buch geriet in unbefugte verlegerische Hand und wurde spärlich beachtet. Eines Tages wird es eine Auferstehung erleben und vielen erweisen, daß das Geringe, was mein unzulängliches kritisches Wort über das Schaffen des Dichters anzudeuten vermochte, in den Seelen zu besserer Einsicht erwachen wird.

Gerhard Bohlmann starb, wie er gelebt hatte. Er verließ seine Stellung im Amt des Deutschen Nachrichtenbüros in Berlin trotz aller Gefahren nicht, obgleich ihm mit Wohlwollen nahegelegt wurde, sich zu schützen, da seine Gesundheit wankte. Er vermachte uns mit seinem Werk und Leben den Willen, so geistig wie leiblich auf dem Posten auszuharren und zu bestehen, den uns ein Gott zu halten auferlegt.

Waldemar Bonsels

Eine Meiningerin

Auguste Prasch-Gravenberg 90 Jahre alt

Die Schauspielerin Auguste Prasch-Grevenberg, die am 23. August 90 Jahre alt wurde, begann ihre Laufbahn vor mehr als 70 Jahren am Meininger Hoftheater als Franziska in der »Minna von Barnhelm« und beendete sie auch an der gleichen Bühne vor fünf Jahren in der (noch neu gelernten Rolle der Großmutter in Anzengrubers »Viertem Gebot«. Frau Prasch-Grevenberg, Ehrenmitglied des Meininger Theaters, hat die große Zeit der Meininger Gastspielfahrten miterlebt, bei denen sie in ernsten Rollen wie Jungfrau von Orleans oder Kathchen von Heilbronn sowie in heiteren als Katharina in »Der Widerspenstigen Zähmung« oder als Toinette im »Eingebildeten Kranken« auftrat.

Dann war die Künstlerin an den Hoftheatern zu Wiesbaden und Karlsruhe, am Hamburger Stadttheater, an den Münchener Kammer-

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Beleg !

Waldemar Bonsels:

Brief aus der Schweiz

Castagnola, im Januar 1950.

Daß das Schweizer Volk sich bei allem Übermaß an äußerlicher Lebensgunst seine geistige Freiheit, seine seelische Beziehungsfülle und seine eigenstaatliche Würde in den furchtbaren Stürmen unseres Kontinents bewahrt hat, ist weit bewundernwürdiger als der Glanz, die Fülle und der Luxus, den die Auslagen der Schaufenster der großen Städte dem Beschauer bieten, oder der Aufstieg Zürichs zur europäischen Groß- und Handelsstadt ersten Ranges.

Wir suchen die Augen derer nicht, die sich durch solchen Tand oder Fortschritt blenden lassen, sondern die beständige Schau und Haltung derer, die in den Jahren der Zerstörung und Unrast der Seelen im europäischen Raum, in der Schweiz ein Hort auch deutschen Geistesgutes geblieben sind. Das deutsche Buch nahm ein Jahrzehnt lang über die Schweiz seinen Weg über die Ozeane dahin in die weiteste Welt, die deutsche Musik genoß eine Pflege, wie sonst nirgends in Europa, und wenn man erfährt, daß eine internationale Bilderausstellung in schweizer Städten, in der die alte deutsche Malerei reich und großartig vertreten war, so überwältigende Teilnahme fand, daß Extrazüge nur für diese Schau eingelegt werden mußten, so rückt alle materielle Vordringlichkeit des geschäftigen Tages an jene zweite Stelle, an die sie gehört.

Die Abscheu des Schweizers angesichts der Untaten und Schrecknisse, die unser Land heimgesucht haben und die das ihre bedrohten, wird dem Gast gegenüber nicht in kränkender Form betont. Die Abneigung beruht nicht allein auf kleinbürgerlicher Moralität dem dunklen Weltgeschehen gegenüber und seinen menschlichen und unmenschlichen Möglichkeiten, sondern in hohem Maße auf seinem Widerwillen gegen jegliche Machtbefugnis, die dem Menschen und Bürger sein heiliges Vorrecht auf individuelle Freiheit antastet oder raubt.

Dies will bei der Einschätzung der schweizer Haltung gegenüber Deutschland recht verstanden sein, nicht zuletzt um der Idee der Demokratie willen, die dem kantonalen Staatswesen sein Gepräge und seinen unerschütterlichen Bestand verleiht. Es ist in Deutschland über Demokratie Verwirrendes genug ausgesagt und gepredigt worden, und es geht, unter anderem, nicht an, Goethe zum Demokraten zu stempeln und ihn gewissermaßen auf den gleichen politischen Lehrstuhl zu heben, von dem aus die Amerikaner Deutschland zu erziehen trachten. So geht das nicht. Die schweizer Demokratie, sowie auch der Ursprung der

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

amerikanischen, beruhen nicht auf gieriger Nutznießerschaft einer verwilderten Freiheit zu jedweder Berechtigung, sondern auf der menschlichen Hoheitspflicht zu gegenseitiger Hilfe. Wenn Thomas Mann Deutschland von Amerika aus zehn Jahre lang ermahnte, Erscheinungsformen nicht mit Prinzipien zu verwechseln, so verwirkt er jeden Anspruch auf Beachtung, wenn er im östlichen Weimar der Verblendung erliegt, die er seinem Volk, von den Klubsesseln in Los Angeles aus, zum erbitterten Vorwurf gemacht hatte. Nichts spürt man hier in der Schweiz deutlicher: Es gibt kein Kompromiß zwischen Ost und West, am wenigsten ein opportunistisches Geblinzel als Vorbeugungsmonöver für den Fall einer politischen Wandlung.

Eine auf Freiwilligkeit beruhende Pflicht des Menschlichen zu gegenseitiger Hilfe fügte einst vor Jahrhunderten das amerikanische Staatsgebilde zusammen, gleichermaßen wie sie die schweizer Demokratie begründete und entfaltete. Noch heute fällt der Lichtschein dieser humanen Einstellung dem Zugewanderten oder Gast, hier wie dort, auf den Weg. Drüben ist die bereitwillige Gewährung einer Chance noch jetzt eine selbstverständliche Liebestat des amerikanischen Mannes jeglichen Standes, mag das ungehemmte Beuterecht einst daneben gewuchert haben; niemals hätte es allein eine Staatsgemeinschaft zustande gebracht. Und in der Schweiz gilt das Asylrecht und die weitherzige Duldung des Zugereisten, der Art und Sitte seiner Gastgeber achtet, einst wie heute. Man wird in Deutschland keine echte Demokratie erleben, wenn der Vorsatz zu gegenseitiger Hilfe und der Glaube an sie, nicht zur ersten Forderung erhoben werden. Ihr fügt sich der Rest des Notwendigen wie von selber ein. Freilich ist das Notwendige nicht das, was sich zur Not verwenden läßt, sondern die Kraft, die die Not wendet.

Niemals wird umgekehrt das Gebell nach Eigenrechten der Parteien und die Verwechslung rüder Ungebundenheit mit der Freiheit zu Duldung und Opfer, zu demokratischer Ordnung führen. Es steht hier nicht zur Diskussion, ob die Demokratie im europäischen Raum die letzte Lösung und Erlösung seiner unendlich komplizierten und vielgestaltigen Menschheit sein wird, wohl aber ist sie der offene Weg, den Deutschland heute zu gehen vermag, um den Wert seiner Substanz aus dem Chaos der Niedergänge und Gewalttaten zu retten.

Die Abwandlung dieses Problems erfordert freilich weitere Perspektiven, als sie der Tageszuspruch dieser Zeilen ermöglicht. Es mag eine Weltgerechtigkeit darin wirksam sein, daß man Deutschland nicht sogleich wieder die Rechte zugesteht, die eine angemaßte Herrscherschicht mißbraucht hat, aber ihre dauernde Verweigerung bleibt darüber doch ein gefährliches Wagnis angesichts

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

des europäischen Einheitsgedankens. Die Leistung ist vom persönlichen Nutzen des Schaffenden, auf welchem Gebiet es immer sei, nicht zu trennen, ohne daß zuletzt das Individuum zum hoffnungslosen Lohnsklaven erniedrigt wird.

Es wird ein starkes und gesundes Volk, dem man jegliche Waffe verweigert, sei es nun die einer freien Wirtschaft, die des Worts oder der Wehr, darüber nicht friedlich, wie es seine bis an die Zähne bewaffneten Nachbarn im Westen und Osten vermuten, sondern es wird schlecht. So gilt es bei allem Für und Wider, das solche Erwägungen mit sich bringen, wohl zu bedenken, daß Weltwirtschaft im Schatten einer völligen Schutzlosigkeit leicht in Schieber- und Vermittlertum niedrigster Art entgleisen kann und daß das Land darüber in Gefahr gerät, zum Ausbeutungsobjekt zu werden. Man glaubt hier zu erkennen, daß Beschränkungen solcher Art, wie sie etwa den unterjochten Völkern Osteuropas auferlegt sind, zuletzt nur den Moskauer Wind in die schutzlosen Hallen ihrer Kult- und Handelsstätten einlassen werden und in den Völkern den lebensgerechten Ausgleich von Leistung und Gewinn der zu redlicher Arbeit Gewillten verhindern. Vor allem aber vernichten sie die Hebung der Arbeiterschaft in einen neuen Mittelstand. Diese Neugestaltung der Arbeiterschaft, auch unsere Hoffnung, würde in erster Linie ein Bollwerk gegen den Bolschewismus mit sich bringen, stärker als jeder Kapitalismus.

Es hilft nichts: Man darf, belehrt durch die Freizügigkeit der schweizer Demokratie, keine Einsicht unterdrücken, die in der menschlichen Natur so fest begründet ruht, wie der Kristall im Fels. Von der schrankenlosen Warte der schweizer Weltschau aus, ergibt sich bald ein freieres Bild über das europäische Völkergewoge dahin. Der schweizer Mensch hat den hohen Lebensvorrang, ohne Haß geboren zu sein, seine Jugend ist nicht durch die Werwolfsmär vom lauernden Erbfeind vergiftet, aber man vermute darüber nicht, daß dieses friedliebendste Land unseres Kontinents deshalb ohne hochorganisierte und modernste Abwehrkräfte geblieben ist. Es geriet hierüber noch nicht eine Weltenstunde lang in den Verdacht eroberungssüchtiger Angriffspläne. Wohl mag nun sein, daß das ungefüge, schwer verwundete und zerrissene deutsche Volk solchen Gnaden und Mächten noch bis zu seiner Gesundung entrückt ist, aber der hochgesinnte Traum von Frieden, in Gemeinschaft mit Kraft, sei uns, mit der erwachenden demokratischen Gesinnung gegönnt. Er wird mit dem Tag zur Wirklichkeit erstarken, an dem der Friedenswille Deutschlands im Konzern der europäischen Völker zur Gewißheit geworden ist.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Aufsätze und Fragmente
München/Du und das Tier/Februar 1951

Vom Wesen des Tieres

Waldemar Bonsels

Es liegt in der geistigen Entwicklung unserer Zeit, in der neuerwachten Sehnsucht nach Schau an Stelle von Wissen, daß das Tier in unserer Erlebniswelt eine andere, bedeutungsvollere Rolle zu spielen beginnt. Wir haben aufs neu erkannt, daß die Summe aller erforschbaren Einzelheiten an einem Geschöpf noch nicht ein Gramm seiner Wesenhaftigkeit ergibt, wie denn auch die Summe aller menschlichen Eigenschaften, seien es auch die besten, noch nicht ein Gramm Herz ergibt.

Was vor allem hinderte, das Wesen des Tieres recht zu begreifen, war die menschliche Überlegenheit als vorausgesetzte Norm zum Vergleich. In dem Umfang, als das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fälschlicherweise als Erkenntnis ausgegeben wurde, mußte das Tier im Rangstreit erliegen, und es sank auf eine Stufe falscher Niedrigkeit, von der es nur hier und da sentimentale Liebelei in eine trübe Sphäre äußerlicher Zugehörigkeit oder mißbrauchender Beachtung hob.

So entstand ein „Nacheinander" an Stelle eines „Nebeneinander" in der Betrachtung und Einschätzung. Es soll mich hier nicht zu biologischen Forschungen, zu Erörterungen von Entwicklungs- oder Abstammungslehren führen, auch nicht zu Behauptungen, die unerwiesen und absolut dargetan die Vorstellung einer besonderen Schau erwecken, sondern nur zu der Aussage, daß wir dem Wesen des Tiers nach meiner Überzeugung leichter gerecht zu werden vermögen, wenn wir es neben uns und in uns, und nicht unter uns erblicken.

Rangstreit ist das Vergnügen aller kleinen und unsicheren Seelen; die Freiheit der Schau und die schauende Liebe dagegen kennen keine Bewertung nebeneinander aufgerichteter Erscheinungsformen, sondern nur die Unterschiede, die ermöglichen, das Bild des All-Einen zur Harmonie zu ergänzen. Was beim Versuch einer solchen Einstellung den meisten hinderlich ist, auch bei den Bemühungen, das Tier in seinen seelischen Funktionen in das rechte Licht zu rücken, ist der Mißbrauch, der selbst in den Regionen der akkuraten Wissenschaft und Forschung auf diesem Gebiet mit dem Begriff der „Zwecke der Natur" getrieben wird. Die Natur hat keine Zwecke, die Natur hat Pläne. Ich kann mich in diesen Zusammenhängen nur an solche wenden, die bei dieser Unterscheidung unmittelbar und intuitiv erfassen, was gemeint ist, die empfinden, welches Hilfsmittel die Einsicht weiterführt, welche Einstellung zur rechten Betrachtung beruhigt.

Die Forschung nach den Graden reflektierender Vernunft beim Tier, der Maßstab jenes verpönten Rangstreits, im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein, die Voraussetzung der Überlegenheit des Menschen, führen am Wesentlichen des Tiers vorüber. Der klägliche Umschwung ins Gegenteil, die wehmütige Überschätzung des Tiers um seiner Arglosigkeit willen auf allen Gebieten, in denen sich der Mensch unter Menschen bedrängt fühlt, sei verworfen, bevor er dargetan ist. Wer sich in einer bedrängten Lebenslage, in ungeschickten Verhältnissen menschlicher Gemeinschaft lieber als Vögelchen im Walde sehen möchte, sei aus den Gebieten dieser Erwägungen in den Wald verwiesen; es wird ihm vielleicht helfen, wenn auch nicht auf die erwünschte Art.

Die Tatsache, daß man heute das Niedrigste im Menschen als tierisch zu bezeichnen pflegt, daß man kaum einen entwürdigenderen Tadel kennt, und andererseits der Wunsch, das Tier in seiner Art und Würde zu achten und zu verstehen, sollte die Blicke längst dafür geöffnet haben, daß hier im Haushalt der Begriffe Unklarheit herrscht. In Wahrheit stellt das Tier die lebendige Gestalt des Triebhaften ohne die Leitung der reflektierenden Vernunft dar und darin einen wesentlichen Teil auch der menschlichen Natur. Dieses Lebensbereich unserer selbst beginnt uns heute wieder auf neue Art bemerkenswert zu erscheinen, und das Bild, das Sinnbild dieser Erscheinung, wird das Tier. Kein Volk der Erde erkannte dies geläuterter, vorurteilsfreier und geistig unabhängiger von jeder flachen moralischen Maxime als die Ägypter. Die Götter- und Heroengestalten ihrer religiösen Kulte stellen die Zweiheit von Gott und Tier im Menschen immer wieder im Licht einer Erkenntnis dar, in der der Mensch, wie auf dem Wege vom Tier zum Gott, vom Triebhaften zum Geistigen, noch an beide Elemente gebunden ist, noch gefesselt im Tier, schon befreit in Gott.

Wer die geistige Lebensgeschichte, die religiöse Mythologie dieses Volkes, die sich uns jetzt langsam zu erschließen beginnt, mit Andacht und Einsicht verfolgt, gewinnt eine beglückend deutliche Betrachtungsform für das Wesen des Tiers, dem „Tierischen" ist der Fluch der Niedrigkeit genommen und dem Menschen das Laster des Hochmuts und der Überschätzung. Die Gottheit und das Göttliche sind in keinen unerreichbaren Himmel verbannt, und die Blüte des Geistigen hat ihre Wurzeln in erschütternder Wahrhaftigkeit in den Regionen des Unverfälscht-Triebhaften, des Tiers. Die Gegensätzlichkeit dieser Elemente, die uns beunruhigt und zerreißt, scheint bei den Ägyptern ohne Widerspruch vereint wie Wurzel und Blüte. Ob wir im Lauf der Entwicklung nicht zu größerem Abstand vom Tierisch-Triebhaften gelangt wären? Ich glaube nicht. Wer es erweisen zu können meint, vergleiche Echnatons Herrschaft mit der Napoleons oder er bedenke die Scheiterhaufen auf dem Liebesweg der christlichen Kirche.

Vielleicht geben diese Gedanken einen Hinweis auf eine freiere Betrachtungsart und einen Lichtschein der Einsicht, wenn Absicht und Mühe vorliegen, das Tier zu schauen und sein Wesen zu erfassen. Die Mythe gibt bessere Bestätigungen für das Gesagte als die Legende und Fabel, welch letztere das Tier zumeist nur als Gleichnis für menschliches Gehabe verwenden und darstellen. Sicherlich aber eröffnet diese Schau ein anderes, weites und helles Gebiet, das vom Sinnbildhaften dieser Einstellung mitten in die Wirklichkeit unseres täglichen Daseins führt, soweit der Mensch es in Gemeinschaft mit dem Tier vollbringt, soweit das Tier der tägliche Gefährte und Gehilfe des Menschen ist. Den Städtern ist hierfür der Sinn verlorengegangen, der lebendige Umgang mit dem Tier ist ihnen versagt, und mit dieser Entfremdung ist auch ein Teil der blinden Unterschätzung oder der sentimentalen Überschätzung entstanden. Ich meine mit dieser höheren Stufe der Einschätzung den Glauben an die Freiwilligkeit des Tiers im Dienst des Menschen, keine Freiwilligkeit im Sinne der reflektierenden Vernunft, sondern die Zugehörigkeit und Verbundenheit des Ur-Triebhaften mit dem Licht des Geistes.

Ist es wahr, daß, wie Wurzel und Blüte, das Triebhaft-Unbewußte die untrennbare Grundlage und Nährmutter des Geistigen im Menschen ist, so sollten die Pläne der Natur, nach denen uns das Tier zum Gehilfen und Gefährten geworden ist, alle falsche Überlegenheit und Willkür des Mißbrauchs verbannen. Wer den Hund in seiner Dienstbereitschaft, in seinem stummen, oft erschütternden Verlangen, den Willen des Menschen zu erfassen, wer die Ochsen vor dem Pflug, das Pferd als Reit- oder Zugtier einmal wachen Auges in ihrer geduldigen Bereitschaft und aufopfernden Geduld gesehen hat, ist nicht mehr behindert in der Gefolgschaft eines Glaubens an eine magische Freiwilligkeit, bis an die Grenze des Opferwillens.

Eine in diesem Verstand geordnete Schau auf das Tier im Sinnbildhaften und zugleich im einfach-praktischen Lebenssinn äußeren Verhaltens ordnet wie von selbst auch den Kampf zwischen Mensch und Tier, erhellt die Frage nach dem Recht des Tötens und gibt, aus tiefen Gründen der eigenen Beschaffenheit gehoben, die Masse für Pflege und Vernichtung.

Es wollte gesagt sein, daß wir Menschen auf dem Wege zwischen Tier und Gott, in beiden gebunden, dem Wesen des Tiers nicht gerecht zu werden vermögen, solange wir glauben, es sei uns gegeben, vom Standpunkt einer vermeintlichen Vollendung und Überlegenheit aus, auf das Tier als auf ein Unvollendetes herabzuschauen. Das Tier vollbringt seine Entwicklung nicht unter uns, sondern neben uns, als ein Sinnbild der dämonischen Wesenselemente unserer selbst. Es gibt keine Überlegenheit, die den Hochmut rechtfertigte. Was uns im Licht der Erkenntnis unterscheidet, verpflichtet.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS: 23. Feb. 1951

Erkenntnisse des Herzens

Der Dichter der „Biene Maja" beging dieser Tage — wie bereits gemeldet — seinen 70. Geburtstag. Wir bringen aus diesem Anlaß eine Blütenlese aus seinen Prosaschriften.

Wer behauptet, die Unruhe der bunten und schmutzigen Lebensgassen habe ihm die Augen für die Niedrigkeit der Menschen geöffnet, der soll mir zuerst sagen, was er unter ihnen gesucht hat. Ich habe zu oft als Grund der Enttäuschungen erfahren, daß es der eigene vergängliche Vorteil war, der nicht gefunden worden ist.

*

Ich will in meinem Glauben an die Menschheit nicht gestört sein, das ist alles. Welches Geschick mir die Menschen bereiten, ist mir so gleichgültig wie mein Kleid. Je mehr ich von ihrem Wert erkenne, um so reicher wird mein Leben sein.

*

Alle Menschen nennen sich einsam, und vielleicht sind sie es auch, jeder nach dem Maß seines Anspruchs, seiner Beschaffenheit und seines Wertes, aber wahrhaft Einsamkeit empfinden doch nur diejenigen, die niemals aufgehört haben, an die Verbrüderung aller Menschen zu glauben.

Wenn wir keine Zugeständnisse machen, so können wir wohl zugrunde gehen, aber niemals verderben. Das Kompromiß verdirbt uns, die laue Mitte, sie ist die schleichende Seuche der Menschheit, die trübe Dämmerung der Seelen, nicht Tag und nicht Nacht.

*

Es ist besser in einer Wüste wach zu sein, als in einem Paradies zu schlafen.

*

Der Weg zu uns selbst ist der einzige Weg, den wir gehen können, wenn wir wahre Gemeinschaft mit den Menschen finden sollen.

*

Die Mutlosigkeit der Menschen zu ihrem eigensten Wert und Wesen hat ihren Ursprung nicht im Mangel an Verstand oder Gedankenfülle, sondern in ihrem Mangel an Liebe. Nur das Bewußtsein der eigenen Liebeskraft gibt den Menschen wahrhaft Mut, ein freies Gewissen, den Glauben an ihr Recht und die Kraft zur Erkenntnis ihrer Schuld. In diesen Dingen liegt das menschliche Glück beschlossen und jene Heimkehr, die die Weisen der Welt das Opfer oder die Vollendung, und die die Kirche die Auferstehung nennt.

*

Wir besitzen im Grunde nicht mehr als die Schätze in der eigenen Brust; nur so viel wie unsere eigene Natur enthält, wird aus der Umwelt unser Eigentum.

*

Der Weg ist weit und deine Kraft ist heilig. Leide und fliege. Laß den Blinden, Gehorsamen die Erde, das warme Tal. Im feurigen Ungehorsam gegen die Mahnungen des bereitwilligen Blutes stürmt der Geist auf die hellen Höhen, wo „die Sonne aufgeht in ihrer Macht". Es gibt kein Ziel im Unvergänglichen, das in ungewisser Ferne liegt, solch ein Ziel ist die Beruhigung derer, die mit ihrer Hoffnung auch ihr Tun und ihre Mühe in die Weite der Zukunft schicken. Aller edle Kampf der Welt ist um den Zustand der Bereitschaft geführt worden, er ist das tägliche, das stündliche Ziel, und kein Mensch wird mehr erreichen.

*

Wir können dieser Welt niemals anders Herr werden, als indem wir sie ganz erleiden.

*

Was uns an einem adeligen Menschenangesicht zuerst bewegt und bestimmt, ist seine Traurigkeit. Es gibt keinen lustigen Adel. Sein Wesen ist die Heilsahnung, eine hohe Heiterkeit, die Freundschaft mit dem Tode. Immer wird er bei einem weiblichen Angesicht ins Mütterliche weisen und bei einem männlichen ins Geistige. Sein erstes und letztes Zeichen ist die Opferbereitschaft.

*

Die Liebe ist nicht imstande, von Wohltaten, Dank oder Güte zu leben, sie lebt nur von Liebe.

(Aus „Gott und Natur im Menschenherzen", Hermann-Hübener-Verlag, Berlin.)

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

METROPOL-GESELLSCHAFT / E. Matthes & Co.
Zeitungs-Ausschnitt-Büro
Gegr. 1926 Berlin-Charlottenburg 2 Uhlandstr. 184

Zeitung: Neue Presse

Erscheinungsort: Coburg

Datum: 3. MRZ 1951

Waldemar Bonsels / Stunde der Liebe

Als „Indienfahrt" 1917 erschien, ahnte noch niemand den Welterfolg dieses Buches. Seitdem ist es in alle Kultursprachen übersetzt und in Millionen von Exemplaren über die Erde verbreitet. Auch eine deutsche Ausgabe kam wieder bei der Stuttgarter Deutschen Verlagsanstalt heraus. Zum Geburtstag des Dichters, der am 21. Februar in das achte Lebensjahrzehnt eintrat, gedenken wir seiner mit einer der einprägsamsten Szenen aus seinem großen Bekenntnis zur indischen Welt.

Wie die meisten Frauen des Orients war das Mädchen Goy auf eine Art für die Liebe erzogen, die die Folge einer grauenhaften Verwöhntheit ist. Ueber allen ihren Handlungen lag ein zauberhaftes Glück von einer Unschuld der Gesinnung, die wie Keuschheit wirkte. Goy tat ihre Pflicht, und kein Gewissen, wie es in unserer Brust wohnt, behinderte ihre geschäftige Treue gegen den einzigen Genuß, den sie kannte und austeilte.

Ich rauchte in tiefen, durstigen Zügen und sank mehr und mehr in Betäubung. Das Mädchen ließ keinen Augenblick verstreichen, in dem sie sich nicht hinzugeben schien; ihr Bild verwandelte sich unaufhörlich; sie gab keines ihrer Geheimnisse preis, ohne ein neues ahnen zu lassen. „Vergiß das Leben", sagte sie mit sanftem Tadel, scheinbar über mein Zögern in milden Schrecken versetzt. „Bin ich nicht schön?" — „Doch, du bist sehr schön, Goy, schöner als alle, die ich gesehen habe." „O nein", antwortete sie nachdenklich, „die blassen Mädchen sind schöner." Sie schaute mit ihren übergroßen Kinderaugen auf mich hin und lächelte, als ich schwieg. Ihre Nägel waren rot bemalt, und ihre Hände wie ihr ganzer Körper waren mit großer Sorgfalt gepflegt.

„Die Menschen legen mit den Kleidern die Lüge nicht ab", sagte Goy, „ich glaube an nichts als an die Liebe und an die Lust, die durch sie kommt."

Ich verstand, wie sie ihre Worte meinte, denn sie stand, als sie so sprach, innig dargeboten und aufgerichtet vor mir und hob ihre Arme, als ob sie eine Schale darreichte. Ihr Haupt verdunkelte die Ampel, so daß ihre Gestalt in magischen Lichträndern glomm. Aber ihre Worte bewegten sich in meinem Herzen auf eine andere Art, sie nahmen Glanz an und entzündeten sich für eine weite Reise.

Goy las in meinen Zügen. „Vergiß", sagte sie, „woran mußt du denken? Hier ist weder Zeit noch Tag und Nacht." — „Und doch, du Geliebte einer kleinen Ewigkeit, ist nicht das Leben länger als die Jugend?" „Nein", sagte Goy sicher, und ihr Lächeln hatte etwas unfaßlich Ueberzeugendes, „vielleicht für euch Männer, aber für uns Mädchen nicht. Eine alte Frau ist schlimmer als eine ausgepreßte Mangofrucht, mit den Gliedern welkt die Hoffnung, denn das Blut verliert seine Stimme, der der Gang der Welt gehorcht. Kein Kind wird meine Freude sein." — „Was kann ich für dich tun, Goy? Nimm alles, was ich habe!" — „Ich nehme nichts", sagte das Mädchen. „Ich habe niemals etwas genommen. Die Alte nimmt. Sage mir, daß ich schön bin, und daß ich dich beglückt habe."

„Du bist sehr schön." — „Du sagst nur das eine, so bist du undankbar, oder du bist von denen, die niemals sich selbst vergessen können, als wären sie so wichtig, ach, so wichtig."

Sie kam mir ganz nah und sah mir unter die Augen, dann zog sie gelinde den Finger vom Winkel meines Auges über die Wange und um den Mund herum, seufzte tief auf, als beklage sie mich, und nickte.

Ich schloß die Augen. Die feuchte Blüte an ihrem Gürtel näherte sich meinem Gesicht, und mir war für einen Augenblick, als legte sie sich kalt auf meine Stirn. „Welche Menschen meinst du?" fragte ich. Mir war, als wiche der bunte Rausch, wie Wolken dem Wind weichen, für kurz von mir. Goy sann nach und lächelte wehmütig, als gäbe sie mich verloren; dann hob sie die Hand an meine Stirn, tippte schnell mit der Spitze des Fingers an meine Schläfen und sagte: „Das kalte Feuer dort! Es ist stärker als alle anderen Flammen und scheint heller. Es kämpft mit der Wärme des Herzens und hat schon viele Herzen ausgelöscht. Ihr müßt immer von einem zum andern. Wer alle Hindernisse zu seinen Mitteln machen will, verdirbt seine Ruhe, denn die Welt ist voller Hindernisse. Wohin willst du? Unsere Weisen lächeln über euch. So komm, vergiß!" —

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Hermes - Zeitungsausschnittbüro
Bonn, Königstr. 2

Südschleswigsche
Heimatzeitung
Flensburg

10 März 1951

Waldemar Bonsels Die Stunde der Liebe

Als „Indienfahrt" 1917 erschien, ahnte noch niemand den Welterfolg dieses Buches. Seitdem ist es in alle Kultursprachen übersetzt und in Millionen von Exemplaren über die Erde verbreitet. Auch eine deutsche Ausgabe kam wieder bei der Stuttgarter Deutschen Verlags-Anstalt heraus. Zum Geburtstag des Dichters, der in diesen Tagen in das achte Lebensjahrzehnt eintritt, gedenken wir seiner mit einer der einprägsamsten Szenen aus seinem großen Bekenntnis zur indischen Welt.

Wie die meisten Frauen des Orients war das Mädchen Goy auf eine Art für die Liebe erzogen, die die Folge einer grauenhaften Verwöhnheit ist. Über allen ihren Handlungen lag ein zauberhaftes Glück von einer Unschuld der Gesinnung, die wie Keuschheit wirkte. Goy tat ihre Pflicht, und kein Gewissen, wie es in unserer Brust wohnt, behinderte ihre geschäftige Treue gegen den einzigen Genuß, den sie kannte und austeilte.

Ich rauchte in tiefen durstigen Zügen und sank mehr und mehr in Betäubung. Das Mädchen ließ keinen Augenblick verstreichen, in dem sie sich nicht hinzugeben schien; ihr Bild verwandelte sich unaufhörlich; sie gab keines ihrer Geheimnisse preis, ohne ein neues ahnen zu lassen. „Vergiß das Leben", sagte sie mit sanftem Tadel, scheinbar über mein Zögern in milden Schrecken versetzt. „Bin ich nicht schön?" — „Doch, du bist sehr schön, Goy, schöner als alle, die ich gesehen habe." „O nein", antwortete sie nachdenklich, „die blassen Mädchen sind schöner." Sie schaute mit ihren übergroßen Kinderaugen auf mich hin und lächelte, als ich schwieg. Ihre Nägel waren rot bemalt, und ihre Hände wie ihr ganzer Körper waren mit großer Sorgfalt gepflegt.

„Die Menschen legen mit den Kleidern die Lüge nicht ab", sagte Goy, „ich glaube an nichts als an die Lust, die durch sie kommt."

Ich verstand, wie sie ihre Worte meinte, denn sie stand, als sie so sprach, innig dargeboten und aufgerichtet vor mir und hob ihre Arme, als ob sie eine Schale darreichte. Ihr Haupt verdunkelte die Ampel, so daß ihre Gestalt in magischen Lichträndern glomm. Aber ihre Worte bewegten sich in meinem Herzen auf eine andere Art, sie nahmen Glanz an und entzündeten sich für eine weite Reise.

Goy las in meinen Zügen. „Vergiß", sagte sie, „woran mußt du denken? Hier ist weder Zeit noch Tag und Nacht." — „Und doch, du Geliebte einer kleinen Ewigkeit, ist nicht das Leben länger als die Jugend?" „Nein", sagte Goy sicher, und ihr Lächeln hatte etwas unfaßlich Überzeugendes, „vielleicht für euch Männer, aber für uns Mädchen nicht. Eine alte Frau ist schlimmer als eine ausgepreßte Mangofrucht, mit den Gliedern welkt die Hoffnung, denn das Blut verliert seine Stimme, der der Gang der Welt gehorcht. Kein Kind wird meine Freude sein." — „Was kann ich für dich tun, Goy? Nimm alles, was ich habe!" — „Ich nehme nichts", sagte das Mädchen. „Ich habe niemals etwas genommen. Die Alte nimmt. Sage mir, daß ich schön bin, und daß ich dich beglückt habe."

„Du bist sehr schön." — „Du sagst nur das eine, so bist du undankbar, oder du bist von denen, die niemals sich selbst vergessen können, als wären sie so wichtig, ach, so wichtig."

Sie kam mir ganz nahe und sah mir unter die Augen, dann zog sie gelinde den Finger vom Winkel meines Auges über die Wange und um den Mund herum, seufzte tief auf, als beklage sie mich, und nickte.

Ich schloß die Augen. Die feuchte Blüte an ihrem Gürtel näherte sich meinem Gesicht, und mir war für einen Augenblick, als legte sie sich kalt auf meine Stirn. „Welche Menschen meinst du?" fragte ich. Mir war, als wiche der bunte Rausch, wie Wolken dem Wind weichen, für kurz von mir. Goy sann nach und lächelte wehmütig, als gäbe sie mich verloren; dann hob sie die Hand an meine Stirn, tippte schnell mit der Spitze des Fingers an meine Schläfen und sagte: „Das kalte Feuer dort! Es ist stärker als alle anderen Flammen und scheint heller. Es kämpft mit der Wärme des Herzens und hat schon viele Herzen ausgelöscht. Ihr müßt immer von einem zum andern. Wer alle Hindernisse zu seinen Mitteln machen will, verdirbt seine Ruhe, denn die Welt ist voller Hindernisse. Wohin willst du? Unsere Weisen lächeln über euch. So komm, vergiß!" —

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

monacensia
im hildebrandhaus

Fragmente

München/Münchener Allgemeine/4.August 1951

Herkommen und Zukunft / Von Waldemar Bonsels

Wenn ich mich in diesen Ausführungen vornehmlich an die Jugend wende und zugleich für sie spreche, so meine ich damit nicht nur die Jugend an Jahren. Dafür gibt es im Leben zu viele Greise von dreißig Jahren und zu viele Sechzigjährige, die jung sind. Am wenigsten möchte ich, daß sich mit der Anrede an die Jugend der mahnend erhobene Finger zeigt, den die Anmaßung der Herablassung so gern über pädagogische Landschaft erhebt, über Lehrbezirke, in denen immer noch die Ansicht herrscht, es möchte ein Esel, nur deshalb weil er altert, zu einem Löwen werden. Unter Jugend verstehe ich Aufgeschlossenheit und Empfängniskraft und die lebendige Ausstrahlung natürlichen Wohlstands und geistigen Glücks. Nur der Appell an diesen natürlichen Wohlstand und an dieses geistige Glück wird Widerhall finden.

Über allen Fragen moralischer und kultureller Natur steht das Gebot der Menschlichkeit, wie zwischen Gräbern und Sternen, als eine unerschütterliche Forderung fest, aber die Sittengesetze sind zeitlich wandelbar und wechselnd, nicht nur im Ablauf der Weltgeschichte, sondern auch im Absturz der Zeitgeschichte. Wenn man, wie es jetzt der Jugend gegenüber allerorts geschieht, alte und neue Sittenvorschriften weiterhin schichtete, und täte es bis zur Höhe des Ulmer Münsters, und sie mit allen Scheinwerfern der Vernunft anstrahlte, so entstünde darüber noch nicht ein Gramm echter Menschlichkeit. Hier wird bei den Ermahnungen und Belehrungen, von denen die pädagogischen und enghumanistische Welt widertönt, Verhalten und Charakter durcheinander gebracht, und die Voraussetzungen, unter denen ein braves Verhalten zu erreichen ist, werden mit den Vorbedingungen verwechselt, unter denen sich ein Charakter bildet. Als erster Aufblick in freiere Höhen der Menschlichkeit behalte der Grundsatz Gültigkeit, daß wahre Humanität nicht durch sittliche Gesetze zu begrenzen ist.

Nichts ist verständlicher, als daß heute die Jugend, soweit sie echt ist, sich mit aller Macht gegen die ethischen, moralischen und religiösen Maximen sträubt, mit denen man sie auf den sogenannten rechten Weg zurückzulenken sucht, ohne daß seine Verkünder diesen Weg selbst kennen. Die Jugend sucht zur Bildung von Seele und Charakter das Vorbild, nicht die Belehrung. Es kommt hinzu, daß die echten sittlichen Kategorien in den zurückliegenden Jahren schändlich mißbraucht worden und in heillose Verwirrung geraten sind. Es ist der Jugend gegenüber die Gewißheit verlorengegangen, daß das zugleich natürliche wie geistige Vorbild im Begriff des Vaters beschlossen liegt. In ihm ruht an erster Stelle der Glaube an das Herkommen, die Andacht und Ehrfurcht wie auch ein der Seele tief eingeborener Hang nach einer Autorität, deren Lichtquelle im Liebesbereich entspringt.

Wenn ich vom Vater spreche, so rede ich hier also nicht vom Familienoberhaupt im bürgerlichen Sinn, sondern vom Wesenbegriff des Vaters im Machtbereich der geheimnisvollen und ewigen Kräfte, die alles Schöpferische ausstrahlt. Es geht mir um das Sinnbild und Wahrzeichen, das in den vertrauensvoll erhobenen Armen des hilflosen Kindes vor dem leiblichen Vater seine erste natürliche Bekräftigung erfährt, das sich im Leben durch den Glauben an das Herkommen in Andacht und Ehrfurcht festigt, bis zum Aufklang im Beginn des Gebets aller Gebete, unter dem wir unsere Toten in den mütterlichen Schoß der Erde zurückbetten. In jenem Anruf des Vaters, der der dahingeschiedenen Seele nachklingt, schließt sich der Ring, der einst mit den erhobenen Kinderarmen im ersten Vertrauen seinen Kreislauf begann, und vollendet sich als Geisteshort des Glaubens an eine unverlierbare Heimat.

Was heute der Jugend an erster Stelle Halt bieten und Kraft verleihen könnte, ist der erhobene Blick auf die väterlichen Werte ihres eigenen Herkommens. In ihnen ruht die Gewähr, daß ihr Glaube an die Hochgesinnten und Aufrechten der versunkenen Generationen, und mit ihnen das Andenken an die Gefallenen der vergangenen Kampfes- und Todesjahre, heilige Gültigkeit haben. Mit solchem Aufblick gerät die junge Seele ruhig, unbelehrt und wie von selbst in die Lichtbahn, die zum unnennbaren Herrn der Liebesordnung führt, zum Vater.

Solange solch ein Bild des Vaters sich nicht ruhig und groß wieder in unserem Herzen und auf unserem Heimatboden erhebt, geehrt und gerühmt, wird unsere vaterlos gewordene Jugend unweigerlich in die Irre gehen, und kein Magistereifer, keine Katheder- oder Kanzelweisheit, keine politische Propaganda werden ihr viel bedeuten. Was ihr fehlt, ist die Erinnerung und der Glaube an den Wert ihrer Toten. Es will erkannt sein, daß ein politischer Irrtum nicht Helden zu Narren macht, und Kämpfer nicht zu Verbrechern. Es gibt kein vergebliches Heldentum. Was vergeblich ist, in einem zweifachen Sinne, hat nichts mit Heldentum zu tun.

Es ist bei aller schmerzhaften Rückschau von Bedeutung, einzusehen, daß ein Fluch nur in der Atmosphäre des Bösen, des Frevels und der Untat fortzuleben vermag. Dagegen hebt die Atmosphäre des Guten die fortzeugende Macht des zurückliegenden Bösen auf. Ein Fluch lebt niemals in der Atmosphäre des Guten fort, auch dann nicht, wenn Schillers Wort vom Fluch der bösen Tat weiterhin mißverstanden wird. Dieses Gute ist nun, in seinem Aufleuchten als Quellgebiet der Selbsterkenntnis, nicht vom Glauben an den Wert des Herkommens zu trennen.

Es ist für die europäische Jugend von entscheidender Wichtigkeit, daß sie von dem teuflischen Irrwahn befreit werde, es seien in den zurückliegenden Kriegen die gewissenlosen Nutznießer gewesen, welche die Tapferen und Opferbereiten in den Tod geschickt hätten. Welch eine Entwürdigung für alle Gefallenen liegt in einem solchen Trugschluß beschlossen! Es ist in Wahrheit genau umgekehrt: Die Helden des Weltgeschehens, hier wie dort, die Mutigen und Opferwilligen verwiesen die Ausbeuter auf ihre erbärmlichen Posten. Die im Ruhmeslicht der Selbsthingabe Gefallenen sind es noch heute, die aus ihren Grabstätten heraus über die Frevler zu Gericht sitzen. Solches Gericht wird von der Jugend aller Völker anerkannt, und niemand wird diesem Gericht entgehen, heute nicht und morgen nicht.

Der Jugend mag aus den Grimassen der zurückliegenden Erlebnisjahre der Sinn für die Gefahr aufgegangen sein, die sich mit der Vorherrschaft einer verständlich-materialistischen Weltschau als Träger kalter Berechnung der Vernunft verbindet; die ganze Dummheit dieser Weltschau ist ihr noch nicht aufgegangen. Niemals führt der Fanatismus der Begriffsgläubigkeit in seiner Abwandlung selbst der gescheitesten Denkregeln zur Liebesordnung, von deren Warte aus allein ein klarer Einblick in das Weltgeschehen zu gewinnen ist. Der Erlebnisweg zu solch innerer Freiheit geht genau umgekehrt: Im Bereich der Liebesordnung bilden sich Individuum und Charakter zu jener Selbsterkenntnis, mit der alle zeitliche und ewige Lebensordnung beginnt. In der Verwechslung und Verfälschung dieser Grundgesetze der Schau auf Heil und Unheil ist die trübe Quelle des Frevels entsprungen, die in den zurückliegenden Jahren so viele junge Seelen vergiftet hat.

Das ungetrübte Bild des Vaters, als Glaube an das Licht der Herkommens, ist eines der wesentlichen Wahrzeichen, das es in der verarmten Zeit der gedanklich-rationalistischen Vorherrschaft aus dem verschollenen Seelenland mythischer Heilsgewißheit in unsere Tage hinüberzuretten gilt. Mit ihm wird sich das Lebens- und Tatrecht der neuen Jugend erheben, und mit seinem Dahinsinken werden nur noch die Vorteilssucht und die Angst, die schlechtesten Beraterinnen, die es in der Welt gibt, die Wegweiser in die Zukunft aufstellen.

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten-Bureau
Berlin Tempelhof, Boelckestr. 91a
Fernruf 66 40 54

Die Union
Dresden
1. Sep. 1952

Gefährten des Lebens

von Waldemar Bonsels

Anjes Leben war glücklich. Sie bewegte sich unter den vielerlei Lebewesen der Moorebene und des Waldes wie unter wohlwollenden Gefährten, sie kannte die Pflanzen und wußte, wann ihre Knospen aufbrachen, ob sie des Nachts ihre Kelche schlossen und welcherlei Insekten sie besuchten. Sie fühlte den Regen kommen, bevor noch die Kühle oder der Schatten ihn verrieten, und sah am Zug der Wolken, ob der Wind wechseln und woher er kommen würde. Die Tiere und die Wolkenbilder am Horizont verrieten ihr die Ereignisse der Natur, von den Bienen erfuhr sie die Stunde, in der ein Unwetter hereinbrechen würde, und die Vögel warnten sie im Walddunkel, wenn sie schlief. Sie wußte, ob der Laut, den ein Tier gab, Freude, Schmerz oder Angst verriet, ob die Geschöpfe der Fluren einander warnten oder lockten; ihre Gewohnheiten verkündeten ihr die Anzeichen der Tagesstunden, bis spät in die Nacht hinein.

Anje hörte es an den Regungen der Kreaturen, wann die Sonne unterging. Sie lag mit geschlossenen Augen am Wasserrand des Moorsees, das Gesicht in den Händen und die Hände im Gras. Sie wußte, daß die Sonne im Westen schon tief stand, und lauschte. Dann fühlte sie die unhörbaren Bewegungen, in denen Wasser, Tiere, Pflanzen und Wind wie mit leisem Aufseufzen sich der Nacht ergaben, wenn der Rand des glühenden Sonnenballs versank.

Da ihre Sinne Gemeinschaft mit den Sinnen der Lebendigen der Natur hatten, so wertete sie die Wohltaten ihres freien Tages nach den Ansprüchen ihrer stummen Lebensgefährten. Der Hund Hirte hörte sie seltsame Dinge sagen, und es wurde ihm mancherlei erklärt, von dem er, bei all seiner Bescheidenheit, eine überlegene Meinung bewahrte. Anje erzählte ihm vom klugen Licht, das alle Wege fand, und vom Wasser, das niemand verändern könnte, die Luft ängstigte sich vor den Wetterwolken und sprang in den Wald, und der Himmel war bald nah, bald fern.

Anje hatte große Furcht vor allen Geräuschen, die nicht dem selbsttätigen Leben der Geschöpfe entsprangen, die Stille der Natur war das Element ihres Friedens, in ihr atmete und ruhte ihre Seele. Als sie einst zum erstenmal hörte, wie ihr Vater einen Ast zersägte, weinte sie mit dem schreienden Baum. Erst viel später begriff sie die scheinbaren Grausamkeiten, die sich mit der Erhaltung des Lebens verbinden. Sie hatte lange den Marder gehaßt, der die Nester der Vögel zerstörte und ihre Brut vertilgte, bis sie einst im Hochwald eine vom Sturm gefällte Buche fand, in deren Stamm ein Marderpaar sein Heim in einem verlassenen Elchhornbau errichtet hatte. Dort beobachtete sie, wie der Marder seinen Jungen, die vor Furcht und Hunger jämmerlich klagten, Nahrung brachte, und sie sah, daß es ein nackter Vogel war, den er ihnen zutrug. Da begriff Anje zum erstenmal, daß die Natur des Mitleids und der Hilfe der Menschen nicht bedurfte, was man ihr hinzuzufügen glaubte, nahm man ihr gewiß an anderer Stelle. Anje empfand sich als zu klein, um zu wissen, was zu tun notwendig war, dessen war nur ihr Vater mächtig.

Aber sie herrschte im Wald und war ihrer Kräfte froh, die mit ihrer Andacht wuchsen. Sie beobachtete die Ranken der Schlinggewächse, wie sie sich geduldig drehten und im Wachsen nach einem Halt tasteten. Darüber erkannte sie, daß ihre eigenen Augen wohl geschickter waren, aber sie half den Pflanzen nicht, sondern ließ ihnen ihr Wesen. Die Bäume, die großen und kleinen, blieben ihr Leben lang an dem Ort stehen, der sie hervorgebracht hatte, immer traf der Westwind die gleichen Blätter zuerst, und immer dieselben Aeste empfingen im Wipfel die Morgenglut. Anje aber konnte schreiten, wohin sie wollte, sie konnte den Schein der Sonne empfangen oder sich im Schatten bergen. Im heimlichen Glück ihrer Kräfte versank ihr Blick oft in Gedanken an die Geduld der Bäume, die schön und erhaben waren und denen nichts mangelte. Sie versuchte wohl eine Weile wie ein Baum zu leben, stellte sich klein und feierlich zwischen die großen Freunde und bildete mit ihnen den Wald. Aber sie vergaß ihre ernsten Pflichten schon bei einem Schmetterling oder bei irgendeinem Gedanken, der herausgaukelte, wie jener.

Zu ihrer großen Freude gehörte es, auf den Moorwiesen der Arbeit der Insekten zuzuschauen, dem Eifer der Bienen, dem Spiel der Schmetterlinge oder den Beschäftigungen der Käfer. Sie machte mit ihnen den sonnigen Weg von einer Blume zur anderen und bebte vor Glück, wenn sie mit einer Biene ein rotes oder blaues Blumenhaus betrat. Das farbige Licht der duftenden Halle schlug auch über ihr zusammen, sie begriff die Seligkeit, so licht zu hausen. Die kleinen Blumen neigten sich an ihren Stielen, wenn ein geflügeltes Tier ankam, und so verband sich oft ein gelindes Schaukeln mit ihrem sorglosen Tun. Trafen sich zwei in der gleichen Blüte, so ließen sie einander vorüber, ohne sich zu stören, das kam, weil der Reichtum an Blumen unermeßlich war.

Anje liebte den Ausblick in das ebene Land. In der Weite erhoben sich die Kuppeln der Bäume vereinzelt oder in Gruppen, die das Blau der Ferne geheimnisvoll zusammenschloß oder verkleinerte. Das bunte Bild des Landes unter dem Himmelsblau weitete ihr Herz in unsagbaren Ahnungen von zukünftigem Geschehen. Gegen Süden verschloß das schwarze Band des Föhrenwaldes die Welt. Dorthin zogen am Abend die Krähen, deren Flug man am längsten mit den Blicken folgen konnte.

Am meisten aber liebte Anje den Wind, der vom kaum vernehmbaren Flüstern bis zur brausenden Musik anwachsen konnte, und der ihr das Leben in der Natur verherrlichte. Sie kannte seine Stimme in der Ebene und eilte über das Feld seinem freien Singen entgegen, das ihre Arme in sinnloser Freude emporriß. Er beherrschte den Himmel und lenkte den Gang der Wolkenzüge, die er in grauen Massen über die Erde dahintrieb oder der Sonne entgegen, in deren Wärme die weißen im Blau zergingen. Er bediente sich der Baumkronen, um sein Brausen, das bis zum donnernden Getöse anschwellen konnte, vernehmen zu lassen, und diesem Anschwellen lauschte ihr Blut mit jauchzendem Erbeben. Wenn er sich zu seiner Gewalt erhob, so befreite er die Sinne von den Gedanken und beflügelte die Seele, die sich ihm vertraute, wie das Laub des Erdbodens oder wie der Staub der Wege. Der Wind rief die Ahnung von einer Vollendung wach, die in keiner Stille zu finden war.

Er drang wie das Licht überallhin, und niemand entging seinen Berührungen, die Leben weckten. Er konnte klagen und Trauer verbreiten, bald schmeichelte er, bald drohte er, es war um so seltsamer, als man seine Kraft kannte, und man verstand ihn nur, wenn man bedachte, daß er ein Kind war. Oft kam er im Dunkel der Sommernacht ins Zimmer, man fühlte ihn auf der warmen Stirn, er brachte den Schlaf, wenn er die Augenlider berührte, weil darüber das Blut kühl und glücklich wurde.

Oft zog Anje im Traum mit ihm hinaus, sie kühlten das Wasser für den Morgen, schaukelten die Zweige der Büsche und kamen aus dem Wald in die Ebene. Dort zogen sie unter den Sternen hin über die Moorseen, im Dunkeln. Nach solcher Fahrt blieb ihr die Erinnerung zurück, als ob sie den Wind erblickt hätte, den doch niemand gesehen hatte, aber sie wurde sich keiner Einsamkeit bewußt.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten-Bureau
Berlin-Tempelhof, Boelckestr. 91 a
Fernruf 66 40 54

Deutsche Stimmen, Hannover

Nr. Dat. 16. Nov. 1952

Erinnerung eines Jungen

Von Waldemar Bonsels

Tante Eukarestie hatte einen kleinen, behaarten, grünlichen Kaktus, er war aber schon seit Jahren tot, das sah man bald, wenn man sich auf Pflanzen verstand. Sie behauptete jedoch, daß er nur recht langsam wachse und liebte ihn sehr. Er bekam einmal in der Woche etwas Wasser und wurde nachmittags ins Schlafzimmer getragen, weil dann dort die Sonne schien. Mit diesem Gewächs habe ich der Tante einmal große Freude gemacht, ich glaube, es war die einzige, und mit ihr verbindet sich eine der tiefsten Beschämungen meiner Kindheit. Wie bald habe ich den Kummer vergessen, den ich anderen bereitet habe, aber diese Freude nie.

Die Hartnäckigkeit, mit der die Tante auf die Lebensäußerungen dieses Kaktus hoffte, die selbstsichere Art, mit der sie meine Einwände weit von sich wies, reizten mich, und ich brachte eines Sommertags ein paar kleine rote Feldblümchen mit, wie sie, ähnlich wie die Männertreu, in Kornfeldern zu finden sind, zart von Blüte und hochrot, nicht größer als der Stern eines Vergißmeinnichts. Mit einem kleinen Nagel bohrte ich den Kaktus vorsichtig an, der hart und trocken wie morsches Holz war, und pflanzte auf kurzen Stielen zwei dieser kleinen Blumen in seine Stachelhaut. Es sah fabelhaft echt und lebensfroh aus.

Als ich am andern Tage zu ihr kam, ich hatte meine Tat schon vergessen, empfing sie mich mit geheimnisvollen Gebärden an der Tür, die sie offen ließ, was nie geschah, nahm mich bei der Hand und führte mich, auf den Fußspitzen gehend, ins Schlafzimmer. Auf dem Fensterbrett in der Sonne stand der blühende Kaktus.

„Kind, mein lieber, lieber Junge!" rief sie, und ihre Hand, die die meine fest umklammert hielt, zitterte, wie auch ihre Stimme, die mir lieb und zärtlich vorkam wie nie zuvor. „Da siehst du es nun, mein Bürschchen! Wie glücklich bin ich, daß ich es habe erleben dürfen, so glücklich . . . wie ein Christrose ist er aufgeblüht, und leise über Nacht . . ."

Da wollte ich nun lachen und mit Jubel den Triumph über sie einstreichen, aber ich mußte sie anschauen und ihr Bild verschwamm mir vor den Augen. Das ist eine ganz verfluchte Sache gewesen!

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Tempelhof, Boelckestr. 91 a
Fernruf 66 40 54

H. Elsner -
Göttinger Tageblatt, Göttingen

Nr. Dat. 13. Dez. 1952

1/c

IM NAMEN DER LIEBE

Gedanken von Waldemar Bonsels

In seinen mytischen Romanen warb Waldemar Bonsels, der in diesen Tagen am Starnberger See starb, für eine dem Brahmanentum verbundene Christlichkeit abendländischer Observanz. Wie Hermann Hesse ist dieser wache und hellsichtige Träumer, der mit seinem in alle Kultursprachen übersetzten Buch von der „Biene Maja" eines der schönsten Märchen deutscher Sprache schuf, ein Wanderer zwischen West und Ost und ein Bekenner echter seelischer Werte gewesen.

Das machen neben der zarten und berauschenden Indiendichtung vor allem aber auch die Losungen und Aphorismen des Holsteiner Arztsohnes deutlich, von denen einige hier zu einem Strauß des Gedenkens für den toten Dichter gewunden seien:

Wahrhaft gerecht ist in der Welt nur das, was im Geist der Liebe geschieht oder unterbleibt.

Was dich die Liebe nicht lehrt, das sollst du nicht wissen.

Lieber nenne ich meine Lebensbegier meine Pflicht, als daß ich meine Feigheit meine Tugend nenne.

Wer sein Leid erleichtern will, der füge seiner Last das Leid eines geliebten Menschen hinzu.

Glauben ist der Gesundheitszustand starker Seelen, Glauben ist das ewige Ja.

Der Kompromiß verdirbt uns, die laue Mitte, sie ist die schleichende Seuche der Menschheit, die trübe Dämmerung der Seelen, nicht Tag und nicht Nacht.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS“ Nachrichten-Bureau
Berlin-Tempelhof, Boelckestr. 91a
Fernruf 66 40 54

Gelsenkirchener
Morgenpost

Nr. Dat. 18. JAN. 1953

WALDEMAR BONSELS:

Das ewige Ja

Nun ist der letzte Weg verschneit,
der Blick versinkt in Weite.
Der Tod in seiner Herrlichkeit
geht ruhig mir zur Seite.

Es dringt kein Laut an unser Ohr,
auch unser Schritt geht leise. —
So sag', was galt es denn zuvor,
auf dieser kurzen Reise?

Wen rufst du an, wenn du so fragst,
mein Herz, ins All verschlagen?
Nur Gott will hören, ob du wagst,
ihn noch in dir zu tragen.

So sag' nun ja, und tu es auch.
Er wird nun sein und kommen,
wenn er von deiner Lippen Hauch
dies letzte Wort vernommen.

Dieses bisher unveröffentlichte Gedicht von Waldemar Bonsels entnahmen wir einem Privatdruck, den die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, zum Gedenken an den im vorigen Jahre Verstorbenen ihren Freunden gewidmet hat. Er enthält, zum Teil in handschriftlicher Wiedergabe Lyrik aus den letzten Lebensjahren des Dichters.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Hitzeplagen in Alt-Wien

1304 konnte man bei Korneuburg trockenen Fußes durch die Donau

Hitzeplagen an „Hundstagen" — die durch den Frühaufgang des „Hundssternes" Sirius bestimmte Zeit zwischen 23. Juli und 23. August, meist die heißeste im Jahresablauf — gab es in unseren Zonen zu allen Zeiten. Schon im alten Griechenland brachten sie übergroße Hitze und nach Hippokrates schwere Gallenkrankheiten. Auch Alt-Wien litt unter ihnen; doch brachen des öfteren noch unheilvollere Hitzeplagen über die Donaustadt herein. So verdorrten im Juli 848 die Weinberge im ganzen Wiener Umkreis, vertrocknete 994 das Wasser in den Bächen, daß der Gestank verfaulter Fische die Luft verpestete, mußte der Wein 1186 schon im August gekeltert werden. 1231 war die sommerliche Hitze so furchtbar, daß man im Sande des ausgetrockneten Donaubettes Eier zum Kochen brachte; 1304 konnte man den Strom bei Korneuburg trockenen Fußes überschreiten. 1394 traten infolge der Hitze viele Fälle von Veitstanz auf, entzündeten sich weite Wälder. 1472 fiel vom 4. Juli bis 29. September kein Regentropfen. Hingegen gedieh der Wein so reichlich, daß man für einige Eier einen Eimer des edlen Nasses gab. Besonders heiß waren die Pestjahre 1513 und 1679. 1718 blieb der Regen volle fünf Monate aus, das Erdreich barst; die quälende Hitzeperiode 1761 begann schon Mitte April und dehnte sich bis in den Oktober.

Wie man in Alt-Wien den Durst löschte

So im mittelalterlichen Wien des Sommers heiße Tage nahten, hatten Ratsherren und Ratsschreiber der Kaiserstadt des „Leithgebens" halber Arbeit über Arbeit. Wiens Reichtum erwuchs damals aus dem Weinbau. Schier in jedem Bürgerhaus gab es eine offene Weinschank, wo der Hausherr durch seinen „Bestellten" den Wein „auf kleine Mass" ausschänken ließ. Hiezu bedurfte er aber der Bewilligung des Rates der Stadt. War diese gegeben, lief der Trommler mit dem „Tanngrassech" durch die Straßen, um den Namen des Leithgebs zu verkünden. Alsbald nahten die wackeren Mitbürger, bei kühlem Trunk Hitze und Mühen des Tages zu vergessen. Wobei allerdings des öfteren zuviel des Guten geschah. Schon um 1230 tadelt der Wiener Arzt und Dichter Heinrich von Neustedt: „Trunkenvoll und übersatt ist mancher Mann in der Wienerstadt und etliche Frauen allda!" Das Bier hatte seinen Weg aus Flandern nach Österreich genommen; als ältestes Brauhaus wird Sankt Marx bezeichnet, das dünnes Weißbier braute, das in der sommerlichen Hitze den Weinschenken bald arge Konkurrenz machte. „Zum Schutze des Weinbaues" verbot Herzog Albrecht V. 1430 den Bierausschank überhaupt; mehrere Jahre hindurch blieb diese Verfügung in Kraft. So wußten sich die Herren der Schöpfung die Qualen der sommerlichen Hitze erträglich zu gestalten. Die Schönen der Stadt bekämpften den sommerlichen Durst vorerst mit Wasser, dem einige Tropfen Essig zugesetzt, später durch „Zuckerschäufelein, gemacht von Berberbeersaft, welcher, mit Schwefelgeist gesäuert, über alle Massen kühlt und abfrischt". Seit dem 16. Jahrhundert erfreute sich auch der „Maitrank" den ganzen Sommer hindurch großer Beliebtheit; die jungen Waldmeistertriebe wurden im Wienerwald emsig gesammelt, vorsichtig getrocknet, aufbewahrt und nach dem Rezept behandelt:

„Im Walde grünt ein Edelkraut —
ich nenn' es nicht mit Namen;
das magst du pflücken frisch betaut
eh's Blüten trägt und Samen.
Wie Quirle stehn in grader Zahl
am eckigen Stiel die Blätter schmal;
die mußt du streu'n und stürzen
ins Kännelein, den kühlen Wein
gar wohl damit zu würzen."

Das „Gefrorene" war zuerst nur für den Adel

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts trat die „Limonade", ein kühlendes Getränk aus Wasser, Zitronensaft und Zucker, ihren Siegeszug um die Welt an und wurde auch in Wien bald heimisch. Das heute allüberall verbreitete und beliebte „Eis" — ehemals „Gefrorenes" genannt — blieb bis zur Zeit Kaiser Josefs II. dem Hofe und hohen Adel vorbehalten. Bald erstanden „Limonadehütten" auf den Plätzen der Stadt, erfreuten sich eines reichen Zuspruches und waren aus dem Stadtbilde bald nicht mehr wegzudenken. Bis zur mitternächtigen Sperrstunde ergötzte sich dort das Publikum bei Scherz und Flirt auch an prächtigem Fruchteis. Später übersiedelte das „Gefrorene" aus den Limonadehütten in die „Zuckerbäckereien" und Kaffeehäuser.

1717 das erste Donaufreibad

Im alten Wien waren kalte Bäder als Erfrischungsmittel völlig unbekannt; war es auch gebräuchlich, am Vorabend von Kirchenfesten, der Hochzeit, des Ritterschlages und anderer Feierlichkeiten ein Bad zu nehmen, galt dies nur der Körperreinigung. Öffentliche Badstuben, wo es meist feuchtfröhlich herging, kamen in Mode; doch hemmte die Furcht vor Ansteckung bald deren Gebrauch. Auch war ihr Ruf nicht gerade der beste, so daß Ärzte, Geistliche, schließlich auch die Regierung gegen sie auftraten. So bedienten sich die Wiener — wenn überhaupt — auch in den Hundstagen nur des warmen Wannenbades. Allmählich zog es aber doch die Jugend zum kalten Wasser, zum Wienfluß, zur Donau, deren Arme bis ins Stadtgebiet reichten. 1717 errichtete der Chirurg Zechmayer ein Donaufreibad am Schüttel, 1780 Regierungsrat Ferro ein zweites in der Brigittenau. Größeren Aufschwung erlebte das Badewesen erst im 19. Jahrhundert, wo allmählich alle Bäderarten, Schwimmbäder, römische Bäder, Dampfbäder, Volksbäder und Strombäder, erstanden, endlich auch Badezimmer zum integrierenden Bestandteil moderner Wohnungen wurden.

Immer mehr wuchs das Bedürfnis, in der heißen Jahreszeit, während der Hundstage, der Stadt zu entfliehen. Die Frage der Verkehrsmittel suchte man vorerst durch „Zeißlwagen", denen sich später Stellwagen und „Linienfiaker", die ihre Wagen platzweise vermieteten, gesellten. Am 21. Juli 1832 eröffnete Kaiser Franz I. in einer einspännigen Hofkutsche — ein wahres Biedermeieridyll — die erste auf Schienen laufende Pferdeeisenbahn Linz—Budweis. 1841 wurde die Lokalstrecke der Südbahn bis Gloggnitz als erste „Ausflugsbahn" geschaffen. Kaiserin-Elisabeth-Westbahn und Rudolfsbahn, die das Salzkammergut und die westlichen Kronländer erschlossen, folgten. Damit begann die Überwindung der Entfernungen, die große Flucht aufs Land, die heute auch den breitesten Schichten der Stadtbewohner die Schrecken der Hitze zu mildern vermag.

Eduard Pult

Abschied vom Süden

Vor einem Jahr starb zu Ambach am Starnbergersee im 72. Lebensjahr der Dichter und Schriftsteller Waldemar Bonsels, der namentlich durch seine „Biene Maja" weit über den deutschen Sprachbereich hinaus bekanntgeworden ist. Aus diesem Anlaß veröffentlichen wir die nachfolgende bisher unbekannte Arbeit des Verewigten.

Im tiefblauen Himmel, so ruhig wie das All, brannte eine kleine rote Flamme. Ihre von der glühenden Sonne durchleuchtete Blumenseele flammte in überirdischer Helligkeit, hochherzig und feurig tat sie dem Firmament Gewalt an und bannte die entzückten Blicke in ihr Bereich. Die Stille war so groß, daß die Pflanzen wie versteinert aufragten, alles schien auf den Meeresbrand der Felsentiefe zu lauschen. Die Flut atmete schläfrig, sie lag windlos wie die Küste, nur wo Wasser und Fels einander berührten, entstand das weiße, leise tönende Brennen. Die junge Frau sah mit dunklen Augen auf und in das Gesicht des Mannes an ihrer Seite.

„Nun gehst du fort. Ich sehe die grauen Häfen im Norden, die sonnenlosen Tiefen der hallenden Straßen und höre den unbarmherzigen Stundenschlag der Arbeit, der Tat und des Kampfes. Die Halbgötter der Leistung und des raschen vergänglichen Erfolges verdrängen dort Gott. Hier herrscht er . . ."

Der Angeredete senkte den hellen Blick, als suchte er tief innerlich den Sinn der grauen Bilder und Worte, die er hörte. Auf dem Kleid der jungen Frau, am Saum der nackten Füße spielte der Sonnenschein. Höher hinauf ruhte die Hand auf dem zarten Knie, sie war braun wie die Erde am Boden, und das Haar glänzte schwarz wie Teer. Aller Liebreiz glitt um das fragende Lächeln ihrer sehr roten Lippen, die großen Augen trauerten. Sie trauerten immer, auch wenn sie lächelte.

„Ich komme wieder", sagte er, mehr zu sich selbst als zu seiner Freundin.

„Ihr kommt niemals wieder", sagte sie leise und bestimmt, wie unter dem Eindruck eines deutlichen Bildes. „Wenn sich euren Augen und Sinnen dies Land erschließt und euch verzaubert, so gibt es nur Hingabe oder Abkehr für euch, kein freundliches, heimatliches Verweilen. Reißt ihr euch los und kommt wieder, so seid ihr nichts als planlose Wanderer, die Schönheit suchen, mit einem halben und verwundeten Herzen, wie einst, wie immer schon. Und selbst wenn die Götter dieser Gnade euch ein zweitesmal segnen, erwacht ihr zu nichts als zu melancholisch Verwirrten und sehnsüchtig Verführten mit einem trügerischen Heimweh, das nichts als Unstete ist."

Ich werde bleiben, dachte er, wie oft zuvor, wie immer wieder.

„Weißt du, Geliebter, weshalb es so ist, wie ich sage? Weil ihr den Tod mißkennt und zu vergessen trachtet; wir aber leben mit ihm Seite an Seite. Die Vergangenheit ist bei uns mächtig und überall, die gewaltigen Ruinen der Vorzeit ragen in unseren täglichen Tag, das Meer zernagt unsere Küsten, und die leichten, weißen Häuser mit den offenen Fenstern stützen sich auf die Gewölbe zerbröckelnder Gemäuer. Im Sommer dorrt das Land, und der Erdgeist des Weins beschattet die Kampfbereitschaft und Tatkraft des Herzens und der Gedanken wie dort das Laub des Eukalyptusbaums den Weg."

„Lebt ihr nicht glücklich und stark wie wir und freier in eurer Sorglosigkeit?", fragte er. Da sah er ihr Lächeln und verstummte.

„Wir stehen freundlich mit dem Tode", antwortete sie und lächelte dunkel. „Ihr seid bereit zu vielen neuen Empfängen, wir aber sehen die Farben des Abschieds und hören die Melodie im Schatten der gewaltigen, verfallenden Ringmauern und der Hügel, die von Gräbern besät sind."

„Komm mit mir in mein Land . . ."

„Nein, Geliebter, ich würde mir die Augen zerweinen und mein Glück bald nicht mehr sehen. Und du das deine nicht mehr, das durch mich kommt. Glaubst du, ich verstünde dich nicht? Warum willst du mir meinen Trost rauben, der darin besteht, daß ich weiß, du scheidest nicht aus Lieblosigkeit von mir, sondern du gehst nach dem Gesetz deines Daseins und deines Volkes. Du löst dich von einer allzu wirklichen und allzu holden Gegenwart. Du scheidest um der Zukunft willen."

Wie große stachlige Polypen in einem Sonnenmeer hoben sich die olivgrünen Schwerter der Aloen ins Blau. Die Wolfsmilch knisterte, und ein kleiner goldbrauner Vogel durchhuschte ihr ockerfarbenes, verstorbenes Blattwerk. Eine Eidechse schlüpfte hervor, so daß die abgesunkenen Aloestauden am Erdgrund, welk und zäh wie altes Pergament, aufraschelten.

Das kleine Tier näherte sich helläugig und neugierig auf der beschienenen Felsbahn, schlug sanft den Boden mit den Vorderfüßchen, zierlich und zart und gewaltig zugleich, ein liebliches Spiel der Natur in den Augen der Menschen und ein furchtbares Ungeheuer in seiner Lebenswelt, gierig, listig und todbringend.

Just wie man es betrachtet und von welchem Ort der Lebenswelt und des Lebensrechtes aus, dachte es selbsttätig im Beschauenden. Und er sagte es leise vor sich hin, und wußte schon nicht mehr, woher der Gedanke kam.

Die junge Frau nahm den Ausspruch als eine Antwort auf ihre letzten Worte:

„Euch ist die Gegenwart verboten, Geliebter, das ist es. Man sagt uns Mädchen und Frauen des Südens zuweilen nach, wir lebten gedankenlos in den Tag hinein, befriedigt im Geringen und dem Sinnfälligen der Dinge zugetaner als der Last und dem Licht des Erkennens. Das ist wohl wahr, aber es erwacht im Unterbewußtsein zuweilen seherisch in einer Seele eine allgemeine Einsicht, die die Unbefangenheit der glückhaften Schwestern entschuldigt. Euch ist die Gegenwart verboten, das ist euer starkes und trauriges Geschick im Werden einer zukünftigen Welt. Uns dagegen ist die Gegenwart erlaubt. Sieh dich um, atme und schaue. Mit der Hingabe an Glut, Blühen und Welken im farbigen Schattenspiel der kahlen, uralten Felsen im Meerblau und dem steilen Ruhezeichen der Zypresse dort steht es wie ewiges Vergessen von Werk und Zukunft im unmäßig entfalteten Himmelslicht auf. Was euch an diesen seligen Gestaden so tief verzaubert, ist die Erfülltheit als ein Ende, die Gegenwart als Sinn des Daseins. Aber nun wende den Blick vom Übermaß der Schönheit und vom Ruhm des Lichtes ab, in den Schatten dort. Siehst du ihn? — Oh, ich meine nicht den Schatten, sondern seinen dunklen Gott."

„Ich weiß und sehe nichts, als daß ich mich von dir trennen muß", antwortete er.

„Du siehst ihn nicht, den dunklen Gott! Euch erscheint er nur im Machtbereich der Zukunft, drohend, anspornend, erinnernd und warnend, im Nebel der Furcht. Aber uns erscheint er milde, freundlich und lieblich, er rechnet uns kein Versäumnis an. — Wenn du gegangen bist, trete ich zu ihm in den Schatten, ohne Angst."

Die kleine rote Blume brannte fort und fort im großen, stillen Himmel, ihr Flammenherz loderte. Ein gelber Schmetterling gaukelte heran und ließ sich auf ihr nieder, so daß er nun mit ihr im großen Blau schwebte und schaukelte, für einen lichten, seligen Augenblick und ewig.

Schafbergbahn — 60 Jahre ohne Unfall

Die Schafbergbahn, die eine der schönsten Gegenden Österreichs erschließt, feiert heute ihr 60jähriges Betriebsjubiläum. Die mit einem Kostenaufwand von 900.000 Gulden erbaute Zahnradbahn wurde nach einjähriger Bauzeit am 1. August 1893 dem Betrieb übergeben und erfreute sich schon in den ersten Jahren ihres Bestandes lebhaften Zuspruchs. Sie bewältigt bei einem Höhenunterschied von 1240 m die 5850 m lange Strecke in knapp einer Stunde und hat während ihres 60jährigen Bestandes keinen einzigen Unfall zu verzeichnen. Die Schafbergbahn, die nur während des Sommers verkehrt, hat in den letzten Jahren pro Saison gegen hunderttausend Fahrgäste befördert.

Rumänische Volkskunst

Zurzeit ist im Hotel Münchnerhof, Mariahilfer Straße 81, eine Ausstellung „Rumänische Volkskunst" zu sehen, die bereits in den ersten fünf Tagen von 5000 Personen besucht worden ist. Die Ausstellung zeigt historisch getreu eine Synthese von Latinität und Slawentum auf thrakischer Grundlage vom ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung an und wie sich das Spätere alles im östlichen Karpatenbogen bei dem Volk der Rumänen bis auf den heutigen Tag weiter entwickelte. Wir sehen rumänische Bauernhäuser, Sennhütten, Lehmhäuser, den charakteristischen Laubenvorbau mit wunderbar geschnitzten Holzsäulen und viele andere Charakteristika des rumänischen Hauses mit seinem mächtigen Kachelofen und der casa mea mare, dem sogenannten Paradezimmer, nicht zu vergessen die wunderbaren Decken und Teppiche, die herrlichen Ikonen und Keramiken mit ihren leuchtenden Glasuren. Überall finden wir eine reiche Ornamentik, die vom Formensinn des Nahen Orients zeugt. Schon von außen gleichen die riesigen Hoftore mächtigen Triumphbögen. Sie sind reich geschnitzt und mit vielen symbolischen Motiven verziert.

Lied, Musik und Tanz kommen nicht zu kurz. Wir sehen Bilder davon und die landesüblichen Musikinstrumente, die geschweifte Panflöte, die Doppelflöte und das Alphorn der Hirten, das in den Karpaten ebenso zu Hause ist wie im mitteleuropäischen Alpenbogen. Immer wieder fällt, namentlich bei den Erzeugnissen des Frauenfleißes, die Variation der Farben auf, die wunderbar aufeinander abgestimmt sind. Wir bewundern die barocken Goldfarbenstickereien des Banats, die dunklen, mit schwarz gepaarten Töne der Bukowina und das freudige Rot Olteniens. Eigenartig muten uns die stilisierten Zierblumen und Ziertiere auf manchen Teppichen an, die vollständig ins Abstrakte umgewandelt worden sind. Alles in allem eine ungeheure Kunstfertigkeit und Einfühlungsgabe der dortigen Frauenwelt, die all das herstellt. Man sieht hier, wie Doktor Adolf Mais in einem längeren Aufsatz darstellte, eine Einheit in der Vielfalt der geistigen Überlieferung des Rumänentums, die durch all die Wirrnisse der schicksalsschweren Geschichte bis auf den heutigen Tag blühendes Leben ausstrahlt und eine Begabung, die Schätze aus dem Handgelenk verschenkt: unverbrauchter Reichtum, der staunen macht.

b.

Schach dem Okkultismus

Auf einer Pressekonferenz besprach der Kartentrickkünstler Allan das Überhandnehmen des Okkultismus in Österreich. Zum Okkultismus gehört der Spiritismus — der angebliche direkte Verkehr mit der Geisterwelt —, die Gedankenübertragung oder Telepathie, die Astrologie und die Hellseherei. Er wies auf die pseudowissenschaftliche Aufmachung hin, die aber geeignet ist, gläubige Leute ins Unglück zu stürzen. 300 bis 400 Wahrsager versuchen ihre Tätigkeit in Wien, zum Schaden des Publikums, obwohl das Wahrsagen in der Bundeshauptstadt, im Gegensatz zu den Bundesländern, untersagt ist. So konnte die im Vorjahr verstorbene Wahrsagerin Jennewein Tagesverdienste bis zu 500 S erreichen. Daneben gibt es noch viele Zirkel, die sich mit Geistersitzungen, Adventistenvorträgen und ähnlichem befassen. Es müsse eine gesetzlich fundierte Kommission gebildet werden, die diesem Fortschreiten Einhalt gebiete. Auch müßte ein generelles Verbot jeglicher Zukunftsdeutung sowie der okkulten Zeitschriften und Bücher aufgesprochen werden.

Hohenzollern-Schatzkammer geplündert

Bei einem Einbruch in die Schatzkammer der Hohenzollernburg ober Hechingen wurden folgende Gegenstände gestohlen: Sechs Tabatièren Friedrichs des Großen, reich mit Brillanten besetzt, ein preußischer Marschallstab mit Rubinen und Brillanten, das Taufgeschenk der Königin Viktoria von England für den späteren Kaiser Wilhelm II., bestehend aus einem goldenen Dessertlöffel, einer goldenen Dessertgabel, einem goldenen Obstteller und einem goldenen Becher. Ferner ein Armband mit Bildnissen von Kaiser Wilhelm II. und seinen sieben Kindern mit Brillanten, ein Armband der Königin Viktoria von England, ein Medaillon mit Bildnis Kaiser Wilhelms II. und der Kaiserin Augusta Victoria, ein goldener Teller, eine Taufschale mit Kanne aus schlesischem Golde geschlagen sowie folgende Orden: ein Stern zum schwarzen Adlerorden, ein Stern zum schwarzen Adlerorden mit Brillanten, ein Hosenbandorden, ein Malteser Halsorden mit Brustkreuz und Brillanten, ein bulgarisches Großkreuz mit Krone und Stern mit Brillanten.

Der materielle Wert der gestohlenen Juwelen wird auf etwa 3 Mio. S geschätzt. Nur die Kaiserkrone blieb unberührt. Die Juwelen waren hinter Stahlgittern, die von den Dieben mit Hebelzangen ausgeschnitten wurden. Es wird vermutet, daß die Diebe mit aneinandergebundenen Leitern von außen am Burgfelsen in das Museum eingestiegen sind.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

39

„ARGUS" Nachrichten-Bureau
Berlin-Tempelhof, Boelckestr. 91 a
Fernruf 66 40 54

Gießener Freie Presse, Gießen

Nr. Dat.
11. SEP. 1953

Runen und Wahrzeichen

Von Waldemar Bonsels

Die menschliche Seele hat mit dem Geist der Liebe nichts anders zu tun, als der Kelch mit dem Wein. Es gibt trübe und klare, dumpfe und durchscheinende Seelenkelche. Es mag nun wohl geschehen, daß die Lichtglut des Weins den Kelch so ganz und gar durchdringt und durchleuchtet, als erhöbe sich der Wein ungefaßt und ungehalten wie ein Gestirn über der Finsternis der Welt. Denn mag sich begeben, daß der Kelch in dem Wort auftönt: Wer mich sieht, der sieht den Ursprung des Lichts, der Liebe — den Vater.

*

Unsere inbrünstigen Wünsche für geliebte Menschen haben gewaltige Wirkung, sie sind eine der größten Mächte, die auf der Erde walten, sie sind lichte Magie, Gottestun in uns und als wir. Aber sie lassen sich auf keinen andern Weg leiten, als auf den, der zur inneren Freiheit führt. Auf ihm werden sie, als Gebet, immer erhört, aber selten, und oft erst spät, als erfüllt offenbar. Sie wirken über den Tod hinaus, der keine Gewalt über sie hat, sie sind Strahlen des alles durchdringenden ewigen Lichts, dessen Gewalt in Wahrheit Berge der vergänglichen Bedrängnis zu versetzen vermag.

*

Die Liebe ist eine überweltliche, in der Vergänglichkeit einbrechende unvergängliche Wirklichkeit. Ihrem Walten entstammt alle lebendige Geistigkeit, die echte und große Kunst, und diejenigen Religionen der Völker, die die innere Freiheit als die Erfüllung menschlicher Sehnsucht nennen. (Nach alter Hoffnung gesprochen: die Erlösung.)

Das Gleichnis und Sinnbild für die Liebe ist die Sonne, deren Licht in die sinnlich und verstandlich erfühlbare und erkennbare Umwelt einbricht. Auf gleiche Art bricht die Wirklichkeit der Liebe in die Seelenwelt des Menschen ein und schafft in ihr die innere Freiheit, wie das Sonnenlicht in der kreatürlichen Welt das Leben erweckt und entfaltet.

Das natürliche kreatürliche Leben kann aus sich selbst nichts hervorbringen, das dem Einfall des Sonnenlichts gleichkäme, ebensowenig vermag die lebendige, zum Bewußtsein erwachte und vom Verstand berührte oder gelenkte Seele aus sich selbst etwas hervorzubringen, das zu ihrer Freiheit führt.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Badische Neueste Nachrichten
Karlsruhe

Nr. Dat.

31. OKT. 1953

Hat der Dichter eine besondere Angst vor dem Tode?

EINE RUNDFRAGE ZUM ALLERSEELENTAG VON R. ADOLPH

Hermann Hesse spricht im „Gedenkblatt für Adele" von der Angst des Künstlers vor der „Vergänglichkeit, vor dem Tod und dem Vergessen", und Goethes Angst vor Krankheit und Tod wird oft zitiert. Immer wieder beschäftigen sich die Dichter in ihren Werken mit dem Tode. So in letzter Zeit Georg Britting in „Die Begegnung", Hans Egon Holthusen „Klage um den Bruder", Manfred Hausmann im Mysterienspiel „Der dunkle Reigen", um nur einige zu nennen. All das bewog mich, einige bekannte Autoren nach ihrer Stellung zum Tode zu befragen. Eine Frage, die tief ins Persönlichste greift. So betrachtet Gertrud von le Fort diese als Privatsache, über die sie keine Auskunft geben will. Friedrich Schnack hofft noch „eine gute Frist" zu haben, sich damit zu beschäftigen, und Friedrich Georg Jünger erklärt: „Der Tod ist das Leben selbst, und ich wüßte nicht, wo ich beginnen und enden sollte, wenn Sie mich fragen würden: ‚Was ist das Leben? Teilen Sie mir Ihre Gedanken darüber mit...'"

Stefan Andres weist auf sein Gedicht „An den Tod", das in dem Bande „Der Granatapfel" aufgenommen ist. Darin klingt es: „Ich weiß nicht, ob ich bange, / Zeigst du mir dein Gesicht; / Vielleicht kenn ich's schon lange, / Vielleicht auch kenn ich's nicht." Waldemar Bonsels hat selbst einige Stellen aus seinem Buche „Runen und Wahrzeichen" ausgewählt. Zwei Erkenntnisse sollen hier zu unserer Frage stehen: „Die Technik hat das Bild des Todes verschleiert und entstellt. Sie ist die große betrügerische Lebensversicherungsgesellschaft unserer Tage. Wir sind alle bei ihr versichert, deshalb sind wir so ruhlos", und: „Der Tod kommt nicht eines Tages auf uns zu und begegnet uns, sondern er begleitet uns täglich, und verläßt uns eines Tages. Wer Freundschaft mit ihm geschlossen hat, erkennt bald, daß er der Seele die Angst nimmt, ihr dunkelstes Kleid, so daß sie erschaut, daß er im Bereich des Vaters nicht mehr wirkt, und im Bereich der Mutter gnädig."

Einige Autoren haben ausführlicher geschrieben. Ernst Penzoldt: „Wo käme man denn dahin, wenn es keine Angst vor dem Tode gäbe? Die Erde wäre längst entvölkert, da sich niemand scheuen würde, sich und andere zu töten. Ich glaube übrigens nicht, daß die Künstler mehr Angst vor dem Tode haben, als andere Leute. Sie haben nur mehr Phantasie. Wenn ich dem Tode nahe war, hatte ich selbst keine Ahnung davon oder ich hörte die Engel singen und fühlte mich leicht und wohl dabei. Fast könnte man meinen, daß ein besonders glückliches Leben die Angst vor dem Tode vermindert."

Oda Schaefer: „Ich möchte zwischen Tod und Sterben unterscheiden. Die Furcht vor dem Sterben lernte ich im Luftschutzkeller überwinden. Als Christ empfinde ich keine Furcht vor dem Tode, denn er ist das Neue Leben, das wir empfangen. Geburt und Tod hängen so eng zusammen, wie Eintritt und Verlassen eines befristeten Zeitraums oder eines Gehäuses, das seinen Zweck erfüllt hat und in irgendeiner Weise verbraucht ist. In einer Zeit, die den Tod als „nicht salonfähig" aus ihren Gesprächen verbannte, begann ich ihn in meinen Gedichten und sogar in einem Hörspiel dem modernen Menschen nahe zu bringen, so, wie frühere Zeiten ihn gesehen haben: als den Partner des Lebens. — Krankheit habe ich nicht gefürchtet, weil sie mich von meiner Kindheit an begleitete. Mein ganzes Leben war ein ‚Trotzdem', das ich einem mangelhaften Körper abrang, meine Leistung ist im Grunde immer wieder aus der Überwindung von Krankheit und Lebensschwäche zu deuten. Wohl fürchte ich langes Siechtum oder Bewegungslosigkeit, aber ich nehme die sich allmählich verstärkenden Erscheinungen einer arthritischen Anlage als Anlaß, mit aller Energie dagegen anzukämpfen. Ich will mich von der Materie her nicht geschlagen geben, denn ich bin der festen Überzeugung, daß der Geist den Körper zu domestizieren und zu bilden vermag."

Walter von Molo: „Die Angst des Künstlers vor dem Tode hängt sicherlich auch vom Alter des Künstlers ab. Denn so lange der Mensch jung ist, hat er Angst vor dem Ende, das ihn an seinem Reifwerden verhindern könnte. Um nicht abstrakt und lehrhaft zu sein, muß ich von mir sprechen dürfen: Ich habe als junger Mensch in den Anfängen meiner schriftstellerischen Tätigkeit eine ungeheuere Angst vor einem vorzeitigen Tode gehabt, rein aus Ehrfurcht vor dem Leben, das sich in mir regte, das bleibende Form annehmen wollte. Das war am schlimmsten von Mitte zwanzig bis Ende dreißig; in diesem Alter war ich, als der 1. Weltkrieg zu Ende ging. Dann trat an die Stelle der Angst Verbissenheit und ein gewisser Fatalismus, sonst hätte ich den Existenzkampf um innere und äußere Existenz in meiner Arbeit und meinem sonstigen Wirken für die Öffentlichkeit nicht durchstehen können. Nach 33 war die Angst noch nicht ganz verschwunden. Aber nun wegen meiner Frau, die ich nicht schutz- und mittellos zurücklassen wollte. Sonst wäre es oft ein Segen gewesen, nicht mehr leben zu müssen. Und dann kam der große Umschwung, kurz vor Beginn des 2. Weltkrieges. Da wurde mir der Tod ein guter, treuer, auf mich wartender Freund, von dem ich weiß, er wird im richtigen Augenblick für mich bei mir eintreten, und ich werde ihm dafür dankbar sein.

Zuerst, als junger Mensch, waren also Tod, Krankheit und Sterben etwas sehr Schweres, im höchsten Maße Beunruhigendes für mich, dann erinnerte ich mich, daß alles Wandlung zu neuen Wandlungen ist, das richtete mich ungeheuer auf; es war für mich selige Beruhigung, daß in jedem Falle ich im Ganzen bliebe und derart ewig lebte. Heute muß ich gestehen, bei aller Aktivität und Lebensfreude, daß ich den Gedanken, aus der Wandlung zu neuen Wandlungen herausgenommen zu werden, also wirklich in die ewige Ruhe eines Nirwana einzugehen, recht hübsch finde."

Reinhold Schneider: „Der Tod ist Sache des Menschen; ein besonderes Verhältnis des Künstlers zum Tode kenne ich nicht. Gewiß wird er den Tod immer ganz nahe spüren, als Mahner und Frager; gewiß wird er immer den Wunsch an den Tod haben, ihm noch dieses Wort zu lassen und noch dieses und dann das letzte, das doch wieder nicht das letzte ist. Aber ich weiß, daß eine Stunde kommt, da diese Bitten keinen Sinn mehr haben. Ich habe keinen anderen Wunsch an den Tod, als daß er mich zu Füßen des Kreuzes überkomme."

Die Schweigenden

Einmal hören alle auf zu wandern.
Einmal führt's den einen hin zum andern,
da wir uns dem Erdleib ganz vermählen,
nicht den Tag und nicht die Stunden zählen,
namenlos im Grenzenlosen schweigen,
niemand hörig sind, nur Gott zu eigen,
alles lassend, da wir hier entweichen,
uns dem Weltherz friedlich anzugleichen.
Tod ist Wandlung, jedes muß vergehn,
um unendlich wieder aufzustehn.

Werner Schumann

Aus: „Andacht und Beschwörung" Gedichte. 1963. Verlag F. Flothmann, KG, Kettwig.

Werner Schumann ist bereits mit den Bändchen „Menschen, Tiere und Gestirne", „Ergriffenheit" und „Die Liebenden" als Lyriker bedeutsam hervorgetreten. Gegenüber diesen früheren Bändchen offenbart die neue Auslese, die er in „Andacht und Beschwörung" vorlegt, eine solche Reife, eine so gültige dichterische Aussage, auch im Formalen, daß wir ihn zu den bedeutendsten Lyrikern unserer Zeit rechnen dürfen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Hermes Zeitungsausschnittbüro
Bonn, Königstraße 2 - Telefon 37203

Rhein-Zeitung
Unabhängige Westdeutsche Landeszeitung
Verlagsort Koblenz

Die führende Tageszeitung
im nördlichen Rheinland-Pfalz

25. DEZ. 1953

Das ewige Angesicht

VON · WALDEMAR · BONSELS *

Da hat man mich nun gebeten, über das schönste Weihnachtserlebnis der Kindheit eine kurze Erzählung zu schreiben, und während ich mir die Erlebnisse dieser hellen und glücklichen Stunden der Vergangenheit durch den Sinn gehen lasse, wird mir deutlich, daß alles sich mehr und mehr zu einer lichten Atmosphäre vereinigt, in der die Einzelheiten beinahe bedeutungslos werden. Nur eines weiß ich zuversichtlich, um keinen Takt schlägt das kleine Herz, das um diese Stunden groß und weit wird, anders als die Herzen einst vor dem Stallicht der Hirten schlugen. Das holde Wunder unseres Glaubens ist vom Wandel der Zeitgestalten nicht um seinen alten, tiefen Ruhm gebracht worden, nicht um den Schein der Freude.

Über allem Unnennbaren fort bleibt mir jedoch ein kleines Erlebnis, das sich in der Heimatstadt zutrug, unvergeßlich in der Erinnerung haften, wie sich denn oft das Gewichtigste am Nichtigen entzündet und in ihm fortbesteht. Auf dem Weihnachtsmarkt meiner Kindheit, der unter den Fenstern des Elternhauses stattfand, war dicht an unsere Eingangstreppe ein Zeltdach aufgeschlagen, nicht größer als ein Familienregenschirm. Es brannte darunter in der Abenddämmerung eine wild zischende Lampe, dicht über dem Gesicht des Verkäufers, und der Tauschnee leckte das angewärmte Segeltuch. Der Händler pries seine Ware mit so wildherziger Überzeugungskraft an, daß es ihm nach meiner Meinung kein Bühnenkünstler und kein Volksred-



ner hätte gleichtun können. Er trug einen weißgrauen Vollbart und einen langen, blauen Mantel, und verkaufte eine graue Wurzel, von der große Mengen in einem ungeordneten Haufen vor ihm auf einem Holzbrett lagen. Diese Wurzel war ein Heilmittel gegen Melancholie und Zahnschmerzen, sie verbannte böse Geister und löste das Hühnerauge, sie war gut gegen Magenschmerzen und Ohrenreißen, auch half sie, zerrieben, mit Wasser geschluckt, gegen den Liebeskummer, dies vor allem.

Wie ich ihm glaubte! Besonders, wenn es ihm gelang, das Läuten der Glocken zu übertönen. Der Duft aus einer Bonbongießerei nebenan stärkte meine Andacht bis zur Erhabenheit. Nach beendeter Anpreisung schlug der Alte eine Wurzel in einen Papierfetzen, hoch aus der geschwungenen Hand, als erlegte er einen Panther mit der Faust, und reichte sie ins Publikum.

Ich schrieb diese Wurzel an erste Stelle auf meinen Wunschzettel. All meine Hoffnung wanderte in die Wunderwelt des Heils, die sich mit solchem Besitz eröffnen sollte. Wie ich unter dem Schaukelpferd, im Kuchenteller und schließlich am Christbaum danach gesucht habe! Ich glaube heute noch an diese Wurzel. Sie hatte einen lateinischen Namen - ich finde sie bestimmt eines Tages wieder, in den großen Warenhäusern gibt es sie freilich nicht.

„Hast du denn Liebeskummer?" fragte mich meine Mutter, als ich ihr erzählte, was mich so sehnsüchtig bewegte, und was die Wurzel an Wunderkräften barg. Ich sah ihr gutes Gesicht im Glanz der Kerzen, im silbergrünen, glitzernden Rahmen des Baums. Die milde Vorsicht des Gewährens, die Sorge, meine Hoffnung zu trüben, den Willen, alles gut zu machen. Und plötzlich traf mich tief aus diesem Angesicht der Mutter ein erster unvergeßlicher Widerschein der ewigen Mächte, die dieses Fest heiligen.

Entnommen dem Buch „Efeu" von Waldemar Bonsels (erschienen im West-Ost-Verlag, Berlin-Tempelhof.)

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Der Tagesspiegel, Berlin

Nr. Dat.
10. JAN. 1954

Hier nicht bohren

Von Waldemar Bonsels

Wilma ist ein kleines Mädchen von sieben oder acht Jahren; nicht nur ihr Alter ist ungewiß, auch ihr Herkommen und ihre Heimat. Sie wurde meinem Nachbarn, dem Kleinbauern, vor Jahren zugewiesen, und er behielt das Kind bei sich, das nun niemandem und allen gehört, aber von allen geliebt wird. Wilmas Lebensbereich ist die große mit Buschwerk bewachsene Kiesgrube am Waldrand hinter dem Gehöfte. Niemand macht ihr dieses natürliche Reich des seligen Wildwachsens streitig, die Menschen nicht und auch die Tiere nicht, die ihre Welt, über Wiese und Wald dahin, bevölkern, von den Käfern und Schmetterlingen bis zur Eidechse und den Vögeln.

Ich sehe und kenne ihr Tun und Treiben nun schon lange. Wie anders sie sich verhält, als ein Knabe in ihrem Alter es täte. Ihr Hang zu Duldung und Pflege tritt deutlich zutage, wie auch ihre Abneigung aller ungeduldigen Forschung gegenüber, Eigenschaften, die dem Knaben selten gegeben sind, der zur Prüfung seiner jungen Kräfte oft zu Grausamkeit und Zerstörung neigt. Sie scheucht oder fängt niemals ein Tier und schont die Blüten oder Blumen bis zur Achtsamkeit auf die braunen, nackten Füße zwischen den Glockenblumen.

Eines Tages fand Wilma auf einem der Pfade im Geröll der Kiesgrube in den Brombeerranken eine tote Libelle mit blauen Flügeln. Sie trug die zarte Beschlossene auf einem Huflattichblatt in den Obstgarten des Bauern und grub ihr ein kleines Grab am Rasenrand des Zaunes, das sie mit Blumen auslegte. Dann suchte sie drei Steine, die den Hügel schützen sollten, und steckte am anderen Tage ein Papptäfelchen mit einer Inschrift zwischen die steinernen Merkmale der Ruhestatt. Alles geschah sachlich und freundlich, ohne falschen Aufwand des Gefühls, ja fast ohne erkennbare Trauer. Ich ging zum kleinen Grab hinüber, als das Kind zu gewohntem Tun und Spiel in den Wald lief, und las die Inschrift. Aus ihrem spärlichen Wortschatz hatte sie mit ungelenken Buchstaben als Grabschrift die Bitte aufgeschrieben:

„Hier nicht bohren."

So hoffte sie die Ruhe des toten Sommerkindes zu sichern und zugleich das dunkle Bereich von Wandlung und Wiederkehr, von denen ein Kind nichts weiß, in deren Kräftestrom jedoch seine Seele tiefer eingebettet ruht, als wir Unsteten der halben Erkenntnis es ahnen.

Das kindlich-ungewiß gewählte Wort „Hier nicht bohren" will mir seither nicht aus dem Sinn, und meine Gedanken führten mich weitab in das weltenalte Schlummergebiet der Unterirdischen, zu Kohle und Oel, zu Erzen und Urangesteinen, nach denen wir ruhlos bohren und bohren. Mit ihnen erhoben sich die schaurigen Dämonen der Finsternis und Zerstörung vor meinem geistigen Auge ins Bereich der Sonne und behaupteten sich, übermächtig geworden, als ein dunkles drohendes Gewölk vor ihrem Licht.

Nein, die Zeile von Kinderhand will mir nicht aus dem Sinn. Ist schon eine Ruhestatt in der Welt so vergänglich mit einem Merkmal versehen worden? Der Wind wird das Täfelchen davonführen, und der nächste Regen wird seine Worte für immer auslöschen. Für immer? Ich glaube es nicht. Ueber ihre Vergänglichkeit erheben sich das Licht des Glaubens und eine Hoffnung ohne Makel. Ist nicht aus diesen Worten, so arm und ungeschickt wie Worte es nur immer zu sein vermögen, in geheimnisvollem Wandel eine heilige Metapher im Seelenland des Weltgeweses geworden? Vielleicht besteht diese Inschrift länger als manche, die in Stein gehauen oder in Erz gegossen worden ist. Wer will es entscheiden.

(Diese hier gekürzt wiedergegebene Erzählung steht in dem Sammelbande „Efeu" [West-Ost-Verlag, Berlin] und war bisher unveröffentlicht.)

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten-Bureau
Berlin-Tempelhof, Boelckestr. 91 a
Fernruf 66 40 54

Thüringer Tageblatt, Weimar

Nr. Dat. 31. JAN. 1954

Waldwinter / Von Waldemar Bonsels

Der Knabe zog gegen Abend eines sinkenden Tages, der klar und feierlich erstanden und vergangen war, durch die sanften Höhenzüge jenseits des Flusses der Hütte zu, eilig, da die Dämmerung kurz und kein Mond vor Mitternacht zu erwarten war. Seine eigenen Spuren im Schnee führten ihn zurück, blaue kleine Löcher zogen sie sich dahin, und weiter fern vor ihm wie eine Perlenschnur. Zuweilen kreuzte eine andere Perlenkette, feiner und leichter bereitet, seinen Weg; er erkannte hier und da den Tritt des Reha und die von der hängenden Rute leicht verwehte Bahn des Fuchses, jedoch nichts war recht deutlich, denn der Schnee war zu locker und stäubte.

Einer der weißen Schneekegel am Hang, gegen Süden zu, zeigte in den glitzernden Lasten, die die Zweige der Fichte niederdrückten und fest mit dem Boden verbanden, eine Oeffnung von der Größe eines Menschenkopfes, und aus diesem rundlichen Spalt quoll unendlich fein, kaum sichtbar, ein Dunstwölkchen in den noch hellen Himmel empor. Dies zarte Wölkchen, das wie ein Hauch zerging, war das einzig Bewegte und Lebendige der kalten Winteröde.

Unter den Zweigen der Fichte, im grünen dämmerigen Höhlenbau, unter dem schneebelasteten Geäst atmete ein großes Waldtier, er erblickte den braunen gehörnten Kopf, die schwarze Schnauze und die großen Augen. Es mußte den Raum fast ganz ausfüllen, der Knabe ermaß die Größe, er kannte solche Zufluchtsstätten, darin die dunkelgrünen Nadeldecken den Rücken streiften, und die völlig trockenen Heubüschel, die am Stamm des Baumes, vermischt mit einst hergewehtem dürren Laub, den Boden deckten. Lückenlos schloß das schimmernde, sanft durchscheinende Schneedach, verband sich fest mit dem Erdboden und bewahrte dessen Wärme, die sich mit der Wärme des schutzsuchenden Geschöpfes verband. Ihm war, als spürte er selbst den Hauch von Herbstgerüchen, Erddunst und Sommerharz, der in der Tierwohnung schwelte. Nur das Lichtfenster in der Höhe des Tierhauptes ließ den mattglänzenden Winterhimmel in das Blickfeld der dunklen Augen fallen, die seine Stille einsogen und sie in Geduld widerspiegelten.

Ein roter Lichtstreifen der Abendsonne wanderte unsichtbar langsam über die Schneedecke, färbte sie glühend wie durchschimmerndes Glas und erreichte langsam den Rand der Oeffnung. Der Knabe stand wie verzaubert. Der Erd- und Tierodem flimmerte wie ein goldener Opferhauch des Dankes. Die Augen tranken für kurz die Goldflut in ihr reines stilles Braun, und die Zunge leckte am Rand des Spaltes vorsichtig und prüfend den Schnee, als gälte es zu erkunden, ob er in diesem Schein ein Verwandeltes und Anderes geworden sei. Dann stieß die gewappnete Stirn des Rehbocks sacht ein wenig von der Schneekruste ab, es bröckelte lautlos nieder, zog schmale Furchen am Hang des Fichtenhügels und versank im Schatten im Schnee. Die kleinen Mulden und Löcher, die es zurückließ, füllten sich wie durch himmlichen Zauber mit tiefem Blau, farbiger als der Sommerhimmel und so rein wie Licht.

Das Tier regte die Ohren und horchte in die beschneite Waldwelt hinaus, ein Forschen in die Ferne ging von den Sinnen aus, das Ertasten der Flur- und Waldgeräusche, deren Vielgestalt sich seiner Sinnenwelt erschloß, Gefahr und Nahrung, Wasser und Wind, das Wandeln und Gehabe der Gefährten, der Gang des Tages und der Nacht. In der Bewegung der Ohrmuscheln zeigte sich Vernehmen und Erfahren, Ahnung und wirkender Instinkt, aber für das Ohr Marios herrschte tiefe Stille.

Das Rot der Abendsonne war erloschen, als hätte der Schnee es aufgesaugt, die dunkle feuchte Nase des Tieres witterte in die Schneeluft hinaus, aus der ein bläulicher Mantel über Hänge und Fluren sank, eisenfarben, aber so zart wie Mondlicht. Auch das Herz der Waldstille war nun verstummt, es pochte nur das kreisende Blut in den Adern des schauenden Knaben, in den Adern des Tieres, beiden zu Wohlstand, Glück und Vertrauen. Zu dem großen Vertrauen, wie es das Wasser hat, das zu Tal fließt, dem Meer entgegen, oder wie es Blumen und Laub haben, die niemandem als dem Licht gehorsam sind.

Langsam brach in Herrlichkeit der Sternhimmel über dem Knaben auf, als er heimlief. Im Dunkel des Hochwaldes sandte er den Blick zu den Ewigen empor, es schien, als hingen sie als winzige blitzende Kerzlein im geschmückten Gezweig. In heiliger Feier prangte der mächtige, dunkle Dom,

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Schweinfurter Volksblatt

Nr. Dat.

23. OKT. 1954

Meine indische Insektensammlung

Eine asiatische Miniatur von Waldemar Bonsels

Von Jugend auf habe ich den Hang verspürt, Schmetterlinge und Käfer zu sammeln, es aber leider auf diesem Gebiet niemals zu Erfolgen gebracht, im Gegenteil begleitete mich stets ein spürbares Mißgeschick bei solchen Unternehmungen, und es lag nachweislich kein Segen darauf. Der prächtige Kasten mit einem Glasdeckel, den meine Eltern mir zur Förderung meiner lehrreichen Neigung schenkte, wurde bald zu einer Goldgrube billiger Ernährung für



Zeichnung: Neumann

eine kleine, lausartige Sorte von Parasiten, die über meine gesammelten Insekten herfielen und sie verzehrten.

Es wäre sicherlich besser gewesen, wenn ich mir diese Erfahrungen meiner Jugend auch in Indien zunutze gemacht hätte, andererseits aber wird es jedem verständlich sein, daß meine alte Leidenschaft bei der außerordentlich mannigfaltigen und prächtigen Insektenwelt Indiens aufs neue angeregt wurde.

Ich ließ bekanntgeben, daß ich Erwachsenen und Kindern für jeden Schmetterling und Käfer, die mir in meine Niederlassung gebracht würden, den Preis von einer Anna zu zahlen bereit sei.

Am nächsten Morgen weckte mich in aller Frühe ein seltsames Geräusch vor meinem Hause, das ich anfänglich vergeblich zu erkennen trachtete, bis ich endlich herausbrachte, daß es ein Volksgemurmel war. Erschrocken trat ich ans Fenster und erkannte nun eine auffallend geordnete Reihe von Menschen, Kindern, Greisen, Frauen mit Säuglingen auf den Hüften, Männern und Jünglingen, auch fehlte es nicht an Bettlern.

Der erste der zahlreichen Ankömmlinge war ein kleiner dicker Knabe mit prachtvollen dunklen Augen und völlig nackt. In der festgeschlossenen kleinen Faust, die er mir mutig hinreckte und die von Schmutz starrte, entdeckte ich die Staubreste einer zarten Motte, die völlig zerquetscht und aufgeweicht war. Ich verabfolgte eine Anna, um nicht mit einem verneinenden Bescheid zu beginnen, und der kleine nackte Jäger entfernte sich mit einem glücklichen Satz, ohne daß er wagte, in den Jubel auszubrechen, der ihm die Brust weitete. Offenbar hatte er bis zuletzt nicht an den Erfolg dieses Geschäftes geglaubt. Panja sah ihm nach und sagte boshaft: „Unterwegs wird er sich lausen, und dann schließt er sich hinten wieder an."

Der nächste der Wartenden war ein alter Mann, der in der mageren Hand einen grünen Beutel aus einem großen Blatt emporreckte, das er oben zuhielt. Es befanden sich weiße Ameisen darin, von denen mein ganzes Haus wimmelte, und er war mit der Hoffnung herzugetreten, seine Tiere einzeln honoriert zu bekommen. Ich wies ihn ab, da legte er sich aufs Bitten und begann die Schicksale seiner Familie zu erzählen, der es in der Tat nicht gut gegangen zu sein schien; so gab ich ihm zwei Anna, und er entfernte sich mit einem mißgünstigen Blick auf meine Münzen.

Ich kann nicht alles aufzählen, was mir an diesem Morgen an Gewürm, Fliegen, Ungeziefer und Kerbtieren zugetragen worden ist, es gelang mir, Indiens Reichtum an diesen Geschöpfen zu ermessen. Eine alte Frau brachte ein Küken, das von Ratten zur Hälfte aufgefressen worden war und keine Federn mehr hatte. Sie hoffte, daß ich es meiner Sammlung einverleiben würde, weil sie keine rechte Vorstellung von meinen Interessen hatte.

Ein Mädchen, blühend wie der sonnige Morgen, in welchem sie schüchtern vor mir stand, hatte einen wahrhaft schönen Schmetterling von der Größe eines Singvogels, orangengelb, mit zartestem Lila an den Rändern, aber er war zwischen ihren Fingern zerdrückt, wie ein Trambahnbillet in einem Handschuh. Ich betrachtete das Kind und den unschuldigen Glanz seiner großen Augen, die mir erschienen wie dunkler Samt in brauner Seide gebettet. Jahrtausendalte Träume brachen aus ihnen hervor, ruhig und traurig, Mohn und Schlaf. Mich überkam ein jäher Wandel meines Empfindens und eine Traurigkeit; plötzlich ward ich mir der ganzen Nichtigkeit meines Vorhabens in beschämender Klarheit bewußt.

Da gab ich dem Kinde den Rest des Geldes und stand auf, um verkünden zu lassen, daß meine Ansprüche befriedigt seien und daß ich keiner weiteren Insekten mehr bedürfe.

Aus dem Werk „Indienfahrt" in der Reihe der List-Bücher, die noch keine zwei Mark kosten.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Allgemeine Rundschau, Nürnberg

Nr. Dat. 8. FEB. 1955

DAS MÄDCHEN VON MANGALORE

ERZÄHLUNG VON WALDEMAR BONSELS

Wir gedenken mit der nachstehenden Erzählung, die uns der Paul List Verlag zur Verfügung stellt, des verstorbenen Dichters, der in diesem Monat seinen 75. Geburtstag begehen würde. Sein berühmtes Buch „Indienfahrt" wurde in alle Weltsprachen übersetzt. Dort finden wir auch die Kurzgeschichte von der letzten Nacht des Dichters unter indischem Himmel, die wir folgen lassen.

In Mangalore waren mir zunächst überall Trägheit, Verfall und Teilnahmslosigkeit begegnet. Als die Stadt aber nach wenigen Monaten im Glanz der Frühlingssonne ihre bunte Auferstehung feierte, glaubte ich Mangalore nicht wieder zu erkennen. Später lernte ich vieles in Mangalore verstehen, das ich anfangs mit Geringschätzung übergangen hatte, manches lieben, das mir zuerst fremd und abstoßend entgegentrat, und ich schied mit der Gewißheit aus der Stadt, daß kein bewohnter Ort der Welt an paradiesischer Schönheit und Versunkenheit sich mit Mangalore zu messen vermöchte. Wir erlangen in unseren kurzen Erdentagen niemals das Maß von Erfahrung fremden Erscheinungen gegenüber, das uns ermöglichte, nach dem ersten Eindruck gerecht auf den allgemeinen Wert zu schließen.

Eines Tages trieb es mich in großer Unruhe von einem zum andern, nichts wollte mir gelingen, nichts beschäftigte mich ernstlich, ich wartete und wußte nicht worauf. In der kurzen Dämmerung, als schon der Mond leuchtete und ich mit meiner Zigarre im Liegestuhl auf der Veranda weilte, sah ich einen beweglichen Schatten am Gartentor. Ich beobachtete ihn eine Weile, ohne ihm Gewicht beizumessen, endlich rief ich Panja, meinen Diener, der hinausging und gleich darauf ein Kind zu mir brachte, das mich mit stillen Augen betrachtete und lange kein Wort wagte. Es war ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren, mit einem rötlichen Kittel bekleidet, mit offenem Haar und seiner Gesichtsbildung nach den niederen Kasten angehörig. Mit Panjas Hilfe erfuhr ich bald die Geschichte und die Bitte meines späten Gastes, und mit einem heimlichen Schauer sah ich das junge Wesen plötzlich mit ganz anderen Augen an, als ich wußte, daß es vor einigen Tagen Mutter geworden war. Man muß erfahren haben, wie gewöhnlich solche Fälle im tropischen Indien sind, um solcher Aussage ohne weiteres Glauben zu schenken. Die junge Mutter kam aus einem Dorfe im Flußtal und bat mich um Schutz. Es handelte sich offenbar um eine Verwechslung meines Hauses mit der Missionarsniederlassung.

„Es ist die Nacht der freien Liebe in ihrem Ort", erklärte mir Panja. „Einmal im Frühling muß dort in ihrer Kaste jede Frau und jedes Mädchen jedem Manne gehören, der sie begehrt, das ganze Dorf heult und wimmert die Nacht hindurch, wie ein Sumpf mit Ertrinkenden, die zu ewiger Wollust verdammt sind. Es dauert, bis die Sonne am Erdrand erscheint, dann wird es still, und den Tag hindurch schlafen die Menschen. Das Kind ist aus Furcht geflohen."

Panja führte die junge Mutter in die Missionsschule hinunter, ich blieb mit den Grillen allein in der weißschillernden Nacht, der letzten in Indien, an die ich klare Erinnerungen habe.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Bad. Neueste Nachrichten
Karlsruhe

Nr. Dat. 12. FEB. 1955

Schauen und Schaffen / Von Waldemar Bonsels

Es liegt eine furchtbare Gewalt in den Forderungen, die unsere Zeit an uns stellt, wie viele sind nicht das Opfer ihrer Zeit, und das Opfer der Erde sind im Grunde auch die Besten.

*

Wer schaut und Gestalt sieht, dessen Gedanken sind etwas wert, mögen sie auch ohne diesen Zustand glücklicher Kraftverhältnisse wenig taugen. Wer aber schaut, und nichts wird ihm Gestalt, dessen Gedanken sind schlecht, mögen sie auch um ihrer Schärfe willen eine Welt in Erstaunen setzen.

*

Jeder großen Idee haftet ein Zug von Trauer an, jeder leicht faßlichen Wirklichkeit ein Zug von Heiterkeit.

*

Die Wahrheit eines Werks von Menschengeist liegt nicht in der Folge der Begebnisse, sondern nur in dem, wie sie zueinander und zum großen Ganzen gestellt sind, sowie in dem, was gelegentlich ihrer, über sie selbst hinaus, gesagt wird.

*

Es kommt in der Kunst nicht darauf an, etwas Alltägliches besonders darzustellen, sondern etwas Besonderes allgemein.

*

Die Kunst verwöhnt niemanden, sie ist ein Weib das Treue fordert, ein eisernes Herz, ein kühles Haupt.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Offenbach Post, Offenbach

Nr. Dat.

12./13. FEB. 1955

Aphorismen von Waldemar Bonsels

Mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt bringen wir eine Auswahl von Aphorismen des Dichters, der am 21. Februar 75 Jahre alt würde. Er starb am 1. August 1952 in Ambach (Oberbayern).

Aller Widerstreit im Gewissen vollzieht sich im tiefsten Grunde nur um den Wesensentschluß, der eigenen Liebeskraft Raum zu gewähren, oder ihr Hindernisse zu bereiten. Lieblose Menschen haben keine Konflikte, von denen zu reden der Mühe wert wäre. Allein in dieser Entschlußkraft im Lichtbereich der Liebe und allein in solcher Entscheidung gibt es einen freien Willen des Menschen, hier ist die Stätte seiner Auswirkung, hier ist die Walstatt seines Triumphes oder seiner Niederlage. Jede andere Art von sogenanntem freien Willensentschluß hat nur die Bedeutung von ausgeführten oder unterlassenen Absichten, auf einer Tiefebene verständlicher Erwägung, auf der sich kein Schicksal zu vollziehen vermag und kein Gott sein Angesicht enthüllt.

*

Die Antwort auf die Frage nach dem natürlichen Sinn des Lebens klingt im Säen und Ernten auf, sonst auf der Erde nirgends. Die Antwort auf die Frage nach dem geistigen Sinn des Lebens klingt in Gott auf, sonst auf der Erde nirgends. Die Brücke von Sinn zu Sinn findet die Seele nur im Bereich der Liebe, sonst auf der Erde nirgends.

Kaum ein Seufzer der Sehnsucht, der inneren Verlassenheit und Verarmtheit ist bezeichnender für das Walten des schöpferischen Vorgangs, auf jeglichem Gebiet, als der Seufzer: „Es fällt mir nichts ein." In ihm erweist sich, tief aus dem menschlichen Unterbewußtsein stammend, der Sinn dafür, daß das Wesentliche, die Gabe und die Gnade, ein Einfall ist und keine Ausgeburt. Ausgeburten werden im Volksempfinden mit vollem Recht dem Satanischen zugeschrieben.

*

Die Politik und die mit ihr verbundenen Kriege entstammen dem Versuch der Menschen, die Weltgesetze ohne die Liebesordnung nach ihrem Verlangen zu leiten. Diese Versuche sind eine einzige Kette von Vergeblichkeit, Irrtum und Sinnlosigkeit. Der Kämpfer, der Krieger und endlich der Held auf diesen Gefilden sind deshalb und darüber nicht „Vergebliche", da ihre reine Gesinnung sie aus der Vergeblichkeit in die Sphäre der Opferbereitschaft zu erheben vermag, und mit ihr in die Bereiche der Liebesordnung. Es gibt vielleicht vergebliche Kriege, an Sieg oder Niederlage gemessen, aber es gibt kein vergebliches Heldentum.

*

Es ist nicht schwer, Politik zu treiben, man muß nur ein Politiker sein; und zu haben braucht ein Politiker nur Erfolg. Die Erfolglosigkeit eines Politikers wird ihm immer zum moralischen Verhängnis im Urteil der Menge, die, um ihrer primitiven Lebensrechte und um ihrer Vorteilssucht willen, nicht zwischen einem politischen Moralisten und einem moralischen Politiker zu unterscheiden trachtet.

*

Die objektive Haltung und Neutralität eines Mannes werden von politischen Kampffeldern aus für gewöhnlich mit einem Paktieren nach beiden Seiten hin verwechselt. Die Vorkämpfer einer abwägenden, gerechten Betrachtungsweise wandern deshalb oft in die gleiche Verbannung, wie die gewissenlosen Nutznießer.

*

Im europäischen Raum verkümmern die meisten Herzen im Schatten der viel zu großen Köpfe, und die großen Köpfe stellen bestenfalls die Ausmaße des Schattens mit bewundernswerter Intelligenz fest, ohne auch nur zu ahnen, daß sie es sind, die ihn werfen.

Kulturhilfen für Deutsche in Amerika

Oldenburg i. O. (ap) — Die 800 000 Mitglieder und Freunde zählende deutsche Kulturgemeinde in New York hat in Briefen an den Bundeskanzler, Bundeswirtschaftsminister Erhard, den niedersächsischen Ministerpräsidenten Kopf und andere Persönlichkeiten um Unterstützung beim Aufbau eines deutschen Theaters in New York gebeten, dessen Spielzeit am 1. September dieses Jahres beginnen soll, teilte der Intendant des Oldenburgischen Staatstheaters, Fred Schrör, nach seiner Rückkehr aus New York mit.

Wochen die Leitung des Deutschen Theaters in New York angeboten worden. Schrör erklärte, er sei zunächst durch seinen Vertrag an Oldenburg gebunden. Er habe sich auch noch nicht entschieden, ob er die Inszenierung des „Don Carlos" in New York übernehmen werde. Angenommen hat er dagegen das Angebot, den „Wilhelm Tell" im Rahmen der diesjährigen Monschauer Festspiele zu inszenieren.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Telegraf, Berlin

Nr. Dat.
19. FEB. 1955

Heimkehr aus Indien

Erzählung von Waldemar Bonsels

Der Dichter Waldemar Bonsels wäre am 21. Februar 75 Jahre alt geworden. Er starb am letzten Junitag des Jahres 1952 in seinem Ambacher Haus am Starnberger See. Seine „Biene Maja" und sein Indienbuch haben Bonsels Weltruhm eingebracht. Wir gedenken des Dichters mit der nachstehenden Erzählung aus „Indienfahrt", die uns der Paul List Verlag zur Verfügung stellt.

Strahlend stieg ein neuer Tag über Mangalore empor. Ich ritt, schon bevor die Sonne die Spitzen der braunen Pagoden färbte, durch die sumpfigen Mangrovendickichte der Flußniederungen. Eine seltsame Fremdheit lag in meinen Augen über der Landschaft, ihren Tieren und Pflanzen und über allen Dingen. Als ich nahe bei einem hölzernen Lagerschuppen ein Boot im dunklen Wasser erblickte, auf dem ein Hindu fröstelnd in der Morgenkühle hockte und, noch benommen vom Schlaf, in die grünschimmernde Weite starrte, zogen die Erlebnisse und die Bilder meiner Reise mit dem heraufsteigenden Tag durch meine Erinnerung, mit ihrem Glanz und ihren Sorgen und ihrem nie ruhenden Wunsch meines Herzens, es möchte hier Heimatrechte und jene Beziehungen erwerben, die zur Vertrautheit Liebe führen.

Nie kam ich mir verirrter vor in dieser Welt des Wirkens als an jenem Morgen, und am liebsten hätte ich alles dahinten gelassen, um aufs neue in die grünen Schatten der durchklungenen Wildnis zu ziehen, die die Sicherheit und den Wohlstand des armen Daseins gefährden mochte, die aber den Weg der Seele zu jenem Erkennen bereitete, das allein Frieden bringen kann. Aber mein Verlangen erschien mir bald darauf wie ein Hang zur Flucht, als warteten Pflichten und Aufgaben meiner in einem anderen Land, in einem Bereich, dessen Kräften und Zielen ich durch Abstammung und Überlieferung verbunden war, und zum erstenmal seit Jahren wandten sich meine inneren Augen über das Meer hin der Heimat zu.

Auf der Basarstraße hatte das bunte Leben des neuen Tages begonnen, die braunen, nackten Gestalten unter den farbigen Turbanen eilten in gewohnter Weise dahin, geschäftig oder lässig, bald von Lasten gebeugt, bald steif und würdig im vertrauten Müßiggang. Es roch nach verdunstendem Sprengwasser und Ochsen, die Sonne schien, die vereinzelten Palmen hoben sich schräg und still über den Lärm der Straße und über die Dächer der Häuser. Es begann warm zu werden.

Als wir die hohe Palmenallee erreichten, die am Meer dahinführt, und die Geräusche der Stadt im eintönigen Rauschen des Wassers verklangen, gab ich meinem Diener Panja mein Pferd und schritt allein weiter. Eine Müdigkeit, die Leib und Seele wie ein bitterer Strom durchdrang, ließ mich nach einer Weile innehalten, und ich lehnte mich an den Stamm eines Baumes und schloß die Augen. Da sah ich im Abendfrieden ein Dorf meiner deutschen Heimat. Der Holunder blühte am Zaun, es hatte geregnet, und die Luft war kühl und feucht. Hoch auf dem Gipfel eines Bauernhauses sang die Amsel in der letzten Sonne, und die klare Süßigkeit ihrer Stimme erfüllte das ruhige Land mit Glück.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

49

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Die Rheinpfalz
Ludwigshafen/Rh.

Nr. Dat. 19. FEB. 1955

NACHTS IM INDISCHEN DSCHUNGEL

Erlebnis von Waldemar Bonsels

Ich saß mit Mangesche Rao am Feuer, am Rand des Urwalds in der unendlichen Nacht. Die Steppe klagte, und ihre Stimmen bewegten mein Gemüt zu Begierde und Trauer. Ich habe die Sterne selten wieder so hell gesehen wie in dieser denkwürdigen Nacht, die mir um vieler Gedanken willen, die der schweigsame Mann aussprach, unvergeßlich geblieben ist. Panja schlief damals schon im Zelt, was er eigentlich stets tat, wenn er sich für abkömmlich hielt, und aus dem Schattendunkel des Dschungelwaldes erklang in der Nähe unseres Feuers das Grasraufen der weidenden Ochsen und das Schnauben ihrer Nüstern am Boden. Der Mond war noch nicht aufgegangen; aber es war hell in der Weite, unter den Sternen.

Mangesche Rao hatte nach der Abendmahlzeit schwelgend die selbstgerollte Zigarette durch die hohle Hand geraucht, und wir hätten uns gewiß in dieser Nacht, wie in so mancher anderen, ohne viel Worte zur Ruhe gelegt, wenn uns nicht ein eigenartiger Vorfall aufgeschreckt hätte. Einer der grasenden Ochsen, der sein Geschirr noch zum Teil trug, begann plötzlich sich auf eigentümliche Weise zu schütteln. Mir erschien das Geräusch erst dadurch ungewöhnlich, daß Mangesche Rao plötzlich rasch hintereinander zwei Hände voll Reisig auf das Feuer warf, so daß eine hohe Flammensäule in die Nacht emporstieg, unter deren Schein die blaue Weltweite für kurze Zeit in Finsternis zu versinken schien und die nähere Umgebung aufleuchtete wie ein rotes Gemach. Er stand auf und schritt vorsichtig auf das Tier zu, die hängende Büchse am Lauf gefaßt, wie er es stets tat, lauernd hinter sich herziehend, und ich folgte ihm mit der meinen.

Es gibt wenig Gefahren in Indien, die man deutlich nahen sieht und denen man ruhig entgegentreten kann, dieses Abwartende und gebärdelose Hereinbrechende eines Verhängnisses macht einen Teil des großen Grauens aus, das niemanden in der indischen Wildnis verläßt, dessen Sinne diesen Ahnungen erschlossen sind.

Und so hätte auch in dieser Nacht am Steppenrand die Gewißheit, daß etwa ein Panther unser Lager umschliche, mich nicht so erregen können wie die zweiflerische Vorstellung bald von etwas Nichtigem, bald von Ungeheuerlichem. Mag es ein jeder nennen, wie er will, wir fanden unseren Ochsen in einem seltsamen Erstarrungskrampf, er zitterte so heftig, daß sein Geschirr unaufhörlich klirrte, und war nicht zu bewegen, in die Nähe des Feuers zu gehen, in dessen Schein wir nach der Ursache seiner Plage hätten forschen können. Plötzlich sagte Mangesche Rao zu mir, daß ich stillstehen und keinen Fuß rühren sollte, aber ich kam nicht zur Befolgung seines Ratschlags, weil das gewaltige Tier lautlos umsank und am Boden in furchtbaren Verrenkungen und unter keuchendem Schnauben verendete. Das Feuer war wieder auf ein bescheidenes Flämmchen zurückgebrannt, und ich sah den weißen Koloß des toten Tieres im Sternenlicht im Gras liegen und hinter ihm die unendliche Weite des blauen Steppenlandes.

Der Brahmane schien die Ursache dieses plötzlichen Todes zu wissen, denn er suchte mit Aufmerksamkeit und bewußt wie nach der Bestätigung einer feststehenden Annahme. Endlich brannte er einen größeren Span am Lagerfeuer an und zeigte mir im Licht der rauchenden Flamme ein winziges, dunkel umrandetes Löchlein am Maul des verendeten Tieres.

„Hier ist die Ursache", sagte er langsam [illegible] einer Wichtigkeit, die nichts als Ergriffenh[eit] war, „es ist der Stich der Kobra. Ich glau[be] daß das grasende Tier die Schlange im G[ras] aufgestört hat."

Es faßte mich ein Schauer, dessen [ver]haltige Einwirkung ich damals kaum recht zu begreifen vermochte, aber ob hier ein Mensch oder ein Tier dem Gift erlegen war, schien mir angesichts des verdorbenen Lebens zu meinen Füßen ohne entscheidende Bedeutung. Mich erfaßte die Ehrfurcht vor der Kobra aufs neue, und das Angesicht Mangesche Raos spiegelte in seinem Ernst diese Ehrfurcht wider, wie eine uralte Erinnerung seines Geschlechts an eine erhabene Gottheit, die keine Aufklärung hatte beeinträchtigen können.

*

Am 21. Februar wäre Waldemar Bonsels 75 Jahre alt geworden. Zu diesem Gedenktag mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt obiger Auszug aus seiner „Indienfahrt".

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Düsseldorfer Nachrichten
Düsseldorf

Nr. Dat.

19. FEB. 1955

Tante Eukaresties Goldfische

Von Waldemar Bonsels

Am 21. Februar würde Waldemar Bonsels, der Dichter der in aller Welt bekannten BIENE MAJA, 75 Jahre alt. Zu diesem Gedenktag veröffentlichen wir mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt einen Auszug aus seinem Werk TAGE DER KINDHEIT.

Meine Tante Eukarestie trug eine Pelerine, die ihr Glockenform verlieh, ihr Hut wies eine Straußenfeder auf, die ererbt war und sich mit den Jahren aufgerichtet hatte, weil ihre langen Härchen verlorengegangen waren. Sie sah jetzt wie eine Reiherfeder aus und galt dafür. Die derben Stiefeletten der Tante legten Zeugnis von einem graden Sinn und der moralischen Festigkeit ihres Charakters ab. Alles, was sie trug, war nicht besonders elegant, jedoch wäre es falsch gewesen, daraus zu schließen, daß sie etwa in beschränkten Verhältnissen gelebt hätte, im Gegenteil, sie hatte eine auskömmliche Rente und schöne Möbel, weil sie niemals verheiratet gewesen war.

Was dies Gebiet betraf, so erinnere ich mich aus der Zeit, in der sie noch auf dem Lande lebte, eines Vorfalls, der mir damals viel zu denken gab. Sie sagte ihrem alten Hauswart und Gärtner, daß sie Hühner halten wollte, nicht der Eier wegen, sondern auch weil sie sich einsam fühlte. Er legte einen Stall an und beschaffte ihr sechs ausgezeichnete Hennen im besten Lebensalter und einen Hahn. Meine Tante betrachtete das Treiben der Tiere sorgenvoll. Endlich rief sie den Alten:

„So geht das nicht. Ich habe Beobachtungen angestellt, über die ich mich nicht in Einzelheiten auslassen werde. Ich werde es nicht tun! Aber es müssen sofort noch fünf Hähne angeschafft werden. Jede Henne erhält ihren Gatten."
Der Alte erstarrte.

„Aber gnädiges Fräulein . . ." begann er.

„Wo haben Sie um alles in der Welt diesen Hahn her?"

„Aus Etin", sagte der Alte, ohne noch Hoffnung zu zeigen.

„Nehmen Sie einen aus Neumünster, oder besser gleich vom Lande, wählen Sie einen abgelegenen stilleren Ort, irgendein Dorf an der Küste."

„Es wird immer das gleiche sein, gnädiges Fräulein", sagte der Alte, „es liegt so in der Natur dieser Geschöpfe. Gehen Sie auf Bauernhöfe . . ."

„Ich werde nicht auf Bauernhöfe gehen. Was soll ich auf Bauernhöfen? Wie ist es mit Tauben?"

„Aehnlich."

„So nehme ich Goldfische."

Tante Eukaresties Goldfische, die sie später mit in die Stadt nahm, erregten meine Teilnahme, weil sie behauptete, sie könnte sie voneinander unterscheiden und die Tierchen liebten sie.

„Gehe ich in die Nähe des Aquariums", sagte sie und lächelte großmütig, „so kommen sie herbei."

Was hieß das „herbei"? Was sollten sie in diesem engen runden Bassin, in dem sie gedankenlos kreisten, und das durchaus kein Aquarium war, anderes tun als „herbeikommen"? Behauptet jemand, einer besonderen Tierliebe teilhaftig geworden zu sein, so regt sich, namentlich bei der Jugend, Widerspruch, der Hang zum Rangstreit, die Sorge, übersehen oder unterschätzt zu werden.

Meine Schwester Anni wußte Rat:

„Gib ihnen Kognak", sagte sie, „Tante Eukarestie ist in der Stadt und schaut Läden an. Kaufen wird sie doch nichts. Sie erzählt nur, was es gibt."

Ich holte das Getränk aus dem Eckschrank und gab den Tieren. Sofort begannen sie zu wirbeln. Wer in jungen Jahren einen Goldfisch wirbeln gesehen hat, wird meine Freude nachfühlen können. Einer der Fische, wahrscheinlich das Weibchen, senkte sich nach einer Weile und landete mit schwerer Schlagseite auf dem Grund des Bassins. Der andere suchte sein Heil an der Oberfläche, so daß ich Gelegenheit fand, ihn noch einmal zu tränken. Er nahm einen Anlauf, ähnlich wie ein Delphin, und schnellte sich aus der Flut empor. Sein Zustand erlaubte ihm nicht, die Tragweite seiner Bewegung richtig zu ermessen, denn er landete auf dem Teppich und schlief ein.

Anni, in einiger Entfernung von dem Tisch, sagte bedauernd: „Er ist betrunken. So eine Schande."

Als ich neues Wasser herbeigeschafft hatte, erholten sich beide Tiere langsam wieder, nachdem sie noch eine Weile ziemlich schräg auf der Oberfläche gekreist hatten. Der Goldfisch ist sehr zäh.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Kasseler Post, Kassel

Nr. Dat.
22. FEB. 1955

Geistige Heimkehr aus Indien

Reiseerzählung von WALDEMAR BONSELS

Der Dichter Waldemar Bonsels wäre in diesen Tagen 75 Jahre alt geworden. Seine „Biene Maja" und sein Indienbuch hatten Bonsels Weltruhm eingebracht. Wir gedenken des Dichters mit der nachstehenden Erzählung aus „Indienfahrt", die uns der Paul-List-Verlag zur Verfügung stellt.

Strahlend stieg ein neuer Tag über Mangalore empor. Ich ritt, schon bevor die Sonne die Spitzen der braunen Pagoden färbte, durch die sumpfigen Mangroven-Dickichte der Flußniederungen. Eine seltsame Fremdheit lag in meinen Augen über der Landschaft, ihren Tieren und Pflanzen und über allen Dingen. Als ich nahe bei einem hölzernen Lagerschuppen ein Boot im dunklen Wasser erblickte, auf dem ein Hindu fröstelnd in der Morgenkühle hockte und, noch benommen vom Schlaf, in die grünschimmernde Weite starrte, zogen die Erlebnisse und die Bilder meiner Reise mit dem heraufsteigenden Tag durch meine Erinnerung, mit ihrem Glanz und ihren Sorgen und ihrem nie ruhenden Wunsch meines Herzens, es möchte in diesem Lande Heimatrechte und jene Beziehungen erwerben, die zur Vertrautheit Liebe führen.

Nie kam ich mir verirrter vor in dieser Welt des Wirkens als an jenem Morgen, und am liebsten hätte ich alles dahinten gelassen, um aufs neue in die grünen Schatten der durchklungenen Wildnis zu ziehen, die die Sicherheit und den Wohlstand des armen Daseins gefährden mochte, die aber den Weg der Seele zu jenem Erkennen bereitete, das allein Frieden bringen kann.

Aber mein Verlangen erschien mir bald darauf wie ein Hang zur Flucht, als warteten Pflichten und Aufgaben meiner in einem anderen Land, in einem Bereich, dessen Kräften und Zielen ich durch Abstammung und Ueberlieferung verbunden war, und zum erstenmal seit Jahren wandten sich meine inneren Augen über das Meer hin der Heimat zu.

Auf der Basarstraße hatte das bunte Leben des neuen Tages begonnen, die braunen, nackten Gestalten unter den farbigen Turbanen eilten in gewohnter Weise dahin, geschäftig, oder lässig, bald von Lasten gebeugt, bald steif und würdig im vertrauten Müßiggang. Es roch nach verdunstendem Sprengwasser und Ochsen, die Sonne schien, die vereinzelten Palmen hoben sich schräg und still über den Lärm der Straße und über die weißen, flachen Dächer der Häuser. Es begann warm zu werden.

Als wir die hohe Palmenallee erreichten, die am Meer dahinführt, und die Geräusche der Stadt im eintönigen Rauschen des Wassers verklangen, gab ich meinem Diener Panja mein Pferd und schritt allein weiter. Eine Müdigkeit, die Leib und Seele wie ein bitterer Strom durchdrang, ließ mich nach einer Weile innehalten, und ich lehnte mich an den Stamm eines Baumes und schloß die Augen. Da sah ich im Abendfrieden ein Dorf meiner deutschen Heimat. Der Holunder blühte am Zaun, es hatte geregnet, und die Luft war kühl und feucht. Hoch auf dem Gipfel eines Bauernhauses sang die Amsel in der letzten Sonne, und die klare Süßigkeit ihrer Stimme erfüllte das ruhige Land mit Glück.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

SONNTAGSSEITE

Samstag/Sonntag, 19./20. März 1955

Ein grasender Ochse fiel um

Nächtliches Erlebnis im indischen Urwald / *Von Waldemar Bonsels*

Aus Anlaß des in diesen Tagen begangenen fünfundsiebzigsten Geburtstages von Waldemar Bonsels veröffentlichen wir mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) einen Auszug aus seinem Werk „Indienfahrt".

Ich saß mit Mangesche Rao am Feuer, am Rand des Urwalds in der unendlichen Nacht. Die Steppe klagte, und ihre Stimmen bewegten mein Gemüt zu Begierde und Trauer. Ich habe die Sterne selten wieder so hell gesehen wie in dieser denkwürdigen Nacht, die mir um vieler Gedanken willen, die der schweigsame Mann aussprach, unvergeßlich geblieben ist. Panja schlief damals schon im Zelt, was er eigentlich stets tat, wenn er sich für abkömmlich hielt, und aus dem Schattendunkel des Dschungelwalds erklang in der Nähe unseres Feuers das Grasraufen der weidenden Ochsen und das Schnauben ihrer Nüstern am Boden. Der Mond war noch nicht aufgegangen; aber es war hell in der Weite, unter den Sternen.

Mangesche Rao hatte nach der Abendmahlzeit schweigend die selbstgerollte Zigarette durch die hohle Hand geraucht, und wir hätten uns gewiß in dieser Nacht, wie in so mancher anderen, ohne viel Worte zur Ruhe gelegt, wenn uns nicht ein eigenartiger Vorfall aufgeschreckt hätte.

Einer der grasenden Ochsen, der sein Geschirr noch zum Teil trug, begann plötzlich sich auf eigentümliche Art zu schütteln. Mir erschien das Geräusch erst dadurch ungewöhnlich, daß Mangesche Rao plötzlich rasch hintereinander zwei Hände voll Reisig auf das Feuer warf, so daß eine hohe Flammensäule in die Nacht emporstieg, unter deren Schein die blaue Weltweite für kurze Zeit in Finsternis zu versinken schien und die nähere Umgebung aufleuchtete wie ein rotes Gemach.

Er stand auf und schritt vorsichtig auf das Tier zu, die hängende Büchse, am Lauf gefaßt, wie er es stets tat, lauernd hinter sich herziehend, und ich folgte ihm mit der meinen. Es gibt wenig Gefahren in Indien, die man deutlich nahen sieht und denen man ruhig entgegentreten kann, dieses abwartende und gebärdelose Hereinbrechen eines Verhängnisses macht einen Teil des großen Grauens aus, das niemanden in der indischen Wildnis verläßt, dessen Sinne diesen Ahnungen erschlossen sind.

Wie wenig das einzelne Ereignis, das mein Leben oder das meiner Freunde gefährdet hat, es im Grunde war, das mich erschütterte, sondern wie vielmehr es die Ungewißheit seiner unfaßbaren Annäherung gewesen ist, geht daraus hervor, daß heute noch keine Palmgruppe oder der schwüle Luftzug eines Treibhauses mich aufs tiefste entsetzen können. Mit der gefiederten Gestalt des harten Grüns eines Palmblattes ist mir dauernd eine Ahnung des Todes verknüpft, während ich den Bewegungen einer Schlange ohne andere Ergriffenheit zuzuschauen vermag als in der, welche ihre Schönheit und Eigenart auslösen. Nach einer Begegnung mit einem mohammedanischen Hindu in einer engen Gasse von Bombay, der einen Schuß auf mich abfeuerte, ist mir weder vor den Männern seines Volkes noch vor einer Schußwaffe auch nur ein Schatten von Besorgnis verblieben, aber noch jahrelang hat mich der kaum hörbare Klang nackter Füße auf einem Steinboden entsetzt. Ich erinnere mich von diesem Geschehnis kaum an etwas empfindsamer als an dieses dumpfe, leise „Tapp-Tapp", mit dem es hinter mir begann.

Und so hätte auch in dieser Nacht am Steppenrand die Gewißheit, daß etwa ein Panther unser Lager umschlich, mich nicht so erregen können wie die zweiflerische Vorstellung bald von etwas Nichtigem, bald von Ungeheuerlichem. Mag es ein jeder nennen wie er will, wir fanden unseren Ochsen in einem seltsamen Erstarrungskrampf, er zitterte so heftig, daß sein Geschirr unaufhörlich klirrte, und war nicht zu bewegen, in die Nähe des Feuers zu gehen, in dessen Schein wir nach der Ursache seiner Plage hätten forschen können.

Plötzlich sagte Mangesche Rao zu mir, daß ich stillstehen und keinen Fuß rühren sollte, aber ich kam nicht zur Befolgung seines Ratschlags, weil das gewaltige Tier leutlos umsank und am Boden in furchtbaren Verrenkungen und unter keuchendem Schnauben verendete. Das Feuer war wieder auf ein bescheidenes Flämmchen zurückgebrannt, und ich sah den weißen Koloß des toten Tieres im Sternenlicht im Gras liegen und hinter ihm die unendliche Weite des blauen Steppenlandes.

Der Brahmane schien die Ursache dieses plötzlichen Todes zu wissen, denn er suchte mit Aufmerksamkeit und bewußt wie nach der Bestätigung einer feststehenden Annahme. Endlich brannte er einen größeren Span an und zeigte mir im Licht der rauchenden Flamme ein winziges, dunkel umrandetes Löchlein am Maul des verendeten Tiers.

„Hier ist die Ursache", sage er langsam in einer Wichtigkeit, die nichts als Ergriffenheit war, „es ist der Stich der Kobra. Ich glaube, daß das grasende Tier die Schlange im Gras aufgestört hat."

Es faßte mich ein Schauer, dessen nachhaltige Einwirkung ich damals kaum recht zu begreifen vermochte, aber ob hier ein Mensch oder ein Tier dem Gift erlegen war, schien mir angesichts des verdorbenen Lebens zu meinen Füßen ohne entscheidende Bedeutung. Mich erfaßte die Ehrfurcht vor der Kobra aufs neue, und das Angesicht Mangesche Raos spiegelte in seinem Ernst diese Ehrfurcht wider, wie eine uralte Erinnerung seines Geschlechts an eine erhabene Gottheit, die keine Aufklärung hatte beeinträchtigen können.

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Bonner Rundschau, Bonn

Nr. Dat. 23. MRZ. 1955

Bitte hier nicht bohren

Erzählung von Waldemar Bonsels

Wilma ist ein kleines Mädchen von sieben oder acht Jahren; nicht nur ihr Alter ist ungewiß, auch ihr Herkommen und ihre Heimat. Sie wurde meinem Nachbarn, dem Kleinbauern, vor Jahren zugewiesen, und er behielt das Kind bei sich, das nun niemandem und allen gehört, aber von allen geliebt wird, ohne daß die Menschen seines Lebens im Dorf viel von dieser Liebe wissen.

Wilmas Lebensbereich ist die große mit Buschwerk bewachsene Kiesgrube am Waldrand hinter dem Gehöfte. Niemand macht ihr dies natürliche Reich des seligen Wildwachsens streitig, die Menschen nicht und auch die Tiere nicht, die ihre Welt, über Wiese und Wald dahin bevölkern von den Käfern und Schmetterlingen bis zur Eidechse und den Vögeln. Sie kennt die Geschöpfe wie ein Stadtkind die Spielgeräte seiner Kinderstube und es geht ihr mit ihrer Liebe zu diesen Wesen ähnlich wie es den Menschen umher mit ihr ergeht: Sie will ihnen wohl und läßt sie gewähren.

Ich sehe und kenne ihr Tun und Treiben nun schon lange. Wie anders sie sich verhält, als ein Knabe in ihrem Alter es täte. Ihr Hang zu Duldung und Pflege tritt deutlich zutage, wie auch ihre Abneigung aller ungeduldigen Forschung gegenüber. Eigenschaften, die dem Knaben selten gegeben sind, der in der Prüfung seiner jungen Kräfte oft zu Grausamkeit und Zerstörung neigt. Sie scheucht oder fängt niemals ein Tier und schont die Blüten oder Blumen bis zur Achtsamkeit auf die braunen nackten Füße zwischen den Glockenblumen.

Das umwachsene alte Gezäune meines Gartens gewährt mir willkommenen Schutz, um dem Treiben der Kleinen unvermerkt zuzuschauen; zuweilen besucht sie mich und erzählt mir, was sich in ihrer Welt begibt. Ihre herzliche Unbefangenheit ist wie von einem göttlichen Hauch erfüllt, und ihre Erlebnisse erreichen mich wie Botschaften aus dem Paradies. Von den Menschen weiß sie bis heute nur, daß sie ihr nichts tun.

Eines Tages fand Wilma auf einem der Pfade im Geröll der Kiesgrube in deren Brombeerranken eine tote Libelle mit blauen Flügeln. Sie trug die zarte Beschlossene auf einem Huflattichblatt in den Obstgarten des Bauern und grub ihr ein kleines Grab am Rasenrand des Zaunes, das sie mit Blumen auslegte. Dann suchte sie drei Steine, die den Hügel schützen sollten, und steckte am andern Tage ein Papptäfelchen mit einer Inschrift zwischen die steinernen Merkmale der Ruhestatt. Alles geschah sachlich und freundlich, ohne falschen Aufwand des Gefühls, ja fast ohne erkennbare Trauer.

Ich ging zum kleinen Grab hinüber, als das Kind zu gewohntem Tun und Spiel in den Wald lief, und las die Inschrift. Aus dem spärlichen Gut des Wortschatzes hatte sie mit ungelenken Buchstaben als Grabschrift die Bitte aufgeschrieben: „Hier nicht bohren." So hoffte sie, die Ruhe des toten Sommerkindes zu sichern und zugleich das dunkle Bereich von Wandlung und Wiederkehr, von denen ein Kind nichts weiß, in deren Kräftestrom jedoch seine Seele tiefer eingebettet ruht, als wir Unsteten der halben Erkenntnis es ahnen.

Das kindlich-ungewiß gewährte Wort „Hier nicht bohren" will mir seither nicht aus dem Sinn, und meine Gedanken führten mich weitab in das weltenalte Schlummergebiet der Unterirdischen, zu Kohle und Oel, zu Erzen und Urangesteinen, nach denen wir ruhlos bohren. Mit ihnen erhoben sich die schaurigen Dämonen der Finsternis und Zerstörung vor meinem geistigen Auge ins Bereich der Sonne und behaupteten sich, übermächtig geworden, als ein dunkles drohendes Gewölk vor ihrem Licht.

Meine Besinnungen wanderten dann mit diesem Wort aus Kindermund zurück in die sommerliche Stille und Fülle der Welt, in der ich lebe, über die Wiesen und das goldene Korn dahin bis zu den Schattengründen der Wälder, und mir wurde deutlich, in welch unerhörtem Ausmaß die Menschen meines Jahrhunderts von der Pflege der Natur zu ihrem Mißbrauch übergegangen sind. Ich glaube ihre rasche Antwort nicht mehr, daß sie zum Segen der Menschheit bohren. Zu Glück und Fortschritt, zu Wohlstand und Frieden? Da lieber Gott...

Nein, die Zeile von Kinderhand will mir nicht aus dem Sinn. Ist schon eine Ruhestatt in der Welt so vergänglich mit einem Merkmal versehen worden? Der Wind wird das Täfelchen davonführen und der nächste Regen wird seine Worte für immer auslöschen. Für immer? Ich glaube es nicht. Ueber ihre Vergänglichkeit erheben sich das Licht des Glaubens und eine Hoffnung ohne Makel. Ist nicht aus diesen Worten, so arm und ungeschickt wie Worte es nur immer zu sein vermögen, in geheimnisvollem Wandel eine heilige Metapher im Seelenland des Weltgeweses geworden? Vielleicht besteht diese Inschrift länger als manche, die in Stein gehauen oder in Erz gegossen worden ist. Wer will es entscheiden?

Nichts für ungut. Solche Gedanken sind schon wieder verflogen wie die Schwärme der Vögel, die ihre ersten Flüge erproben für die Reise in fremde Fernen, einer beständigeren Heiligkeit entgegen.

Aus „Efeu", West-Ost-Verlag, Berlin, 4.80 DM.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

„ARGUS" Nachrichten-Bureau
Berlin-Charlottenburg · Bismarckstraße 79
18. JULI 1955
Frankfurter Rundschau
Unabhängig - daher zuverlässig
Nr. .....

Strandgedanken / Von Waldemar Bonsels

Einmal machte ich die Bekanntschaft einer größeren Fliege, die nur einen Flügel hatte und den Rest ihres Lebens am Gestade zu verbringen schien. Ich beobachtete sie, während ich am Strand lag und rauchte. Sie suchte sich die Steine aus, die besonders rund, blank und heiß waren, und es schien, als bevorzuge sie die weißen. Wenn sie eine Weile auf einem solchen gesessen hatte, faßte sie einen anderen ins Auge und versuchte, ihn mit einem sprungartigen Flug zu erreichen, aber sie landete jedesmal auf irgendeinem dritten, weil sich leider das Fehlen ihres einen Flügels beim Einhalten der Richtung bemerkbar machte.

Ich faßte eine gewisse Neigung zu dieser flüchtigen Freundin meiner einsamen Stunden am Meeresstrand. So sehr viel besser ging es schließlich im Leben auch mir nicht, und im Grunde kam es uns beiden auf die Sonne an. Das Meer trug leichte und liebliche Gedanken in meinen Sinn, törichte und sinnvolle, aber niemals schwere. Seine Gaben waren Traum, Vergessen und Schlaf, sie stiegen mit der flimmernden heißen Luft in unbekannte Regionen empor, und der flüchtige Seewind trug sie fort. Die Menschen meines verflossenen Lebens versanken in einem schimmernden All, in welchem ich wesenlos, wie sie selbst, dahintrieb, und auch die Liebe wurde zur Erinnerung.

Nie aber, daß Langeweile oder Mißmut mich plagten, das Leben war ein makelloses Gefäß, angefüllt mit dem klaren alten Wein lieblicher Sinnesfreude und heiterer Daseinslust. Ich begriff die Menschen dieses Landes und dieser Sonne, die kein anderes Begehren zu bewegen schien, als das Dasein auf solche Art als seligen Bestand auszukosten und sich dem selbständigen Walten von Erstehen und Vergehen, den vergänglichen Glücksgütern der Erdenzeit gegenüber wahllos und zufrieden, ohne Bedenken anheimzustellen.

Zuweilen zollte ich am Strande dem Tode eine kleine Abschlagszahlung auf seine künftigen Rechte und schlief ein, aber die Stimme des Meerwassers ging mit mir in das dunkle, ruhige Land. Die Monotonie seiner frischen Stimme verwandelte sich in meinen Träumen in einen beredten Glanz von großer Mannigfaltigkeit, und ich erfuhr Wunder und Sagen vom Gang der Welt, die ein ganzes Buch füllen würden, aber etwas an der Weisheit des Meerwassers verhinderte mich daran, so törichte Pläne zu fassen. „Ich sage es allen", rief es gleichmütig, „warum willst du es tun? Niemand wird Dinge über Menschen hören, die ihm die Natur nicht vertraut, und ihr, die ihr nicht einmal euch selbst versteht, wie wollt ihr mich, das Meer, in seinem heiligen Wesen erfassen?"

Als ich erwachte, sah ich im Abendglanz auf der Silberleiste der Meerflut groß und nah ein schwarzes Boot im roten Himmelsschein dahinfahren, das von vier Männern angetrieben wurde. Vielleicht fuhren sie ins Weite, vielleicht kehrten sie heim.

Aus der „Indienfahrt" des 1952 verstorbenen Dichters mit Erlaubnis des Paul-List-Verlages (München) entnommen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS:

Der Gruß aus dem Dunkeln

Heute jährt sich zum drittenmal der Todestag des berühmten Dichters der Tierseele. Aus diesem Anlaß bringen wir diese Erzählung aus seinem Buch „Freundschaften, Kämpfe und Jagden" (Hoch-Verlag, Düsseldorf).

Es war nicht viel Licht in den Gedanken des Mannes, der sich in der Abenddämmerung in die öde und enge Vorhalle eines Bahnhofes drückte und dort, den verschlissenen Ueberzieher fest um sich ziehend, fröstelnd auf einer Holzbank Platz nahm. Nur für einen Augenblick natürlich und ängstlich darauf bedacht, von niemandem für etwas anderes gehalten zu werden, als für einen heimgerichteten, irdisch wohlbestellten Passanten, der sich für eine Weile auszuruhen gedachte, oder für einen Fahrgast, der sich ein wenig zu früh am Bahnhof eingefunden hatte.

Der Fremde grübelte stumm und einsam vor sich hin. Sorgen und Hoffnungen, wie sie mich jetzt schon seit langer Zeit heimsuchen, dachte er, sind im Grunde wohl eine Art Schutzwehr gegen den Verfall und die Ausschweifung des Gefühls. Mehr als fünfzig Jahre lebe ich nun, so oder so, und da ziemt es sich nicht mehr recht, mit Worten und Begriffen wie „einsam", „traurig" oder „sehnsüchtig" das gewappnete Herz zu erweichen, zu erniedrigen oder zu bedrängen. Nein, im Gegenteil, so war es immer schon, einsam, traurig, sehnsüchtig. Es war nie anders. Nur wer das Leben nicht kennt, wer gewissermaßen neben ihm her, ohne Empfindungskraft und ohne hohe Forderung, seine Tage verbringt, vermeint, es sei anders. Neben dem Leben ist es auch anders, mitten im Leben selbst dagegen nicht.

Wären ein paar andere Gäste in dieser öden und kaum vom Licht beschlichenen Holzhalle des Bahnhofs der kleinen Stadt zugegen gewesen, darunter sogar kluge und erfahrene Menschen, die sich auf Beurteilung, Vergleich und Einschätzung verstanden hätten, so würden sie bei einer Betrachtung des Fremden etwa folgendes festgestellt haben:

Dieser Mann wartet ja eigentlich gar nicht auf einen Zug, er gibt sich nur den Anschein, oder er wartet überhaupt schon lange, schon immer. Das wäre nicht einmal so schlecht beobachtet gewesen, auch nicht schlecht in Worte gefaßt, denn es gibt tatsächlich Menschen, die ihr Leben lang warten. Wer einmal wirklich hat warten müssen, und noch dazu ohne rechte Hoffnung, weiß, daß Warten ein furchtbares Leid ist, ein ungreifbares, zehrendes, das die Kräfte verdirbt und den Sinn unsagbar ermüdet.

Zudem ließ sich an dieser hockenden Gestalt in der Dämmerung deutlich erkennen, um so deutlicher, als es fast schon dunkel war, daß es nicht immer ein solch verlorener Ort gewesen sein konnte, an dem sie gewartet hatte. Wie rasch man doch bei verbrauchten Kleidern festzustellen vermag, daß ihr Träger einmal sehr gut zugeschnittene Anzüge getragen haben muß. Nur der einfache, einfältige, der arme, arbeitende Mensch versteht schlechte und verbrauchte Kleidung gut zu tragen. Sogenannte feine Leute können das nicht. Es ist nun einmal viel schwerer, vom behüteten, wohlgepflegten Wohnraum des Anstands und der Ordnung aus in der Gasse Halt zu finden als umgekehrt.

Gottlob waren in der Wartehalle keine Leute, die sich solche Gedanken hätten machen können. Da waltete der gedankenlose, feuchte Wind, der seinen unbekannten heimatlichen Weg zog, die verhüllende Dämmerung und die Kälte; gnädige Gefährten des Verlassenen, denn er wußte, nur er spürte sie, aber sie waren barmherzig genug, von ihm keine Notiz zu nehmen. Teilnahme, dachte er, weiter vor sich hingrübelnd, die überläßt mir. Im Elend braucht man die Teilnahme nicht, sondern nur die Möglichkeit, wieder selbst teilnehmen zu können. Das wissen nur die allerbesten Menschen, die sogenannten guten Menschen ahnen es nicht einmal. Sie neigen sich zu uns herab und zeigen uns damit nur die Tiefe, in die wir gesunken sind, unsere Verlassenheit und ihr eigenes Glück, das zornig macht. Wer kann durch äußerliche Wohltat Güte in ein elendes Herz zaubern? Zeig ihn mir!

Da, durch den Eingang, der zur Straße führte, kam es rasch und niedrig am Boden hereingehuscht, lief durch die Wartehalle und machte vor der Schienenbahn halt . . . ein kleiner Hund.

Das Tier war in das Blickfeld des Mannes geraten, der vor sich hinstarrte. Nun hob er den Kopf und sah dem kleinen fremden Eindringling nach, mehr mit den Augen allein als mit allen Sinnen, angezogen durch die Bewegung.

Der Hund schien die Stufe hinab zu dem Schienenstrang als eine Grenze zu betrachten, die nicht überschritten werden durfte. Es war noch hell genug, um das Tier beobachten zu können. Die kleinen bepuschelten Kopfverzierungen, die offenbar als Ohren Dienst taten, hoben sich etwas, die Nase schnupperte in die feuchte Weite, half den deutlich schwachen Augen und schien drüben im abendlichen Land allerhand Wünschenswertes festzustellen. Es wurde jedoch bald als unerreichbar abgelehnt, und ein gemächlicher Rundgang in der Halle begann. Zunächst fand der Fuß einer Eisensäule freundliche Beachtung, nur kurz und scheinbar ohne rechten Erfolg. Solche Bedürfnisse scheinen zur leeren Gewohnheit herabgesunken zu sein. Trotzdem folgte ein wildherziges Scharren auf den kahlen Fliesen, die einem erhofften Sandboden galten.

Der neue Besucher schien den alten nicht bemerkt zu haben, der jetzt aus seiner Versunkenheit erwacht war und mit einem Lächeln, von dem er nichts wußte, auf das kleine Tier schaute. Mein Gott, gab es denn so wichtige, so erregende Dinge in dieser öden Halle? Die unsichtbaren Spuren unter den Bänken schienen darüber zu berichten, wer sich den Tag über hier aufgehalten hatte. Ein Papierfetzen strotzte von Nachrichten. Die Steinplatten vor dem Fahrkartenschalter erschütterten durch die Fülle der Seelen und Seelchen, die dort immer noch hausten, im Dämmern, im Unfaßbaren.

Der Mann rührte sich nicht. Wurde er übersehen? War er noch nicht entdeckt worden? Das war erstaunlich und sehr sonderbar, fast ein wenig kränkend. Ihm schien jetzt, als verstelle sich das kleine Tier, als täte es so, als sei es unbeobachtet. Sicherlich, dieses Entdeckungstheater in der Halle war ein wenig affektiert. Da sollte einer nun nicht lachen über dieses kleine Vieh, dessen unerforschbare Herkunft sich am deutlichsten in den Rassen kundtat, die es verkörperte.

Erschöpft schienen diese Erlebnis-Reichtümer der Halle zwar noch keineswegs zu sein, aber das kleine Tier zeigte sich ermüdet. Es nahm jetzt geradewegs Kurs auf den Sitzenden zu, näherte sich ihm ohne besondere Anzeichen von Freundschaft oder Zweifel und sog, dicht vor ihm angelangt, Art und Wesen des Fremden mit der Nase ein.

Es war fast dunkel im Winkel zwischen Bank und Eingang. In braunroten matten Lichtgarben erlosch der ferne Horizont, der sich vor dem Niedergang des Tages noch einmal spärlich aufgelichtet hatte, über den silbernen Linien der Schienen, die überklar, fast grell schimmerten. Der Mensch sah jetzt wach und fast gierig auf das Tier nieder, das sich ihm im Schattengrund unten näherte. Aber es lehnte und drückte sich nicht an seinen Körper, o nein, das verbot ihm deutbar eine heimliche Scheu, ein wunderbarer tierischer Takt, die dunkle Wissensbescheidung seiner Art. Nein, es hielt sorgsam Abstand von jeder Körpernähe und berührte den Menschen nicht, kaum, daß einmal die Pfote ein wenig fragende Gunst gewährte und Gewährung zaghaft am Schuh ertastete. Es legte sich dann in respektvollem Abstand, still und ernst am Boden neben den Menschen, würdig in seiner Weise und deutlich endgültig. Hier saß man in der Dämmerung, hier wartete man. Gut.

So empfand der Einsame keineswegs, daß er selbst etwa hier groß und gütig, nach Art besonders braver Menschen, einem armen Tier etwas erlaubte und zukommen ließ, sondern er fühlte, daß er etwas empfing. Nicht Gunst oder Gemeinschaft, nicht Vertrauen oder gar den heimlichen Wunsch und Willen, die Verlassenheit aufzuheben — das alles schien ihm plötzlich alt, verbraucht und von muffigen Seelen vertan und verspielt — er empfing eine dunkle und erschreckend wohltuende Ahnung aus der Urwelt des Unbewußten, einen Gruß des Triebhaften vom Weltdunkel her, ein Heimwort der Dämonen, die das Licht suchten.

Und in einem Lächeln, das zu einem leisen, den ganzen Leib erschütternden Gelächter im Dunkeln aufstand, wurde ihm für einen lichten Augenblick erkennbar, wer er selber war: ein Mensch auf der Erde. Wie ein Schwarm von quälenden Insekten hob sich die Unrast der bösen Sorgen unter diesem Lachen aus dem Geräume der befreiten Seele. Nur ein einziges Gefühl blieb, wie im Gewehe der Freiheit zurück, das Bewußtsein der Einsamkeit, die das Verlangen nach Gemeinschaft mit sich brachte.

Er erhob sich jählings, und mit festem Schritt ging er rasch von dannen. Es wäre zuviel gesagt, daß er nun den Gewinn eines neuen Ziels mit sich genommen hätte. Wohl aber wußte er seinen Weg, und die Dunkelheit von Land und Lebenssorgen schreckte ihn nicht mehr. Das Tier folgte ihm.

LINUS KEFER:

Truttas Hochzeit

Forellensommer! Libellensommer!

Wohin ist er entflohen? Fort sind die frühen Dämmerungen taufeuchter Morgenstunden, verweht der goldene Rausch des Mittags, zerpflückt die Bläue des Himmels, das gewaltige Licht durchflutet ihn nicht mehr, die feurige Schüssel der Sonne ist leer.

Fort sind auch die zierlichen Ritter der Wiesen, die knusperigen Heuhüpfer, vorbei ist es mit dem leichten Dessert der Fliegen und Mücken, die vergnügt auf dem Wasser zu reisen beliebten, keine Grille lärmt mehr durch den lauen Abend, verschwunden sind sie, die leckeren Bissen, die grünen Grasfrösche, vorbei, alles vorbei!

Der Mond steht schräg über der alten Uferweide, es ist ein großer, schöner Mond, und er zeichnet das mächtige Haupt des Baumes mit feinen Pinselstrichen auf die kaum gewellte Fläche des Tümpels wie auf eine Platte aus zartgehämmertem Silber. Kein Blatt haftet mehr im schlanken Gezweige.

Im Schatten der Böschung, wo die verschlungenen Wurzeln der Weide bloßliegen, steht Trutta. Sie steht wie immer gegen die Strömung, die alles, was flußab treibt, ihrem Standorte zuträgt. Die Flossen am glatten, feinschuppigen Torpedo ihres prallen Leibes spielen unmerklich. Den scharfen Augen entgeht nichts, keine Bewegung im Wasser, die ihre sicheren Organe nicht wahrnähmen. Trotzdem geschieht es seit Tagen nur selten, daß sie mit unfehlbarem Stoße nach Beute den Standort verläßt. Unersättlich war sie in vergangenen Monaten, jetzt ist der große Hunger gestillt. Von Tag zu Tag sinkt die Temperatur des Wassers und im gleichen Maße nimmt Truttas Freßlust ab. Ihre Verdauung arbeitet langsamer, die Raubgier ist erloschen. Eine andere Unruhe ist über sie gekommen. Immer um diese Zeit, wenn der erste Frost das Laub versengt und die Stürme kein Blatt mehr dulden an Baum und Strauch, kommt diese Unruhe über sie. Dann verblassen die Tage des Sommers, alles was war, erlischt, die Unruhe wächst, und nachts, wenn der ganze Bach an ihr vorüber stromauf zu ziehen scheint, ergreift das Fieber dieser Bewegung alle ihre Nerven und Muskeln. Unablässig rudert es an ihr vorbei, der Strömung entgegen, und nun gibt es auch für sie kein Bleiben mehr, keinen Tag mehr, keine Stunde. Plötzlich steuert sie aus ihrem Unterstand heraus.

Auch er ist vergessen, ausgelöscht. Ein einziger, übermächtiger, geheimnisvoller Trieb lebt jetzt in ihr. Sie selbst ist nichts mehr, der Trieb ist alles. Ein neues Gesetz steht plötzlich über ihrem Dasein und Trutta gehorcht ihm und zieht aufwärts, den Ursprüngen entgegen. Unermüdlich schwimmt sie, große, fremde, sehr stille Tümpel und Gumpen durchquert sie, gleitet durch seichtes Geriesel, springt über Wehren. Kein Unterschlupf verlockt sie zur Rast, kein Schwarm schmackhafter Eilritzen reizt ihre Beutegier. Achtlos auf ihre Umgebung, blind für jede Gefahr, müht sich die sonst so scheue, vorsichtige Jägerin vorwärts.

In den Morgenstunden stellt sich ein Begleiter ein. Es ist ein großer, kräftiger Bursche, er kommt aus dem Fluß herauf, dem gleichen Gesetz unterworfen, dem Trutta dient, von derselben Macht getrieben. Lange Zeit war er hinter ihr hergeschwommen, sie hatte es gleich wahrgenommen und eine neue Welle der Erregung trieb sie zu rascheren Stößen an. Der Fremde aber folgte ihr in gleichbleibendem Abstand und von Zeit zu Zeit holte er sie ein, schwamm ein Stück neben ihr her, blieb dann wieder zurück, um plötzlich wieder einen Vorstoß zu wagen und sich dicht an ihre Seite zu drängen.

Jetzt rudert er neben ihr. Nur wenn das Wasser in einem schmalen Gerinne sich zusammendrängt, läßt er ihr den Vortritt. Sein Schuppenhemd schimmert prächtig und sein Unterkiefer ist zu einem starken Haken aufgebogen. Sein Auge hat die neue Gesellschaft, die am Abend aufgetaucht ist, sofort bemerkt. Es sind zwei Rivalen, aber sie reichen in keiner Weise an ihn heran. Er nimmt sie gar nicht zur Kenntnis, solange sie respektvollen Abstand bewahren.

Wie lange ist Trutta schon unterwegs? Niemand zählt die Tage. Aber an den Ufern des Baches ist es noch stiller geworden. In der Nacht hat es gefroren, die braunen Halme stehen steif und weiß und klirren leise, wenn der Eisvogel daran streift. Ein frostiger Wind flattert in den nackten Büschen. Einmal verdunkelt sich der Himmel mit schweren Wolkensegeln, vielleicht flockt es auch nieder auf die Wiesen und Sträucher, aber noch hält der Schnee nicht. Auf dem kahlen Wipfel der Erle hockt eine Krähe, ein großer schwarzer Schlußpunkt des Jahres.

Trutta und Salmo, der Begleiter, nehmen nichts von alldem wahr. Aber am Druck und Zug des Wassers und an den immer häufiger wiederkehrenden seichten Stellen erkennen sie, daß sie ihr Ziel bald erreichen werden. Manchmal müssen sie schon über so dünnes Geriesel aufwärts, daß ihre Rücken aus dem Wasser ragen. Sie müssen sich über die glatten braunen Kieselsteine hinwegschnellen, bis sie wieder schwimmen können.

Salmo hat sich ganz ihrer Führung anvertraut, er zieht dicht hinter ihr her und hinter ihm folgen unermüdlich die Rivalen.

Plötzlich schwenkt Trutta ab in ein flaches, kiesiges Seitenbett, und jetzt muß Salmo zum erstenmal eingreifen. Einer der beiden Verfolger versucht, rasch an ihm vorbeizukommen und Trutta einzuholen. Aber Salmo wendet sich scharf um und stößt wütend nach dem zudringlichen Freier. Das genügt zunächst, der Gegner ist in die Flucht geschlagen und Salmo kann sich wieder an Trutta heranpirschen.

Ist es so weit? Trutta steht einen Augenblick lang still. Sie prüft den Ort. Klar und rein rieselt das Quellwasser über den Kieselgrund. Ja, sie hat das Ziel erreicht. Schon bohrt sie sich in den Grund, schon fegt sie mit der Schwanzflosse, die in den letzten Wochen viel dicker und fester geworden ist, Kieselsteine und Sand zur Seite, unermüdlich peitscht und schlägt und gräbt, schleudert und wühlt sie und wirbelt das Bett des Baches auf. Eine breite, tiefe Mulde entsteht. Die Strömung wirbelt Sand und Kieselsteine ein Stück mit sich und wo sie zu Boden sinken, bilden sie hinter der Mulde einen Damm.

Aber noch gibt Trutta sich nicht zufrieden. Salmo vermag seine Erregung kaum noch zu meistern. Auch er stürzt sich in die Mulde und beginnt zu graben und zu fegen bis Trutta endlich innehält. Die Laichgrube ist fertig. Trutta läßt sich darübergleiten, sie sinkt, und ihr schwerer, dicker Leib beginnt in Krämpfen zu zucken und die hellen, zartgelben, fast rosig schimmernden Eier auszustoßen.

Aber da ist plötzlich der Nebenbuhler wieder da, dicht am Rande der Laichgrube ist er aufgetaucht. Salmo hätte ihn beinahe übersehen. Wütend schlägt er ihn in die Flucht, diesmal für immer. Dann kehrt er blitzschnell zu Trutta zurück. Die Eier, diese kaum erbsengroßen, glasigen Bällchen sinken auf den Grund der Laichgrube, und jetzt läßt Salmo sich darauf niedersinken und gießt seine Milch darüber aus. Dann schieben und wälzen sie gemeinsam die kleinen, blankgescheuerten Kieselsteine über die befruchteten rosigen Bällchen und ziehen weiter zur nächsten Laichgrube, indes über dem dunklen Murmeln und Glucksen des Wassers schon der Abend mit dem ersten Stern heraufsteigt.

MARTHA SOLMAR:

Die Sorgen der andern

Ling-Ho begleitete seinen Vater in die Stadt.

Er stand bei einem wandernden Erzähler, der auf dem Markt seine Geschichten vortrug. Der Vater machte inzwischen die Besorgungen.

Der Erzähler berichtete von einem großen Krieg, der vor vielen Jahren das Land verwüstete. Er erzählte von der Belagerung der Hauptstadt und vom tapferen General Wei.

Der Mann erzählte gut. Ling-Ho vermeinte, den Kampf selbst mitzuerleben.

General Wei war ein edler und mutiger Mann. In der Hauptstadt aber gab es weder Waffen noch Brot. Alle Freunde hatten General Wei verlassen und verraten.

Ling-Ho war erschüttert.

Da kam der Vater, um ihn abzuholen.

„Ach", klagte Ling-Ho, „hätte ich dem armen General doch helfen können! Alles hätte ich dafür gegeben!"

„Laß dir das Schicksal des Generals nicht so zu Herzen gehen", mahnte der Vater.

„Es ist schrecklich", sagte Ling-Ho, „daß ein edler Mensch in eine so schlimme Lage geraten kann."

„Komm! Laß die Gedanken an den General! Es ist doch nur eine Erzählung."

Es war Abend geworden. Sie gingen nach Haus. Der Vater hoffte, Ling-Ho würde die Geschichte vergessen.

Ling-Ho aber konnte die Gedanken von dem traurigen Schicksal des Generals nicht lösen. Er vergaß zu essen. Er konnte nicht schlafen.

Der Vater wollte, daß Ling-Ho sich ablenke. Sie gingen wieder in die Stadt und besuchten Verwandte. Ling-Ho schien nicht mehr so traurig wie vorher.

Es war Abend geworden. Sie gingen nach Haus. Der Vater hoffte, Ling-Ho habe die Geschichte vom General Wei vergessen.

Da sahen sie einen alten Mann, der eine schwere Last trug. Er war schwach und krank, und die Bürde drückte ihn nieder.

Ling-Ho war erschüttert.

„Ach", klagte er, „könnte ich dem armen alten Mann doch helfen! Alles würde ich dafür geben!"

„Komm", mahnte der Vater. „Laß dir das Schicksal dieses Menschen nicht so zu Herzen gehen!"

Ling-Ho aber konnte die Gedanken von dem alten Mann und seiner schweren Last nicht lösen. Er vergaß zu essen. Er konnte nicht schlafen.

Der Vater wollte, daß Ling-Ho sich ablenke. Die ganze Familie bemühte sich, ihn aufzuheitern. Ling-Ho aber blieb traurig.

„Warum denkst du immer an die Sorgen der andern? Kümmere dich nicht um das Los fremder Menschen!"

„Ich kann nicht anders", sagte Ling-Ho.

„Lebe dein Leben friedlich weiter und denke an dich. Dann wirst du wieder gesund und fröhlich sein."

Ling-Ho schüttelte betrübt den Kopf. „Wenn ihr wollt, daß ich wieder fröhlich werde, dann müßte General Wei aus der belagerten Hauptstadt befreit werden. Dann müßtet ihr mir helfen, daß der alte Mann nicht länger schwere Lasten tragen muß."

Die andern sagten: „Was verlangt er von uns! Er ist krank. Er sieht nur die Sorgen der andern. Ihm ist nicht zu helfen."

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

PvB
Presse- und Ausschnittdienst v. Beust
Stuttgart 1 - Postfach 728 - Fernruf 405 48
Ausschnitt aus:
Höchster Kreisblatt, Ffm.-Höchst
vom 17. Dez. 1955

Heimkehr aus Indien

Von WALDEMAR BONSELS

Strahlend stieg ein neuer Tag über Mangalore empor. Ich ritt, schon bevor die Sonne die Spitzen der braunen Pagoden färbte, durch die sumpfigen Mangroven-Dickichte der Flußniederungen. Eine seltsame Fremdheit lag in meinen Augen über der Landschaft, ihren Tieren und Pflanzen und über allen Dingen. Als ich nahe bei einem hölzernen Lagerschuppen ein Boot im dunklen Wasser erblickte, auf dem ein Hindu fröstelnd in der Morgenkühle hockte und, noch benommen vom Schlaf, in die grünschimmernde Weite starrte, zogen die Erlebnisse und die Bilder meiner Reise mit dem heraufsteigenden Tag durch meine Erinnerung, mit ihrem Glanz und ihren Sorgen und ihrem nie ruhenden Wunsch meines Herzens, es möchte in diesem Lande Heimatrechte und jene Beziehungen erwerben, die zur Vertrautheit Liebe führen.

Nie kam ich mir verirrter vor in dieser Welt des Wirkens als an jenem Morgen, und am liebsten hätte ich alles dahinten gelassen, um aufs neue in die grünen Schatten der durchklungenen Wildnis zu ziehen, die die Sicherheit und den Wohlstand des armen Daseins gefährden mochte, die aber den Weg der Seele zu jenem Erkennen bereitete, das allein Frieden bringen kann. Aber mein Verlangen erschien mir bald darauf wie ein Hang zur Flucht, als warteten Pflichten und Aufgaben meiner in einem anderen Land, in einem Bereich, dessen Kräften und Zielen ich durch Abstimmung und Überlieferung verbunden war, und zum erstenmal seit Jahren wandten sich meine inneren Augen über das Meer hin der Heimat zu.

Auf der Basarstraße hatte das bunte Leben des neuen Tages begonnen, die Gestalten unter den farbigen Turbanen eilten in gewohnter Weise dahin, geschäftig oder lässig, bald von Lasten gebeugt, bald steif und würdig im vertrauten Müßiggang. Es roch nach verdunstendem Sprengwasser und Ochsen, die Sonne schien, die vereinzelten Palmen hoben sich schräg und still über den Lärm der Straße und über die weißen, flachen Dächer der Häuser. Es begann warm zu werden. Als wir die hohe Palmenallee erreichten, die am Meer dahinführt, und die Geräusche der Stadt im eintönigen Rauschen des Wassers verklangen, gab ich meinem Diener Panja mein Pferd und schritt allein weiter. Eine Müdigkeit, die Leib und Seele wie ein bitterer Strom durchdrang, ließ mich nach einer Weile innehalten, und ich lehnte mich an den Stamm eines Baumes und schloß die Augen. Da sah ich im Abendfrieden ein Dorf meiner deutschen Heimat. Der Holunder blühte am Zaun, es hatte geregnet, und die Luft war kühl und feucht. Hoch auf dem Gipfel eines Bauernhauses sang die Amsel in der letzten Sonne, und die klare Süßigkeit ihrer Stimme erfüllte das ruhige Land mit Glück.

Aus INDIENFAHRT, Paul-List-Verlag.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

MARTHA SOLMAR:

Wenn der Spiegel bricht

Die Geschichte meines Spiegels zu erzählen, ist nicht leicht. Sie ist seltsam, und ich habe sie nie ganz begriffen. Er ist eine alte venezianische Arbeit und sehr kostbar. Renée sagte: „Er schimmert wie flüssiges Mondlicht." Sie gebrauchte oft seltsame Vergleiche. Sie stand stets vor dem Spiegel, ehe sie ging, und lächelte mich an, wenn ich hinter sie trat. Dann beobachtete ich, wie sie auf ihre Lippen ein helles Rot legte. Wenn sie gegangen war, sah ich immer noch im Spiegel ihren Mund. Er blieb auch, als sie nicht mehr wiederkam.

Die Geschichte meines Spiegels ist die Geschichte meiner Liebe zu Renée und jenes andern Mannes, der sie liebte wie ich.

An einem Abend im späten Sommer stand er vor meiner Wohnung. Ich kannte ihn nicht, doch ich wußte, wer er war.

„Ist sie hier?" fragte er, als ich die Tür öffnete.

Ich stellte mich vor den Eingang. „Wer sind Sie", fragte ich, „was wollen Sie von mir?" Er war kleiner als ich, und ich konnte auf ihn hinabsehen. Er zog die Schultern hoch und schob den Kopf vor. Vielleicht sollte es drohend wirken. Ich versuchte ein gleichgültiges Lächeln. Doch er sah mich nicht an.

Er fragte nochmals. „Ist sie hier?" Seine Hände faßten nach dem Gitter, das die Scheiben der Tür schützt. Die Finger berührten das matte Glas. Vielleicht wollte er sich nur festhalten. Oder er war entschlossen, mit Gewalt zu öffnen.

Ich hörte eine Tür im Parterre. Der Portier konnte seine Neugier nicht unterdrücken.

„Kommen Sie herein", sagte ich. Ich wußte, daß er nicht gehen würde, ohne Gewißheit zu haben. Ich trat zur Seite und ließ ihn vorbei. Mit kurzen schnellen Schritten ging er durch alle Räume. Er sagte nichts. Er öffnete jede Tür. Dann fragte er, wo ich Renée vor ihm verborgen hielte.

Ich schwieg. Er lehnte an der Tür meines Zimmers. Er sah aus, als habe ihn der Rundgang durch die Wohnung erschöpft. Ich stand ihm gegenüber vor dem Spiegel zwischen den hohen Fenstern. Renée, dachte ich und spürte den kleinen, zärtlichen Schmerz, den ich immer noch empfand, wenn ich an sie dachte. Ich versuchte ein gleichgültiges Lächeln. Doch er sah mich nicht an.

„Sie ist fort", sagte er, „und ich weiß nicht wohin." Ich hob ein wenig die Arme. Es konnte Bedauern bedeuten. Aber ich spürte, wie ich mich freute. Ich freute mich, daß Renée nun auch ihm verborgen blieb. „Man kann sie nicht halten", sagte ich leichthin, „sie ist wie ein Irrlicht." Was ich sagte, war falsch, und ich wußte es. Er wußte es auch. „Man kann jede Frau halten", sagte er, und seine Stimme klang böse. „Sie hätten es tun sollen."

Ich antwortete nicht. Er hatte kein Recht, mir Vorwürfe zu machen, auch wenn er sie liebte wie ich. Ich dachte, daß sie meine Frau war, und es war meine Sache, daß sie mich verlassen hatte.

Es war sinnlos, wenn er blieb, doch ich forderte ihn auf, Platz zu nehmen.

Er setzte sich an den kleinen Marmortisch neben der Tür. Von dem Tanzlokal gegenüber huschte der Schein der Leuchtreklame über sein Gesicht. Ich sagte: „Wir haben, wo wir lieben, ja nur dies: einander lassen; denn daß wir uns halten, das fällt uns leicht und ist nicht erst zu lernen." Er antwortete: „Von Rilke." Ich sagte: „Ja, ungefähr." Es mißlang ihm, ein Lächeln zu erzeugen. „Müssen Sie immer Theater spielen?" fragte er. Ich breitete meine Arme aus. Meine Pose war tadellos. „Wenn ich schlecht spiele, stört es Sie?" Er sagte: „Sie spielen gut." Ich entgegnete: „Sie irren, diese Rolle liegt mir nicht." Er erklärte, daß es seine Schuld sei. Es war falsch, daß er kam, und Renée werde wissen, was sie tue.

Vielleicht wäre er jetzt gegangen. Da bremste vor dem Lokal gegenüber ein Auto. Man hörte das Lachen einer Frau. Es war nicht Renées Lachen, doch wir dachten beide, daß es ihr Lachen sein könnte.

Ich sagte: „Sie ist hier." Er winkte ab. „Lassen Sie nur." Die Frau im Auto lachte wieder. „Ja", sagte er dann, „ich weiß: sie ist in allem hier. In den Kissen dieses Sofas und in den Figuren der Vitrine. Sie ist in den Büchern, die sie aus den Regalen nahm, und in den Gläsern, aus denen sie trank."

Er hob den kleinen bronzenen Eros vom Tisch und preßte ihn zwischen seinen Händen. „Nein", sagte ich, „es ist zu lange her. Nur der Spiegel hier vermochte sie zu halten." Ich erzählte nichts weiter. Ich wußte, er verstand mich trotzdem.

Er sah mich an. „Es ist eine alte venezianische Arbeit und sehr kostbar?" fragte er. „Ja", antwortete ich, „ein ganz seltener Schliff." Er erhob sich. „Es tut mir leid", flüsterte er. Seine Finger spielten mit dem Bronzegott. „Wenn der Spiegel bricht", sagte er, „stirbt auch die Liebe." Ich nickte.

Er warf den Eros nach dem Spiegel. Die Figur ging neben meinem Kopf in das Glas. Ich spürte den Druck. Doch ich blieb stehen. Mit kurzen, schnellen Schritten, grußlos, ging er. Ich hörte, wie die Tür ins Schloß fiel. Ich sah ihn nicht wieder.

Dann drehte ich mich nach dem Spiegel um. Die Stelle, die der Bronzegott getroffen hatte, zeigte ein glattes Loch. Wie Adern zogen dunkle, zarte Fäden durch die Spiegelfläche. Ich habe nie begriffen, wie es möglich war, doch es war mißlungen, sie zu zerschlagen. Die Leuchtreklame huschte über die Wand und flimmerte im Spiegel. „Renée", sagte ich laut, und ich kam mir so glücklich vor wie noch nie, „die Liebe blieb." Im Spiegel sah ich immer noch ihren Mund.

Vielleicht sollte ich noch erzählen, daß Renée zwei Tage später wiederkam. Sie stand vor dem Spiegel und sagte: „Er schimmert wie flüssiges Mondlicht." Sie fragte nicht.

Später fand sie den Bronzegott unter der Vitrine. Sie sah ihn lange an und stellte ihn wieder auf den Marmortisch. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, da sie sich abkehrte. „Du", sagte sie schließlich leise, „du würdest alte Spiegel nie zerschlagen." Ich wußte nicht, ob sie mich lobte oder tadelte.

Vielleicht aber sollte ich noch erzählen, daß sie trotzdem blieben: Renée und der Spiegel — und die Liebe.



ÜBERLEBENSGROSSE GARTENFIGUR in Gips für Terrakotta, eine moderne, gegenständliche Aussage des akademischen Bildhauers Gottfried Buchberger, eines Mitgliedes des „Künstlerhauses"

WALDEMAR BONSELS:

DER WISSENDE

Für die Weisheit gibt es keinen Tag. Sie steht immer im Morgenrot des Kommenden.

Je mehr die Menschen durch Forschung, Entdeckung und Wissenschaft den bewegenden Kräften der Natur auf die Spur kommen, um so weiter entfernen sie sich von der Ehrfurcht vor den bildenden Kräften der Natur.

*

Die Gefahr ist groß, daß wir alle an Asien, der Erdmutter, sterben werden. Der Usurpator des väterlichen Prinzips, der Herr der Weltgesetze, führt schon seit langem seine Heerscharen nach Osten, nachdem er das Herz der Westlichen grausam getroffen hat, Deutschland, England und Frankreich. Nur wenn sie sich zur Gemeinschaft zusammenfinden, ist noch eine Genesung möglich. Auf diesem Wege liegt eine Aufgabe Amerikas, die es erfüllen wird, wenn es sich zu der Erkenntnis erhebt, daß es nicht ungeratene Kinder zu heilen gibt, sondern die eigene Mutter.

*

Die Sonnenfinsternis im europäischen Raum hat sich in unseren Zeiten bis zur Weltuntergangsstimmung verdichtet, und nur wenige erleben noch, wie bedeutungslos gerade die Welt ist, deren Untergang befürchtet wird, und daß sie niemals Bestand gehabt hat. Aber die Furcht ist verständlich, da unter den umsorgten Seligkeiten, die Habseligkeiten im Vordergrund stehen.

*

Die absolute Leidenschaft wird selten durch Dritte verstanden.

*

Nicht die Liebe gehört zum Dämonischen, sondern das Dämonische zur Liebe.

*

Wer aus schlechtem Gewissen nach Rechtfertigung seines zurückliegenden Tuns trachtet, findet keine Ruhe, denn immer steht der beleidigte Gott auf seiten des größeren Herzens. Gib nach und such die Schuld bei dir. Es gibt keinen anderen Weg zur Ruhe.

*

Der Teufel hat für die Geistes- und Kunstwerke die Bewertung von neu und alt eingeführt, um die allein gültige Bewertung von echt und unecht zu verwischen.

*

Die Zeit der Idealisten war es, die Religion und Kunst zum erstenmal in großen Zusammenhängen empfand.

*

Kenntnis und Erkenntnis haben miteinander wenig zu tun. Kenntnis ist die goldene Krone des Verstandes und der Vernunft, Erkenntnis die Dornenkrone der Liebeskraft.

*

Die objektive Haltung und Neutralität eines Mannes werden von politischen Kampffeldern aus für gewöhnlich mit dem Paktieren nach beiden Seiten hin verwechselt. Die Vorkämpfer einer abwägenden, gerechten Betrachtungsweise wandern deshalb oft in die gleiche Verbannung wie die gewissenlosen Nutznießer.

*

Christus ist maßgeblich für die Macht und Intensität des Geistbewußtseins.

*

Wenn man vom Untergang des Abendlandes spricht, und meint es ähnlich, wie man vom Untergang der Sonne spricht, so ist gegen diese Sinnestäuschung nichts einzuwenden.

*

Wille ist höchstes Bewußtsein für die eigene Notwendigkeit, als Freiheit.

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß des vor vier Jahren verstorbenen Dichters

ERNST WURM:

BILD DER KINDHEIT

Da war kein Feind, kein hartgeschliffenes Wo[rt]
Ueberall nur der kleine, ländliche Ort.
Jeden Sommertag beschloß eine milde Nacht.
Da blieb dieses Kinderherz bewacht
Und trieb sich herum mit großer Freude.
Gut und herzlich waren ringsum die Leute,
Es schloß sich kein böses Gesicht an sie —
Wie aus den ungelesenen Büchern waren die.
Sacht kam die Welt zu uns, damals nur recht.
An den vielen Blumen und großen Bäumen
Stand eine Bestimmung, und nirgends schlecht.
Wir konnten ganz wach von allem träumen
Und lachten doch auch voll Wirklichkeit.
Nicht rasch und nicht langsam verging die Zeit.
Kaum ahnten wir, ob es früh sei, ob spät.
Der Priester und Lehrer im Schulhaus schlief
An schönen Tagen innig das alte Gebet.
Lang eine Träne und ohne Gedanken floß.

WILHELM FRANKE:

Bei einem Bauernmaler

Ich hab ihn nicht leicht gefunden. Er hauste im waldstillen Grenzland, wo die Dörfer und Weiler so zwielichtig in den Tag trauern, als lägen sie in einem Niemandsstreifen. Er malte dort, wo die Städte am allerfernsten sind und man die Einsamkeit der Zöllnerhäuschen erlebt, als stünden sie am Meeres- und nicht tief im Waldesgrunde. Dort, im Waldland nördlich der Donau, hab ich den alten Hinterglasmaler gefunden. Nun ist er schon manches Jahr tot.

Weitab von dem kleinen Grenzdorf, hoch am Berghang droben, hockte sein kümmerlicher Hof. Ich fand den alten Maler und seine Ehefrau daheim. Wie rechte Häuslersleut sahen die beiden her, klein und hager. Um den Grauschädel des Mannes wob aber doch etwas Eigenes und Absonderliches. Heute, in der verklärenden Erinnerung, dünkt es mich, daß er einen Apostelkopf trug, daß er hersah, wie die alten Holzschneider, die Fischer Christi dargestellt haben.

Die Malerstube unterschied sich in nichts von den dürftigen Stuben unserer Bergbauern mit ihrem bescheidenen Hausrat. Ich hatte vor dem Besuch gedacht, sie werde zum mindesten etwas größere Fenster haben, wie sie wegen des besseren Lichtes die alten Weberhäuser zeigen. Aber der schmale Arbeitstisch des Alten war an eine recht enge Fensterluke gerückt.

Er hatte auch nur eine kleine Zahl von Bildern fertig. Er male nur im Winter, wenn die Feldarbeit ruhe, bedeutete er mir, und die meisten Bilder verkaufe er schon im Frühjahr. Ich kaufte drei Bilder: eine Geburt Christi; einen heiligen Georg auf bäumendem Schimmel, wie er den flammenmäuligen Drachen bezwingt; dann einen heiligen Hubertus, der als farbenprächtiger, barocker Reiter gemalt ist, indes der weiße Hirsch märchenhaft zart wie ein Fabeltier vor einem klobigen, trotzigen Baum erscheint, der für einen ganzen Wald steht. Am schlichtesten und innigsten, wie eine Ikone anmutend, war die Geburt Christi, in einem ausdrucksvollen, hoffenden Blau gemalt. Doppelt so schön kam uns das kleine Hinterglasbild vor, da wir es als ein gläsernes Kripplein an den Stamm unseres Christbaumes lehnten. Ich erhielt alle Bilder in schwarzen, schlichten Rahmen, auf der Kehrseite mit Zeitungen verklebt, auf die der alte Maler mit einem Zimmermannsstift seinen Namen setzte.

Er erkannte aus meinem Reden, daß ich ein wenig von Malerei verstünde, faßte Zutrauen und belehrte mich darüber, wie er arbeite, indem er sein Werkzeug aus Lade und Kasten holte — Fensterglas, einen Malkasten und Haarpinsel. Er malte seine Heiligen in ungebrochenen Farben unmittelbar auf das Glas, und zwar so, daß die Schauseite seinem Blick abgekehrt war.

Sehr alt ist diese Art der Bauernmalerei, in langer Geschlechterfolge vom Vater auf den Sohn vererbt. Weitum im Lande findet man in den Herrgottswinkeln der Bauernstuben Hinterglasbilder, aber nicht nur in unserem Oesterreich, sondern bis zur Donaumündung hinunter; denn die früheren Glasmaler packten im Frühjahr ihre Trage voll, wanderten als Bilderhausierer weit herum und brachten einigen Verdienst heim, den der karge Heimatboden versagte. Wenn man in die Heimat der Glasmaler kommt, findet man ihre Bilder auch in die Steinmarterln am Straßenrand gestellt.

Im nächsten Frühjahr suchte ich wieder den alten Malersmann auf. Am Saum des Bergwaldes trotzte noch blauer Schnee, aber auf den stellen Wiesen regten sich tausende langstielige Himmelschlüssel im Südwind. Der Alte war den Winter über fleißig am Malen gewesen. Ich erwarb eine goldstrahlende heilige Dreifaltigkeit und auch eine Gottesmutter, deren Gewänder in den reinen drei Grundfarben glühen. Rechts und links von ihrem Schmerzenshaupt ist auf schwarzem Grund eine voll erblühte Rose gemalt.

Damals fragte ich den alten Bauernmaler, ob er denn auch selber entwerfe. Vertrauensvoll sperrte er eine Truhe auf und zeigte mir alle seine Vorlagen. Das waren nun sehr alte, stockfleckige Blätter, meisterlich sicher und zart mit Rötel gezeichnet und länger als ein Jahrhundert her vom Vater auf den Sohn vererbt. Alle Bilder, die ich erworben hatte — die Geburt Christi, Georg, Hubertus, die heilige Dreieinigkeit und noch viele andere —, sah ich jetzt zu meiner nicht geringen Ueberraschung im zeichnerischen Urbild ohne Farbe wieder. Ich gewann den Eindruck, daß die Originalblätter aus den Werkstätten von Kirchenmalern in den Donaustädten unten stammten, was mir der Alte aber nicht zu bestätigen vermochte.

Den Glasmaler erfreute meine Anteilnahme in einem Maße, daß er mir zuletzt sein Herz aufschloß und sein Leid klagte. Sein Sohn habe keine Hand und keine Lust mehr zur Malerei, mit ihm selber sterbe in seinem Geschlecht die Kunst aus. Er wies mir dann durchs Fenster einen nahen, bescheidenen Hof und erzählte, daß dort sein leiblicher Bruder wohne, der noch weit mehr und weit schönere Vorlagen besitze als er selber. Der Bruder aber, der selbst gar keine Hand zum Malen habe, gebe seine Vorlagen um keinen Preis der Welt aus der Hand, verbrenne sie lieber, weil er voll Neid auf den schmalen Geldverdienst durch die Glasmalerei sei.

Einsamkeit, Neid, bittere Widerwärtigkeit auch hier im stillen Bergwald, wo um die Blockmeere der Gipfel das Geheimnis webt? dachte ich betroffen. Lassen die trübseligen, peinvollen Gefährten der Künstler nicht einmal den armen Bauernmaler in Frieden? Aber es malt wohl keiner die himmlischen Rosen der Madonna, das lichte, selige Blau der Heiligen, das Gold der Legende, der nicht zuvor durch alle schwarze Kümmernis und Bangigkeit der Menschen schritt.

Aus den soeben in der Buchgemeinschaft Heimatland erschienenen Erzählungen „Menschen am Wegrand", Band 2.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS:

Der göttliche Funke

Das höchste Lebensgefühl, das zugleich das tiefste Gottbewußtsein ist, verbindet sich in der Seele des Menschen unlösbar mit dem innigen Wunsche sich zu opfern, sich ganz und schrankenlos darzubringen. Jedem Menschen wohnt der Drang inne, den erhabensten Lebensgenuß einmal zu schmecken, sich selbstlos darbringen zu können. Er entschwindet bei vielen mit der unerfahrenen Unschuld der Kindheit, in der das junge Gemüt sich noch in hingebender Zärtlichkeit an den Gegenstand seiner Neigung verschwenden konnte, er erlischt oft mit dem Blütentraum des ersten Liebesglücks, aber niemals versiegt diese Quelle der höchsten Beseligung in einer Menschenbrust völlig.

Der Alltag, der Erbfeind alles Erhabenen, verschüttet oft im Gleichtakt der täglichen Mühe dies Gold der menschlichen Brust. Bisweilen aber entzündet ein heiliger Sturm den Glimmer der alten Opferfreude zu einem gewaltigen Feuer, das alle Schlacken der kleinen Berechnung, der Vorsicht und Sorge um Vergängliches verbrennt.

Dieser Zug des Menschenwesens, sich selbst im Opfer darzubringen, ist der göttliche Funke seiner Natur, in ihm ist er Gott ähnlich, der nach unserem Glauben Menschengestalt annahm, um sich zu opfern. Der Geist, der über ein Land dahinbraust, um ungezählte Seelen zu ihrem höchsten Opfermut zu befreien, ist derselbe Geist, dessen zur Welt geborene Person wir im Weihnachtsfest feiern.

Auf die Gesinnung des einzelnen kommt es allein an, wenn uns die Frage bewegt, wieweit ein Menschenherz inmitten der rauhen Wirklichkeit furchtbarer Kampftage, das Glück einer unvergänglichen Friedensgewißheit glauben und empfinden kann. Diese Gesinnung ist unabhängig von den Irrtümern, der Schuld und den Schwächen der Menschheit.

Über den Gräbern der Gefallenen, die in der Erde schlafen, strahlt durch die Ruhe ihrer Todesnacht das ewige Licht, daß sie, wie einst der Mann, dessen Geburt wir feiern, herrlich vollbracht haben, wozu ihr Opfermut sie berief.

Zur Verfügung gestellt im Gedenken an den Freiheitskampf des ungarischen Volkes und an das bevorstehende Weihnachtsfest von Rose-Marie Bonsels.

Österreichische Neue Tageszeitung
Wien 23. Dez 56 Sonntag

WALDEMAR BONSELS:

Der göttliche Funke

Das höchste Lebensgefühl, das zugleich das tiefste Gottbewußtsein ist, verbindet sich in der Seele des Menschen unlösbar mit dem innigen Wunsche sich zu opfern, sich ganz und schrankenlos darzubringen. Jedem Menschen wohnt der Drang inne, den erhabensten Lebensgenuß einmal zu schmecken, sich selbstlos darbringen zu können. Er entschwindet bei vielen mit der unerfahrenen Unschuld der Kindheit, in der das junge Gemüt sich noch in hingebender Zärtlichkeit an den Gegenstand seiner Neigung verschwenden konnte, er erlischt oft mit dem Blütentraum des ersten Liebesglücks, aber niemals versiegt diese Quelle der höchsten Beseligung in einer Menschenbrust völlig.

Der Alltag, der Erbfeind alles Erhabenen, verschüttet oft im Gleichtakt der täglichen Mühe dies Gold der menschlichen Brust. Bisweilen aber entzündet ein heiliger Sturm den Glimmer der alten Opferfreude zu einem gewaltigen Feuer, das alle Schlacken der kleinen Berechnung, der Vorsicht und Sorge um Vergängliches verbrennt.

Dieser Zug des Menschenwesens, sich selbst im Opfer darzubringen, ist der göttliche Funke seiner Natur, in ihm ist er Gott ähnlich, der nach unserem Glauben Menschengestalt annahm, um sich zu opfern. Der Geist, der über ein Land dahinbraust, um ungezählte Seelen zu ihrem höchsten Opfermut zu befreien, ist derselbe Geist, dessen zur Welt geborene Person wir im Weihnachtsfest feiern.

Auf die Gesinnung des einzelnen kommt es allein an, wenn uns die Frage bewegt, wieweit ein Menschenherz inmitten der rauhen Wirklichkeit furchtbarer Kampftage, das Glück einer unvergänglichen Friedensgewißheit glauben und empfinden kann. Diese Gesinnung ist unabhängig von den Irrtümern, der Schuld und den Schwächen der Menschheit.

Über den Gräbern der Gefallenen, die in der Erde schlafen, strahlt durch die Ruhe ihrer Todesnacht das ewige Licht, daß sie, wie einst der Mann, dessen Geburt wir feiern, herrlich vollbracht haben, wozu ihr Opfermut sie berief.

Zur Verfügung gestellt im Gedenken an den Freiheitskampf des ungarischen Volkes und an das bevorstehende Weihnachtsfest von Rose-Marie Bonsels.

Neue Österreichische Tageszeitung
Wien, Sonntag 23. Dez. 56

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

aufgenommen.

durch den das Negative, Zerstörerische, die dialektische Hinrichtung Gottes, der Menschen und alles Guten in ihnen beherrschend in die Gefühlswelt der Zuschauer hinabdrangen. Es war fast so, als hätte man gleichsam die Sartresche Seite Goethes nach vorne gespielt. Eine typische Modernisierung, die eine Fälschung und ein Verrat an der Dichtung sind, die schwerer wiegen als die Streichungen von Szenen und Sätzen.

Völlig mißglückt war die Walpurgisnacht. Die vom Urgeist der Erde pralle Welt der Triebe, das Geheimnisvoll-Magische und Dämonische waren aufgelöst in verzerrten Spiegelbildern auf Fernsehschirmen, in Elektronenmusik und in das eiskalte Licht eines Nebels getaucht, in der das Gespenstige lächerlich wurde, und keinen Hauch mehr vom Geist der Dichtung verströmte. Auch das Gretchen Eva-Ingeborg Scholz' war neu angelegt, mehr unschuldigdumm als unschuldig-rein, ein Dienstmädchentyp, der dem Liebesgesäusel des intellektuellen Träumers erliegt, und als solcher mehr sozial als seelisch bemitleidenswert; nur in der Kerkerszene brachen zuweilen Töne hervor, die etwas vom Goetheschen Gretchen ahnen ließen.

Den Geist der Zerstörung, von Sartre bewußt auf die Bühne gebracht, hat Kortner vielleicht unbewußt aus Goethe herausgefingert und sichtbar gemacht. Das Publikum ging nur zögernd mit, nicht nur aus Anhänglichkeit an traditionelle Vorstellungen, sondern wohl auch als Reaktion gegen die Gewalt, die dem Genius Goethes hier angetan wurde. Dennoch stand Kortner selbst in das Prokustesbett der Zeit gepreßt, aus der Zeitlosigkeit seines Werkes auch an diesem Abend seinen großer Atem auf. Und auch daran hat Kortner seinen Anteil, denn er ist ein Regisseur von Format, auch wenn er Wege geht, die man ablehnen muß.

In der Kleinen Komödie inzwischen nach Duvals erotisch gehauchter Dreiecksaffäre die Erfolgserie eines neuen Stückes begonnen, die Komödie des Engländers Douglas-Home „Ein Mann für Jenny", die Peter Preses elegant und scharmant inszenierte und der vor allem Hilde Hildebrand in der Rolle der auf Männersuche ihre Tochter befindlichen Mutter eine komödiantische Leistung von gewöhnlicher Durchschlagskraft brachte. Der zeitsatirische Grundton der Komödie verlor sich zwar zuweilen in vordergründigem Klamauk, dennoch blieb der sehr vergnügliche Abend trotz seiner leichten Note nicht ohne ernsteren Hintergrund.

Kurt Zieg

WALDEMAR BONSELS:

Der göttliche Funke

Das höchste Lebensgefühl, das zugleich das tiefste Gottbewußtsein ist, verbindet sich in der Seele des Menschen unlösbar mit dem innigen Wunsche sich zu opfern, sich ganz und schrankenlos darzubringen. Jedem Menschen wohnt der Drang inne, den erhabensten Lebensgenuß einmal zu schmecken, sich selbstlos darbringen zu können. Er entschwindet bei vielen mit der unerfahrenen Unschuld der Kindheit, in der das junge Gemüt sich noch in hingebender Zärtlichkeit an den Gegenstand seiner Neigung verschwenden konnte, er erlischt oft mit dem Blütentraum des ersten Liebesglücks, aber niemals versiegt diese Quelle der höchsten Beseligung in einer Menschenbrust völlig.

Der Alltag, der Erbfeind alles Erhabenen, verschüttet oft im Gleichtakt der täglichen Mühe dies Gold der menschlichen Brust. Bisweilen aber entzündet ein heiliger Sturm den Glimmer der alten Opferfreude zu einem gewaltigen Feuer, das alle Schlacken der kleinen Berechnung, der Vorsicht und Sorge um Vergängliches verbrennt.

Dieser Zug des Menschenwesens, sich selbst im Opfer darzubringen, ist der göttliche Funke seiner Natur, in ihm ist er Gott ähnlich, der nach unserem Glauben Menschengestalt annahm, um sich zu opfern. Der Geist, der über ein Land dahinbraust, um ungezählte Seelen zu ihrem höchsten Opfermut zu befreien, ist derselbe Geist, dessen zur Welt geborene Person wir im Weihnachtsfest feiern.

Auf die Gesinnung des einzelnen kommt es allein an, wenn uns die Frage bewegt, wieweit ein Menschenherz inmitten der rauhen Wirklichkeit furchtbarer Kampftage, das Glück einer unvergänglichen Friedensgewißheit glauben und empfinden kann. Diese Gesinnung ist unabhängig von den Irrtümern, der Schuld und den Schwächen der Menschheit.

Über den Gräbern der Gefallenen, die in der Erde schlafen, strahlt durch die Ruhe ihrer Todesnacht das ewige Licht, daß sie, wie einst der Mann, dessen Geburt wir feiern, herrlich vollbracht haben, wozu ihr Opfermut sie berief.

Zur Verfügung gestellt im Gedenken an den Freiheitskampf des ungarischen Volkes und an das bevorstehende Weihnachtsfest von Rose-Marie Bonsels.

Österreichische Neue Tageszeitung
Wien, Sa. 23. Dez. 1956

WALDEMAR BONSELS:

Der göttliche Funke

Das höchste Lebensgefühl, das zugleich das tiefste Gottbewußtsein ist, verbindet sich in der Seele des Menschen unlösbar mit dem innigen Wunsche sich zu opfern, sich ganz und schrankenlos darzubringen. Jedem Menschen wohnt der Drang inne, den erhabensten Lebensgenuß einmal zu schmecken, sich selbstlos darbringen zu können. Er entschwindet bei vielen mit der unerfahrenen Unschuld der Kindheit, in der das junge Gemüt sich noch in hingebender Zärtlichkeit an den Gegenstand seiner Neigung verschwenden konnte, er erlischt oft mit dem Blütentraum des ersten Liebesglücks, aber niemals versiegt diese Quelle der höchsten Beseligung in einer Menschenbrust völlig.

Der Alltag, der Erbfeind alles Erhabenen, verschüttet oft im Gleichtakt der täglichen Mühe dies Gold der menschlichen Brust. Bisweilen aber entzündet ein heiliger Sturm den Glimmer der alten Opferfreude zu einem gewaltigen Feuer, das alle Schlacken der kleinen Berechnung, der Vorsicht und Sorge um Vergängliches verbrennt.

Dieser Zug des Menschenwesens, sich selbst im Opfer darzubringen, ist der göttliche Funke seiner Natur, in ihm ist er Gott ähnlich, der nach unserem Glauben Menschengestalt annahm, um sich zu opfern. Der Geist, der über ein Land dahinbraust, um ungezählte Seelen zu ihrem höchsten Opfermut zu befreien, ist derselbe Geist, dessen zur Welt geborene Person wir im Weihnachtsfest feiern.

Auf die Gesinnung des einzelnen kommt es allein an, wenn uns die Frage bewegt, wieweit ein Menschenherz inmitten der rauhen Wirklichkeit furchtbarer Kampftage, das Glück einer unvergänglichen Friedensgewißheit glauben und empfinden kann. Diese Gesinnung ist unabhängig von den Irrtümern, der Schuld und den Schwächen der Menschheit.

Über den Gräbern der Gefallenen, die in der Erde schlafen, strahlt durch die Ruhe ihrer Todesnacht das ewige Licht, daß sie, wie einst der Mann, dessen Geburt wir feiern, herrlich vollbracht haben, wozu ihr Opfermut sie berief.

Zur Verfügung gestellt im Gedenken an den Freiheitskampf des ungarischen Volkes und an das bevorstehende Weihnachtsfest von Rose-Marie Bonsels.

Neue Österreichische Tageszeitung Wien
Wien, Sonntag 23. Dez. 56

monacensia im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

angenommen.

durch den das Negative, Zerstörerische, die dialektische Hinrichtung Gottes, der Menschen und alles Guten in ihnen beherrschend in die Gefühlswelt der Zuschauer hinabdrangen. Es war fast so, als hätte man gleichsam die Sartresche Seite Goethes nach vorne gespielt. Eine typische Modernisierung, die eine Fälschung und ein Verrat an der Dichtung sind, die schwerer wiegen als die Streichungen von Szenen und Sätzen.

Völlig mißglückt war die Walpurgisnacht. Die vom Urgeist der Erde pralle Welt der Triebe, das Geheimnisvoll-Magische und Dämonische waren aufgelöst in verzerrten Spiegelbildern auf Fernsehschirmen, in Elektronenmusik und in das eiskalte Licht eines Nebels getaucht, in der das Gespenstige lächerlich wurde, und keinen Hauch mehr vom Geist der Dichtung verströmte. Auch das Gretchen Eva-Ingeborg Scholz' war neu angelegt, mehr unschuldigdumm als unschuldig-rein, ein Dienstmädchentyp, der dem Liebesgesäusel des intellektuellen Träumers erliegt, und als solcher mehr sozial als seelisch bemitleidenswert; nur in der Kerkerszene brachen zuweilen Töne hervor, die etwas vom Goetheschen Gretchen ahnen ließen.

Den Geist der Zerstörung, von Sartre bewußt auf die Bühne gebracht, hat Kortner vielleicht unbewußt in Goethe herausgefingert und sichtbar gemacht. Das Publikum ging mit großem Beifall mit, nicht nur aus Anhänglichkeit an traditionelle Vorstellungen, sondern wohl auch als Reaktion auf die Gewalt, die dem Genius Goethes hier angetan wurde. Dennoch stand selbst in das Prokustesbett der Zeitlosigkeit gepreßt, aus der Zeitlosigkeit des Werkes auch an diesem Abend noch großer Atem auf. Und auch daran hat Kortner seinen Anteil, denn er ist ein Regisseur von Format, auch wenn er Wege geht, die man ablehnen muß.

In der Kleinen Komödie hat inzwischen nach Duvals erotisch gehauchter Dreiecksaffäre die Erfolgserie eines neuen Stückes begonnen, die Komödie des Engländers Douglas-Home „Ein Mann für Jenny", die Peter Preses sehr hübsch und scharmant inszenierte und der vor allem Hilde Hildebrand in der Rolle der auf Männersuche für ihre Tochter befindlichen Mutter eine komödiantische Leistung von überwöhnlicher Durchschlagskraft vollbrachte. Der zeitsatirische Grundton der Komödie verlor sich zwar zuweilen in vordergründigem Klamauk, dennoch blieb der sehr vergnügte Abend trotz seiner leichten Note nicht ohne ernsteren Hintergrund.

Kurt Ziesel

angenommen.

durch den das Negative, Zerstörerische, die dialektische Hinrichtung Gottes, der Menschen und alles Guten in ihnen beherrschend in die Gefühlswelt der Zuschauer hinabdrangen. Es war fast so, als hätte man gleichsam die Sartresche Seite Goethes nach vorne gespielt. Eine typische Modernisierung, die eine Fälschung und ein Verrat an der Dichtung sind, die schwerer wiegen als die Streichungen von Szenen und Sätzen.

Völlig mißglückt war die Walpurgisnacht. Die vom Urgeist der Erde pralle Welt der Triebe, das Geheimnisvoll-Magische und Dämonische waren aufgelöst in verzerrten Spiegelbildern auf Fernsehschirmen, in Elektronenmusik und in das eiskalte Licht eines Nebels getaucht, in der das Gespenstige lächerlich wurde, und keinen Hauch mehr vom Geist der Dichtung verströmte. Auch das Gretchen Eva-Ingeborg Scholz' war neu angelegt, mehr unschuldigdumm als unschuldig-rein, ein Dienstmädchentyp, der dem Liebesgesäusel des intellektuellen Träumers erliegt, und als solcher mehr sozial als seelisch bemitleidenswert; nur in der Kerkerszene brachen zuweilen Töne hervor, die etwas vom Goetheschen Gretchen ahnen ließen.

Den Geist der Zerstörung, von Sartre bewußt auf die Bühne gebracht, hat Kortner vielleicht unbewußt in Goethe herausgefingert und sichtbar gemacht. Das Publikum ging mit großem Beifall mit, nicht nur aus Anhänglichkeit an traditionelle Vorstellungen, sondern wohl auch als Reaktion auf die Gewalt, die dem Genius Goethes hier angetan wurde. Dennoch stand selbst in das Prokustesbett der Zeitlosigkeit gepreßt, aus der Zeitlosigkeit des Werkes auch an diesem Abend noch großer Atem auf. Und auch daran hat Kortner seinen Anteil, denn er ist ein Regisseur von Format, auch wenn er Wege geht, die man ablehnen muß.

In der Kleinen Komödie hat inzwischen nach Duvals erotisch gehauchter Dreiecksaffäre die Erfolgserie eines neuen Stückes begonnen, die Komödie des Engländers Douglas-Home „Ein Mann für Jenny", die Peter Preses sehr hübsch und scharmant inszenierte und der vor allem Hilde Hildebrand in der Rolle der auf Männersuche für ihre Tochter befindlichen Mutter eine komödiantische Leistung von überwöhnlicher Durchschlagskraft vollbrachte. Der zeitsatirische Grundton der Komödie verlor sich zwar zuweilen in vordergründigem Klamauk, dennoch blieb der sehr vergnügte Abend trotz seiner leichten Note nicht ohne ernsteren Hintergrund.

Kurt Ziesel

WALDEMAR BONSELS:

Der göttliche Funke

Das höchste Lebensgefühl, das zugleich das tiefste Gottbewußtsein ist, verbindet sich in der Seele des Menschen unlösbar mit dem innigen Wunsche sich zu opfern, sich ganz und schrankenlos darzubringen. Jedem Menschen wohnt der Drang inne, den erhabensten Lebensgenuß einmal zu schmecken, sich selbstlos darbringen zu können. Er entschwindet bei vielen mit der unerfahrenen Unschuld der Kindheit, in der das junge Gemüt sich noch in hingebender Zärtlichkeit an den Gegenstand seiner Neigung verschwenden konnte, er erlischt oft mit dem Blütentraum des ersten Liebesglücks, aber niemals versiegt diese Quelle der höchsten Beseligung in einer Menschenbrust völlig.

Der Alltag, der Erbfeind alles Erhabenen, verschüttet oft im Gleichtakt der täglichen Mühe dies Gold der menschlichen Brust. Bisweilen aber entzündet ein heiliger Sturm den Glimmer der alten Opferfreude zu einem gewaltigen Feuer, das alle Schlacken der kleinen Berechnung, der Vorsicht und Sorge um Vergängliches verbrennt.

Dieser Zug des Menschenwesens, sich selbst im Opfer darzubringen, ist der göttliche Funke seiner Natur, in ihm ist er Gott ähnlich, der nach unserem Glauben Menschengestalt annahm, um sich zu opfern. Der Geist, der über ein Land dahinbraust, um ungezählte Seelen zu ihrem höchsten Opfermut zu befreien, ist derselbe Geist, dessen zur Welt geborene Person wir im Weihnachtsfest feiern.

Auf die Gesinnung des einzelnen kommt es allein an, wenn uns die Frage bewegt, wieweit ein Menschenherz inmitten der rauhen Wirklichkeit furchtbarer Kampftage, das Glück einer unvergänglichen Friedensgewißheit glauben und empfinden kann. Diese Gesinnung ist unabhängig von den Irrtümern, der Schuld und den Schwächen der Menschheit.

Über den Gräbern der Gefallenen, die in der Erde schlafen, strahlt durch die Ruhe ihrer Todesnacht das ewige Licht, daß sie, wie einst der Mann, dessen Geburt wir feiern, herrlich vollbracht haben, wozu ihr Opfermut sie berief.

Zur Verfügung gestellt im Gedenken an den Freiheitskampf des ungarischen Volkes und an das bevorstehende Weihnachtsfest von Rose-Marie Bonsels.

Österreichische Neue Tageszeitung
Wien, Sonntag 23. Dez. 1956

Das höchste Lebensgefühl, das zugleich das tiefste Gottbewußtsein ist, der göttliche Funke seiner Natur, in verbindet sich in der Seele des Menschen unlösbar mit dem innigen Wunsche sich zu opfern, sich ganz und schrankenlos darzubringen. Jedem Menschen wohnt der Drang inne, den erhabensten Lebensgenuß einmal zu schmecken, sich selbstlos darbringen zu können. Er entschwindet bei vielen mit der unerfahrenen Unschuld der Kindheit, in der das junge Gemüt sich noch in hingebender Zärtlichkeit an den Gegenstand seiner Neigung verschwenden konnte, er erlischt oft mit dem Blütentraum des ersten Liebesglücks, aber niemals versiegt diese Quelle der höchsten Beseligung in einer Menschenbrust völlig.

Der Alltag, der Erbfeind alles Erhabenen, verschüttet oft im Gleichtakt der täglichen Mühe dies Gold der menschlichen Brust. Bisweilen aber entzündet ein heiliger Sturm den Glimmer der alten Opferfreude zu einem gewaltigen Feuer, das alle Schlacken der kleinen Berechnung, der Vorsicht und Sorge um Vergängliches verbrennt.

Dieser Zug des Menschenwesens, ihm ist er Gott ähnlich, der nach unserem Glauben Menschengestalt annahm, um sich zu opfern. Der Geist, der über ein Land dahinbraust, um ungezählte Seelen zu ihrem höchsten Opfermut zu befreien, ist derselbe Geist, dessen zur Welt geborene Person wir im Weihnachtsfest feiern.

Auf die Gesinnung des einzelnen kommt es allein an, wenn uns die Frage bewegt, wieweit ein Menschenherz inmitten der rauhen Wirklichkeit furchtbarer Kampftage, das Glück einer unvergänglichen Friedensgewißheit glauben und empfinden kann. Diese Gesinnung ist unabhängig von den Irrtümern, der Schuld und den Schwächen der Menschheit.

Über den Gräbern der Gefallenen, die in der Erde schlafen, strahlt durch die Ruhe ihrer Todesnacht das ewige Licht, daß sie, wie einst der Mann, dessen Geburt wir feiern, herrlich vollbracht haben, wozu ihr Opfermut sie berief.

Zur Verfügung gestellt im Gedenken an den Freiheitskampf des ungarischen Volkes und an das bevorstehende Weihnachtsfest von Rose-Marie Bonsels.

23. Dez. 56
Österr. Neue Tageszeitung Wien
Sonntag

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

angenommen.

durch den das Negative, Zerstörerische, die dialektische Hinrichtung Gottes, der Menschen und alles Guten in ihnen beherrschend in die Gefühlswelt der Zuschauer hinabdrangen. Es war fast so, als hätte man gleichsam die Sartresche Seite Goethes nach vorne gespielt. Eine typische Modernisierung, die eine Fälschung und ein Verrat an der Dichtung sind, die schwerer wiegen als die Streichungen von Szenen und Sätzen.

Völlig mißglückt war die Walpurgisnacht. Die vom Urgeist der Erde pralle Welt der Triebe, das Geheimnisvoll-Magische und Dämonische waren aufgelöst in verzerrten Spiegelbildern auf Fernsehschirmen, in Elektronenmusik und in das eiskalte Licht eines Nebels getaucht, in der das Gespenstige lächerlich wurde, und keinen Hauch mehr vom Geist der Dichtung verströmte. Auch das Gretchen Eva-Ingeborg Scholz' war neu angelegt, mehr unschuldig-dumm als unschuldig-rein, ein Dienstmädchentyp, der dem Liebesgesäusel des intellektuellen Träumers erliegt, und als solcher mehr sozial als seelisch bemitleidenswert; nur in der Kerkerszene brachen zuweilen Töne hervor, die etwas vom Goetheschen Gretchen ahnen ließen.

Den Geist der Zerstörung, von Sartre bewußt auf die Bühne gebracht,

hat Kortner vielleicht unbewußt, Goethe herausgefingert und gemacht. Das Publikum ging gierig mit, nicht nur auf Aktualität an traditionelle Vorstellungen, sondern wohl auch als Reaktion auf die Gewalt, die dem Genius Goethes hier angetan wurde. Dennoch selbst in das Prokustesbett der Zeitlosigkeit gepreßt, aus der Zeitlosigkeit des Werkes auch an diesem Abend großer Atem auf. Und auch dann, wenn Kortner seinen Anteil, denn er ist ein Regisseur von Format, auch wo er Wege geht, die man ablehnen muß.

In der Kleinen Komödie wurde inzwischen nach Duvals erotisch gehauchter Dreiecksaffäre die Erfolgsserie eines neuen Stückes begonnen, die Komödie des Engländers Douglas-Home „Ein Mann für Jenny", die Peter Preses hier ber und scharmant inszenierte und der vor allem Hilde Hildebrandt in der Rolle der auf Männersuche befindlichen Mutter ihre Tochter komödiantische Leistung von unwöhnlicher Durchschlagskraft brachte. Der zeitsatirische Grundton der Komödie verlor sich zwar zuweilen in vordergründigem Klamauk, dennoch blieb der sehr vergnügliche Abend trotz seiner leichten Ware nicht ohne ernsteren Hintergrund.

Kurt Ziesel

WALDEMAR BONSELS:

Der göttliche Funke

Das höchste Lebensgefühl, das zugleich das tiefste Gottbewußtsein ist, verbindet sich in der Seele des Menschen unlösbar mit dem innigen Wunsche sich zu opfern, sich ganz und schrankenlos darzubringen. Jedem Menschen wohnt der Drang inne, den erhabensten Lebensgenuß einmal zu schmecken, sich selbstlos darbringen zu können. Er entschwindet bei vielen mit der unerfahrenen Unschuld der Kindheit, in der das junge Gemüt sich noch in hingebender Zärtlichkeit an den Gegenstand seiner Neigung verschwenden konnte, er erlischt oft mit dem Blütentraum des ersten Liebesglücks, aber niemals versiegt diese Quelle der höchsten Beseligung in einer Menschenbrust völlig.

Der Alltag, der Erbfeind alles Erhabenen, verschüttet oft im Gleichtakt der täglichen Mühe dies Gold der menschlichen Brust. Bisweilen aber entzündet ein heiliger Sturm den Glimmer der alten Opferfreude zu einem gewaltigen Feuer, das alle Schlacken der kleinen Berechnung, der Vorsicht und Sorge um Vergängliches verbrennt.

Dieser Zug des Menschenwesens, sich selbst im Opfer darzubringen, ist der göttliche Funke seiner Natur, in ihm ist er Gott ähnlich, der nach unserem Glauben Menschengestalt annahm, um sich zu opfern. Der Geist, der über ein Land dahinbraust, um ungezählte Seelen zu ihrem höchsten Opfermut zu befreien, ist derselbe Geist, dessen zur Welt geborene Person wir im Weihnachtsfest feiern.

Auf die Gesinnung des einzelnen kommt es allein an, wenn uns die Frage bewegt, wieweit ein Menschenherz inmitten der rauhen Wirklichkeit furchtbarer Kampftage, das Glück einer unvergänglichen Friedensgewißheit glauben und empfinden kann. Diese Gesinnung ist unabhängig von den Irrtümern, der Schuld und den Schwächen der Menschheit.

Über den Gräbern der Gefallenen, die in der Erde schlafen, strahlt durch die Ruhe ihrer Todesnacht das ewige Licht, daß sie, wie einst der Mann, dessen Geburt wir feiern, herrlich vollbracht haben, wozu ihr Opfermut sie berief.

Zur Verfügung gestellt im Gedenken an den Freiheitskampf des ungarischen Volkes und an das bevorstehende Weihnachtsfest von Rose-Marie Bonsels.

23. Dez. 56
Österr. Neue Tageszeitung Wien
Sonntag

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Wir sind die Geborenen eines Sterns ohne eigenes Licht. Der Herr, der König, sowie auch der Begnadete und Gesegnete wurden nach uraltem Mythos, bis in die christliche Lehre hinein, von Göttern erzeugt, von den Überirdischen und Überweltlichen, und von der unberührten, der jungfräulichen Natur empfangen und geboren. Immer stehen der Lichteinfall und der Kelch wie ein erzeigendes Lichtgewitter am irdischen Horizont der Heilshoffnung. Niemals wurde die Natur selbst als Schöpferin der inneren Freiheit gepriesen, nur bestimmte Stätten der Natur galten als Einfallstore, als Wohnungen der Götter, als heilig.

Nur von Urzeiten ältester Traumerinnerung her, als das Bewußtsein noch nicht zum Selbstbewußtsein erwacht gewesen sein mag, schimmert das Traumlicht einer Einheit von Natur und Gott im Menschen. Die Märchen und Mythen aus dieser fernsten Vergangenheit beginnen alle mit dem Wort: „Es war einmal ..."

Waldemar Bonsels

Österreich Neue Tageszeitung 14.04.1957

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

argus
Seit 1887
Ausschnitt aus:
Ludwigsburger Kreiszeitung
Ludwigsburg
vom 3. Aug. 1957

Vagabund mit kindlichem Herzen

Poesie aus dem Geist der Romantik — Zitate zum 5. Todestag von Waldemar Bonsels

„Ich wußte es schon frühzeitig, wie schwer es ist ein Mensch zu sein".

*

„Was die Liebe dich nicht lehrt, das sollst du nicht wissen."

*

„Meine Vorfahren väterlicherseits wanderten aus der Normandie aus und kamen über Flandern nach Deutschland. Meine Urgroßmutter war Holländerin, meine Großmutter Deutsche. Die Familie meiner Mutter stammt aus Dänemark und ist friesischer Herkunft, meine Mutter selbst wurde als Dänin geboren und sprach als Kind nicht deutsch. So ist mein Blut aus den germanischen Stämmen zusammengeflossen, die den Norden Europas bevölkern."

*

„Ich lebe, ist das nicht genug? Wohin ich sehe, überall finde ich, daß die Sorge um den Wert und Sinn ihres Lebens die Angesichter der Menschen grau und müde macht." (Aus den „Notizen eines Vagabunden.")

*

„Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren zu ihr zurück."

*

„... da sind nun Straßen und Häuser in der Welt, rostige Betten in fremden Zimmern, Sterne und Frauen, Tabak und Wein. Darüberhin, Gott Leben? Nein, es wachten Herzen darüber, und es war die Reise um das Herz. So liegt das Ziel zugleich in unerreichbarer Weite und in uns selbst beschlossen. Wir sind da und kommen nicht hin."

*

„Nichts in der Welt liegt mir so fern, als mich einem Minderwertigkeitskomplex als Deutscher und Europäer hinzugeben. Die Substanz des Abendlandes ist heute noch Weltkern, und Europa geistig ein unantastbarer Begriff von großer Weite, trotz aller Demoralisierung, trotz aller Unsicherheit. Wir müssen gegen den trüben Strom schwimmen. Aber: Wir sollten uns wieder auf unsere Liebeskräfte besinnen, auf die Ehrfurcht vor dem Menschenherzen. Es gilt die Seele von den Schlacken der Verwirrung, der Verdüsterung, der Lüge zu befreien." (ip)

Kaum glaublich!

Auch heute noch waschen sich viele Menschen das Haar nur alle drei bis vier Wochen. Wieviel Schmutz setzt sich in dieser Zeit auf der Kopfhaut fest! Gepflegte Menschen waschen sich alle acht Tage das Haar. Mit Glem, dem Öl-Ei-Schaumpon von Schwarzkopf, wird jede Haarwäsche zu einer Haarkur! – Sollte Ihr Haar nach der Wäsche fliegen, dann bürsten Sie einfach etwas flot-Frisiercreme ins Haar (die Herren nehmen fit), und sofort sitzt Ihre Frisur tadellos.

„Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren zu ihr zurück."

*

„. . . da sind nun Straßen und Häuser in der Welt, rostige Betten in fremden Zimmern, Sterne und Frauen, Tabak und Wein. Darüberhin, Gott sei mir gnädig, ein paar Gedanken, so frei wie der Wind. War das nicht mein Leben? Nein, es wachten Herzen darüber, und es war die Reise um das Herz. So liegt das Ziel zugleich in unerreichbarer Weite und in uns selbst beschlossen. Wir sind da und kommen nicht hin."

*

„Nichts in der Welt liegt mir so fern, als mich einem Minderwertigkeitskomplex als Deutscher und Europäer hinzugeben. Die Substanz des Abendlandes ist heute noch Weltkern, und Europa geistig ein unantastbarer Begriff von großer Weite, trotz aller Demoralisierung, trotz aller Unsicherheit. Wir müssen gegen den trüben Strom schwimmen. Aber: Wir sollten uns wieder auf unsere Liebeskräfte besinnen, auf die Ehrfurcht vor dem Menschenherzen. Es gilt die Seele von den Schlacken der Verwirrung, der Verdüsterung, der Lüge zu befreien."

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

argus
Seit 1857

Ausschnitt aus:

Waldecksche Landeszeitung, Korbach

vom 20. Juli 1957

Vagabund mit dem kindlichen Herzen

Zitate von Waldemar Bonsels

„Ich wußte es schon frühzeitig, wie schwer es ist, ein Mensch zu sein."

*

„Was die Liebe dich nicht lehrt, das sollst du nicht wissen."

*

„Meine Vorfahren väterlicherseits wanderten aus der Normandie aus und kamen über Flandern nach Deutschland. Meine Urgroßmutter war Holländerin, meine Großmutter Deutsche. Die Familie meiner Mutter stammt aus Dänemark und ist friesischer Herkunft, meine Mutter selbst wurde als Dänin geboren und sprach als Kind nicht Deutsch. So ist mein Blut aus den germanischen Stämmen zusammengeflossen, die den Norden Europas bevölkern."

*

„Ich lebe, ist das nicht genug? Wohin ich sehe, überall finde ich, daß die Sorge um den Wert und Sinn ihres Lebens die Angesichter der Menschen grau und müde macht." (Aus den „Notizen eines Vagabunden")

*

„Wir sind alle aus der Freude geboren und kehren zu ihr zurück."

*

„. . . da sind nun Straßen und Häuser in der Welt, rostige Betten in fremden Zimmern, Sterne und Frauen, Tabak und Wein. Darüberhin, Gott sei mir gnädig, ein paar Gedanken, so frei wie der Wind. War das nicht mein Leben? Nein, es wachten Herzen darüber, und es war die Reise um das Herz. So liegt das Ziel zugleich in unerreichbarer Weite und in uns selbst beschlossen. Wir sind da und kommen nicht hin."

*

„Nichts in der Welt liegt mir so fern, als mich einem Minderwertigkeitskomplex als Deutscher und Europäer hinzugeben. Die Substanz des Abendlandes ist heute noch Weltkern, und Europa geistig ein unantastbarer Begriff von großer Weite, trotz aller Demoralisierung, trotz aller Unsicherheit. Wir müssen gegen den trüben Strom schwimmen. Aber: Wir sollten uns wieder auf unsere Liebeskräfte besinnen, auf die Ehrfurcht vor dem Menschenherzen. Es gilt die Seele von den Schlacken der Verwirrung, der Verdüsterung, der Lüge zu befreien."

Der Rekordhalter unter den Loireschlössern ist ohne Zweifel Chambord, mit 440 Innenräumen und 365 Kaminen, die dem sich nähernden Fremden das Bild einer ganzen Stadt vorgaukeln, war der Jagd gewidmet. Innerhalb seiner Mauern

„ARGUS" Nachrichten - Bureau
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79
Fernruf 32 40 54

Thüringer Tageblatt, Weimar

Nr. Dat.

14 13. Aug. 1957

DOHLENFLUG / Von Waldemar Bonsels

Die Ruine wurde von den Dohlen beherrscht. Mario, der die Stätte der alten Zeit und des Verfalls liebte, stöberte nicht umher, sondern legte sich still und wohlgeborgen an den höchsten Platz, den er erreichen konnte, und wartete geduldig auf das Treiben, das sich zeigen sollte. Aber da geschah es ihm, daß der Flug der Dohlen ihn verzauberte.

Er sah von halber Höhe des Turmes aus, der sich über einen Mauerrand hin erklettern ließ, ins Land hinaus nach Süden durch die Baumwipfel hindurch. Er war niemals so hoch über die Waldebene gelangt, und zu Anfang nahm ihn der lichte helle Ort und sein Blickfeld gefangen. Er fühlte sich wie von Wind und Helligkeit getragen und atmete froh. Wie ein hochgewelltes ruhloses grünes Meer wogte unter ihm, unabsehbar weit, der herrliche Teppich des Waldes, von eilenden Wolkenschatten und dahinfahrenden Sonnenflecken überjagt. Das Geschrei der Dohlen hier oben enthielt so wild und sonderbar, was ihm das Herz bewegte.

Aber mehr noch ihr Flug. Nun, da er still und mit seliger Zeit gewappnet im Ginstergemäuer ruhte und schaute, sah er über sich die Flüge und Stürze der schwarzen Vögel, die zuweilen stahlblau und violett schimmerten, wenn die Sonne ihr Gefieder abblinkte, als würfe sie ihr Licht mit Luft und Jubel in dies über alle Maßen kühne Himmelstreiben. Zum ersten Mal begriff Mario das Element der Luft, die vom Sturm entflammten Vögel lehrten es ihn verstehen und im Bild erschauen.

Das war kein Fliegen mit regelmäßiger Flügelmühe und sorgsamem Eifer der Schwingen, was die großen Vögel dort trieben, das war ein Spiel mit den Windgeistern, oh nein, viel mehr als ein Spiel, es war eine Herrschaft über die Luft, voll nie gesehener Berufung und erhabenen Wissens zwischen Himmel und Erde. Sie vertrieben einander von den höchsten Zinken und Gipfeln des Gemäuers, immer wie in einem heiteren Gezänke. Die Verjagte ließ sich los, als stürzte sie ab – ja, sie fiel wirklich – aber da blinkte das Gefieder auf, und jählings riß der Wind sie empor als sei sie ohne Gewicht, ein wirrer zerzauster Federbüschel in der jagenden Luft. Sie schlug sich nicht empor, sondern überließ sich dem Wind, und er trug sie aufwärts, wie Segel stellte sie die Flügel gegen die Strömung.

Die Dohlen überschlugen sich, tauchten hinter die Zinken in den Windschatten, stiegen wieder kerzengerade empor oder torkelten windberauscht im Gebrause. Nein, sie flogen nicht, sie gaben sich dem Wind völlig und wehrlos hin, und wenn er sich ihrer bemächtigte, als seien sie seine verlorenen kraftlosen Opfer, kam eine mühelose, kaum sichtbare Wendung des schlanken Körpers, der Steuerfedern, der Schwinge, ja nur eines Flügeleckchens, und sie fuhren davon, wohin es ihnen gefiel und triumphierten über den Sturm, als wäre er ihr genarrter Diener. Sie konnten nicht nur hinabstürzen, sondern auch hinauf, wahrhaftig, das vermochten sie. Es war oft, als schösse sie ein furchtbarer Stoß aus der Tiefe empor und grimmig zurück, aber dann aus der Höhe fielen sie nieder wie Steine, fingen sich unmittelbar vor der Felsecke, als prallten sie an eine gläserne Wand und landeten leicht und zart, als gäbe es keinen Sturm in der Welt.

Mehr und mehr flog Marios Seele mit, sie wurde ein Licht- und Windwesen wie die Tiere über ihm, er verstand und liebte den unsichtbaren Wind, der ohne Anfang und Ende, ein singender, tragender Weltenodem, zwischen Fels und Sonne die Seinen wiegte und sie zu sich erschuf, als würden sie erst in ihm, was ihre sorglosen Kräfte so strahlend machte. Durch die Vögel offenbarte er seine Allmacht und die lichte Freiheit seiner Natur, jedoch zugleich wurden Mario die Vögel durch den Wind vertraut. Ja ihm war, als flöge er selbst und als sei er gleichermaßen in Wind und Vogel vereint; er konnte sich vor Glück nicht bergen.

Aus: „Mario und die Tiere"

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS:

Das herrliche Bild

Hans Paule, der Maler großen Talents und geringen Fleißes, hob den grau bebarteten Kopf aus den Agaven, rückte an der Hornbrille, die unsicher auf der wilden Nase ritt, und rief Eva an, die auf dem schmalen Felspfad vorüberging. Sie erschrak furchtbar. Man kann so versunken in sich selbst dahinwandern im täglichen Mittagslicht dieser Mittelmeerfelsen, im Gesang des Meeres, hoch im Hellen.

Sie ließ sich bei ihm nieder und hielt ihr Herz, schlank die Hand wie die ganze herrliche Gestalt, eine Amazone des Nordens, verdammt, im Inselfieber Sirenendienst zu tun.

Paules Brillengläser funkelten das blonde Haar an, das unter dem hellen Kopftuch hervorquoll; man unterschied es nicht deutlich, denn die kleinen, hellblauen Äuglein schwammen ein wenig in der lieben Trübung des Weins, von heute, von gestern, von vor zwanzig Jahren. Wirklich zwanzig Jahre lebt er schon auf dieser Insel, gottesfürchtig, allein, und, dem Mythos nach, zuweilen tätig.

„Du bist betrunken", sagte Eva, aber nur aus Verdruß über ihren Schreck. Es war unnötig, dies zu sagen, es war ein wenig taktlos und selbstverständlich. Wer erwähnt die Warze auf der Nase eines Regierungsbeamten, wenn er ein Gesuch um Abkürzung seiner Schutzhaft überreicht? Und etwas Ähnliches bewegte das Herz der jungen Frau: Sie wollte von Paule gemalt sein.

Der Maler zog sich wieder in den spärlichen Schatten zurück. Ein Duft von blühenden Myrten und rückläufigem Knoblauch gab Eva das alte, liebe Inselbewußtsein und das vertraute Gefühl seiner Nähe.

„Es sind wieder Fremde angekommen", sagte Paule so mürrisch und finster, als wäre die Insel von Korsaren überfallen worden. Lebt ein Maler zwanzig Jahre auf einem Eiland im Mittelmeer, so gehört es ihm. Eva wußte das, aber es war zu mühevoll, darüber ernstlich nachzudenken.

„Ja, traurig ist die Insel", dachte es in Eva, „so traurig, so selig — traurig, so selig ..."

Jetzt fing dicht neben ihnen eine Grille in Glut und Stille ihr Lied an, damit gab es zu tun, man mußte lauschen. Jetzt schwieg sie, so jäh, als drohte der Tod. Die Stille wurde unheimlich, der zornige Himmelsbrand loderte. Paule suchte in der Hosentasche nach Tabaksresten, es geriet allerlei Fremdartiges mit in den Pfeifenkopf, aber es brannte.

Eva sah beruhigt zu, als das Wachsstäbchen vor dem Gehölz des Barts blaß aufflammte, kaum sichtbar im Mittagslicht. Ihr helles Kleid lag wie ein Schleier über den wundervollen Bahnen und Wegen des jungen Körpers; in Paule kündete sich tief und dunkel ein Traum von Frauenliebe an, aber er fand es schon erregend genug, daß seine Pfeife wieder und wieder bedient sein wollte. „Il Barbone" nannten sie ihn auf der Insel, „den Bärtigen". Wie bekannt er doch war!

Auch Eva dachte an seinen sonderbaren Ruhm. Er galt als ein großes Talent, es sollte Bilder von ihm geben, die die Kenner hoch in Ehren hielten. Manchmal kamen gebildete und ungewöhnlich tatkräftige Leute aus Deutschland oder England und fragten nach ihm. Es war im Laufe der Zeit sehr schwer für Paule geworden, mit diesen Leuten erfolgreich umzugehen. Eva verstand das, sie waren aufgeregt, hatten Eile und wollten alles auf einmal.

Plötzlich hörte sie das Meer, den weißen Felsbrand, die Glocken der Tiefe, das blausilberne Geglitzer, diesen Klang der Elemente zum Ruhm des Alls, der zeitlosen Herrlichkeit des Seins, des vergessenen Todes.

„Paule, Hans, du wolltest mich doch einmal malen, immer schon, seit Jahren. Einmal hatten wir schon Leinwand besorgt."

Paule brummte: „Leinwand? Gut. Und Farben?"

„Ach ja, Farben", sagte Eva betroffen. Sie empfand sich als schuldig. Paule lächelte überlegen und listig. Aus dem slawischen Urwald von Gebärte sprang sanft, groß und gesattelt die rote Nase und schnupperte. Wie gut es war, recht zu behalten, und als wie armselig sich doch der Verstand der Weiber erwies — Farben fehlten, das war's. Wozu gab es überhaupt Weiber?

Aber er hatte für seine Verhältnisse doch zu viel nachgedacht, um nicht angeregt zu sein: „Wir müssen einmal über das Bild reden", sagte er. „So vielleicht, wie jetzt, weiß und ein giftgrüner Hintergrund mit etwas lichtem Braun. Der Arm liegt gut so, ausgezeichnet, ich sehe die Bewegung und Gegenbewegung, ein herrliches Bild!"

Eva begeisterte sich: „Vielleicht auch rot, dies hochherzige, wilde Rot des Mohns. Ich hatte einmal so eine Bluse mit Reißverschluß. Die hättest du sehen sollen."

„Vielleicht in Pastell — oder in Öl?" grübelte der Maler vernehmbar, deutlich ein wenig übernommen.

„Du bist stärker in Tempera, Hans."

Paule ärgerte sich, daß er nicht auf allen Gebieten der Technik und des Materials gleich stark sein sollte. Wie doch die Kritik die schöpferische Kraft beeinträchtigt, dachte er, gradezu hintanhält. Dem Genie auf Schritt und Tritt der Weg zum Aufstieg verlegt, verrammelt. Aber da zeigte es sich wieder: Man durfte sich nicht so weit mit Frauen einlassen, wenn man schaffte, und die Sonne war auch heute stechend. Ob Schirokko wehte? Meinetwegen — schloß er seinen Gedankenweg, denn seit zehn Jahren haßte er die Philosophie.

Es tauchte vor seinen inneren Augen die schmale dunkle Gasse auf, die, vom Municipio aus, die Piazza mit dem alten Höhlenviertel der weißen Häusermasse verband. Seine Nase arbeitete eroberungssüchtig. Dort führte eine niedrige Tür über eine Steinschwelle ins Halbdunkle, Kühle, in den vertrauten Raum, der nach Wein und Keller duftete, nach Salami und Fischen und nach Wein. Wein hatte er zweimal gedacht. Die Kühle durfte nicht vergessen werden, oder hatte er auch die Kühle schon gedacht? Oh, wichtige Dinge mußten hier in Betracht gezogen werden. Was wollte denn Eva?

„Ja", sagte er, „ja. Es ist ein herrliches Bild geworden."

Österreichische Neue Tageszeitung Wien
Samstag 25. August 1957

wußte das, aber es war zu mühevoll, darüber ernstlich nachzudenken.

„Ja, traurig ist die Insel", dachte es in Eva, „so traurig, so selig — traurig, so selig ..."

Jetzt fing dicht neben ihnen eine Paule lächelte überlegen und listig. Aus dem slawischen Urwald von Gebärte sprang sanft, groß und gesattelt die rote Nase und schnupperte. Wie gut es war, recht zu behalten, und als wie armselig sich doch der Verstand gedacht? Oh, wichtige Dinge mußten hier in Betracht gezogen werden. Was wollte denn Eva?

„Ja", sagte er, „ja. Es ist ein herrliches Bild geworden."

Österreichische Neue Tageszeitung Wien
25. Aug. 1957 Sonntag

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS:

Das herrliche Bild

Hans Paule, der Maler großen Talents und geringen Fleißes, hob den grau bebarteten Kopf aus den Agaven, rückte an der Hornbrille, die unsicher auf der wilden Nase ritt, und rief Eva an, die auf dem schmalen Felspfad vorüberging. Sie erschrak furchtbar. Man kann so versunken in sich selbst dahinwandern im täglichen Mittagslicht dieser Mittelmeerfelsen, im Gesang des Meeres, hoch im Hellen.

Sie ließ sich bei ihm nieder und hielt ihr Herz, schlank die Hand wie die ganze herrliche Gestalt, eine Amazone des Nordens, verdammt, im Inselfieber Sirenendienst zu tun.

Paules Brillengläser funkelten das blonde Haar an, das unter dem hellen Kopftuch hervorquoll; man unterschied es nicht deutlich, denn die kleinen, hellblauen Äuglein schwammen ein wenig in der lieben Trübung des Weins, von heute, von gestern, von vor zwanzig Jahren. Wirklich zwanzig Jahre lebt er schon auf dieser Insel, gottesfürchtig, allein, und, dem Mythos nach, zuweilen tätig.

„Du bist betrunken", sagte Eva, aber nur aus Verdruß über ihren Schreck. Es war unnötig, dies zu sagen, es war ein wenig taktlos und selbstverständlich. Wer erwähnt die Warze auf der Nase eines Regierungsbeamten, wenn er ein Gesuch um Abkürzung seiner Schutzhaft überreicht? Und etwas Ähnliches bewegte das Herz der jungen Frau: Sie wollte von Paule gemalt sein.

Der Maler zog sich wieder in den spärlichen Schatten zurück. Ein Duft von blühenden Myrten und rückläufigem Knoblauch gab Eva das alte, liebe Inselbewußtsein und das vertraute Gefühl seiner Nähe.

„Es sind wieder Fremde angekommen", sagte Paule so mürrisch und finster, als wäre die Insel von Korsaren überfallen worden. Lebt ein Maler zwanzig Jahre auf einem Eiland im Mittelmeer, so gehört es ihm. Eva wußte das, aber es war zu mühevoll, darüber ernstlich nachzudenken.

„Ja, traurig ist die Insel", dachte es in Eva, „so traurig, so selig — traurig, so selig ..."

Jetzt fing dicht neben ihnen eine Grille in Glut und Stille ihr Lied an, damit gab es zu tun, man mußte lauschen. Jetzt schwieg sie, so jäh, als drohte der Tod. Die Stille wurde unheimlich, der zornige Himmelsbrand loderte. Paule suchte in der Hosentasche nach Tabaksresten, es geriet allerlei Fremdartiges mit in den Pfeifenkopf, aber es brannte.

Eva sah beruhigt zu, als das Wachsstäbchen vor dem Gehölz des Barts blaß aufflammte, kaum sichtbar im Mittagslicht. Ihr helles Kleid lag wie ein Schleier über den wundervollen Bahnen und Wegen des jungen Körpers; in Paule kündete sich tief und dunkel ein Traum von Frauenliebe an, aber er fand es schon erregend genug, daß seine Pfeife wieder und wieder bedient sein wollte. „Il Barbone" nannten sie ihn auf der Insel, „den Bärtigen". Wie bekannt er doch war!

Auch Eva dachte an seinen sonderbaren Ruhm. Er galt als ein großes Talent, es sollte Bilder von ihm geben, die die Kenner hoch in Ehren hielten. Manchmal kamen gebildete und ungewöhnlich tatkräftige Leute aus Deutschland oder England und fragten nach ihm. Es war im Laufe der Zeit sehr schwer für Paule geworden, mit diesen Leuten erfolgreich umzugehen. Eva verstand das, sie waren aufgeregt, hatten Eile und wollten alles auf einmal.

Plötzlich hörte sie das Meer, den weißen Felsbrand, die Glocken der Tiefe, das blausilberne Geglitzer, diesen Klang der Elemente zum Ruhm des Alls, der zeitlosen Herrlichkeit des Seins, des vergessenen Todes.

„Paule, Hans, du wolltest mich doch einmal malen, immer schon, seit Jahren. Einmal hatten wir schon Leinwand besorgt."

Paule brummte: „Leinwand? Gut. Und Farben?"

„Ach ja, Farben", sagte Eva betroffen. Sie empfand sich als schuldig. Paule lächelte überlegen und listig. Aus dem slawischen Urwald von Gebärte sprang sanft, groß und gesattelt die rote Nase und schnupperte. Wie gut es war, recht zu behalten, und als wie armselig sich doch der Verstand der Weiber erwies — Farben fehlten, das war's. Wozu gab es überhaupt Weiber?

Aber er hatte für seine Verhältnisse doch zu viel nachgedacht, um nicht angeregt zu sein: „Wir müssen einmal über das Bild reden", sagte er. „So vielleicht, wie jetzt, weiß und ein giftgrüner Hintergrund mit etwas lichtem Braun. Der Arm liegt gut so ausgezeichnet, ich sehe die Bewegung und Gegenbewegung, ein herrliches Bild!"

Eva begeisterte sich: „Vielleicht auch rot, dies hochherzige, wilde Rot des Mohns. Ich hatte einmal so eine Bluse mit Reißverschluß. Die hättest du sehen sollen."

„Vielleicht in Pastell — oder in Öl?" grübelte der Maler vernehmbar, deutlich ein wenig übernommen.

„Du bist stärker in Tempera, Hans."

Paule ärgerte sich, daß er nicht auf allen Gebieten der Technik und des Materials gleich stark sein sollte. Wie doch die Kritik die schöpferische Kraft beeinträchtigt, dachte er, gradezu hintanhält. Dem Genie auf Schritt und Tritt der Weg zum Aufstieg verlegt, verrammelt. Aber da zeigte es sich wieder: Man durfte sich nicht so weit mit Frauen einlassen, wenn man schaffte, und die Sonne war auch heute stechend. Ob Schirokko wehte? Meinetwegen — schloß er seinen Gedankenweg, denn seit zehn Jahren haßte er die Philosophie.

Es tauchte vor seinen inneren Augen die schmale dunkle Gasse auf, die, vom Municipio aus, die Piazza mit dem alten Höllenviertel der weißen Häusermasse verband. Seine Nase arbeitete eroberungssüchtig. Dort führte eine niedrige Tür über eine Steinschwelle ins Halbdunkle, Kühle, in den vertrauten Raum, der nach Wein und Keller duftete, nach Salami und Fischen und nach Wein. Wein hatte er zweimal gedacht. Die Kühle durfte nicht vergessen werden, oder hatte er auch die Kühle schon gedacht? Oh, wichtige Dinge mußten hier in Betracht gezogen werden. Was wollte denn Eva?

„Ja", sagte er, „ja. Es ist ein herrliches Bild geworden."

Österreichische Neue Tageszeitung Wien
25. Aug. 1957 Sonntag

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Zwei Erinnerungen an Bonsels 80. Geburtstag, den 21. Februar, 1961 — gest. 21. Juni 1952

Landschaftsbild aus dem Heiligen Land

Von Waldemar Bonsels

Gegen das zarte Blau des Morgenhimmels hob sich das Laub der Ölbäume vom Horizont wie ein dunkelgrünes Netz ab; der lichtgraue Weg zwischen ihnen, der vom Meer nach Jerusalem führte, lag noch leer und still, als hätten nicht Menschenhände ihn gebahnt, sondern als hätte die Natur ihn erschaffen, wie sie Bäche und Flüsse und Täler bildet. Er war vielfach gewunden und hier und da sanft überschattet.

Die weißen Wände einzelner Bauernhöfe schimmerten in der Landschaft hochrot angestrahlt vom Licht der Morgensonne in der gewellten Hochebene. Eine Reiherschar zog von fern heran, ganz von Gold übergossen, und fiel sich in ein grünes Saatfeld fallen, worin sie jählings erlosch.

Es klang eine singende Männerstimme auf, deren Träger der Blick nicht fand. Vielleicht war es ein Hirte. Sein aramäisches Lied klang traurig und fromm und schwebte durch die Kühle dahin, durch die Frische der Pflanzen, den Morgengeruch des Bodens und dem Odem des Taus.

Das Haus an der Wegbiegung auf sanfter Höhe, von wo man aus die Zinnen von Jerusalem erblickte, schien eine Herberge zu sein. Bänke vor der Tür unter Rebgewinden und niedrige Stallungen zur Seite wiesen darauf hin, sowie auch ockerfarbene Weinkrüge, die an der seitlichen Hauswand standen und lagen, als wären sie dort, an Stelle ihrer Trinker eingeschlafen oder umgesunken.

Die Fenster des Hauses zeigten sich mit eisenbeschlagenen Brettern verbarrikadiert, so daß es den Anschein erweckte, als sei der Bau leer oder verlassen; jedoch in einem Feigenbaum des üppigen und verwilderten Gartens raschelte das Gezweig. Ein dunkeläugiger und schwarzgelockter Knabe plünderte den Baum und verzehrte die reifen Früchte auf seinem luftigen Sitz, sorglos an den frühen und frischen Genuß hingegeben, wie ein Tier.

Da die Tür zum Hof klang und eine Frauenstimme ihn anrief und er behende vom Baum glitt und auf nackten Sohlen über den gepflasterten Hof, an den Ställen vorüber, zur Mutter ins Haus lief.



Dunkelmann bei Nacht und Nebel. In dem Columbia-Film „... und der Herr sei uns gnädig" steht die schöne Ann St. Clair mitten in einer versprengten Soldatengruppe, die im einsamen Bauernhaus des Mädchens ein Widerstandsnest einrichtete. In dieser abenteuerlichen Episode des Koreakrieges ist zwangsläufig die weibliche Lockung eine beständige Gefahr. Foto: Columbia

Der Marder jagt

Von Waldemar Bonsels

Eines Tages, als Mario Steinpilze, Täublinge und Schweinsöhrchen im Hochwald suchte, und die ersten Blaubeeren ihn tiefer über die Mooshügel in den Tannendom lockten, hörte er über sich eine wilde Jagd im Gezweig, und mit dem auffliegenden Blick riß er den Bogen von der Schulter. Er sah ein Eichhörnchen rot aufblitzen und von der Tanne, vor der er stand, in die nächste springen, ein weit größeres, dunkelbraunes Tier mit einem gelben Brustfleck und langem buschigem Schweif folgte ihm, deutlich erwicht, es zu fangen.

Es ging wie ein toller Wirbelsturm durchs Gezweig, die Äste hinauf und hinab, von Baum zu Baum. Mario vermochte leicht mitzujagen, [illegible] das Feuer des Schmieds, der bei offener Tür arbeitete, glänzte in den Wagen hinein, und zum mindesten, war der mächtige Jäger, Mario sah die kleinen Augen wie Steine blitzen. So heiß war der Marder von Beutegier und Raublust erfüllt, daß er nichts sah als sein Opfer, das wirr vor Todesangst und deutlich schon ermüdet um sein Leben floh.

Einmal stürmten die Tiere hart an ihm vorbei am Boden hin, um einen mächtigen Stamm herum und dann empor, so daß die Rinde knisterte und sprühte. Einen Augenblick war es totenstill, und man sah nichts, dann schnellte wie ein roter Funke das Eichhorn hoch aus der farbigen Last, das Eichhorn klammerte sich im Anprall fest, wie ein Affe.

Blitzschnell erlosch das Rot im Geäst, fortgehuscht war es. Da, pfeilgerade, wie eine dicke braune Schlange, gestreckt, wunderbar sicher und kühn sprang ihm der Marder nach. Einen Augenblick erblickte Mario ihn so deutlich, daß er das glänzende Fell blinken, die breite gerade Rute flattern und den gelben Fleck am Halse aufleuchten sah. Es erweckte den Anschein, als flöge das Tier im Gleitflug durch die Luft.

Auf der Föhre ging die rasende Jagd weiter, hier schreckhaft überhastet, todesbebend und irr vor Entsetzen, dort fast gemessen nun, wunderbar bedacht, ruckweise und geschickt, der Kraft und des Erfolges gewiß. Es war deutlich, das Eichhörnchen ermüdete mehr und mehr. Noch wirbelte es um die Stämme und Äste, aber die Jagd senkte sich allmählich in die unteren Regionen der Bäume, das Tierchen kam nicht mehr so geschwind und katzenhaft nach oben, wie noch vor kurzem.

Nun war es für eine Sekunde, als sei der Marder verschwunden. Mario erstarrte das Blut vor ahnungsvoller Erwartung, als er das Eichhörnchen wie hilfesuchend und nach Rettung tastend mit fliegenden Gliedern hocken sah, ratlos, nach welcher Richtung es sich wenden sollte, oder aus welcher der Schreckliche hervorbrechen würde. Das Mäulchen stand ihm atemlos weit offen, die Ohren, die Nase, alle Sinne tasteten verzweiflungsvoll nach Rettung.

Da fuhr es wie ein brauer Schatten von oben her um den Stamm. Ein ganz kurzes, wildtrauriges und gellendes Quieken erscholl, erstickt durch den Biß des Marders, der die Kehle seines Opfers mit der furchtbaren Zange seines Rachens gepackt hatte. Es war schaurig und fast zärtlich zugleich anzuschauen, denn die breite braune Bärentatze des Marders preßte dabei das Eichhörnchen an sich. Er ließ die Zähne im Hals des Sterbenden und schien zu saugen. Das Tierchen erschlaffte und hing nun still, erlöst und in sein Waldschicksal beschlossen. —

(lip-)

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

EMIL MERKER:

DAS PHANTOM

Nebel hing wie triefende Laken vor den Fenstern. Die Gäste, der Freund und seine Frau, wurden mit dem Autobus erwartet, dieser aber war bereits längst überfällig. Die Hausfrau, immer wieder nach dem Herd sehend, begann sich zu sorgen; da kamen sie.

„Ein kleiner Motorschaden, der Fahrer vermochte ihn selbst an Ort und Stelle zu reparieren."

Als man nach Tisch noch einmal auf die Verspätung zurückkam, sagte der Gast, dessen beruhigenden Gleichmut alle schätzten, die ihn kannten: „Nach jenem kleinen Erlebnis das nun auch schon wieder ein paar Jahre zurückliegt, verliere ich bei solchem Anlaß kaum mehr die Geduld."

„Erlebnis? Welches Erlebnis?" drängte man ihn, zu erzählen, und er berichtete:

„Ich war damals allein in den Bergen, ein bißchen Ski laufen. Mitten hinein in eine Reihe sonnig klarer Wintertage plötzlich ein Nebeltag, ähnlich wie heute. Ich beschloß, ihn zu einer Autobusfahrt in die benachbarte Stadt zu benutzen, wo ich einiges zu besorgen hatte. Ich saß am Fenster, gleich hinter dem Fahrer, und da mein Blick draußen nichts wahrnehmen konnte als die fahl aufglosenden Lichter lautlos vorüberhuschender Wagen, nichts als undeutliche, gespenstisch in Rauhreif und Nebel gemummte Bäume, die, wenn man an ihnen vorüberglitt, erst im letzten Augenblick ungeheuerlich auftauchten und im nächsten wieder verschwanden, ließ ich ihn zuerst beiläufig, dann immer befriedigter, über das Profil des Fahrers gehen. Wie war es voll gesammelter Aufmerksamkeit! Das war in Ordnung, das verlangte, und bei diesem Wetter schon gar, sein Beruf, dem das Wohl und Wehe von mehr als einem Dutzend Menschen anvertraut war. Wir zögern nicht, strengstes Verantwortlichkeitsgefühl zu fordern, wo es um die Verpflichtung anderer geht. Nun, unser Mann hatte wohl dieses Pflichtbewußtsein, das war seinem Gesicht abzulesen. Es war maskenstarr vor Konzentration.

Aber plötzlich geschah Verwunderliches, der Wagen fuhr langsamer, hielt schließlich ohne ersichtlichen Grund. Der Chauffeur, die Hände am Steuer, rückte mit dem Kinn über die Schulter zu mir zurück: ‚Sehen Sie, da draußen ...!' raunte er. Ich folgte seinem Blick, aber ich sah nichts als den ärger denn zuvor durcheinanderbrauenden Nebel und äußerte das erstaunt. Der Frager nickte mit gerunzelten Brauen, und das Fahrzeug setzte sich wieder in Bewegung. Es war sehr still, kaum daß einmal das Klirren der Schneeketten von draußen hereindrang. Auch die Fahrgäste saßen, ohne ein Wort zu wechseln, reglos auf ihren Plätzen.

Ihr wißt, ich bin gegen okkulte Phantastereien, aber in diesem Schweigen, in diesem immer gespannteren Ausdruck auf dem Gesicht des Fahrers war etwas, dem ich mich nicht entziehen konnte: etwas unbehaglich Erwartungsvolles, Unheimliches. Der Ausdruck dieses Gesichts war nicht mehr bloß Sammlung, er war Kampf; und wurde mit jeder Sekunde verzerrter. Auf die Schläfen trat Schweiß. Er wurde, ohne daß sich die Hand vom Steuer löste, mit dem Ärmel fortgewischt.

Dann verfiel dieses grau gewordene Gesicht jäh. Wieder fuhr der Wagen langsamer und langsamer und hielt schließlich, mitten zwischen Feldern. Und nun vollzog sich dies: der Fahrer erhob sich mit einem Ruck, knöpfte seine Litewka zu, griff nach seiner Mütze, langte Kassiertasche und Schlüsselbund vom Haken, sprang aus dem Wagen, schlug die Tür zu und ging querfeldein, in die Richtung, die ein paar kaum sichtbare Fußspuren andeuteten. Und — kam nicht wieder.

Erst allmählich entstand Unruhe im Wagen. Man hatte in dem Dahindösen hinter den beschlagenen Scheiben wohl nicht bemerkt, daß der Mann sich entfernt hatte, hatte gemeint, es gebe nur etwas am Fahrzeug zu richten und war nun verdutzt, verwundert, erschreckt durch den Umstand, allein gelassen zu sein.

Die Minuten verstrichen, wir warteten vergebens. Endlich entschloß ich mich — einer der anderen Fahrgäste erklärte sich bereit, mit mir zu kommen —, den Fußspuren nachzugehen. Sie verliefen sich, nicht zu unterscheiden von den schon früher ausgetretenen, kreuz und quer im Schnee, und wir kehrten wieder um. Panik wollte sich der noch im Wagen Sitzenden bemächtigen, da sie uns unverrichteter Dinge zurückkommen sahen.

Aber da geschah neuerlich Unerwartetes. Ein Motorrad knatterte heran, hielt, der auf dem Soziussitz erwies sich als ein aus der Stadt zu Hilfe gesandter Ersatzfahrer. Er bestieg den Wagen und brachte ihn und uns wohlbehalten ans Ziel. Allerdings auf einem Umweg. Die Straße, die wir hätten fahren sollen, war blokkiert. Eine Lawine war auf sie niedergegangen. Vielleicht in der gleichen Minute, da wir, ohne das seltsame Gebaren unseres ersten Fahrers, die Stelle passiert hätten."

„Und hörte man von diesem ersten Fahrer noch?"

„Ja, er war es, der die Firma des Unternehmens angerufen hatte, einen Ersatzmann zu schicken. Er selbst könne nicht mehr. Später einvernommen, warum er nicht mehr gekonnt habe, berichtete er von einem Phantom, das mit warnenden Gebärden vor dem Wagen auf- und niedergeschwebt sei, so daß er schließlich keines klaren Gedankens mehr fähig gewesen."

Und warum er sich den Insassen des Wagens nicht mitgeteilt habe?

Man hätte ihm wohl nicht geglaubt und ihn vielleicht zum Weiterfahren überredet . . .



IM BRIXENER DIOZESANMUSEUM steht diese Plastik des hl. Dominikus von Adam Baldauf, einem der bedeutendsten Künstler des Frühbarocks in Südtirol. (Aus dem im Verlag F. Bruckmann, München, erschienenen Bildwerk „Kunst in Südtirol" von Walter und Eva Frodl.)

Aphorismen

Der so handelt wie alle Welt, ärgert sich notwendigerweise über den, der nicht so handelt wie er.

Die wahre Güte setzt die Fähigkeit voraus, sich die Leiden anderer wie eigene vorzustellen. Womit ich sagen will, daß es ohne Phantasie wohl gutmütige Schwäche geben mag, aber keine wahre Güte.

Es gibt keinen schlimmeren Feind als den Dämon der Analogie. „Eine frisch rasierte Wiese".

Gibt es etwas Ermüdenderes als die Manie gewisser Literaten, die keinen Gegenstand sehen können, ohne an einen anderen zu denken?

Die Pest über die Leute, vor denen man nicht einmal aufschnupfen kann, ohne daß sie gleich fragen: „Sind Sie erkältet?"

Das beste Mittel, sich kennenzulernen, ist der Versuch, andere zu verstehen.

Meine Schriften gleichen dem Speer des Achill, dessen zweite Berührung die Wunden heilte, welche die erste geschlagen hatte. Wenn irgendeines meiner Bücher euch verwirrt, lest es noch einmal: unter dem scheinbaren Gift habe ich sorgfältig das Gegengift versteckt; jedes einzelne Buch verwirrt weniger als es erhellt.

Ich schreibe nicht für die kommende, sondern für die darauffolgende Generation.

Aus dem Tagebuch André Gides, dessen Todestag sich am 19. Februar zum zehnten Male jährt. (Im Herbst 1961 erscheint eine von der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, herausgebrachte einbändige Auswahl aus den Tagebüchern des Dichters in der Reihe „Die Bücher der Neuzeit".)

WALDEMAR BONSELS:

DER MARDER JAGT

Am 21. Februar jährt sich der Geburtstag des aus Altenburg bei Hamburg stammenden Dichters Waldemar Bonsels (1881—1952) zum 80. Male. Bonsels war einer der meistgelesenen und meistübersetzten Schriftsteller der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Eines Tages, als Mario Steinpilze, Täublinge und Schweinsöhrchen im Hochwald suchte, und die ersten Blaubeeren ihn tiefer über die Moosbügel in den Tannendom lockten, hörte er über sich eine wilde Jagd im Gezweig, und mit dem auffliegenden Blick riß er den Bogen von der Schulter. Er sah ein Eichhörnchen rot aufblitzen und von der Tanne, vor der er stand, in die nächste springen, ein weit größeres, dunkelbraunes Tier mit einem gelben Brustfleck und langem buschigem Schweif folgte ihm, deutlich erpicht, es zu fangen.

Es ging wie ein toller Wirbelsturm durchs Gezweig, die Äste hinauf und hinab, von Baum zu Baum. Mario vermochte leicht zu folgen, da die Jagd oft längere Zeit im Wipfel eines einzelnen Baumes tobte, er erkannte nun mit heißem Schreck, daß das Eichhorn von einem Baummarder verfolgt wurde. Zwei Fuß lang, zum mindesten, war der mächtige Jäger, Mario sah die kleinen Augen wie Steine blitzen. So heiß war der Marder von Beutegier und Raublust erfüllt, daß er nichts sah als sein Opfer, das wirr vor Todesangst und deutlich schon ermüdet um sein Leben floh.

Einmal stürmten die Tiere hart an ihm vorbei am Boden hin, um einen mächtigen Stamm herum und dann empor, so daß die Rinde knisterte und sprühte. Einen Augenblick war es totenstill, und man sah nichts, dann schnellte wie ein roter Funke das Eichhorn hoch aus der Baumspitze in tollkühnem Satz über einen weiten, leeren Raum hin ins untere Geäst einer Föhre. Der Zweig, der es empfing, bog sich mit der farbigen Last, das Eichhorn klammerte sich im Anprall fest, wie ein Affe. Blitzschnell erlosch das Rot im Geäst, fortgebuscht war es. Da, pfeilgerade, wie eine dicke braune Schlange, gestreckt, wunderbar sicher und kühn sprang ihm der Marder nach. Einen Augenblick erblickte Mario ihn so deutlich, daß er das glänzende Fell blinken sah.

Auf der Föhre ging die rasende Jagd weiter, hier schreckhaft überhastet, todesbebend und irr vor Entsetzen, dort fast gemessen nun, wunderbar bedacht, ruckweise und geschickt, der Kraft und des Erfolges gewiß. Es war deutlich, das Eichhörnchen ermüdete mehr und mehr. Noch wirbelte es um die Stämme und Äste, aber die Jagd senkte sich allmählich in die unteren Regionen der Bäume, das Tierchen kam nicht mehr so geschwind und katzenhaft nach oben, wie noch vor kurzem. Nun war es für eine Sekunde, als sei der Marder verschwunden. Mario erstarrte das Blut vor ahnungsvoller Erwartung, als er das Eichhörnchen wie hilfesuchend und nach Rettung tastend mit fliegenden Gliedern hocken sah, ratlos, nach welcher Richtung es sich wenden sollte, oder aus welcher der Schreckliche hervorbrechen würde. Das Mäulchen stand ihm atemlos weit offen, die Ohren, die Nase, alle Sinne tasteten verzweiflungsvoll nach Rettung. Da fuhr es wie ein brauner Schatten von oben her blitzschnell um den Stamm. Ein ganz kurzes, wildtrauriges und gellendes Quieken erscholl, erstickt durch den Biß des Marders, der die Kehle seines Opfers mit der furchtbaren Zange seines Rachens gepackt hatte. Es war schaurig und fast zärtlich zugleich anzuschauen, denn die breite braune Bärentatze des Marders preßte dabei das Eichhörnchen an sich. Er ließ die Zähne im Hals des Sterbenden und schien zu saugen. Das Tierchen erschlaffte und hing nun still, erlöst und in sein Waldschicksal beschlossen.

ZSOLT HARSANYI:

Das Schwert des Heerführers

Die Geschichte vom Schwert des Heerführers ist wert, in der Chronik von Perlburg vermerkt zu werden, mit vielen anderen Geschichten.

Vor einigen dreißig Jahren war Josef Kaplan Notar in Perlburg. Ein guter Beamter, einfach, korrekt, ein rechter Puritaner, es gibt nichts Übles über ihn zu berichten.

Dennoch hatte er eine Leidenschaft und im Zusammenhang damit auch einen Gegner. Der Notar liebte es nämlich, in alten Büchern zu schmökern, vor allem reizte ihn die Geschichte der Magyaren und ihrer Tugenden, die Helden alter Zeiten wurden in seiner regen Phantasie lebendig, er wollte Genaueres über jene Zeiten erfahren und ergab sich schließlich der Altertumsforschung. So erwachte er eines Tages als Altertumsforscher. Er huldigte jedoch seinem Steckenpferd nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Ging er in den Weingärten spazieren und fand irgendein verrostetes Stück Eisen, das beim Umgraben ans Tageslicht gekommen war, schleppte er es heim, um die Herkunft des Fundes zu bestimmen: das konnte ja nichts anderes sein, als ein Steigbügel aus Attilas Zeiten ... Er sammelte auch Tonscherben, in denen er Stücke eintausendjähriger Kaffeetassen vermutete, andere wieder stammten von einer römischen Porzellanurne. Nach einer Weile, als er bereits hunderterlei populärwissenschaftliche Bücher über die alten Völker gelesen hatte, begann er sich für einen ungewöhnlichen Altertumsforscher zu halten. Er verbreitete über Perlburg, daß es kaum eine Stadt auf dieser Erde gäbe, die so reich wie diese an antiken Funden sei.

Im Redakteur des Lokalblättchens, Dudás, entstand ihm ein zäher Gegner. Der Redakteur war sehr einfallsreich und hatte es darauf abgesehen, diesen privaten Altertumsforscher auf den Arm zu nehmen. Alle hervorragenden Funde Kaplans deklarierte er als Schmarrn und erklärte, daß die aufregendsten Funde aus der Zeit der Völkerwanderung nichts weiter seien, als alte Holzlöffel oder Hundeskelette. Solche und ähnliche Verleumdungen erbitterten den Altertumsforscher. So wurden die Gegensätze zwischen den beiden immer krasser und der Redakteur holte eines Tages zu einem entscheidenden Schlag aus.

Er drang eines Morgens keuchend und völlig außer sich in das Büro des Notars ein.

„Josef, ich komme, um dich um Verzeihung zu bitten. Ich habe dich bisher ungerechterweise angegriffen. Drüben am Ufer bei Surdok liegt mein Weingarten, der eben jetzt umgegraben wird. Also, mein Freund, ich muß dir sagen, dort kommen massenhaft wertvolle Ausgrabungen ans Tageslicht. Es wäre gut, wenn du dort ein wenig graben ließest."

Diese Worte klangen in Kaplans Ohren wie Trompetengeschmetter, und er ging los wie ein Schlachtroß. Mit einer Handvoll Leute stürmte er das Ufer von Surdok. Sie gruben eifrig.

Einer der Leute hatte kaum die Schaufel in das Erdreich versenkt, — schon stieß er auf Widerstand. Ein Säbelknauf. Kaplan japste vor Aufregung. Das Krummschwert wurde aus der Erde gehoben, er begann, die Klinge von Erde und Rost zu säubern. Schriftzeichen kamen zum Vorschein. Mit bebenden Händen fuhr Kaplan in seiner Arbeit fort. Schließlich konnte man die Inschrift entziffern:

„Verloren von Samuel Aba im Jahre des Herrn 1040." Der alte König und Heerführer hatte es verloren. Kaplan schnappte nach Luft: eine geschichtliche Sensation!

„Leute, nehmen wir die Hüte ab" — sagte er mit zitternder Stimme — „ehren wir das Andenken des Königs."

Sie nahmen die Hüte ab ... So opferten sie ein paar Minuten des Schweigens der großen Vergangenheit. Dann sagte Kaplan: „Gebt mir ein besseres Messer, vielleicht finden wir noch etwas auf der anderen Seite der Klinge."

Sie boten ihm ihre Messer an, Knikker und Federmesser. Kaplan kratzte Rost und Erde ab, mit bebenden Händen. Auch hier Schriftzeichen:

„Gefunden von Josef Kaplan im Jahre des Herrn 1926."

Der Altertumsforscher brüllte wie ein weidwunder Büffel auf. Er warf den Säbel fort.

Die Ausgrabungen wurden abgebrochen. Er übte seinen Nebenberuf als Archäologe nie wieder aus.

ERNST SCHEIBELREITER:

Schloß der Aristokraten

Sie geht durch Säle. Ihr ist hier nichts verboten.
Ironisch freut sie sich, wenn wer erstaunt
über ihr Haus und seine Toten.
Was sonst die Hundertaugenneugier raunt:
sie hört kaum hin. Nur wenn der Neid bewundert
den Untergang, genießt sie solchen Neid.
Gleitet in ein früheres Jahrhundert
mit ihrem Stolz als zeitenlosem Kleid.
Dann zwischen des Geschlechts uralten Sagen
erklimmt sie wieder unsres Lebens Rand.
Da wird sie stehn! Nur ihre Träume jagen
wie Rassehunde heim ins Ahnenland.

19.2.1961

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Straubinger Tagblatt
Landshuter Zeitung
führend in der westl. Hälfte Niederbayerns

DEUTSCHE BUNDESPOST
007

Drucksache!

An
Literarischer Pressedienst

München 22
Von-der-Tann-Str. 2

EINGEGANGEN
12. APR. 1961

Verleger: Straubinger Tagblatt

Dr. E.

Der sterbende Panther

Von Waldemar Bonsels

Ueber besänftigten Pranken ruht
lichtbraun und der Gestrne Gold im Blick
wie gestaltet zum Mahnspruch
still das gewaltige Haupt. —
Sucht nicht des Todes Zeichen
noch die von Abkehr und Not.
Ewige Gegenwart droht,
und wie vom Erdball hinweg
scheucht sie die Sage vom Tod.
Einmal, forschend, als dränge
dieser beleuchtende Blick,
endlich das letzte Hemmnis hinweg,
sucht das Auge die Weite,
wie noch kein Mensch sie ermaß.
Sucht in des Dickicht Lauben, Erdreich u. Tau,
die grüne, fruchtbare Nacht,
den einsamsten Ort, den Tempel des Gottes,
um dort, vom Arm des lichten Vollbringers
umschmiegt,
Odem und Herzschlag der harrenden Gottheit
zu spenden.
Als empfinge der Gott endlich wieder zurück,
was er so lange schmerzlich entbehrt.

10.'65. 18.3.61

monacensia
im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Waldemar Bonsels:

Der Teppich der Teja

In einer alten Stadt im Reich der Perser in Asien lebte vor mehr als zweitausend Jahren, zu der Zeit als der große König Alexander von Mazedonien das Land eroberte, ein armer Teppichknüpfer. Obgleich man seine schönen Gewebe überall bewunderte, gelang es ihm nicht, zu Wohlstand zu kommen, denn er brauchte sehr lange Zeit, bevor er eines seiner prachtvollen farbigen Werke vollenden konnte. Dann erwies sich selbst ein guter Preis als gering, bemessen auf die lange Zeit der mühevollen Arbeit.

Seine Frau war gestorben, so daß sein kleines Töchterchen Teja die einzige Gefährtin seines stillen und arbeitsamen Lebens wurde. Er dachte oft mit schmerzender Sorge an sein Kind, das er sehr liebte, und an dessen Zukunft, zumal das Land in furchtbarem Krieg lag und er dem kleinen Mädchen nicht Geld noch Gut hinterlassen konnte.

Mit der ganzen Güte seines Herzens arbeitete er an dem Teppich, der jetzt unter seinen Händen entstand. Er ahnte, daß es der letzte seines Lebens sein sollte, und wollte ihn dem Kind als sein Vermächtnis zurücklassen.

So webte er in lichten Farben die Bilder einer glücklichen Kindheit hinein, so fröhlich und strahlend, wie er sich die Kindheit für sein Töchterchen erträumt hatte, und wie er sie ihr im Leben niemals hatte bieten können. Teja spielte in diesen Bildern in hellen Kleidern mit lieblichen Gefährtinnen sorglos in blühenden Gärten am Ufer des Flusses, der durch Wiesen floß, und die Frühlingssonne schien in die vornehmen Gemächer, die sie bewohnen durfte. Niemals litt sie Hunger oder Durst, und keine Angst störte ihren ruhigen Schlaf.

Er webte in Gold und Seide die Bilder ihrer Jugend. Nun war sie zu einer Jungfrau herangewachsen, schöner und lieblicher als alle Mädchen des Landes. Dienerinnen trugen auf silbernen Schüsseln die Früchte und Speisen herbei, sie ging in kostbaren seidenen Kleidern und Schuhen einher, und die Freundlichkeit der Menschen fiel wie Sonnenschein in ihre Tage.

Mit den üppig prangenden, begrünten Bäumen und den farbigen Vögeln des Sommers trat nun, im Bild des Teppichs, ein Königssohn in die Marmorhalle ihres Hauses. Der Meister wählte funkelnde Seide, Gold und Purpurfarben für dieses Bild. Der Steinbrunnen plätscherte im Hof, und über die Mauern des Gartens, der die offene Halle umgab, brachen rankende Blumen in großer Fülle und Pracht. In solchem Rahmen erschien die schöne Gestalt des Jünglings wie der Gott des Frühlings selbst, ernst und liebevoll. Er ergriff die Hand des Mädchens und wies hinaus in die Weite der schimmernden Welt, schlang seinen Arm um die vor Glück Erstrahlende, und sie folgte ihm gern als sein Weib in den Palast.

Dann webte der Vater bei Tag und oft auch bei Nacht, während sein Kind im Winkel der armseligen Hütte spielte, oder ihr kärgliches Mahl verzehrte, sein schönstes Bild und seinen liebsten Traum. Er erschuf aus glühenden Farben und lichtem Gold die Gestalt einer jungen Mutter, die ein Knäblein an ihr Herz drückte, derweil aus stillem Himmelsblau die reifenden Früchte aus den Baumkronen leuchteten und weiße Pfauen aus dem Dunkel des Parkes schimmerten.

Zuletzt erschuf er in seinem Teppich eine weite Landschaft am Meer, über der die Sonne unterging. Man sah Inseln im tiefen Blau des Wassers im Abendlicht, und am Gestade erhob sich eine einsame Säule. So dachte er sich, sollte sein Kind einst von Glück und Leid und Seligkeit nach einem erfüllten Leben ausruhen.

Als nun der König Alexander nach langer Belagerung die Stadt stürmen ließ, in der der arme Weber mit seinem Kind lebte, war der Teppich vollendet. Der Vater wurde mit vielen anderen Männern zur Verteidigung der Heimat auf die Stadtmauern gerufen. Es kam ihm schwer genug an, daß er noch auf seine alten Tage seinen Arbeitskittel mit dem Rock des Kriegers vertauschen sollte, aber die Vaterstadt rief ihn zu ihrem Schutz, und er entzog sich dieser Pflicht nicht. Mit blutendem Herzen nahm er Abschied von seinem Kind, das er allein, arm und schutzlos zurücklassen mußte. Er kannte die furchtbare Macht und Kriegsgewalt des großen Königs Alexander und die Härte und Grausamkeit des stärksten Eroberers, den die Geschichte der Menschen kennt.

Es trug sich nun zu, wie seine dunkle Ahnung ihm gesagt hatte, der Pfeil eines griechischen Schützen durchbohrte im Kampf um einen der Festungstürme die Brust des Teppichwirkers und tötete ihn. Der König Alexander besiegte die Verteidiger und eroberte die Stadt. Nach der Plünderung und Zerstörung geschah es, daß am Abend ein vornehmer Feldhauptmann mit seinen Leuten für die Nacht Unterkunft in der verschonten Hütte des armen Webers suchte. Er fand am Boden, im Schein der Fackel, das herrliche Kunstwerk des gefallenen Mannes, der draußen tot auf den Trümmern der Mauern lag. Mit Staunen und Entzücken ruhten seine Augen auf dem herrlichen Gebilde, an dessen Farben und Gestalten er sich nicht sattsehen konnte. Er ließ erkunden, wer der Meister dieses Werkes sei, und erfuhr den Tod des Teppichwirkers.

Am kommenden Morgen fiel sein Blick auf das schlafende Kind im Winkel der Hütte, und wie durch ein Wunder wurde seinem suchenden und mitleidsvollen Herzen deutlich, daß in diesem Teppich der Wunsch und Traum eines Vaters für das glückliche Leben seines Kindes aufstrahlte.

Er hüllte das kleine Mädchen in seinen Mantel, hob es in seine Arme und ließ den Teppich als seine Beute von seinen Leuten bergen. Die Sage berichtet, daß er Teja bei sich behielt und nach dem Kriege mit in seine griechische Heimat genommen hat. Er erfüllte ihre Jugend und ihr Leben so licht und schön, wie ihr Vater es für sein Kind erträumt und in seinem letzten Werk dargestellt hatte.

Der Teppich ging zum Entzücken vieler Menschen jahrhundertelang von Hand zu Hand, als alle längst begraben lagen, die ihn erschaffen, geliebt und bewundert, oder seine heimliche Mahnung befolgt hatten. Aber im Webstuhl der Zeit, dessen heilige Bilder den Reichtum des Herzens, die Sorge der Liebe und das Licht der Wohltat wieder und wieder darstellen, ist die Sage von Tejas Teppich bis in unsere Tage gekommen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Festlicher Erntestrauß

Von Waldemar Bonsels

Es bringt mir die Post ein Büchlein ins Haus, das Hans Meid durch ein entzückendes Umschlagbild geschmückt hat und das eine Weihnachtsgabe des Kriegsbetreuungsdienstes darstellt, den Baldur von Schirach unter seiner Obhut hat. Es ist im Darmstädter Verlag in Darmstadt erschienen. Ein Kalender scheinbar, ein schlichtes bebildertes Ding, wie es viele gab und gibt. Wenn aber zu Beginn Eduard Mörike zum neuen Jahr die mächtige, ewig junge Stimme erhebt und uns sein unvergängliches Vaterunser der Deutschen entgegenklingt, wachen Herz und Sinne auf:

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt!
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Das kleine Buch ist in diesem Geist begonnen und endet in ihm. Aber im Fall seiner Blätter tut sich eine erstaunlich bunte Lebenswelt von Bildern und Gestalten, von Sagen und Mythen kund. Die ganze traditionelle Skepsis vor kalendarischen Zusammenstellungen schwindet dahin vor der sinnvollen Auswahl und zusammenhangreichen Anordnung des seelischen und geistigen Guts, das hier absichtslos und heiter dargeboten wird, ohne Mahnung oder Hinweis, einfach, wahr, echt und schön. Bonmot und Sentenz bleiben Fremdworte und sind peinlich vermieden. Hier hat eine reiche und bewanderte Seele ihr Liebesgut zu Schau und Beglückung zusammengestellt: Vielleicht wirst du achten, was mir wesentlich geworden ist, vielleicht erfreut dich, was mich entzückt hat. Es hallt auf einer der ersten Seiten auf:

Doch alle Jugend sollt ihr Sklaven nennen,
Die heut' mit weichen Klängen sich betäubt.
Mit Rosenketten überm Abgrund tändelt.
Ihr sollt das Morsche aus dem Munde speien.
Ihr sollt den Dolch im Lorbeerstrauße tragen.

Aber über diesem feierlichen Mahnruf Stephan Georges erhebt sich im Bild das süße Lächeln der Venus von Botticelli, und Goethes Nachtgedicht an den Mond strahlt seinen Frieden über das rasselnde Reiterlied von Detlev von Liliencron. Kolbes unvergängliche Tänzerin entzückt die Sinne, und man gewahrt zu seinem Erstaunen und zu seiner hohen Freude, daß diese Statue eines deutschen Bildhauers unsrer Tage neben einer Plastik der Antike standhält, daß die Werke einander ebenbürtig sind. Zwei Jahrtausende entschwinden vor dem Geist der Reinheit und Größe, als seien in diesen Bereichen wirklich tausend Jahre wie ein Tag. Dem Lied von Goethe folgt nach ein paar Seiten das Gedicht eines noch vielen unbekannten Mannes aus dem Feld, Felix Lützkendorf, der auf einsamer Nachtwache im Zelt die Kerze auf seinem Helm neben seinem Lager befestigt hat. Man möge mitlesen, wie in der Todesfinsternis der russischen Winternacht der Schein der kleinen Flamme zum Christbaum wird, zum Symbol der Opferbereitschaft und des ewigen Lichtes:

Sanfteste Freude,
Du kleine Kerze im Zelt,
Auf meinen Helm hin
Nahe ans Lager gestellt.

Flackerndes Flüstern,
Das nur in Ahnungen spricht,
Wehest der Sehnsucht
Beschattung in jedes Gesicht.

Atmendes Auge,
Allem Geheimnis vertraut,
Jedem ward Antwort,
Der in die Flamme geschaut.

Sinnbild des Opfers,
O Gleichnis vor meinem Gesicht,
Da es sich hingibt —
Ja, sterbend leuchtet das Licht

Stumme Gefährtin,
Nah' meinem Herzen gesellt,
Schild vor der Nacht,
Du, kleine Kerze im Zelt.

Das prachtvolle Münzbild der Persephone aus Griechenland und der Kopf des herrlichen Bildwerkes der jungfräulichen Gottesmutter aus der Liebfrauenkirche von Arnstadt nehmen Verwandtschaft in Innigkeit und Lieblichkeit an, ihre Schwesternschaft im arischen Geist steht erschütternd [illegible] auf, und die Jungfräulichkeit wird zur Wiege des Sohnes, des Herrn, des Gottes, wie längst vor beider Geburt die alte Sage aus dem mütterlichen Asien klingt. Das Wessobrunner Gebet, nach uralter süddeutscher Handschrift aus dem achten Jahrhundert, findet sich auf einer Seite mit dem melancholisch-holden bayrischen Weihnachtskrippenlied von Baldur von Schirach, das endet:

. . . Maria aber starrt mit stummer Klage
in leere Fernen — und sie lächelt nicht.

Ein Gesang aus Homers Odyssee, bildreich und großartig, versetzt den Leser in vieltausendjährige Vergangenheit und läßt ihn doch wissen, daß es einst war wie heute. Nausikaa wäscht mit den Gespielinnen ihr Leinen am Meeresstrand, eine königliche Magd, und der göttliche Dulder überwältigt ihren Sinn durch seine Bitte und durch die Not seiner heimatfernen Irrfahrt. Sie bietet ihm Zuflucht und Obdach an, und unsre Herzen brennen in Beschämung und Bereitschaft vor dem Entheimateten auf, der, aller Dinge, ja seiner Kleider beraubt, das Gastrecht anruft — einst wie jetzt.

Wir begegnen Shakespeare und Weinheber, Nietzsche und Morgenstern und vielen andern. Es wird bei der Auswahl überzeugend anschaulich, daß die gegensätzlichsten Geister und Werke der Kunst dicht nebeneinander in voller Harmonie aufzutreten vermögen, wenn ihr Wert es zuläßt. Es fehlt auch in dem Buch nicht an Belehrung und Humor. Endlich einmal werden uns die Sternbilder in deutlichen Zeichnungen mit ihren Namen in Gestalt vorgeführt, und Börries von Münchhausens anekdotische Ballade von den hirschledernen Hosen unterrichtet uns darüber, daß es außer den Sternen hoch über uns auch mitten unter uns Dinge von Dauer und Bestand gibt:

Ja, Geschlechter kommen, Geschlechter gehen,
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen.

Wenn ich mir etwas fürs neue Jahr wünschen darf, so ist es Papier für dieses Buch. Es sollte den Leidenden in den Lazarettbetten, den Marschierenden in die Tornister und den Verzagenden in die Brusttasche gesteckt werden, links, in die Herzgegend. Den Namen der Gabensammlerin und Ordnerin dieses reichen Tisches, Henriette von Schirach, muß man im Buch suchen, er steht klein und verschollen auf der letzten Seite, vielleicht nur, weil es sein mußte, daß jemand das Buch verantwortlich für die Herausgabe zeichnete. So steht die Bescheidene abseits, wie es der echte Geber tut, das hochgesinnte Wohlwollen und die Liebe.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

...gendwo sonst."

Zeitgedanken.

Von
Waldemar Bonsels.

Der Hauptfehler unserer heutigen Politiker liegt darin, daß sie Politik für etwas Kompliziertes halten. Sie ermüden sich am Studium der Verhältnisse, bis ihnen jeder Sinn für die Natur des Menschen verloren gegangen ist, auf deren Grundlage allein neue Verhältnisse zu schaffen sind.

*

Es ist richtig, daß das Unglück die einfache Freiheit der politischen Einsicht schmälern kann. Und doch wäre heute bei einem kleinen Handelsmann, der sein Geschäft in einer Winkelgasse betreibt und versteht, mehr zu ersehen als aus aller Staatswissenschaft und aus den Lehren der Geschichte.

*

Die verzweifelte Hoffnung, die aus einer Notlage entsteht, hat nichts mit Vertrauen zu schaffen. Nicht die rasche Tageshoffnung eines bedrängten Volkes stützt einen hilfsbereiten Mann in seiner Machtstellung, sondern nur der unerschütterliche Glaube dieses Mannes an sein Volk.

*

Nur weil in einer unruhigen Zeit Verstand, Einsicht und Vernunft Zeit zu ihrer Auswirkung brauchen, hat der Führer das Recht zur Diktatur. Jede Gewalt, die nicht der Vernunft Bahn und Ruhe zu ihrer Auswirkung schafft, hemmt den Fortschritt.

*

Solange in Deutschland noch das Gros der Personen, Familien, Gruppen oder Parteien die Opferbereitschaft von einer andern Person, Familie, Gruppe oder Partei erwartet, werden alle Opfer unseren Feinden zugute kommen.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Alte Sage

Dem Persischen nacherzählt von . . .

Im fernen Asien lebte vor vielen tausend Jahren ein Zauberer, der es verstand, die Künste seiner dunkeln Seele vor allem Volk zu verbergen. Wohl schwebten über seiner ärmlichen Hütte, die in der Nähe des königlichen Palastes lag, die Wolken böser Gerüchte und viele fürchteten sich vor seiner gebeugten graubärtigen Erscheinung, aber man wusste wenig über sein Tun und Treiben. Man erzählte, dass sonderbar befiederte, bunte Vögel zuweilen in seinen Fenstern ein- und ausflogen, wie Boten geheimnisvoller Nachrichten, und dass wunderbar blühende Blumen in Totenschädeln in seinem Garten wuchsen, deren geöffneten Kelchen zur Nacht elfenartige Wesen entstiegen, die traurig im Mond tanzten. Einige wollten wissen, dass vor Jahren ein Mädchen, ein schönes und liebliches Kind, sein Haus betreten hätte, und dass bald darauf ein grosser bunter Falter aus dem geöffneten Fenster geflattert wäre, das Mägdlein ward niemals mehr



gefunden. Andere wieder wollten beobachtet haben, dass in Neumondnächten stille blaue Flammen auf dem Dachfirst brannten, grell und ohne Wärme, aber geisterhaft leuchtend und von nie gesehener Farbe.

Eines Tages geschah es, dass die Tochter des Königs den Park des Palastes verliess und in den Garten des Zauberers geriet, sorglos und ohne Bedenken, denn sie war noch fast ein Kind an Jahren, aber schön wie ein blühender Frühlingstag in der Sonne, und vom Volk geliebt wie ein freundlicher Gedanke oder ein trostreicher Glaube. Sie war so schön, dass selbst böse Menschen andächtig wurden, wenn sie sie erblickten und so reinen Herzens, wie der Schnee auf den Gipfeln der Berge.

Der alte Zauberer sah sie, als sie sich in seinem Garten über die sonderbaren Blumen beugte, und ihr Lächeln kam ihm wunderbarer vor, als alle seine Künste. Er trat zu ihr hinaus und lud sie ein, ihn in sein Haus zu begleiten, aber sie erschrak über den begehrlichen Blick seiner stechenden Augen, und sein einladendes Lächeln erschien ihr hässlicher als der Tod.

«Niemals!» rief sie erschrocken und wandte sich ab. Aber der Zauberer stand wieder vor ihr und jetzt funkelten seine Augen vor Gier.

«Ich will dich zum Eigentum,» rief er, «komm mit mir in mein Haus!»

Die Königstochter stammelte mit blassen Lippen, aber entschlossen und mutig, ein zitterndes Kind:

«Niemals! Nimmermehr!»

Da schrie der Alte ganz entstellt vor Wut:

«Hat dein Herz keine Wärme für mich, so soll deine Schönheit fortan so kalt und starr sein wie Stein. „Verschmähst du meine Liebe, so sollst du tot und ein Stein sein, bis dich eine Tat erlöst, die niemand in der Welt erraten wird!»

Er hob seinen Zauberstab und die Prinzessin verwandelte sich in einen Diamanten von solcher Schönheit und so hohem Glanz, von solchem Feuer, dass keines Menschen Augen ihn anschauen konnten, ohne dass sein Glanz ihr Herz mit Entzücken, Habsucht und Gier erfüllte. Der Zauberer rief einen seiner Wunderdvögel herbei, der den Edelstein, der die verzauberte Prinzessin barg, in das Gemach des Königs trug. Er lachte, seiner tückischen Rache froh, so hässlich auf, dass die Blumen im Garten verwelkten, und kroch in seine Hütte zurück, denn er wusste zuversichtlich, dass nie ein Mensch erraten würde, was mit diesem Edelstein geschehen musste, damit die Prinzessin aus ihrer Verbannung ins Leben zurückkehren konnte.

Die Trauer im Lande über die verlorene Königstochter war gross, und niemand ahnte, dass ihr Verschwinden mit dem kostbaren Edelstein zusammenhing, der im Gemach des Königs gefunden wurde, niemand ahnte, dass nach dem Fluch des Zauberers nur eine ganz bestimmte Tat das Königskind erlösen konnte, eine Handlung, die mit diesem Stein von eines Menschen Hand vorgenommen werden musste.

Der Stein wanderte in die Schatzkammer des Königs, nach vielen Jahren trug ihn ein Prinz am Knauf seines Schwertes. Man erzählt, dass er viel später Räubern in die Hände fiel und lange als verloren galt. Später tauchte er in Indien auf und ging unter Händlern von Hand zu Hand, er ward begehrt und bewundert wie kein anderer Stein, es war, als trauerte heimlich in seinem Glanz das Leid und die Sehnsucht der gefesselten jungen Seele. Was immer mit ihm geschah oder vorgenommen wurde, nie geschah das Rechte, das Einzige, das nach dem Zauberwort des bösen Alten, der längst gestorben war, den Bannspruch löste. Es schien den Willen, den sonderbaren Entschluss auf der Erde der Menschen nicht zu geben, der Freiheit mit sich brachte.

Und doch geschah eines Tages das Wunder, dass ein Mensch mit dem herrlichen Stein das Eine, das Unfassbare vornahm, das die Erlösung mit sich brachte. Es trug sich so zu, dass ein reicher Kaufmann, der in den Besitz des Steins gelangt war, auf der Strasse von Räubern überfallen wurde, er barg den kostbaren Schatz rasch am Wegrand ins Gras, als die Gefahr herannahte, in der Hoffnung, er könnte sein Leben retten und später sein Eigentum wiedergewinnen, jedoch er wurde erschlagen und beraubt und der kostbare Stein blieb unbeobachtet am Wege liegen.

Bald darauf zog an einem Frühlingsmorgen singend ein junger Wanderbursche die Strasse entlang, das Licht der Sonne in den klaren



Augen und das Herz von nichts erfüllt als von Lebensglauben und aller Hoffnung auf sein innerlichstes Glück. Seine sorglose Jugend füllte ihn wie ein Strom von Licht und Freude, Daseinsliebe und Lebensseligkeit. Es gab nichts in Gottes freier Welt, das nicht ihm gehörte, nichts, das er sich wünschte, als immerdar so leicht und froh, so unbeschwert und glücklich Gottes hellen Lebensgarten durchwandern zu dürfen. Da sah er am Wegrand einen farbigen Blitz aufleuchten und fand den Edelstein. Er staunte und erschrak und sein Herz erstarrte, als nahte ihm mit diesem Gefunkel Satans Reich des vergänglichen Besitzes, der bösen Gier, der Sorge und der irdischen Bedrängnisse. Ihm war als sänke ihm unter diesem zornigen Glanz alles Licht aus der Seele und rasch entschlossen ergriff er den Stein und — — — warf ihn fort!

Da hörte er einen leise aufjauchzenden Ton von trauriger Süssigkeit und glaubte zu träumen, als vor ihm am Wiesenrand, in den Blumen, im Schein der Morgensonne ein Mägdlein stand.

Hier endet die alte Sage von der Freiheit der Seele und von jenem Sinn des Herzens, der sie den Menschen erschafft.

Der Taschenspiegel

Kleine Geschichten von der grossen Welt.

Ein Klub gegen den Flirt.

In San Francisco wird ein Antiflirtklub eröffnet! Und von wem? Nicht von einer missgünstigen, langzähnigen, wetterharten alten Jungfer, wie sie zu Dutzenden in den Frauenklubs und den feministischen Vereinen herumlaufen, sondern von einer anerkannten beauty der Gesellschaft, von einem Mädchen, das schon viele, sehr viele Herzen gebrochen und noch mehr Köpfe verdreht hat. Miss Philippa Hilbert aber ist nicht ein «flirt» im hergebrachten Sinn dieses Wortes, sondern sie ist es nur gezwungen, nur höchst ungern. Wie winkt sie jedem ab, der sich ihr als Tänzer oder als Sportkamerad nähert! Ich weiss es am besten, erklärt die schöne Philippa, wie es einer solchen, von Drohnen umschwärmten Königin zumute ist, und ich habe den Kampf gegen die Unsitte des Flirtens aufgenommen. Mögen sich die um mich scharen, die ebenso gequält, gelangweilt und zur Raserei gebracht werden durch das ewige Angehimmeltwerden wie ich. Ich habe grosse Uebung darin, meine Verehrer abblitzen zu lassen, und ich werde meine Kenntnisse meinen Leidensgenossinnen nicht vorenthalten. Dem Rufe Philippas ist bereits eine grosse Anzahl junger Mädchen aus San Francisco und Umgebung gefolgt. Die Satzungen des Klubs sind sehr weitherzig, eine besonders strenge Verfolgung wird jener zeitgemässen Art der Schürzenjäger angedroht, die heute «am gefährlichsten» sind — den flirtenden Automobilisten. Die schöne Philippa hat über diesen Punkt eine Rede gehalten, die man im doppelten Sinn als Philippika bezeichnen könnte. «Unternehmt niemals Fahrten mit Automobilisten, die ihr nicht genau kennt!» Miss Hilbert nannte diesen Satz «das elfte Gebot».

Und nun beginnen auf einmal merkwürdige Gerüchte herumzugehen, fast unwahrscheinlich zunächst, doch dann immer genauer und konkreter: Die männerfeindliche Philippa hat sich verlobt. Und nicht nur das — nein, sie hat ein Verbrechen begangen, gegen das elfte Gebot verstossen, das sie selbst aufgerichtet hat. Hämische Tratschmäuler verbreiten die Nachricht, und die eifrigen Jüngerinnen Philippas verhüllen schmerzvoll ihr Haupt. Es ist kaum zu glauben — auf dem Heimweg von einer Klubsitzung wurde Philippa von einem Unbekannten im Zentralpark angesprochen, und zwar — gerade ein Schulfall — in der hinterlistigen Absicht, sie in einem Auto auf einer Spazierfahrt zu entführen, sie womöglich — Schrecken aller Schrecken — zu küssen!.... Und die Ehrvergessene, was tat sie? Statt, wie es dieser Schulfall von männlicher Unverschämtheit verlangt hätte, wortlos weiterzugehen oder eine irgendwie besonders spitze Antwort zu geben, hat sich Philippa — einfach ins Auto gesetzt. Und noch mehr, sie hat sich mit dem verruchten Lenker dieses Autos — verlobt. Angesichts solchen Zusammenbruches aller Moral blieb dem Klub nichts übrig, als sich in seine Bestandteile aufzulösen und dann — sich zu beeilen, das Beispiel Philippas nachzuahmen.

Eine hysterische Schauspielerin.

Eine Schauspielerin von Beruf litt an allen möglichen interessanten Krankheiten oder glaubte wenigstens, von Kopf bis Fuss krank zu sein. Sie rief einen bekannten Arzt, der die Situation sogleich erfasste. Er ging scheinbar vertrauensseelig auf alles ein.

«Sie sind sehr leidend, gnädiges Fräulein, und wir müssen hier streng Ihrer Persönlichkeit angepasst bei der Heilung vorgehen. Es kommt auf jede Kleinigkeit an. Ich bitte Sie deshalb, genau alles zu befolgen, was ich Ihnen jetzt vorschreiben werde. Es klingt vielleicht etwas einfach, aber in der Genauigkeit liegt eben die Anpassung an ihr besonderes und überaus interessantes Krankheitsbild. Werden Sie alles genau befolgen?»

«Aber natürlich, lieber Doktor, ich weiss doch, wie empfindlich mein Organismus gegen die kleinsten Einflüsse ist.»



U. S. A. LERNT UM!

Sinn und Bedeutung der Roosevelt-Revolution

Von JOHANNES STOYE

Reich illustriert und mit vielen Karten

Kartoniert Fr. 7.50, Leinen Fr. 9.75

Der Verfasser erklärt in dieser geopolitischen — also vom Denken aus Volk und Raum ausgehenden — Untersuchung den unerhörten Gestaltwandel, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika durchmachen.

Der amerikanische Landwirtschaftsminister H. A. Wallace hat gesagt, die ungehinderte Selbstsucht der Pionierzeit sei verderblich gewesen, und U. S. A. stehe heute vor derselben Situation wie Europa vor 300 Jahren; Amerika habe seine Kinder zu Unrecht in dem Glauben erzogen, es sei noch immer ein Pionierland, in dem der „rauhe Individualismus" zum Erfolg führt, vielmehr müssten neue Grenzen gezogen werden — geistige Grenzen, man müsse umdenken.

Hieran knüpft der Verfasser in einer das Thema klar entwickelnden Weise an und zeigt uns die räumlichen, völkischen und seelischen Grundlagen dieser Riesennation mit nahezu 130 Millionen Menschen, die völlig umlernen müssen, wenn sie nicht im Chaos versinken wollen.

Unter Präsident Roosevelts kraftvoller Führung erfüllt U. S. A. sein Schicksal.

Wer nach Roosevelt kommt, ist heute nicht mehr wichtig. Die Entscheidung ist gefallen. Zu Hoover und dessen „rugged individualism" führt kein Weg mehr zurück. Der „New Deal" mit seinen früher undenkbaren Staatseingriffen ist in seiner Grundform nicht mehr rückgängig zu machen. Die Nira ist verfassungswidrig, aber sie lebt — die Verfassung muss sich dem Leben beugen.

U. S. A. lernt um, lernt gründlich um! Ein grandioses Schauspiel entrollt sich vor unserm geistigen Auge.

In allen grössern Buchhandlungen erhältlich, wo nicht, beim

Wilhelm Goldmann-Verlag, Bern, Viktoriarain 16



monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Waldemar Bonsels:

Der ewige Weg

Wenn die Sonne das Tierkreiszeichen der Fische verlassen hat und mit der Wandlung alles Gewesenen in den aufkommenden Glanz der Erneuerung tritt, erhebt sich in den Menschen tieferer Bestimmtheit, in Geist, Blut und Körper, ein Zug, den ausgelösten Mächten des großen Gestirns im Erdgewese zu folgen, dieses Gestirns, von dessen Kraft unser aller Dasein abhängt.

Der Hang zum Wandern und Reisen wäre sehr äußerlich bestimmt, wenn ihm nichts als Neugier, Ungeduld oder die Sucht zu Bewegung und Wechsel nachgesagt würde. Es ist ein Zug, der besonders uns Deutsche von Urzeiten her bestimmt hat, und sein Wesenhaftes beruht auf einer religiösen Inbrunst, nicht auf einem physischen oder seelischen Hang allein. Dieser tiefe Antrieb ist im Grunde der heimliche Wille zur Erneuerung, die Sorge und Furcht, im Gewohnten oder Alltäglichen zu verarmen oder zu verkommen, und der Wunsch, die alten Kräfte im Neuen und Ungewohnten zu erproben. Es ist der alte germanische Eroberungswille, der in den Gotenzügen wirkt, in den Wikingerfahrten sowohl als in den Kreuzzügen. Er erhebt sich mit der heiligen Unruhe zur Weite, im Heimweh nach der Fremde; darin ist er zugleich Segen und Verhängnis, Macht und Schicksal.

Vom kleinen Spaziergang vor die Stadt hinaus, bis zur Todesfahrt des Dichters Max Dauthendy nach Java, es ist immer derselbe Hang. Es bleibt darüber gleichgültig, ob sich dieser Antrieb in kleinen und verkümmerten Seelen als lächerliche Sensationsgier oder oberflächliche Vergnügungssucht zeigt, es sollte vielmehr darauf ankommen, zu verstehen und zu erkennen, welch tiefer Sinn auch noch in der geringsten und unbedeutendsten Erscheinungsform liegen möchte. Erst vom Ursprung und der rechten Ausdeutung her bahnt sich der Geistesweg in das beste Verhalten und zur höheren Freude der Verinnerlichung.

Dem Gewohnten haftet die Gefahr der Erkrankung und Erblindung der Seele an, und es stößt sie leicht in die Regionen des Gewöhnlichen. Ihr Aufbruch zu Reisen und Wandern sucht die Erprobung und Bewährung der verstaubten oder verschütteten Kräfte in neuen Aufgaben, es gilt die Widerstände der Fremde zu bestehen und sich darin zu erweisen. Mit solcher Einstellung sinkt die eitle Begierde dahin, sich selbst zu zeigen oder in Szene zu setzen, und verwandelt sich in den Wunsch, das andere und die anderen zu schauen und zu begreifen. Sie bewahrt vor Enttäuschung, und mit solcher Haltung erhebt sich die schönste Tugend des Wanderers, die Bescheidenheit vor dem Fremden. Niemals wird die Einstellung des andächtigen Beschauers verletzen, und die Schwester der Andacht, die Geduld, wird mächtig auf dem Weg der Einsicht von außen nach innen, dem einzigen Weg, den zu beschreiten ein Aufbruch der Mühe wert ist.

Goethe sagt einmal den Satz: „Man reist doch nicht, um anzukommen!" Er begriff aus der Tiefe seiner Erlebniskraft die Bedeutung des Weges, die die meisten vergessen haben, sie kommen an, und suchen am Ziel, enttäuscht und voreingenommen, das Alte, statt auf dem Wege schon die Erneuerung des eigenen gefunden zu haben.

Erst im Verweilen und Beschauen öffnet sich die umgebende Welt zu ihrem eigentlichen Leben. Freilich, wer von den vielen Tausenden, deren Blicke diese Zeilen flüchtig durchstreifen, hat nur einmal, eine einzige Stunde lang, eine Stunde von unendlich viel unnütz vertaner Zeit, vor der Gestalt und Daseinswelt einer Pflanze gestanden? Wer kennt ihr Lebensgebiet vom tastenden Suchen der Wurzeln im Erdreich, über die Knospe fort, bis zum farbig entfalteten Blütenkelch, der, dem Morgen zugekehrt, den Sonnenschein aufnimmt wie himmlische Nahrung. Wer erlebte die Verzücktheit der zarten Körperseele im Anflug des Falters, ihren geneigten Kelch unter der beseligenden Last, ihr Welken, ihre rasche Nacht und endlich die in den Erdschoß gebettete Frucht, als ein Gleichnis des eigenen Daseins?

Wer ermaß auf seiner Wanderung schon einmal vom Teppich des Korns, von den Bächen und Hängen aus, den Stand und die Art des bäuerlichen Gehöftes, den Brunnen und die Scheunen? Und von dort her, über den Heugeruch der Wiesen und das Brüllen der Rinder fort, vom Rauch des Herdes und vom Wiegenlied her, den gewaltigen Weg bis zum lichtdurchbrochenen Aufstieg des gotischen Doms? Wer hört in seinen Glocken noch den Seufzer des ermüdeten Landmanns, den Vogelgesang und das Rauschen des goldenen Korns, in seiner Orgel das Wiegenlied ...?

So mag sich dem Wanderer der Sinn des Weges erschließen, alles andere sind leere Straßen, auf denen sich die Seele alles Lebendigen verbirgt, in Landschaft, Pflanze und Tier. Wer das Dorf durchfährt, um am Marktplatz nur den Wegweiser für die nächste Ortschaft zu suchen, fährt in die Oede und macht aus der Landschaft eine Landkarte. Er wählt den Lärm statt der Stille, den unheimlichen, geheimnislosen Lärm, den furchtbarsten und tödlichsten Dämon Europas. Dieser Götze ist so mächtig geworden, daß die Erwähnung seiner Untat nicht mehr anders als mit einem überlegenen Lächeln angehört wird, und die Menschen wissen nicht mehr, zu welcher Ohnmacht seine Betäubungen führen.

Freilich, ein Lerchenlied allein verscheucht, auch gerne gehört, seine Gefahr nicht. Denn nicht nur die Lerche erklingt in ihrem Lied, sondern in ihm bricht die durchwärmte Scholle des Ackers und der gelbe Kelch am Wiesenrand auf, in ihrer Stimme offenbart sich das tausendfältige Werden als beredt gewordener Triumph aller Stummen in und über der Erde. Im Gesang des Vogels ist die Wesensgestalt der Auferstehung, er tönt auf als ihr Sinn, ein hallendes Lichtsignal ihres Weges zur Höhe, gestimmt auch für unseren Weg.

Es gibt einen Ausspruch von Christus, der außerkanonisch überliefert und auf einem ägyptischen Papyrus gefunden worden ist. Ein Wort von abgründiger Weltentiefe, dessen Gehalt sich dem andächtigen Geist im sinnbildhaften Leuchten der Natur enthüllt. Er heißt: „Ihr fragt, wer diejenigen sind, die uns zum Reich führen? Die Vögel in der Luft und alle Tiere auf der Erde und unter der Erde und die Fische des Meeres, die sind es, die euch führen, und das himmlische Reich ist in euch."

Hier ist die gleichnishafte Bedeutung und Wirkung der dunklen, der Urmächte der Natur in ihrer Beziehung zur inneren Freiheit des Menschen wunderbar berührt. Das Führertum der in unschuldvollem Wandel Befangenen birgt das Geheimnis, das es für den Wanderer in der Natur zu finden gilt, auch im Walten der eigenen Natur.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Herkommen und Zukunft / Von Waldemar Bonsels

Wenn ich mich in diesen Ausführungen vornehmlich an die Jugend wende und zugleich für sie spreche, so meine ich damit nicht nur die Jugend an Jahren. Dafür gibt es im Leben zu viele Greise von dreißig Jahren und zu viele Sechzigjährige, die jung sind. Am wenigsten möchte ich, daß sich mit der Anrede an die Jugend der mahnend erhobene Finger zeigt, den die Anmaßung der Herablassung so gern über pädagogische Landschaft erhebt, über Lehrbezirke, in denen immer noch die Ansicht herrscht, es möchte ein Esel, nur deshalb weil er altert, zu einem Löwen werden. Unter Jugend verstehe ich Aufgeschlossenheit und Empfängniskraft und die lebendige Ausstrahlung natürlichen Wohlstands und geistigen Glücks. Nur der Appell an diesen natürlichen Wohlstand und an dieses geistige Glück wird Widerhall finden.

Über allen Fragen moralischer und kultureller Natur steht das Gebot der Menschlichkeit, wie zwischen Gräbern und Sternen, als eine unerschütterliche Forderung fest, aber die Sittengesetze sind zeitlich wandelbar und wechselnd, nicht nur im Ablauf der Weltgeschichte, sondern auch im Absturz der Zeitgeschichte. Wenn man, wie es jetzt der Jugend gegenüber allerorts geschieht, alte und neue Sittenvorschriften weiterhin schichtete, und täte es bis zur Höhe des Ulmer Münsters, und sie mit allen Scheinwerfern der Vernunft anstrahlte, so entstünde darüber noch nicht ein Gramm echter Menschlichkeit. Hier wird bei den Ermahnungen und Belehrungen, von denen die pädagogischen und enghumanistische Welt widertönt, Verhalten und Charakter durcheinander gebracht, und die Voraussetzungen, unter denen ein braves Verhalten zu erreichen ist, werden mit den Vorbedingungen verwechselt, unter denen sich ein Charakter bildet. Als erster Aufblick in freiere Höhen der Menschlichkeit behalte der Grundsatz Gültigkeit, daß wahre Humanität nicht durch sittliche Gesetze zu begrenzen ist.

Nichts ist verständlicher, als daß heute die Jugend, soweit sie echt ist, sich mit aller Macht gegen die ethischen, moralischen und religiösen Maximen sträubt, mit denen man sie auf den sogenannten rechten Weg zurückzulenken sucht, ohne daß seine Verkünder diesen Weg selbst kennen. Die Jugend sucht zur Bildung von Seele und Charakter das Vorbild, nicht die Belehrung. Es kommt hinzu, daß die echten sittlichen Kategorien in den zurückliegenden Jahren schändlich mißbraucht worden und in heillose Verwirrung geraten sind. Es ist der Jugend gegenüber die Gewißheit verlorengegangen, daß das zugleich natürliche wie geistige Vorbild im Begriff des Vaters beschlossen liegt. In ihm ruht an erster Stelle der Glaube an das Herkommen, die Andacht und Ehrfurcht wie auch ein der Seele tief eingeborener Hang nach einer Autorität, deren Lichtquelle im Liebesbereich entspringt.

Wenn ich vom Vater spreche, so rede ich hier also nicht vom Familienoberhaupt im bürgerlichen Sinn, sondern vom Wesenbegriff des Vaters im Machtbereich der geheimnisvollen und ewigen Kräfte, die alles Schöpferische ausstrahlt. Es geht mir um das Sinnbild und Wahrzeichen, das in den vertrauensvoll erhobenen Armen des hilflosen Kindes vor dem leiblichen Vater seine erste natürliche Bekräftigung erfährt, das sich im Leben durch den Glauben an das Herkommen in Andacht und Ehrfurcht festigt, bis zum Aufklang im Beginn des Gebets aller Gebete, unter dem wir unsere Toten in den mütterlichen Schoß der Erde zurückbetten. In jenem Anruf des Vaters, der der dahingeschiedenen Seele nachklingt, schließt sich der Ring, der einst mit den erhobenen Kinderarmen im ersten Vertrauen seinen Kreislauf begann, und vollendet sich als Geisteshort des Glaubens an eine unverlierbare Heimat.

Was heute der Jugend an erster Stelle Halt bieten und Kraft verleihen könnte, ist der erhobene Blick auf die väterlichen Werte ihres eigenen Herkommens. In ihnen ruht die Gewähr, daß ihr Glaube an die Hochgesinnten und Aufrechten der versunkenen Generationen, und mit ihnen das Andenken an die Gefallenen der vergangenen Kampfes- und Todesjahre, heilige Gültigkeit haben. Mit solchem Aufblick gerät die junge Seele ruhig, unbelehrt und wie von selbst in die Lichtbahn, die zum unnennbaren Herrn der Liebesordnung führt, zum Vater.

Solange solch ein Bild des Vaters sich nicht ruhig und groß wieder in unserem Herzen und auf unserem Heimatboden erhebt, geehrt und gerühmt, wird unsere vaterlos gewordene Jugend unweigerlich in die Irre gehen, und kein Magistereifer, keine Katheder- oder Kanzelweisheit, keine politische Propaganda werden ihr viel bedeuten. Was ihr fehlt, ist die Erinnerung und der Glaube an den Wert ihrer Toten. Es will erkannt sein, daß ein politischer Irrtum nicht Helden zu Narren macht, und Kämpfer nicht zu Verbrechern. Es gibt kein vergebliches Heldentum. Was vergeblich ist, in einem zweifachen Sinne, hat nichts mit Heldentum zu tun.

Es ist bei aller schmerzhaften Rückschau von Bedeutung, einzusehen, daß ein Fluch nur in der Atmosphäre des Bösen, des Frevels und der Untat fortzuleben vermag. Dagegen hebt die Atmosphäre des Guten die fortzeugende Macht des zurückliegenden Bösen auf. Ein Fluch lebt niemals in der Atmosphäre des Guten fort, auch dann nicht, wenn Schillers Wort vom Fluch der bösen Tat weiterhin mißverstanden wird. Dieses Gute ist nun, in seinem Aufleuchten als Quellgebiet der Selbsterkenntnis, nicht vom Glauben an den Wert des Herkommens zu trennen.

Es ist für die europäische Jugend von entscheidender Wichtigkeit, daß sie von dem teuflischen Irrwahn befreit werde, es seien in den zurückliegenden Kriegen die gewissenlosen Nutznießer gewesen, welche die Tapferen und Opferbereiten in den Tod geschickt hätten. Welch eine Entwürdigung für alle Gefallenen liegt in einem solchen Trugschluß beschlossen! Es ist in Wahrheit genau umgekehrt: Die Helden des Weltgeschehens, hier wie dort, die Mutigen und Opferwilligen verwiesen die Ausbeuter auf ihre erbärmlichen Posten. Die im Ruhmeslicht der Selbsthingabe Gefallenen sind es noch heute, die aus ihren Grabstätten heraus über die Frevler zu Gericht sitzen. Solches Gericht wird von der Jugend aller Völker anerkannt, und niemand wird diesem Gericht entgehen, heute nicht und morgen nicht.

Der Jugend mag aus den Grimassen der zurückliegenden Erlebnisjahre der Sinn für die Gefahr aufgegangen sein, die sich mit der Vorherrschaft einer verständlich-materialistischen Weltschau als Träger kalter Berechnung der Vernunft verbindet; die ganze Dummheit dieser Weltschau ist ihr noch nicht aufgegangen. Niemals führt der Fanatismus der Begriffsgläubigkeit in seiner Abwandlung selbst der gescheitesten Denkregeln zur Liebesordnung, von deren Warte aus allein ein klarer Einblick in das Weltgeschehen zu gewinnen ist. Der Erlebnisweg zu solch innerer Freiheit geht genau umgekehrt: Im Bereich der Liebesordnung bilden sich Individuum und Charakter zu jener Selbsterkenntnis, mit der alle zeitliche und ewige Lebensordnung beginnt. In der Verwechslung und Verfälschung dieser Grundgesetze der Schau auf Heil und Unheil ist die trübe Quelle des Frevels entsprungen, die in den zurückliegenden Jahren so viele junge Seelen vergiftet hat.

Das ungetrübte Bild des Vaters, als Glaube an das Licht der Herkommens, ist eines der wesentlichen Wahrzeichen, das es in der verarmten Zeit der gedanklich-rationalistischen Vorherrschaft aus dem verschollenen Seelenland mythischer Heilsgewißheit in unsere Tage hinüberzuretten gilt. Mit ihm wird sich das Lebens- und Tatrecht der neuen Jugend erheben, und mit seinem Dahinsinken werden nur noch die Vorteilssucht und die Angst, die schlechtesten Beraterinnen, die es in der Welt gibt, die Wegweiser in die Zukunft aufstellen.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS:

Weisheit des Herzens

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß des verstorbenen deutschen Dichters.

Immer nach großen Kriegen schließen sich die Völker zusammen, um den Friedensturmbau zu Babel aufzurichten. Er wird niemals beendet, aber sein Gemäuer erhebt sich immerhin hoch genug, um dahinter unvermerkt für neue Kriege rüsten zu können.

*

Das Volk selbst ist niemals schuldig, man kann es vernichten, aber nicht verdammen.

*

Der weltliche Herrscher ohne Adel der Gesinnung, ohne Hochherzigkeit und Gerechtigkeit ist immer ein Verbrecher, und nichts als das.

*

Wer von der Pflege der Natur zu ihrem Mißbrauch übergeht, verlegt damit immer zugleich den Weg der Seele. Hier ist der Ursprung der Gefahren zu suchen, die sich in unserer zivilisierten Welt mit der Technik verbinden, hier die Ohnmacht der Seele, diesen Gefahren zu begegnen.

*

Die Technik hat das Bild des Todes verschleiert und entstellt. Sie ist die große betrügerische Lebensversicherungsgesellschaft unserer Tage. Wir sind alle bei ihr versichert, deshalb sind wir so ruhelos.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Das Huhn von Myta

Von **Waldemar Bonsels**

Ein galizischer Herbstabend führte mich im Weltkrieg ins Korpsstabsquartier Marschall während des siegreichen Vormarsches durch Galizien. In der bunten Reihe von Offizieren vielerlei Berufs und mancherlei Pflichten hörte ich die Geschichte, die ich hier wiedergebe. Wenn ich es unter genauer Angabe der Daten und Namen tue, so geschieht es, weil ich den wunderbaren und kaum glaubhaften Einzelheiten mit Ueberzeugung ihre ganze Wahrheit aufprägen möchte, und damit nicht ein Schatten von Zweifel entstehe, sie könnten erdichtet oder ausgeschmückt sein. Die Herren, deren Namen ich nenne, werden es mir zugute halten, um des lichten Wunders willen, das aus dieser einfachen Begebenheit strahlt und dessen Glanz an das Licht alter Sagen oder biblischer Patriarchengeschichten erinnert.

Es war niemand in jenem Kreis, der sich der Bitte nicht anschloß, ich möchte diese Begebenheit der Heimat berichten. Es bleibt mir unvergeßlich, mit welcher Andacht diese Männer, deren Sinn und Tun doch, weiß Gott, Tag und Nacht auf andre Dinge gestellt sind als auf kleine Episoden, die Erzählung, die sie alle kannten, doch wieder mit einer andächtigen, beinahe feierlichen Hingabe anhörten. Vielleicht muß man die Not, zwischen Tod und Leben zu schweben oder doch täglich vom Verderben und Elend umlauert zu sein, am eigenen Leibe durchkostet haben, um solchem Ereignis diese tiefe Bewegung aus Teilnahme und Hoffnung entgegenbringen zu können. Der junge westfälische Militärarzt Dr. Schäfers machte den Erzähler, und die Zuhörenden ergänzten den Bericht. So erfuhr ich die Einzelheiten, die ich wiedergebe.

In dem hartnäckigen und blutigen Stellungskrieg, nach der Eroberung des Zwinin, zur Zeit der erbitterten Kämpfe auf den Höhen von Myta, meldete Abends eine preußische Patrouille, daß nahe bei einem verlassenen Dorf, in einer Kartoffelmiete, auf freiem Feld, ein durch einen Oberschenkelschuß schwer verwundeter deutscher Soldat läge. Es war der Vizefeldwebel Fischer. Das leere Feld mit seinem notdürftigen Unterschlupf für den Verwundeten erstreckte sich zwischen den deutschen und russischen Stellungen, so daß schon am nächsten Morgen nicht mehr daran zu denken war, dem Bedrängten Hilfe irgendeiner Art zu bringen. Er war aus russischer Gefangenschaft mühsam entkommen, jedoch nächtlicherweile auf halbem Wege, von Blutverlust, Hunger und Durst entkräftet, zusammengebrochen, und hatte sich, halb ohnmächtig, in dem niedrigen, kaum überdachten kleinen Feldbau verkrochen.

Die Nähe der feindlichen Truppen und seine zunehmende Ermattung versagten dem Verwundeten jede Möglichkeit, sich bemerkbar zu machen, auch war keine Hilfe von den Seinen zu erwarten, die auch inzwischen ihre Stellungen verändert hatten. So schloß er in seiner ersten Leidensnacht in einem einsamen Versteck mit Leben und Heimat und irdischer Liebe für immer ab, und sah die Morgendämmerung ohne Hoffnung, in Gemeinschaft mit der Gestalt des Todes hereinbrechen. Aber mit dem heraufsteigenden Tageslicht erblickte er, dem Verhungern nahe, auf dem Felde in der Nähe ein weißes Huhn, das, ohne sich zu eilen, im gemächlichen Morgenwohlstand seiner gewohnten Lebensweise auf den mit Kartoffelkraut und altem Stroh angefüllten Schlupfwinkel zuspazierte. Es machte es sich in einem Winkel sorglos bequem, verbrachte seine Hennenzeit in seinem Feldnest, und ließ ein schimmerndes Ei zurück, als es seinen Weg in die Umgebung fortsetzte.

Sieben Tage und sieben Nächte hat der verwundete Mann, grausig gebettet zwischen Tod und Leben, in diesem Versteck zugebracht, und Morgen für Morgen ist das Huhn gekommen, um ihm sein Leben für den hereinbrechenden Tag zu bringen. Jeden Tag nahm er mit zitternder Hand und nach qualvollen Stunden der Erwartung, des Zweifels und der Todesangst das Ei, das ihm der unschuldige und unwissende Sendbote neben sein Schmerzenslager legte. Die strahlende Gestalt eines himmlischen Engels hätte seinen Qualen und seiner Hoffnung keine größere Linderung verheißen können, als das kleine Tier, das, wie von der heimlichen Güte einer barmherzigen Allmacht gesandt, täglich das höchste Gut, sein Dasein erneuerte.

Als sich nach sieben Tagen die Möglichkeit ergab, nach dem Verlorenen Ausschau zu halten, und die Kameraden sich erinnerten, um den Totgeglaubten zu bestatten, fand man ihn atmend, wenn auch in bedenklich trübem Zustande, aber sein Leben ist erhalten geblieben. Die letzte Aeußerung in seiner schwindenden Besinnung war die Bitte, man möchte das Huhn mitnehmen.

Der Leidende wurde am Hauptverbandplatz in Pflege genommen, und sein Zustand besserte sich von Tag zu Tag. Herr Rittmeister v. Wuthenau von einem Kürassierregiment, der als erster das rührende Wunder dieser Lebensrettung hörte, befahl das Huhn in seinen Unterstand. Dort ist es von allen, die es kennengelernt haben, hoch in Ehren gehalten worden. Es hat den Vormarsch auf Stryj mitgemacht, und es ist verständlich, daß das kleine Tier von den Soldaten wie ein Heiligtum betrachtet und behütet wurde, wie ein lebendiges Zeichen dafür, daß selbst der höchsten und äußersten Not noch eine Rettung gegeben sein kann.

Angesichts des Todes, der Tag für Tag Einkehr hält, Auge in Auge mit den Schrecken der eigenen Schicksalsstunde, wird das Gemüt von einer tiefgläubigen Dankbarkeit gegen alle erkennbaren Wahrzeichen eines barmherzigen Geschickes erfüllt. Das Huhn hat lange im Schützengraben gewohnt, sich ungeachtet der Rauhheit aller Störungen den Tag über seine Nahrung in der Umgebung gesucht, und ist stets mit der Abenddämmerung zu seiner Kriegergemeinde zurückgekehrt. Die seltsame Zahmheit des Tieres erklärt sich aus der Art, wie die galizischen Bauern, deren Häuser gewöhnlich nur aus zwei kaum voneinander getrennten Räumen bestehen, mit ihren Tieren zusammenleben.

Bei einem Sturmangriff vor Stryj ist das Huhn verlorengegangen, aber es erscheint mir so selbstverständlich wie der Glanz einer teuren Erinnerung, daß die Gedanken der Soldaten es begleiten, als habe es sich aufs neue aufgemacht, um an anderm Ort seine wunderbare Bestimmung des Heils und der Gnade zu erfüllen.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Waldemar Bonsels:

Einzelheiten

Irdisch beheimatet fühlen wir uns nur in den Augenblicken, die uns ermöglichen, unbeeinträchtigt unser Bestes zu geben. Je weniger wir hierzu in der Lage sind, umso ruhloser und unbesonnener wird unser Handeln und umso sinnloser erscheint uns unser irdischer Aufenthalt.

*

Das tiefste Selbstbewußtsein ruht im Glauben an die Gesetzmäßigkeit des Weltwesens. Dieser Glaube an die Gesetzmäßigkeit des Weltwesens wird der Menge niemals eigentümlich sein, weil der Durchschnittsmensch die Symptome ihrer Wirkung niemals mit Erfolg an sich selbst suchen wird.

*

In seinem Besten maßvoll zu sein ist klug, jeder andere Aufwand ist nicht der Mühe wert.

*

Jeder großen Idee haftet ein Zug von Trauer an, jeder leicht faßlichen Wirklichkeit ein Zug von Heiterkeit.

*

Kämpfen heißt widerstehen, Schaffen ist das Gegenteil. Der Künstler ringt nicht mit seinem Werk, sondern mit dem, was ihn daran hindert.

*

Es kommt in der Kunst nicht darauf an, etwa Alltägliches besonders darzustellen, sondern etwas Besonderes allgemein.

Waldemar Bonsels, der zur Erstvorführung des Naturfilmes „Die Biene Maja" nach Wien gekommen ist, hält heute in der Urania eine Vorlesung aus eigenen Werken.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

TILL KUMAR:

Ein Roßhaar korrigiert das Glück

Oben führt die Moyen Corniche das Meer entlang, behüten die schmalen Wachttürme den Eingang zu Monaco und zielen ein paar Kanonen über die monegassische Mauer nach dem fernen und harmlosen Horizont. Weiter unten kommt man, zum Beispiel über die Escaliers des Gautames, über einen verwinkelten, mit Palmen und wildwachsenden Kakteen flankierten Weg, hinab zur Rue de Monte Carlo und zu dem mit breiten Quadern gepflasterten Kai, auf dem, vor einer Kulisse von blauem Meer und weißen Booten, Fischer zu Füßen der Touristen ihre Netze flicken.

Weiter drüben liegt das »Kasino, Verwaltung Onassis. Hier kreist die Scheibe, über die die Kugel rollt; sie hat ihre Anziehungskraft nicht ganz verloren, aber nur selten mehr ziehen sich in unserem aufgeklärten Zeitalter Selbstmörder in den Palmenhain zurück, und Defraudanten, die ihre Beute dort oder an einem ähnlichen Ort verspielen, sind zur Rarität geworden. Die Spielleidenschaft ist in aller Welt deutlich im Abflauen und es gibt Croupiers, die hinter Kasinoroulettes keinen Platz mehr finden. Da und dort erfindet dafür einmal einer von ihnen ein „todsicheres System" für den Hausgebrauch, indem er eine „Spiel-Schule" eröffnet. Die Honorare der Schüler, die lernen wollen, wie man die Bank sprengt, sind ein sicherer Gewinn.

Die Gefahr, daß eine Bank tatsächlich gesprengt würde, ist in Wirklichkeit immer selten gewesen; obwohl, als die Spielbank Monte Carlo gegründet wurde, sich sofort ein Mann fand, der dazu die besten Anstalten traf. Der Mann war Mechaniker und das Roulette damals noch nicht die Präzisionsmaschine, die es heute ist. Sein technisches Wissen verriet dem Mann, daß, wenn eine Abteilung der Roulettemaschine nur um ein Haar breiter war als die andere, die Nummer dieser Abteilung die größeren Chancen haben müsse: In das breitere Abteil mußte die Kugel öfter rollen. Der Mann, ein tüchtiger Schotte, erschien nun mit einigen Spießgesellen täglich im Kasino und notierte vorerst einmal alle Nummern in der Reihenfolge, in der sie herauskamen. Wie erwartet, ergab sich, daß einige Nummern sich dauernd wiederholten. Diese setzte der Schotte nun mit seinem Stab ohne Unterlaß und mit größtem Erfolg. Er sprengte die Bank nicht, aber er war auf dem besten Weg, sie zugrunde zu richten. Tag um Tag gewann der Schotte samt seinem Anhang, bis die Bank sich entschloß, Präzisionsmaschinen aufzustellen, worauf der schottische Mechaniker, um sein Eslein-streck-dich gebracht, abzog.

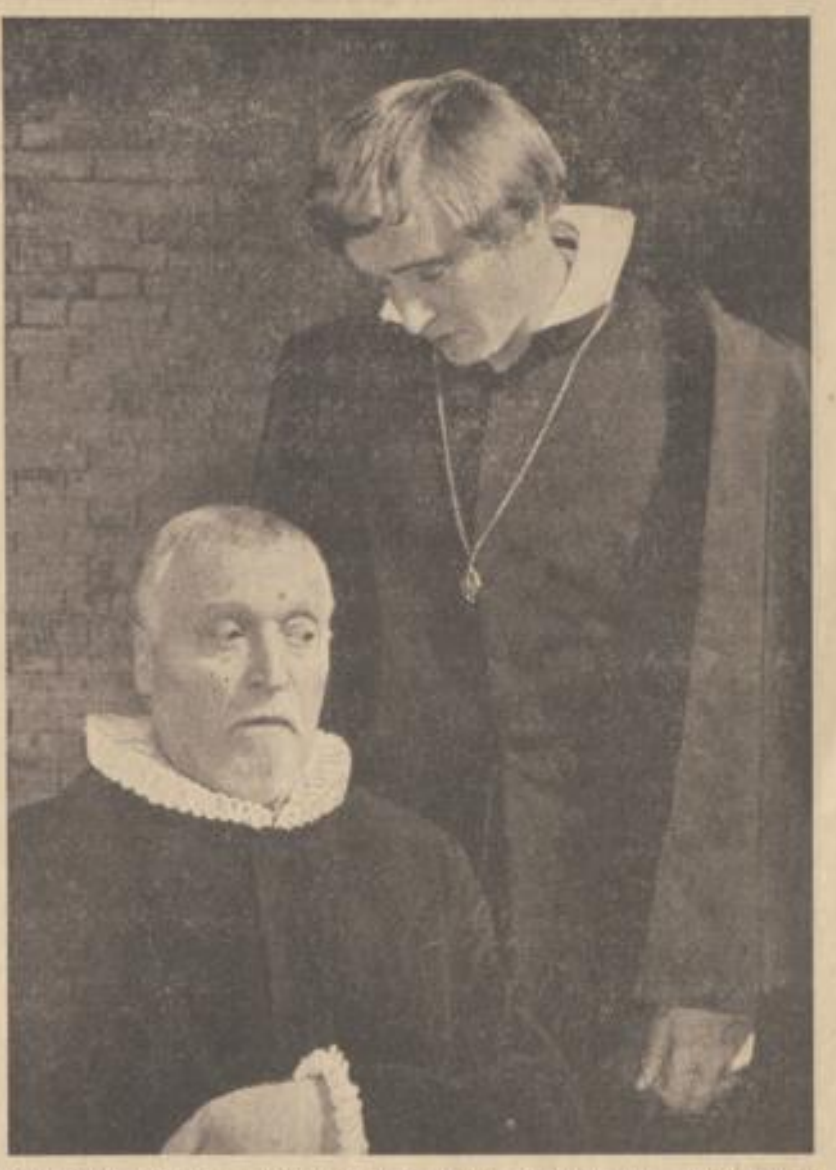
Ging es hiebei „um ein Haar", so erfand später auch ein anderer Spieler eine Methode, bei der ein Haar eine Rolle spielte, eine Methode, die ebenfalls eine Zeit hindurch erfolgreich war. Dieser Spieler war deutlich ein Bücherwurm, nicht einmal am Spieltisch konnte er sich von seiner Lektüre völlig trennen. Immer lag vor ihm ein Buch. Er setzte regelmäßig eine Spielmarke zu hundert Franc. Gewann er, so zog er seinen Gewinn ein und setzte nach einiger Zeit wieder. Kam seine Nummer indes nicht, so war, wie durch Hexerei, auch sein Einsatz spurlos verschwunden, bevor der Rechen des Croupiers ihn erreichte. Wie dies möglich war? Der Mann hatte eine ebenso primitive wie geniale Methode entwickelt: Seine Einsatzmarke hing an einem Roßhaar, das unter dem Deckel seines Buches hindurchlief. Drohte der Verlust, so wurde die Marke blitzschnell unter das Buch zurückgezogen.

Die Tricks, die in den Spielsälen geübt wurden und werden, sind zahllos wie der Sand am Meer. Von der Hand, die sich mit der größten Nonchalance nach fremden Gewinn ausstreckt und damit verschwunden ist, bevor der eigentliche Gewinner noch richtig hinsehen kann, über die Finger, die, mit einem Klebemittel präpariert, wie zufällig über Stapeln von Münzen oder Marken streichen, die ein anderer gesetzt hat und mit einer Entschuldigung zurückgezogen werden, bis zu der Hand, die heimlich noch einen Einsatz auf die Nummer schmuggelt, auf der die Kugel bereits Platz gefunden hat, spannt sich ein weiter Bogen von Versuchen, das Spielglück zu korrigieren.

Da gab es zum Beispiel einmal die Dame, die immer gerade eine halbe Sekunde zu spät setzte. Eine elegante Frau, anscheinend durch die Atmosphäre des Spielsaales ein wenig aufgeregt, unentschlossen. Eine unsichere, nervöse Spielerin. Im Augenblick, in dem die Kugel ihren Platz fand, setzte sie ein Silberstück, um es, mit einer Entschuldigung, gleich wieder zurückzuziehen: Leider zu spät! Die Dame verließ den Tisch, auf der Nummer aber lag ein kleines Goldstück, ein Einsatz, den ein Herr am anderen Ende des Tisches gemacht haben wollte. Er erhielt den Gewinn ausbezahlt. Die nervöse Dame aber setzte unterdes an einem anderen Tisch ihr Silberstück. Wieder zu spät. Und auch hier gewann ein Goldstück, das — sie unter der Silbermünze auf die verlockende Nummer geschmuggelt hatte. Auch dieser Trick wurde erst nach einiger Zeit aufgedeckt und die Dame samt Komplicen aus der Gegend komplimentiert.

Keine lange Lebensdauer hatte auch der Trick mit der Geldrolle. Da saß eines Tages — es war zur Zeit, als der einzelne Franc sich noch Wert und Würde bewahrt hatte — ein Spieler vor dem Roulette, der zwanzig Franc in einer Rolle von Einfrancstücken setzte. Und verlor. Der Mann gehörte dem Anschein nach zur Sippe der abergläubischen Spieler und die Geldrolle war seine Maskotte. Gefällig gestattete ihm der Croupier, der sich vom Inhalt der papiergewickelten Rolle überzeugt hatte, diese zu behalten respektive gegen ein Zwanzigfrancstück auszutauschen. Der Spieler setzte seine Geldrolle wieder, verlor abermals, nahm die Rolle wieder an sich und bezahlte seinen Verlust, neuerlich mit einem Zwanzigfrancstück. Dies ging eine Weile so fort, dann gewann die Nummer, auf der die Rolle lag. Ohne Hexerei. Als der Croupier dem Spieler jedoch seinen Gewinn zuschob, reklamierte dieser, denn mit der Geldrolle war indes eine Hexerei geschehen: sie hatte sich im Augenblick des Gewinnes in eine Rolle von Zwanzigfrancstücken verwandelt und der Spieler begehrte einen diesem Einsatz entsprechenden Gewinn.

Neben diesen gewaltsamen und mit dem Strafgesetz liebäugelnden Versuchen, sich das Glück gefügig zu machen, gab und gibt es natürlich auch Glücksfälle. Dazu gehören die „Serien", die ihren glücklichen Spielern, die die Nerven haben, Einsatz und Gewinn lange und gerade lang genug stehenzulassen, oft schon recht schöne Summen abwerfen. Die Chance, eine „Serie", eine jener mehrfach aneinandergereihten Wiederholungen derselben Farbe oder gar derselben Nummer, beim Zipfel zu erwischen, ist indes gering. Einmal gelang es mir. Ein Engländer saß neben mir, und ich weiß nicht, welcher von uns beiden es war, der zuerst mit „Rouge" und „Impair" begann. Es kam, in endloser Folge, die Talons türmten sich vor uns. „How do you do it?" fragte Mister Albion. Meine Gegenfrage: „How do you do it?" Die Fata morgana einer Villa am Mittelmeer stieg bereits vor mir auf. Da wurde es dem Croupier zu dumm und er erhob sich. Als er sich wieder setzte, kam „Noir" und „Pair" und bevor ich noch recht hinsehen konnte, hatte der Rechen jede Quader meiner Villa samt Grundstein wieder eingezogen. Albion fluchte. Eine alte Dame internationaler Nationalität, die nachts im Hotelnebenzimmer mit ihrem Ara in drei Sprachen konversierte, hatte kurze Zeit mitgetan und stopfte jetzt mit steinerner Miene den Gewinn in ihr Täschchen. Sie hatte sich von Fortuna nicht foppen lassen. Vielleicht hatte sie sich rechtzeitig von dem Ara beraten lassen, einem weisen, meditierenden Greis, wiewohl wahrscheinlich ohne rechten Sinn für Geld und Glück.



UNVERGESSLICHER „DON KARLOS". Unser Bild hält die denkwürdige Premiere zur Eröffnung des wiedererstandenen Burgtheaters am Ring mit Werner Krauß (Philipp II.) und Oskar Werner (Titelrolle) fest. — Aus dem soeben im Bergland-Verlag Wien, erschienenen „Almanach der österreichischen Bundestheater 1957", der in Wort, Bild (zahlreiche hervorragend wiedergegebene Farb- und Schwarzweißaufnahmen) und statistische Ziffern ein imponierendes künstlerisches Resümee zieht.

WALDEMAR BONSELS:

Der Marder jagt

Eines Tages, als Mario Steinpilze, Täublinge und Schweinsöhrchen im Hochwald suchte und die ersten Blaubeeren ihn tiefer über die Moosbügel in den Tannendom lockten, hörte er über sich eine wilde Jagd im Gezweig, und mit dem auffliegenden Blick riß er den Bogen von der Schulter. Er sah ein Eichhörnchen rot aufblitzen und von der Tanne, vor der er stand, in die nächste springen, ein weit größeres, dunkelbraunes Tier mit einem gelben Brustfleck und langem buschigen Schweif folgte ihm, deutlich erpicht, es zu fangen.

Es ging wie ein toller Wirbelsturm durchs Gezweig, die Äste hinauf und hinab, von Baum zu Baum. Mario vermochte leicht zu folgen, da die Jagd oft längere Zeit im Geäst und im Wipfel eines einzelnen Baumes tobte. Er erkannte nun mit heißem Schreck, daß das Eichhorn von einem Baummarder verfolgt wurde. Zwei Fuß lang, zum mindesten, war der mächtige Jäger. Mario sah die kleinen Augen wie Steine blitzen. So heiß war der Marder von Beutegier und Raublust erfüllt, daß er nichts sah als sein Opfer, das wirr vor Todesangst und deutlich schon ermüdet um sein Leben floh.

Einmal stürmten die Tiere hart an ihm vorbei am Boden hin, um einen mächtigen Stamm herum und dann empor, so daß die Rinde knisterte und sprühte, nun wieder hoch empor ins Wipfelgezweig. Einen Augenblick war es totenstill, und man sah nichts, dann schnellte wie ein roter Funke das Eichhorn hoch aus der Baumspitze in tollkühnem Satz über einen weiten, leeren Raum hin ins untere Geäst einer Föhre. Der Zweig, der es empfing, bog sich mit der farbigen Last, das Eichhorn klammerte sich im Anprall fest wie ein Affe. Blitzschnell erlosch das Rot im Geäst, fortgehuscht war es. Da, pfeilgerade, wie eine dicke, braune Schlange, gestreckt, wunderbar sicher und kühn sprang ihm der Marder nach. Einen Augenblick erblickte Mario ihn so deutlich, daß er das glänzende Fell blinken, die breite, gerade Rute flattern und den gelben Fleck am Halse aufleuchten sah. Es erweckte den Anschein, als flöge das Tier im Gleitflug durch die Luft.

Auf der Föhre ging die rasende Jagd weiter, hier schreckhaft überhastet, todesbebend und irr vor Entsetzen, dort fast gemessen nun, wunderbar bedacht, ruckweise und geschickt, der Kraft und des Erfolgs gewiß. Es war deutlich, das Eichhörnchen ermüdete mehr und mehr. Noch wirbelte es um Stämme und Äste, aber die Jagd senkte sich allmählich in die unteren Regionen der Bäume, das Tierchen kam nicht mehr so geschwind und katzenhaft nach oben, wie vor kurzem noch. Nun war es für eine Sekunde, als sei der Marder verschwunden. Mario erstarrte das Blut vor ahnungsvoller Erwartung, als er das Eichhörnchen wie hilfesuchend und nach Rettung tastend mit fliegenden Gliedern hocken sah, ratlos, nach welcher Richtung es sich wenden sollte, oder aus welcher der Schreckliche hervorbrechen würde. Das Mäulchen stand ihm atemlos weit offen, die Ohren, die Nase, alle Sinne tasteten verzweiflungsvoll nach Rettung. Da fuhr es wie ein brauner Schatten von oben her blitzschnell um den Stamm. Ein ganz kurzes, wildtrauriges und gellendes Quicken erscholl, erstickt durch den Biß des Marders, der die Kehle seines Opfers mit der furchtbaren Zange seines Rachens gepackt hatte. Es war schaurig und fast zärtlich zugleich anzuschauen, denn die breite braune Bärentatze des Marders preßte dabei das Eichhörnchen an sich, beinahe liebevoll sah es aus, grauenhaft weich und todesgnädig. Er ließ die Zähne im Hals des Sterbenden und schien zu saugen. Das Tierchen erschlaffte und hing nun still, erlöst und in sein Waldschicksal beschlossen.

FRIEDL EIDENS:

ZWISCHEN ZWEI ZÜGEN

Sie standen auf dem Bahnsteig, wo sie einander begegnet waren, der Wind wirbelte Staub hoch. Er sah sie an, sie hatte einen schwarzen Schleier übers Gesicht gebunden, ihre Augen schimmerten wie früher, mit dem dunklen Rand um die helle Iris.

„Mein Zug geht erst in zwei Stunden weiter", sagte er, „und du, hast du Zeit?"

„Weißt du das nicht mehr? Ich hatte doch immer Zeit — im Gegensatz zu dir ...", ja, sie lächelte auch wie früher.

Der Wind hatte den Himmel aufgerissen, das Licht des Mittags lag wie Märzglanz auf den Straßen, und mitten im Gewühl war eine zarte, helle Leere um die beiden, als seien sie ganz allein in der vertrauten Stadt.

„Wie klein die Welt ist", stellte er fest.

„Das sagt man so ... mir kommt sie manchmal erschreckend groß vor." Aber mußte sie nicht zugeben, daß dies Treffen seltsam war: gestern war er mit dem Schiff in Hamburg angekommen, aus Südamerika — nur um dir zu begegnen!"

„Bist du noch immer so viel unterwegs", fragte sie.

O ja, er war mehr auf Reisen als zu Hause.

Sie ging rasch und federnd — dort rechts bog der Weg zur Universität ab, sie schauten beide nicht hin; damals hatte sie noch die Mappe unterm Arm, dachte er.

Der Wind, der mit jähen Stößen in die Stadt hereinfegte, trug ihnen Fetzen einer dünnen Musik zu, ein Leierkasten orgelte. — „Ach", sagte sie, „der Weihnachtsmarkt —", und schon öffnete sich der Platz vor ihnen, mit dem bunten Gewirr der Buden, die sich um das Münster duckten wie Tauben.

Sie schauten zum Turm hinauf, der rote Sandstein glühte im sanften Feuer. Rundum duftete es nach Tannen, sie lagen zu Haufen geschichtet, und zwischen den Buden schob sich ein lärmendes, drängendes Gewimmel. Rauschgoldengel prunkten, in silbernen Kugeln spiegelte sich der Himmel; Puppen, Pferde, Wägelchen, Lebkuchen, die glänzten wie brauner Lack — der Markt war ein einziges Rascheln und Rauschen, ein Knistern und Orgeln.

Sie kamen zum Südportal des Münsters — und traten in den leeren Raum, das Gestein strahlte violette Dämmerung aus. Im Seitenschiff bauten zwei Nonnen die Krippe auf. Mit anmutiger Geschäftigkeit breiteten sie Moos zwischen künstlichen Felsgebirgen, der Stall hatte ein tiefgezogenes Schindeldach; eine der Schwestern hängte an dünnem Draht den Engel darüber auf, er pendelte leise, mit weit gebreiteten Flügeln, die aussahen wie Tulpenblätter.

„Ich möchte gern etwas für deinen Jungen kaufen", sagte sie, als sie wieder ins Freie traten. Er blieb stehen und schaute sie an.

„... daß du an meinen Jungen denkst?"

„Schließlich hätte es unser Junge sein können", sagte sie ruhig.

Da war ein Stand mit unzähligen Kamelen, mit Mohrenfürsten, Hirten und Beduinen — „Meinst du, so etwas würde ihm Freude machen? Für die Krippe?"

„Er hat keine; er ist mehr für Autos und Eisenbahnen, fürs unbedingt Reale."

Sie nickte. „Vielleicht müßte man ihm ein bißchen erzählen — von anderen Wirklichkeiten?"

Er schwieg. „Ich hätte dich heiraten sollen", sagte er plötzlich.

Eine jähe Freude durchfuhr sie — wenn er mich nur nicht ansieht, dachte sie. Dröhnend schlug die Uhr von der Höhe des Turms. „Mein Zug", sagte er, „wir müssen uns eilen!"

Sie überquerten den Platz. — „Kaufen Sie, Madame!" rief der dicke Wachszieher aus einer Bude. Sie berührte seinen Arm und wies auf die honigbraunen Kerzen, die farbenprangenden Wachsstöcke. „Erinnerst du dich?" Auf einem Bord, zwischen den Kerzen, standen lauter Eselchen aus rotem Wachs, sie standen auf dünnen Beinen, mit gesenktem Kopf.

„Genau die gleichen hatte er vor acht Jahren", sagte sie.

„Gefallen Sie dir?" In seiner Stimme schwang leise Ungeduld. Er legte das Geld auf den Tisch und drückte ihr das winzige Päckchen in die Hand; „komm, komm!" sagte er.

Die Straße zum Bahnhof schien ihr endlos. „Macht dir das noch so viel Freude", fragte sie, „ich meine: dies Hetzen, und all der Betrieb mit dem Geschäft?"

„Das ist mein Element", sagte er. Er sah nicht aus, als ob er sich in den letzten Jahren viel gefreut hätte.

Sein Zug stand schon bereit, es blieben ihnen noch sechs Minuten. Er neigte sich aus dem Fenster.

„Ich danke dir", sagte sie, „es waren zwei zauberhafte Stunden — vielleicht hätte ich sie nie erlebt, wenn du mich geheiratet hättest. Das ist wie mit Weihnachten: die unerfüllten Wünsche bewahren ihren Glanz. Und das hier —", sie hielt ihm das Päckchen hin, „das bringst du dem Jungen mit. Ein Esel ist viel realer als ein Auto. Denk nicht, ich machte mir nichts aus deinem Geschenk, doch du mußt wissen: ich hab' das gleiche Eselchen schon daheim, und ich bin ihm sehr zugetan, weil — verzeih, du hast es mir nämlich geschenkt, wie heute — damals zum Abschied. So etwas kann man leicht vergessen, man vergißt ganz andere Dinge, und du hast so wenig Zeit, dich zu erinnern."

Ihr Gesicht unter dem Schleier war ihm voll zärtlicher Heiterkeit zugewandt, es war das Gesicht, der lächelnde Mund eines ganz jungen Mädchens.

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

Glück

Das Glück ist stumm.
Und willst du es in tausend Worte fassen,
und willst du es mit tausend Zungen lallen,
es wird sich niemals, niemals sagen lassen.
Wisse darum!

Das Glück ist still.
Und willst du es in vielen Tönen singen,
und hörst du es in vielen Liedern schallen.
Laut wird es nur in deinem Herzen klingen,
wenn es so will.

Das Glück ist tief.
Der wird es niemals ganz erfassen können,
der ihm in tausend Ängsten will gefallen;
und der es fordernd wollt beim Namen nennen,
als es entliet.

Das Glück ist nie.
Es sei denn, daß du es erkennend spürest
Doch nimmer darfst du es in Wünsche ballen;
rasch ist es weg, wenn du dran fragend rührest.
Du weißt nicht, wie.

Gertrud Sokol

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG



Waldemar Bonsels / Frühling am Meer

Bilder von Th. Maader

Die wilden Rosen über den Gräbern des kleinen Friedhofes, im leidenschaftlichen Blühen des späten Frühlings, empfingen den Dahinschreitenden. Auf der Dorfstraße und zwischen den niedrigen Fischerhütten draußen verschwanden die dunklen Gestalten der Kirchgänger und mit ihnen die gedrückte Feierlichkeit dieser Stunde. Hier war es still. Die von dichtem Efeu umwachsenen Mauerwände der Kirche beschatteten den Friedhof am Meer, wie es die nachdenklichen Tannen taten, das verwirrte Geäst der Eichen, noch spärlich belaubt, und das Fliederdickicht gegen das Meer. Das Pfarrhaus lag ganz in helles Grün gehüllt auf der sanften Felshöhe. Der Glockenturm stieg plump und verlassen aus niedrigen Baumkuppeln in den goldenen Sonnenschein des blauen Himmels.

Es war, als sei das Blühn umher vernehmlich, ein beseligtes Drängen zu verschwenderischem Frohsinn. Hier waren die Grabreihen der Toten, die das Meer gebracht hatte. Sie lagen abseits und die Kreuze schauten auf das blaue Wasser hinaus, dessen Wind und Kühle über den schmucklosen Rasen zog, der die Ertrunkenen deckte. Es waren Fremde, die niemand kannte. Mit den ersten Stürmen im blassen Frühjahr und den Nebeln im braunen Herbst kamen sie heran, um in der Erde zu ruhen, die sie getragen hatte. Junge und Alte, aus allen Ländern und Reichen. Sie hatten einander nie gekannt, die nun beieinander schlummerten. „Wie einst wir," dachte der Beschauende. Aber das Blühn umher führte ihn zurück.

„Hier ruht Roger Niels Oerlsund, Lotse, gestorben im Sturm auf dem Meer im Jahre Christi 1684, vor den Klippen der Ortschaft Attang, im Wirken seiner Seepflicht, treu bis zum Ende."

Dem Stein mit dieser Inschrift folgte eine Reihe ähnlicher Gedenktafeln. Alle waren Oerlsunds, die hier begraben lagen, und alle waren Lotsen gewesen. „Er klagte im Tode, daß er auf dem Erdboden dahin mußte," stand auf dem letzten Stein.

Vom Haus und Geschlecht der Oerlsunds ging eine alte Sage durchs Land, die erzählte, daß ihre Stammväter einst Seeräuber gewesen seien und den Ort begründet und erbaut hätten. Sie sollten aus Jütland oder Norwegen stammen und lange die Meerenge unsicher gemacht haben, bis ihre Willkür von Dänemarks Seemacht

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

gebrochen wurde, unter Christian dem Fünften, der die Leuchtfeuer auf dem Torrefelsen begründete und den jüngsten Oerlsund auf Eid und unter Bedrohung mit dem Tode durch den Strang zum ersten Lotsen einsetzte.

Dies war Roger Niels gewesen, der seine neue Pflicht mit Eifer erfüllte, aber sein altes Recht darüber nicht fahren ließ. Der Landesherr ließ ihn in Ketten legen, mußte ihm aber die Freiheit zurückgeben, da niemand seine Schiffe mit Sicherheit durch die stürmische Meerenge brachte. Es war in einer Sturmnacht, als er gefangen zu Schiff davongebracht wurde, aber das Unwetter warf das Fahrzeug auf die Felsküste zurück, das Fahrzeug mit den Getreuen des Fürsten und seinem jungen Sohn an Bord. Da lösten sie in ihrer Todesnot dem Gefangenen die Fesseln und flehten ihn um seine Hilfe an. Wie ein Held stieg er aus dem Dunkel des Schiffs-



rumpfes empor, schüttelte sein langes feuchtes Haar und begrüßte sein tobendes Meer mit trotzigem Lachen. Er sah die kleinen zaghaften Feinde umher nicht, die ihn seiner Freiheit beraubt hatten, sondern nur seinen alten Gegner, das Meer, gegen das der bittere Kampfeszorn und die hohe Siegeslust ihm von den Vätern her im Blut brannten. Er brüllte seine Befehle allmächtig durch die heulende Nacht, er riß das Steuer her und hin, als risse er das ganze Fahrzeug mit sich. Wie der Leib eines tobenden Raubtieres nahm sich sein ringender Körper am Ende des dahinstürzenden Schiffes aus. Aber es ging wie Licht von seiner ungestümen Kraft über die Hoffnung der zitternden Menschen hin, die ihm vertrauten.

Und als die hohe See erreicht war und der hereinbrechende Morgen das Meer beschwichtigte, hielt er dem Schiffshauptmann ohne Lächeln und ohne Gruß die Hände für die Fesseln hin. Er wollte keinen Dank und kannte keinen Spott für die überwundenen Sieger. Denn er gestand niemandem Rechte an seine herrische Pflicht zu, deren Ausübung einzig ihm zukam, als verstünde es sich von selbst, daß man in

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

aller Seenot dieses Meeres nur seiner bedürfe. Mochten nun die anderen tun, wozu sie um ihrer gleichgültigen Macht willen ein Recht zu haben glaubten. Aber es kam anders, denn der Sohn Christians des Fünften, der Thronerbe des Reiches, nahm die Hände des Alten in seine, neigte sich tief darüber und preßte seine Lippen darauf. Der Lotse wurde in Freiheit gesetzt und waltete seines Amtes, bis ihn acht Jahre darauf das Meer forderte. Er starb mit vier Fischern zugleich in einer nebligen Sturmnacht bei den Klippen, im Rettungswerk um eine gestrandete deutsche Brigg. Das Meer gab seinen Leichnam wieder.

Die zähen feinen Gräser auf dem sandigen Erdboden bewegten sich im Licht des Mittagwindes, zwischen ihnen suchten kleine eifrige Käfer ihren Weg, es war weit und leer in der Welt in dieser friedlichen Sonne. Ein weißer Schmetterling schaukelte dahin, ruhte eine Weile auf der demütigen blauen Glocke einer Feldblume, flog wieder empor und verirrte sich im Himmel.

Der Horizont des Meeres lag fern in einem schläfrigen feuchten Dunst von verlorenem Lichtgrau, man erkannte nicht, wo Himmel und Wasser sich trennten, und die unbeweglichen weißen Segel der Fischerboote schienen in diesen Schleiern zu schweben, unwirklich emporgehoben ins All, wie Dinge eines lichten Traumes. Am Felsenufer starrten weithin die Klippen tiefblau aus dem zornigen Silbersprühen der glitzernden Meerflut ...

So war es immer schon ... Menschengesichter mitten darin, trotzig den hellen Tag hindurch und voll ergebenen Verlangens in der weichen Nacht. Jung und dahingegeben ein paar rasche Frühlinge hindurch, tatenfroh im Verharren des Sommers und ermüdet, bevor der goldene Wein im goldenen Becher des Lebens ihnen als ihr Erbteil vertraut geworden war. Hinter sich die wehmütige Süßigkeit der Erinnerung und vor sich den unermüdlichen Glanz der Hoffnung. Von beiden getragen, nie der Gegenwart völlig gewiß, nie stetig im Ruhenden, nie stark durch Erfüllungen, einzig froh im kindlichen Eifer, sich der Hoffnung zu vertrauen, um von ihr endlich der Erinnerung dahingegeben zu werden ...

Und es war dem Dahinschreitenden, als lägen Halt und Freude des Daseins einzig in der Barmherzigkeit dieser tausendfarbigen Mächte. Was galt der Augenblick des wechselnden Bewußtseins diesen Herrlichkeiten einer beständigen Gewißheit, dieser tieferen Wirklichkeit des Traumes gegenüber? In schmerzhafter Ungeduld suchte er nach den Beziehungen seiner Seele zu den Geheimnissen, die ihm diese vagen Erkenntnisse enthüllten. Als sollte er sich in dieser Stunde seiner wichtigsten Aufgaben gewiß werden, als hinge an einem letzten klaren Lichtblick das Heil seines Friedens.

Er sah wieder auf den Namen des Oerlsund nieder, der im grünlichen Stein verwitterte. „Du hattest recht," sagte er, als spräche er zu dem längst Dahingeschiedenen. Ihm war, als habe jener alles gefunden, was er sein Leben hindurch gesucht hatte. Er sah die hohe Gestalt aus dem dunklen Schiffsrumpf emporsteigen, bereit, alle Kraft in einem einzigen Kampf dahinzugeben, sein einziges Ziel vor Augen, seines raschen Sieges so gewiß wie nun seiner Ruhe. —

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Waldemar Bonsels

Wenn Sie mit mir einen vom nichtigen Flimmerwerk der Tagesintelligenz befreiten Blick auf die beiden Gestalten werfen, deren Welten und Geisteskulturen uns heute am stärksten bewegen, so wird Ihnen vielleicht gleich mir deutlich, daß diese unsere ganze bewohnte Erde im Wehn und Wesen ihrer religiösen Einstellungen, Kämpfe und Erwartungen im Grunde von zwei großen Menschen bestimmt wird, von Buddha und von Christus. Es gehört freilich ein weiter Abstand, eine zugleich lautere und vom Kleinen und Kleinlichen unberührte Seele dazu, um diesen Standpunkt zu teilen, und doch kommen die Widersprüche gegen diese Wahrheit nur aus Winkelchen und Sackgassen der zivilisierten Welt. Zwischen Meinungen und Zeitungen mag antastbar sein, was ich sage, zwischen Gräbern und Sternen ist es wahr.

Buddha und Christus teilen sich in die Erde. Das ist freilich nicht sichtbar, wie etwa englisches oder russisches Staatsgebiet auf der Erdoberfläche sichtbar gekennzeichnet und eingeteilt ist, aber über den Geisteswassern und über den Seelenströmungen der Erde schweben diese beiden mächtigen und strahlenden Häupter, wahrhaft und im tiefsten Sinn als das Licht der Welt.

Nicht im Verstand einer dogmatischen Lehre, nicht im Gehabe von Religion als Konfession, das ist mir in den Zusammenhängen, die mich bewegen und begeistern, vollständig gleichgültig, an den Komplexen, die die Einflußsphären der Kirchen darstellen, ist der Umfang der Einwirkung nicht ermeßbar, wohl aber im Wehn und Wesen aller echten Religiosität. Und Religiosität ist für mich keine Frage einer besonderen Zugehörigkeit zu einer besonderen Konfession oder Landeskirche, sondern Religiosität ist eine besondere menschliche Beschaffenheit, überall denkbar und nirgends zu beschaffen, vollständig unabhängig von jedem Bekenntnis. Unter Religiosität verstehe ich die Liebe und Andacht eines echten Menschengemüts vor allem Erhabenen, Großen und Wahren, unter Religiosität verstehe ich die Kraft des menschlichen Herzens zur Hingabe an das Erhabene, Große und Wahre und die Lauterkeit der Gesinnung im Licht des Geistes.

Wo diese für alles wahrhaftige innere Leben entscheidenden Elemente des menschlichen Gemüts vorherrschen, dort beginnen jene Regionen und Kreise, in die ich die Herrschaft der beiden

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Ideenwelten des Buddha und des Christus verlege, dort beginnt jene Teilung und Herrschaft über die Welt, von der ich spreche, soweit solche Herrschaft wirklich zu einem allgemeinen Licht geworden ist.

Ist es nicht zugleich sonderbar und unheimlich deutlich, wie Buddhas heiliges Pilgerhaupt mit dem unaussprechbaren, welttiefen Lächeln seiner vollendeten Einkehr sich langsam im Osten über Europa erhebt? Noch zögernd und verhalten, noch mißkannt und mißdeutet, huscht doch über die Wirrnis und Finsternis des lauten, friedlosen und in Schmerzen ringenden Abendlandes ein Glanz dieses stillen heiligen Lächelns, und mit ihm ist eine erste Ahnung aufgewacht, als gäbe es von weit, weit her, tief aus dem Schoß der Menschheitsheimat Asien ein altes, ewig junges Gut der Geistesruhe und des Seelenfriedens.

Mißkannt und mißbraucht, veräußerlicht und verkleinert, dem unlauteren Nutzbarkeitssinn der Zeit unterworfen und von pfäffischen Gauklern und mattköpfigen Phantasten aus Besorgnis und Dummheit entstellt, thront das Leuchten der beiden großen Antlitze über der Unruhe und über der Hoffnung unserer Tage, hier dem Spott der Unkenntnis unterworfen, dort in gutgemeinter Absicht wohlwollend ausgedeutet und darüber armselig entstellt. Es ist beinahe unglaublich, wie in Wort und Schrift, in Lüge und Geschwätz diese Bildnisse in unserer Zeit in den Köpfen der Unbefriedigten und Leichtbewegten, der Sehnsüchtigen und Tagesheiligen umherspuken, jener Armen und Armseligen, die immer noch glauben, ein wenig Wissen wäre der Weg zum Geist und ein wenig gefühlvolle Zerknirschung der Weg zur Gottheit. Der Weg zur Gottheit führt über keine sichtbare Straße und über keinen irdischen Weg. Er beginnt tief verborgen in der Brust des Menschen und endet bei Gott. —

Aber das heilige Lächeln dieser ewigen Gesichter bleibt trotz aller Entstellung, die ihnen widerfahren ist, von unzerstörbarer Ruhe, und ihre Macht nimmt zu, unabhängig von Lehre oder Wissen, es ist wirklich wie eine mystische Helligkeit, die sich in unnennbarer und ungreifbarer Intensität langsam ausbreitet.

Wenn ich in meinem Buche „Christus, Buddha und wir" versuche, vom Wesen Christi und Buddhas einen unbeholfenen Widerschein zu vermitteln, so bin ich mir völlig darüber klar, daß dies nur auf einem einzigen Weg möglich ist. Nicht Wissen

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

soll vermittelt, nicht Ansicht dargetan, noch Kenntnis ausgebreitet werden, dazu steht jedem von Ihnen der Weg offen, jedem, den es wißbegierig und ernstlich auf solchen Weg lockt. Ich will den Hinweis auf die entscheidende Literatur hierüber später geben. Nein, das Mittel, dessen ich mich in flüchtiger Stunde allein bedienen kann, ist ein weit höheres, das schönste und mächtigste, das das menschliche Herz bietet, das Mittel des poetischen Bildes. Das mag einer Zeit wie der unseren zweifelhaft erscheinen, mich soll es nicht beirren. Freilich verstehe ich unter Poesie keine gefühlvolle Verschönerung auf Kosten der tieferen Einsicht, sondern die durch die tiefere Einsicht verschönte Wirklichkeit im Pathos des Glaubens. Ich meine jenen Begriff der Poesie, der durch die überwindenden und mitreißenden Worte Napoleons klingt, wenn er seine Soldaten in den Tod ruft, der die gute echte Priesterrede allein in die Tiefen der Gemüter senkt. Jeder Rede, jeder Predigt, jeder Einwirkung auf die Massen, die in diesem hohen Sinn des Worts der Poesie entbehrt, wird auch die Flamme der Überzeugungskraft fehlen, das Mitreißende und Erhebende. Wenn die protestantische Kirche zerfallen ist, so ist sie es nicht zuletzt um ihrer Poesielosigkeit willen.

Aus dem Vorwort des noch unveröffentlichten Buches

Karl Bröger

Ich habe mich niemals theoretisch mit Fragen religiöser oder konfessioneller Art befaßt. Persönlich stehe ich bei keiner Konfession, weil ich Religion für das Einzige halte, was sich nicht organisieren läßt. Meine persönliche Stellung wurde durch den Umstand entscheidend beeinflußt, daß ich in den schwersten Jahren meiner Entwicklung durch keine Einrichtung religiöser oder konfessioneller Natur gefördert und entlastet worden bin.

Mein Glaube als Dichter findet sich niedergelegt in diesen Versen:

Unsterblichkeit

Ich bin im dunklen Ringe
der abertausend Dinge
das allerletzte Glied.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

ECHNATON UND CHRISTUS

Die großen Lichtträger der Weltgeschichte sind nicht die Erschaffer des Liebeslichts gewesen, sondern nur sein Weg, der Weg, den die Liebe nimmt, um in der Welt offenbar zu werden. Wie sich denn auch Name und Begriff des Wegs aus der Gottschau und dem Gedankenflug der Erleuchteten der Menschheitsgeschichte immer wieder erheben als die höchsten Gipfel ihrer Religiosität. Die ihnen später angefügten Lehren gleichen dem vom Gipfelglanz angeschienenen Geröll, das zu Tal und in die Nacht sinkt. Immer wieder, durch die spätere Verwirkung der hohen Liebesordnung mit den Weltgesetzen geriet solches Geröll in die Gefahr, in den Vordergrund gestellt und zur Hauptsache erhoben zu werden, wodurch es, wie um seiner selbst willen, zeitlichen Bestand gewann und die Lichtquellen der Offenbarung aus den Höhen trübte oder entstellte.

Wie unbedeutend und nichtig die vielerlei erklärenden und ausdeutenden Worte solcher Verwirkung und Vermischung der Liebesordnung mit den Weltgesetzen, im Vergleich zum entscheidenden Wort der göttlichen Offenbarung selbst sind, geht erschreckend deutlich daraus hervor, welch eine ungeheuerliche Wüstenei von Schreibereien über Christus im Ablauf der letzten zweitausend Jahre entstanden ist, ein Hexensabbath von wohlwollendem oder verdammen-

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

dem Verstandesgerümpel, das sich hauptsächlich durch die logische und ethische Unstimmigkeit und Widerspruchsfülle der evangelischen Überlieferungen ergeben hat, wie auch durch die Unzulänglichkeit der Übersetzungen und Abschriften. Erhalten haben sich von diesem Himalaja von Nachschriften und Lehrbüchern nur ein paar Aussprüche, kaum mehr, als sie ein schmales Heftchen füllen würden, und es werden sich nicht mehr erhalten. Prüft man diesen geringen Bestand genau, so erlebt man bald, daß das Beste daraus von Christus selbst weit besser gesagt worden ist.

Wären nur diejenigen Worte von Christus verblieben, und nur so viele, als ich später in diesen Blättern nach der Überlieferung anführe oder in Betracht ziehe, und die jede Vorschrift, Ethik oder Lehre beiseite lassen, so wäre auch seine Erscheinung am Himmel der Welt ein ungetrübtes Vorbild und Beispiel, das rein und still über der Finsternis der Nacht des Menschenschicksals und des Menschenleides erstrahlte, ein heller Morgenstern.

Man mag nun darüber hinaus aus Christi Lehre und aus dem, was man für sie gehalten und ausgegeben hat, annehmen, glauben oder befolgen, worauf immer eine berührte Seele gedrängt wird, niemals aber ist über einem solchen Verlangen oder Unterfangen die Wahrheit anzutasten, daß die Liebe nicht lehrbar ist. Die Liebe aber ist das Wesenselement seiner

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Beschaffenheit und seines Daseins, der Quell seiner Erkenntnis, der Leitstab seines Verhaltens, das unantastbare und unausdeutbare Vorbild, gleicherweise wie bei dem ägyptischen Priesterkönig Echnaton. Wo ihnen das Licht der Liebe begegnet, waltet nach ihrer Offenbarung Gott, und wo es in eine Seele einbricht und sie durchstrahlt, wird es in der Welt hell von Gottes ewigem Licht über der Finsternis der vergeblichen Dinge.

Christus stellt in seinen wesentlichen Offenbarungen kein Gesetz zur Liebe auf, sondern er stellt die Liebesordnung über die Weltgesetze, ohne diese in ihr selbst waltende göttliche Kraft wie eine Heilsvorschrift darzutun. Die Beruhigung, der Frieden seiner geistigen Herrlichkeit erheben sich allein aus seinem Glauben an die Macht der Liebesordnung.

Der Einblick in Echnatons Gott- und Weltschau macht offenbar, daß er die schaffenden und erlösenden Kräfte der Liebe, im Gegensatz zu Christus, niemals von der Lieblichkeit und Schönheit der Natur trennt. Er sieht den Thron der Liebe im Glanz der Schönheit und in der blühenden und fruchtbaren kreatürlichen Erschaubarkeit und Wohltat der Natur um sich her und in ihm selbst. Es ordnet sich ihm die Vergänglichkeit, verklärt im entzückten Gemüt, und heilig gesprochen in der eigenen Körperlichkeit, seiner Liebeskraft so unbefangen unter, daß er in den irdisch-natürlichen Erscheinungsformen vor-

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

nehmlich das Spiegelbild der erschaffenden göttlichen Kraft zu erblicken vermag, ihr Sinnbild und Symbol, die Bestätigung des Daseins und der Wirkung Gottes. Vergehen und Tod walten für ihn, wie auch das Böse, weit hinter und unter den Lichtstrahlen der Liebesordnung, ohne mit dem Fluch von Sünde oder Verdammung behaftet zu sein. Mit dem Abschied seiner Seele von der Erde, tritt er im Tode, ein zuversichtliches Kind, das die Nacht ohne Furcht geschehen läßt, in das uranfängliche und stetig fortdauernde väterliche Geistesland Gottes.

Das Bild oder der Begriff des Satans, des Widersachers, des Verneiners, treten in der Vorstellungswelt und Gottschau Echnatons nicht auf. Mit seinen zur Sonne aufgeschlagenen Augen erhebt sich ein Leuchten aus der Inständigkeit seiner Seele, dem Himmelslicht entgegen, eine Lichtbahn, auf der sich die großartige und weltentscheidende Gewißheit dartut, daß es den Satan, den Bösen, den Verneiner für Gott überhaupt nicht gibt, so wenig wie für das in Liebe, das heißt in Gott, geborgene Gemüt.

Die „Werke des Weiblichen", um mit einem außerkanonisch überlieferten Wort Christi zu reden, stellt Echnaton naturbestimmt und gütevoll, in einer vollendeten Abgewogenheit von Begierde und Opferbereitschaft, von Natur und Liebe, der männlichen Kraft gegenüber, beiden ihr Recht gewährend. Man kann diese Kräftewaltung nur als glücklich bezeich-

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

nen, es haftet ihr kein Gesetz und keine Vorschrift an, sondern nur ein Vorbild von ungetrübter Harmonie, voll Jugendglanz und Lebensherrlichkeit. Die schönsten von ihm erhaltenen Bildwerke zeigen ihn unter dem Strahlenglanz Atons, des Sonnensterns, in Begleitschaft seines Weibes, der Königin, in Darstellungen, die eine solche Heiligkeit, Zugehörigkeit und Gemeinschaft mit sich bringen, daß empfängliche und aufgeschlossene Seelen, überwunden von solchem Wohlstand, keiner andern Empfindung mehr fähig sind als jenes heiligen Neides, der nichts ist, als eine Erinnerung und Mahnung an ihre ursprüngliche Bestimmung.

Nichts in den erhaltenen Worten Echnatons ist als Mahnung, Vorschrift oder Lehre deutbar, sondern es entsteht aus seinem Wesensaufblick ins Licht nur die Glückseligkeit des lebendigen Daseins in Natur und Gott, zu Vollendung und Frieden. Ist es nicht, als faßte Christus seinen Ursprung und seine Sendung, von ihm selbst vielfach in gleichen Worten dargetan, in einem einzigen Satz zusammen, wenn man Echnatons Anruf an Aton liest:

„Seit Du die Erde gründetest
hast Du sie aufgerichtet für Deinen Sohn,
der aus Dir selbst hervorging,
ein König, der von der Wahrheit lebt."

Auch das folgende Bekenntnis des ägyptischen Priesterkönigs, das eintausenddreihundert Jahre vor

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Christus aufklang, ist dem Gottbewußtsein Christi so ähnlich, als flösse es nicht allein aus der gleichen Quelle der Offenbarung und Glaubenszuversicht, sondern als wäre es wortwörtlich übernommen:

„Du bist in meinem Herzen;
kein anderer ist, der Dich kennt,
außer Deinem Sohn Echnaton.
Du hast ihn eingeweiht in Deine Pläne
und in Deine Kraft."

Am innigsten aber, erhaben und urständig, als seien die Gebete aller Seelen von Anbeginn an bis an das Ende der Welt zum Herzensauflaut eines einzigen Gebetes zusammengeströmt und vor Gottes Angesicht getragen, erklingt Echnatons von ihm selbst gewählte und erschaffene Grabschrift:

„Ich atme den süßen Hauch, der aus Deinem Munde kommt. Ich schaue Deine Schönheit jeden Tag. Es ist mein Wunsch, daß ich Deine schöne Stimme hören möge gleich dem Nordwind, daß meine Gebeine mit Leben verjüngt werden mögen durch die Liebe zu Dir. Gib mir Deine Hände, die Deinen Geist halten, daß ich ihn empfangen möge und durch ihn lebe. Nenne Du mich bei meinem Namen, in Ewigkeit, und es wird niemals fehlen."

Echnaton ist der Geistesfürst ohne Furcht, ein Herr und König ohne Schwert, eine Seele, die dem „Bösen nicht widerstrebt", als könnte das Böse im ungebrochenen Liebeslicht niemals zur Wirkung gelangen.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Das dem sterbenden Christus nachgesagte Wort: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist“ stimmt vollkommen mit den Schlußworten der Grabschrift auf Echnatons Sarkophag überein, wie auch „der König, der von der Wahrheit lebt“, so wie die von ihm behauptete Gottgeburt und die all-einige Eingeweihtheit in die Pläne Gottes sich vollständig mit der Auffassung und der Aussage Christi decken.

Echnaton wird in den Worten, die in diesen Blättern wiedergegeben worden sind, wieder und wieder auferstehen. Von ihnen aus führt eine Lichtbahn auf den verschütteten Weg Christi, sie lassen die entscheidenden Worte des Galiläers wunderbar aufleuchten und ordnen sie selbsttätig nach der Weise der Helligkeit in den Aufstieg ihrer Bedeutung ein. Jeder der von Echnaton hier aufgeführten Aussprüche könnte von Christus stammen, und die erhabendsten Worte Christi ließen sich in Echnatons Gott- und Weltschau einreihen, ohne deren innerem Bild zu widersprechen. Es ist erschütternd und aufschlußreich, daß diese wenigen Worte Echnaton so vollständig offenbar machen, wie ein einziger ungetrübter Sonnenstrahl das Lichtwesen der Sonne dartut.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

ZUR EINFÜHRUNG

Der Anlaß zur Zusammenstellung und Herausgabe dieser Aussprüche hat seinen Grund in mancherlei Fragen, die mit der Verbreitung meiner Bücher im In- und Auslande, aus allen Schichten der Leserwelt an mich ergangen sind. Jede stärkere Anregung aus eigentümlicher Erlebniswelt hat nicht nur Aufklärung, sondern auch Verwirrung zur Folge, deren Auswirkungen mir an der Öffentlichkeit und im persönlichen Umgang zugetragen worden sind.

Einiges von dem, was in diesen Blättern als Antwort auf solche Fragen gewählt worden ist, entstammt den Büchern: „Notizen eines Vagabunden", „Mario, ein Leben im Walde" und „Der Aufbruch, ein mythischer Bericht aus der Zeitwende", aber es ist jetzt aus dem Bereich der dichterischen Zusammenhänge in eine von ihren gestalteten Trägern unabhängige Betrachtungsform gebracht worden. Die Behauptungen und Begriffe, die in den Büchern aufgestellt sind, und die Bezeichnungen, derer ich mich dort bedient habe, sind hier so geordnet, daß die Zusammenhänge auf neue und andere Art deutlich werden.

Ich habe in meinem Erleben und Trachten einer wahrhaftigen Aussage dann am meisten Vertrauen entgegengebracht, wenn sie mir im Gewand der poetischen Schönheit begegnet ist. Es mag sein, daß dieser Vorliebe keine größere Bedeutung beizumessen ist,

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

als etwa dem Umstand, daß eine willkommene Gabe lieber von uns angenommen wird, wenn sie uns ein Sendbote des Himmels überreicht, als wenn es ein Lastträger tut. Die Beziehung der Schönheit zur Wahrheit kann aber sehr wohl in jenen tiefen Schaugründen zu suchen sein, in denen sie Schiller offenbar wird:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
wird einst als Wahrheit uns entgegengehen."

Vielleicht deutet diese meine Einstellung mehr als jede Erklärung an, was mir meinem geistigen Charakter nach zusteht, und was mir nicht zusteht. Wer seine eigenen Grenzen nicht sieht, schaut unsicher in die Weite. — Es ist in diesen Blättern von der Liebesordnung und den Weltgesetzen die Rede und von den Folgen beider, als von der Opferbereitschaft einerseits und der Begierde andererseits. Mit diesen Bezeichnungen und ihrer Bedeutung besteht oder versinkt die innere Gestalt dieses Buchs und die Auswahl der angeführten Worte als Weltbild. Mit ihnen erhebt sich die Vorstellung und Gewißheit dessen, was ich die innere Freiheit nenne und andererseits, ihr gegenüber, die keinesfalls fluchwürdige natürliche Beschränkung der Seelenhaltung auf vergängliche Dinge. Durch die engherzige und befangene Ausdeutung der Gesetze der Diesseitigkeit, durch ihre Verdammung unter Furcht und Strafe, sind die Gemüter in Zwiespalt, Qual und Dunkelheit gestoßen

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

worden. Wie ein verwaistes Kind irrt die Seele im Zwischenland umher, es ist vergessen und verworfen worden, daß die Bejahung der Kräfte der ganzen Natur die unerläßliche Voraussetzung für einen ruhigen Blick in das Licht der Liebe ist.

Die Wandlungen, die mit der Jahrhundertwende die Menschheit erschüttern, die Zerstörungen und Vernichtungen, die wir erleiden, entspringen den Geburtswehen der Scheidungen und Entscheidungen, deren Wetterleuchten das Seelenland unserer Jugend umflammte und deren Ausbruch unsere innere Welt heute zu Fall bringt oder befreit.

Nach gewohnter Einstellung der meisten Menschen der versinkenden Epoche werden die Aussagen dieses Buchs in Gefahr geraten, daß ihre Bewegungen und ihre Feststellungen mit Vorschriften verwechselt werden. In Wahrheit geht es mir weder um Vorschriften noch um Belehrungen, sondern es hat mich bei dieser Zusammenfügung und Erneuerung vornehmlich bewegt, mich im gesammelten Gemüt mit den Fragen und Antworten zu beschäftigen, die an mich ergangen sind. Man vermute auch nicht, daß, nach der Weise zurückliegender Geistesleistungen der spekulativen Philosophie, ein systematisches Gefüge der Gedankenfolge errichtet werden sollte, das nun ein einheitliches Gebilde der Erkenntnis darzustellen hätte.

Wie könnte mich an erster Stelle beschäftigen, die Gedanken vom Richtigen her in ein logisch-einheit-

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

liches Gefüge zu bringen, solange mich die Schau der inneren Bilder bewegt, die ich wiederzugeben trachte? Offenbart sich in ihnen ein Lebensprozeß als Vor-Gang, so wird sich der Nach-Gang ergeben, so gut er mag, so zweifelhaft er immer gewesen ist. Selbst der kühnste Gedanke in seinem Höhenflug erreicht immer nur die Grenze des Da-Seins als Bewußtsein. Das Wesen ursächlichen Seins dagegen läßt gewißlich sein Licht auch in die Welt der Gedanken fallen, aber der Gedanke bringt kein eigentümliches Licht hervor, mag er auch hell erstrahlen.

Die Geisteswelt der Offenbarungen und Gedanken ist, über die Weltgeschichte dahin, dem Sternenhimmel zu vergleichen, dessen Schönheit und Glanz wir nicht nur dann zu empfinden vermögen, wenn wir zuvor die Fixsterne von den Planeten getrennt haben. — Wir sind Geborene und Eingefügte auf einem Stern ohne eigenes Licht und unsere Beschaffenheit und Befugnis zu empfangen und anzuerkennen bestimmt und adelt uns an erster Stelle für unsere Zugehörigkeit zur Lichtgemeinschaft.

Dieses Buch wird niemals beendet sein, niemals vollendet. Es wird mich in seinen Wandlungen und Ergänzungen so lange beschäftigen, wie ich lebe. Es ist so wenig fertig, wie eine Blumenwiese oder ein Abfallhaufen fertig sind, welch' beide durch ihre Wandlung von Stunde zu Stunde einander näher rücken und einander ähnlicher werden, auch wenn

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

der rasche Blick und das flache Ermessen es nicht festzustellen vermögen. Sie wandeln sich aufeinander zu. Ihr Weg ins All-Eine führt den Blick ins Großartige, ihre für den Augenblick festgelegte Erscheinungsform ins Kleine und Vergängliche.

Die Kraft der Seele im Licht der Liebe, die Gewißheit des All-Einen, in Blüte wie Verfall, ist das Höchste, das dem Menschen als Zuversicht gewährt werden kann. So sage ich auch nichts Neues, aber die Beleuchtungsfähigkeit meiner Augen erneuert das Bewährte. Wer könnte aufstehen und behaupten, er habe mehr vermocht? Wenn ich diese Blätter im Geist solcher Haltung für die Öffentlichkeit bestimmt habe, so geschah es aus der Hoffnung heraus, ihr Gehalt möchte sich vermitteln lassen wie eine Erinnerung des Lesers an seinen eigenen Wert.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Im befreiten Galizien.

Von unserem zur kaiserlich deutschen Südarmee entsandten Kriegsberichterstatter **Waldemar Bonsels.**

Lemberg, Ende Juli.

Stryj.

Im Eisenbahnzug nach Stryj begleiteten mich die Bilder der zerschossenen und eroberten Forts der Festung Przemysl, dieser Stätten unerhörter Kraftleistungen unserer Menschen und unserer Waffen. Es ergreift seltsam, die Bilder seiner Vorstellung so entscheidend ändern zu müssen, vielleicht mag dies bei militärisch Erfahreneren weniger der Fall sein, aber ich begriff den Wechsel aus dem Land der Phantasie in das der Wirklichkeit, als die arglosen, fast lieblich gelegenen Hügel aus der Ferne auftauchten, aus der sanft gewellten Ebene, im Glanz der Morgensonne, im frischen Grün! Erst der nähere Anblick läßt die Sinne erschauern.

Dem neuen Willen zur Kraft, der aus dem Westen kommt, hält kein Bollwerk mehr stand, keine Geschicklichkeit, keine Tücke und kein noch so hoher Mut! Er naht mit der Allmacht des Schicksals und der heiligen Berufung, an die wir unerschütterlich glauben.

Zeigte sich die Wirkung dieser Mächte nur in der äußeren Gewalt der Kraftaufwände, so wäre der Schluß auf eine hohe Berufung vielleicht voreilig, aber er zeigt sich überall, wo deutscher Geist und deutsches Wesen dieses schöne und reiche Land durchdringt. Denn Galizien ist, hier sei es bemerkt, reich und schön. Ein österreichischer Beamter der Provinz, der eine Weile mit mir zusammen fuhr, meinte mit einem Seufzer der Liebe und Sorge um sein Land: „Ein Gutes hat dieser Russeneinfall für uns gehabt, man ist in Wien auf ganz neue Art vom Werte Galiziens überzeugt worden. Das Land ist reich und schön, und seine Menschen sind arm und häßlich." Welch ein Fülle zukünftiger Aufgaben schließt diese Tatsache in sich ein!

Wie jeder auf der Karte nachsehen kann, liegt das Städtchen Stryj selbst nicht unfern eines Teiles der Front der deutschen Südarmee, die mein Ziel ist. Man darf sich den Ort nicht als einen befestigten Platz vorstellen, sondern vielmehr als ein großes Feldlager vielerlei Sprachen und Heere. Vom reinsten holsteinischen Dialekt, über bayerische und pommersche Laute hin, bis zu ungarischen, polnischen, tschechischen und niederösterreichischen Zungen, hört man hier so ziemlich alle Sprachen erklingen, die die Heere der Zentralmächte umschließen. Es lag eine bange Gewitterstimmung von drohender, düsterer Wucht über der flachen, weißen Stadt, als ich sie zum ersten Male betrat. Ich glaubte mich in den Orient versetzt. Zwischen den niedrigen Häusern hastete in gedämpfter, schweigsamer Erregung die schmutzige Bevölkerung, deren Armut erbarmungswürdig ist. Aufgescheuchte Schwärme von Krähen flogen mit hüßlichem herausfordernden Geschrei durch die schwüle, stürmische Luft. Es stürmte in trüben Staubwolken über den schwefelgelben Himmel, und kein Regen wollte fallen. Krieg! Krieg? Immer noch Krieg? schrie es aus den heißen, tobenden Lüften, und die leergebrannten Ruinen der Häuser vor der Stadt haben sich gegen das fahle Licht ab, wie das riesige Gerippe eines faulenden Ungeheuers.

Man hört selten Lachen und keine frohen Laute in Stryj. Die Kämpfe um diesen Ort gehören zu den erbittertsten und blutigsten des deutschen Siegeszuges durch Galizien. Die Befestigungen am Flußufer, die Gräber und Trümmer reden eine düstere Sprache des Leidens und des Ruhms. Bei einem Brückenaufgang am Stryjufer zählte ich im schmalen Eisen einer Schiene, die am Damm als Geländer dient, allein fünfzehn Schußlöcher auf einem Flächeninhalt, den ich mit den Händen zudecken konnte. Man hat den Eindruck, als müßte die Luft von Geschossen verdunkelt gewesen sein. Die Bäume und Weiden an beiden Ufern und weit die Straßen entlang sind verstümmelt und zerfetzt.

Das Bild der Stadt ist auch bei gutem Wetter ohne besonderen Reiz, nur das Militär bringt lautes Leben hinein. Wo sich Schmutz bietet, lehren Gefangene ihn fort, es gibt hier von beidem unendlich viel. Die Russen werden nicht eben überanstrengt, sie haben es bei den Oesterreichern gut. Immer zwanzig oder dreißig bewältigen vereint ein Häufchen Pferdemist; sie haben ganz neue Besen aus frischen grünen Weidengerten, lang und weich wie Pinsel, so daß es aussieht, als strichen sie gemütlich die Straßen mit grüner Farbe an.

Ich habe die deutschen Kriegslazarette besucht, sie sind Oasen von Ordnung und Sauberkeit in diesem Labyrinth von Trümmern, Schmutz und Vernachlässigung. Die Bevölkerung staunt die neu getünchten Wände der großen Bauten an, die Zeltlager, die festen Zäune, alle jene Einrichtungen, die uns längst vertraut und selbstverständlich erscheinen. Es ist ein Jammer, daß die Bevölkerung nicht aus diesem Chaonen herauskommt, welch eine Gelegenheit wäre hier, zu lernen und zu handeln. Aber es wird noch lange dauern, bis diese Ureinwohner begreifen lernen, daß Ordnung nicht Zwang ist und Reinlichkeit keine Strafe.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Vorstoß und Wirkung

Von

Waldemar Bonsels

Das Propaganda-Ministerium stellt uns den nachstehenden Artikel zur Verfügung.

Capri, Mitte Juni.

Es ist verhängnisvoll für den heutigen deutschen Menschen, daß er leichter zur Kritik neigt als zur Prüfung, schneller zur Einschätzung als zur Gelassenheit ruhigen Erlebens, eine Einstellung, die aus dem Drang der Not verständlich wird, aber im Grunde nicht deutsch ist, sondern übernommen. Uebernommen durch Einflüsse fremdstämmigen Blutes, geronnener Erkenntnisse und eines anders gearteten Intellekts. Hierüber ist gesprochen worden. Im Grunde bezeichnet es die deutsche Art nicht. Der deutschen Gemütsbeschaffenheit und der germanischen Natur eignen Aufmerksamkeit, Erlebniswille, Andacht und Ehrfurcht, zum mindesten eine wache Sorgfalt der Empfänglichkeit und eher zuviel Bereitschaft der Zustimmung dem Fremden und Neuen gegenüber, als zuwenig.

Du waren nun, um vom Allgemeinen zu einem besonderen Fall zu kommen, die Bücher-Autodafés der deutschen Studentenschaften und ihre Verbrennungslisten ein lautes kritisches Bachanal. Ich sitze hier, nicht ohne besonderen Grund, in einer Wildnis von Zuschriften, die mich zu einem flammenden Protest auffordern: Der Ungeist verdränge den Geist, deutsche Kulturgüter seien in Gefahr, das Mittelalter kehre zurück.

Genau das Gegenteil werde ich tun. Zunächst handelte es sich bei diesen Maßnahmen jugendlicher Gemüter nicht um Kritik allein, sondern um eine Proklamation, um eine symbolische Handlung, um eine Kundgebung der Herausdrängenden, das Echte, Wahre und Erhabene hochzustellen und das Nichtige und Schädliche in der Literatur zu verdammen. Ich fand diesen ersten Vorstoß der Studentenschaft, sich einmal ernstlich mit der schönen Literatur auseinanderzusetzen, stürmisch, aber von Nutzen. Gewiß, das Hakenkreuz ist ein Wahrzeichen der neuen deutschen Freiheit geworden, aber nicht alles, was deutsch ist, ist ein Hakenkreuz. Zum anderen ist diese schwarze Liste der verfehmten Dichter und Schriftsteller jetzt durch eine gemeinsame Zusammenarbeit des Vorstandes des Börsenvereins deutscher Buchhändler und des Kampfbundes für deutsche Kultur revidiert worden. Das Kapitel scheint geerledigt.

Ich greife diesen nicht allzu wesentlichen Fall heraus, um an ihm deutlich zu machen, wie solche Vorgänge sich auf ihrem Wege von oben nach unten und wieder zurück, auf ihrem Wege von unten nach oben, zu entwickeln pflegen, und wie vorzeitige Kultur-Todesangst einen Hexensabbat von Intrige und Beängstigungen hervorrufen kann. Aber hiermit ist ein Thema berührt, das heute latent und öffentlich weite Kreise ernstlich beschäftigt, bewegt und besorgt macht. Es sind die deutschen, die immer wiederkehrenden Begleiterscheinungen, die anfänglich die Durchführung eines neuen Willens und einer entschlossenen Tat von oben her in den unteren Instanzen der Verwaltung und des Volkslebens auszulösen pflegen.

Der Vorstoß der politischen und politischen Neuordnung war ungeheuer, die Umwälzung rasch und von beispielloser Entschlossenheit. Dabei ohne blutige Kämpfe und, was nicht deutlich genug ins Gedächtnis zurückgerufen werden kann, ohne persönliche Rachsucht oder willkürliche Vergeltung von oben her. Adolf Hitler zeigte in einem Grade Sachlichkeit und Maß, der die Welt zu Staunen und Bewunderung zwang. Es gab keine Macht, die ihm hätte hindern können, harte Vergeltung für ein Unmaß von Verdächtigungen, Schmähungen und Erniedrigungen zu nehmen, die seinen mutigen Weg stellenweise in Kotgruben verwandelt haben. Es geschah nicht.

Deutschland ist noch im Zustande einer schweren seelischen und völkischen Erholungsbedürftigkeit. Es herrschen große Not, Armut, Verbitterung und hohe Verwundbarkeit. Diesem Zustand der Gemüter ist der patriotische Kitsch so aufreizend und unerträglich, wie die Gewissenlosigkeit des Denunziantentums, Gedankenlosigkeit und Willkür im Zugriff und Roheit in der Proklamation erbittern, und die Anmaßung läßt dort zögern, wo tätige Zustimmung erst zur wahren Volksgemeinschaft führt. Strenge läßt sich mit Güte vereinen und Entschlossenheit mit Geduld.

Man ermißt vielleicht in den Regionen der ersten Auswirkung immer noch nicht einschränkend genug, daß das gewaltige Welttheater einer Volkswandlung seine Drehbühne ist. Es handelt sich um Aussaat und Wachstum. Es gibt nicht mehr viele Deutsche, die an der Hochherzigkeit der Gesinnung und an der Kraft des Kanzlers und seines Stabes zweifeln. Was es bei solchen Vorbildern für seine geistigen und politischen Mitarbeiter zu wecken gilt, sind Freimütigkeit und Opferbereitschaft. An diese Kräfte appelliert man aber nicht dadurch, daß man sie von anderen fordert, sondern indem man sie an sich selber erfüllt.

Nur und allein dadurch wird im völkischen Gemeinschaftswesen jener Druck vermieden, der bis zur Zerstörung der Arbeitsfreudigkeit führen kann. Gute Gesinnung und Eifer allein tun es nicht, denn der Eiferer muß sich mit Andacht empor- und mit Humor hinabwenden, wenn er fruchtbar wirken will. Unter Humor verstehe ich freilich kein gedankenloses Lächeln unter Tränen oder einen leichherzigen Hang zum Scherzen, sondern Humor ist die willkürlich angenommene, versöhnende Geste des überlegenen Menschen, dem Macht gegeben ist der Unzulänglichkeit alles Irdischen und seinen Mitmenschen gegenüber. Humor erleichtert den Ueberblick aus den Verwirrungen des Gewohnheiten und der Schwäche zu den Richtpunkten des Wesentlichen. Im diesem Sinne gibt es Leute, die Humor haben, mit denen aber deshalb durchaus noch nicht zu scherzen ist, wie etwa die Engländer als Politiker.

Oeffentliche Kritik behält darüber geduldete Gültigkeit: wenn nichts es beweist, so tut es dieser Aufsatz. Es ist nicht richtig, daß man heute in Deutschland seine Gedanken nicht äußern darf. Es ist aber für die Regierung von ungeheurer Wichtigkeit, vorläufig mit Strenge darauf zu achten, daß nicht unter dem Deckmantel selbst wohlwollender Kritik die heimliche Intrige einsetzt. Diese Gefahr übersehen selten Leute richtig, die mit Dingen der öffentlichen Wirkung und Gegenwirkung nicht vertraut sind. Man kann nicht zugleich noch einer retzenden Kunst der Ordnung und einer allgemeinen Freiheitlichkeit für Meinung und Handlung schreien. Alle Magier der großen Umgestaltung, gleichviel auf welchem Gebiet, sehen zuerst allein und nur das Ziel. Erst mit dem Rückblick nach dem Erfolg kommen die Wahrzeichen der Nachsicht und der Zugeständnisse auf. Aber wehe dem Sieger, der zuvor seine Positionen nicht gefestigt hat.

Es ist erbaulich und beglückend, zu erleben, in wie reichem Maße zum Beispiel das italienische Volk gerade diese heroischen Elemente des deutschen Aufstiegs zu neuem Selbstbewußtsein miterlebt und bewundert.

---

monacensia
im hildebrandhaus

WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Adolf Schustermann
Adressen-Verlag u. Zeitungsausschnitte G.m.b.H.
Berlin C 2, Alexanderstraße 41-45, Tel. 51 44 54
Sonntagszeitung
Stuttgart
30. März 194.

Der Tiger

Von Waldemar Bonsels

Ich sehe nur noch in Bildern, was ich hier festzuhalten suche, kaum daß die wenigen Personen, deren ich mich entsinne, mir noch deutlich zur Erscheinung mehr werden. So könnte ich nicht sagen, welchen Beruf eigentlich Cornell hatte. Ich sehe sein gebräuntes Gesicht, das der Schein des Lagerfeuers anfiel und ihm ein Leben verlieh, das ich vom Tage her nicht kannte. Was ich sehe, ist Cornells spöttisches und ein wenig melancholisches Lächeln, als der junge Ire von den großen Dschungelkatzen erzählte und ein wenig damit „angab", wie man heute sagen würde, welche Erfolge und welche Beute ihm seine Jagden eingebracht hätten. Diese skeptische und beinahe ein wenig traurige Absage im Lächeln Cornells war der Beginn dessen, was ich in jener Nacht am Dschungelrand erfragte und erfuhr. Wenig genug, wenn man schon unter einem Ereignis ein Erlebnis versteht, und viel, wenn man von einer Erscheinungsform her das Wesen zu erfassen vermag.

Er lehnte anfänglich ab, als ich forschte; die schwüle Luft und der warme Whisky, unser Tagesmarsch den Strom hinauf auf die Malabar-Hills zu, alles schien ihn ermüdet und verstimmt zu haben, wie auch das Geschwätz unseres Begleiters, denn er war gewohnt, in der Wildnis allein zu leben.

„Ich kenne diese Art", sagte er grob und ablehnend zu unserem Gefährten gewandt, aber im Verlauf seiner Erzählung mehr für mich bestimmt als für jenen, „dieses Gerede europäischer Sonntagsjäger, die nach dem Morgenfrühstück mit der Pfeife im Maul und einer etwas verschärften Vogelflinte sich einen Tiger aus dem Gras holen, wie man in Irland Kaninchen schießt. Der Tiger ..." Er stockte und schwieg. Nun, wer auf solche Art schweigt, hat nach meiner geringen Erfahrung etwas zu sagen. Wenn aus einem so ernsten, verbissenen Angesicht die Sorge spricht, die Aussicht zu überzeugen möchte gering sein, ist es gut, für eine Weile mit Schweigen den Anlaß des fremden Schweigens als Schuld bei sich zu suchen.

Später kam es dann. Aus einem zögernden und grüblerischen Versuch heraus, vom erlebten Wesen her die Erscheinung zu begreifen, und so etwa klang es:

„Wer einmal auch nur einen Panther hat schlagen sehen, wer begriffen hat, daß hier ein aus dem Gewese des Urwaldes herauszuckender Blitz in einer furchtbaren Krafteinheit von Krampf, Gebrüll, Tatzenschlag und Kieferbiß sich vollzieht, als vollzöge sich eine Entladung der Urwaldmächte in einem furchtbaren Lebens- und Todesausbruch, der begreift, was erst der Tiger bedeutet, dem ermatteten Wanderer hinter Stäben, dessen erloschenes Energiebild der Europäer kennt.

Hier in den Grenzgebieten, wo das Geäder der Zivilisation die Eigenmächte und die Urkraft der Dschungel längst vergiftet hat, wie der Fusel den Organismus des Trinkers, hat mit der hereinbrechenden Ohnmacht und den absinkenden Urkräften des Gewäldes längst ein Verfall begonnen, der auch den Tiger nicht mehr als das erschauen und begreifen läßt, was er als höchste und lebendige Steigerung dieser Kräfte, als ihr gewaltigstes Sinnbild darstellt. Wer den Dschungel, die Steppe, den Gang der Ströme, das Dickicht und das überwucherte Geröll im absinkenden Gefelse in der Wildnis nicht kennt und erlebt hat, kennt auch den Tiger nicht.

Nur aus der strotzenden Daseinsfülle dieses erstrahlenden Erdgebildes in seiner wilden Hoheit und Gesundheit, das wir Urwald nennen, nur aus seinem Wechsel und aus seiner Kraft heraus sind seine mächtigsten Geschöpfe zu begreifen. Wer faßt die Fülle seiner Auferstehungs- und Gräberwelten, das Fluten und Gluten, das Blühen und Vermodern dieser unübersehbaren, nie schwankenden Einheit, die der Urwald darstellt. Unsere europäischen Wälder bedürfen längst der Pflege des Menschen, der organische Ausgleich ihrer Daseinsrechte ist gestört. Nimmt dagegen im Dschungel etwa ein zerstörerisches Insekt überhand, so gebiert die magische Allmacht des Waldes, in und aus sich selbst, die Vogelscharen, die dem Störenfried bis an die Grenze seiner naturberechtigten Bedeutung wehren. Auf die Fährte der überhandnehmenden Wildherden ist der Panther gesetzt, und die Falter und ihre Blumenweide ergänzen einander wunderbar. Als herrlicher Wohlstand strahlt solcher Wandel in lebendiger Einheit, und der höchste Triumpf dieser unberührten Allmächte, ihre Kraft als Sieg und Herrschaft über alles — das ist der Tiger ...

Von Bettegerri aus, in Südmaratta, im Steppenlande, wo jenseits der Hügel gegen Westen der zum Meer absinkende Dschungel beginnt, erging eines Tages die Bitte der Eingeborenen an mich um Hilfe gegen einen Tiger, der das Land in Schrecken versetzte.

Nach allen Anzeichen, die sich mir boten, als ich ankam, handelte es sich hier um einen jener alten männlichen Tiger, die ein einsames räuberisches Dasein weithin durch die Wildnis führen, die ihr Jagdgebiet häufig wechseln und an Menschenfleisch gewöhnt sind. Es ist oft bestritten worden, stimmt aber, daß solche verhärteten und bösen Exemplare, die gewissermaßen dem sozialen Leben des Dschungels entfremdet sind, keine andere Nahrung mehr suchen, wenn sie den Genuß des Menschen einmal kennen. Eine Einstellung, die ich, nebenbei bemerkt, nie recht begriffen habe, seit ich selbst den Menschen kenne.

Über dem Land lag ein Schrecken, der mit keinem Grauen zu vergleichen ist, das die Natur über die Menschen bringen kann. Das Unheimliche dieser Bedrängnis läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß niemand diesen würgenden Teufel jemals zu Gesicht bekommen hatte, kaum, daß man seine Spuren fand. Er kam mit der Nacht wie ein tödlicher Einschlag, der aus Angst, Schwüle und völliger Hilflosigkeit erzeugt wird, und man wußte nicht mehr, als daß hier ein Mann, dort ein Weib und hier und dort wieder ein Kind fehlten. So lautlos, so lähmend, so alle Sinne betäubend ist der Schlag des Tigers, daß kein Angstruf vernommen wird, kein Todesschrei gehört, kaum ein anderer Laut erklingt als ein dumpfer Aufschlag, vielleicht ein Knirschen, kaum später ein Rascheln im Dickicht. Und da soll nun ein Mann mit der Büchse in der Hand im undurchdringlichen Gewese des Waldes, bei Tag oder gar bei Nacht, den Spuren des Satans zu jenem Scheibenschießen folgen, wie man sich die Tigerjagd in Europa vorstellt. Das hieße den Pulsschlag des Urwaldes bis ins Herz verfolgen und ergründen, das hieße den Blitz einfangen, der in schwüler Atmosphäre noch ungeboren lauert.

Es gibt einen Sinn, einen neuen, anderen, der mit der gefährlichen und gerechten Jagd im Blut erwacht. Begriffe wie Mut, Entschlossenheit und Tatkraft geben die Energie des Antriebes nur undeutlich wieder, der Erfolg ist ein seltsames Gebilde von Glück und Recht; man muß fromm sein, verzeihen Sie, ein frommer Töter, ein vom Weltwillen Beauftragter.

... Ich vermag nicht zu sagen, ob mein Augenpaar und der Büchsenlauf, geeint zu einem vortastenden Entschluß, sekundenlang oder minutenlang gesucht haben, bis sich die Erlösung entlud, die man also, wie es üblich ist und wie ihr wollt, einen Schuß nennt.

Als ich niederstieg und das gewaltige Haupt zur Seite geworfen im Pflanzenteppich erblickte, sah ich lange nichts als das große tote Katzengesicht. Sie dürfen lächeln — da gab es etwas zu sehen! Die Mächtigen haben im Tode den Abglanz einer Arglosigkeit und einer Ruhe sondergleichen."

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

WALDEMAR BONSELS:

Brot und Wein

Als ich in jungen Jahren auf der Wanderschaft war, erlebte ich mit einer alten Frau die Geschichte, die hier folgt. Ich habe sie damals kaum recht beachtet und sie, ohne sie allerdings jemals zu vergessen, in jener bedachtlosen Überhebung gegen eigene und fremde Erfahrungen aufgenommen, die der gesunden Jugend eigentümlich ist und zu der sie ein gewisses Recht hat. Denn in den Jahren der Entwicklung sträubt sich ein empfängliches Gemüt oft mit Eigensinn gegen jede Art von Erkenntnis, die nicht notwendig in den organischen Gang der eigenen Entwicklung eingreift, und es sind ohne Zweifel nicht immer die schlechtesten Köpfe, die oft unter keiner Bedingung zu erobern sind. Eines Tages im Leben mag dann die Stunde kommen, die ein ganz neues offenbarendes Licht auf ein längst zurückliegendes Erlebnis wirft; es ist für gewöhnlich der Augenblick, in dem unser Herz eine verwandte Freude oder ein ähnliches Leid durchlebt wie dasjenige, dem wir vorzeiten begegneten.

Ich kam damals in recht abgerissenem Zustand in einem österreichischen Städtchen an der italienischen Grenze an, ohne Geld und ausreichende Bekleidung, mit keinem anderen Besitz als meiner unerschütterlichen Hoffnung auf mein Glück und einem unbeschreiblichen Hunger. Die letzten Nachrichten von den Menschen meines damaligen Lebens, einige Briefzeilen meines Vaters, hatte ich in der staubigen Glut der Straße wohl zum zehntenmal gelesen und erwogen, es war das Dokument seines unerschütterlichen Willens, daß ich meine Studien wieder aufzunehmen hätte, wenn ich auf seine Unterstützung rechnen wollte. Wie vernünftig erscheinen einem hungrigen Menschen zuweilen Vorschläge, die er noch vor wenigen Stunden, ohne diesen mächtigen Fürsprecher zum Zugeständnis, verworfen hat.

Dicht vor dem Städtchen lag ein Teich, über dessen spiegelndem Wasser ich erwog, ob ich einen letzten Versuch unternehmen sollte, als Tourist in die Tore der Stadt einzuziehen oder als Landstreicher. Nach einigen Kämpfen entschloß ich mich kurzerhand für das Bild des Landstreichers und begann ein furchtbares Zerstörungswerk an den hinfälligen Resten meiner alten Standesmerkmale. Ich verschnürte Rock und Stiefel im Rucksack, rollte den bunten Fetzen verächtlich zusammen, den ich am Morgen noch für einen recht passablen Schlips gehalten hatte, empfehl mich dem Wohlwollen des Straßenheiligen, dessen Bild mich aus verstaubten Weinranken ansah, und machte große Schritte.

Es ist seltsam, wie unser Mut durch einen Entschluß gehoben werden kann, der kurzerhand alles dahintenläßt, was nur noch in Angst und Sorge Bestand hat. Ich glaube, daß so mancher, der sich heute noch in den Pflichten und Vorurteilen eines unhaltbaren Standes quält, morgen als Handwerker oder Arbeiter glücklich sein könnte, und daß er das Menschenbewußtsein einer ganz neuen Freiheit gegen die Bedrängnisse einer wertlosen Standesehre eintauschen würde.

Am Brunnen saß eine alte Frau und schaute das spielende Wasser an; der Ausdruck ihres welken Gesichtes war so wohlwollend, als beglückte sie das muntere Treiben ihrer Enkelkinder. Ich setze mich neben sie, aber sie sah nicht auf.

Die Nachmittagssonne lag auf ihrem weißen Scheitel, ein paar Tauben vom Giebel eines alten Hauses flatterten mit leisem Flügelschlag quer über die alte Straße, und aus der Ferne erklang das Knallen einer Fuhrmannspeitsche. Sonst war es leer und still, die Leute waren bei der Weinlese. Irgend etwas machte mein Herz froh, vielleicht war es nur das Bewußtsein meiner Jugend, das plötzlich in seine Kammern einzog, wie es geschehen kann, wenn das himmlische Licht über ein Haupt gießt, das aller Lebenskämpfe längst enthoben ist.

„Wer gibt hier etwas zu essen, Mütterchen?" fragte ich und lachte. „Ich habe kein Geld."

Die Alte sah gemächlich auf und musterte mich nun schweigend, aber, wie mir schien, viel zu eingehend. Dann sagte sie ruhig: „Du bist noch nicht lange auf der Straße."

Ich war überrascht, weil ich das Bild meines Zustandes für unbeschreiblich echt hielt, und bemühte mich, in meiner Antwort dadurch den Volkston zu treffen, daß ich nach Kräften halbe Worte und Silben ausließ.

Die Alte ließ vor Erstaunen die Kiefer hängen, ein Ausdruck, der um so eindringlicher zur Geltung kam, als sie nur noch zwei Zähne hatte. „Da sieh einer!" sagte sie nur langsam. „Wohin willst du denn?"

Ich wußte es nicht.

„Willst du essen und trinken?" fragte die Alte.

Mir schien die Antwort schon gegeben, ich nickte und dankte ihr, und sie erhob sich schwerfällig und winkte mir, ihr zu folgen. Es ging durch ein holpriges Gäßchen langsam bergab, am Pfarrhof vorüber, der unter Linden lag, und endlich über einen schmalen Steg über einen Bach in die Hänge der Weinberge. An einer Schutthalde lag eine Hütte, so baufällig und verloren, als habe sie einst höher am Berg gestanden und sei mit anderem Gerümpel heruntergepoltert bis an die Weinufer des Baches. Aber auf die heißen kahlen Steinfliesen vor dem Eingang schien die alte Sonne strahlend in ihrer herrlichen Jugend, und der Holztisch unter der kleinen Laube sah heimlich und gastlich aus.

Die Alte brachte mir Weizenbrot und Wein, sie bereitete mir die einfache Mahlzeit auf dem Holztisch mit dem beinahe demütigen Anstand einer Dienerin, und nichts an ihr verriet mir, daß ich Geschenke annahm. Erst viel später in meinem Leben habe ich erfahren, wie schwer es ist, mit echtem Takt zu geben, die Wohltat einer solchen Erleichterung nimmt man in der Jugend meist so selbstverständlich an, wie die nahe Erinnerung an die eigene Mutter es mit sich bringt. Nur eine Mutter besitzt jene Gabe vollkommen, die Darbietung wie ihre Pflicht hinzustellen und zugleich für ihre Freude auszugeben. Darum sind in der Welt nur ihre Gaben wahrhaft leicht anzunehmen.

Die alte Frau sprach wenig, sie kauerte sich, während ich aß und trank, in einen Winkel des überdachten Vorplatzes und begann einen großen Haufen Schafwolle zu sortieren. Ab und zu schaute sie zu mir herüber, nickte oder lächelte zu meinen Reden, oder warf ein Wort ein, das mir zwar nicht immer zu passen schien, aber Teilnahme und Wohlwollen verriet. Endlich bot sie mir ein Lager für die Nacht an, ich sollte nun nicht mehr fort. Sie beschrieb mir den rauhen Weg durch das Flußtal. Die Mondsichel ginge schon um zehn Uhr unter, heute um zehn. Sie wußte genau, wie es um die Gestirne stand, und ich erinnere mich noch gut, daß ich einen Augenblick daran dachte, wieviel Muße das Alter hat, wenn einmal stille, endlose Nächte ohne Schlaf, in einsamer Besinnung kommen ... „Der Mond geht um zehn Uhr unter."

So ergab es sich, daß wir den Abend miteinander verbrachten. Zwar bot sie mir ein paar Kreuzer für die Schenke an; als ich aber sah, daß sie sie in Kupfer aufzählte, konnte ich mich nicht überwinden, das Geld zu nehmen, obgleich sie beteuerte, es stamme aus ihrem Überfluß. Ich verstand die tiefe Rührung nicht, die sich meiner bemächtigte, aber mein Herz öffnete sich seit langem wieder zu einer heiteren Freiheit, und so mag es gekommen sein, daß ich mir keine Schranken auferlegte, als ich begann, der alten Frau alles aus meinem Leben zu erzählen, was mich bewegte, wie man es in der Jugend und im Taumel seiner Hoffnung tut, am leichtesten in Lumpen. Unter der stillen Aufmerksamkeit fand ich mehr und mehr den Mut zu Geständnissen, von denen es mir schien, als machte ich sie mir selbst zum erstenmal. Es ist im Haushalt unserer Erkenntnis nun einmal so eingerichtet, daß so manches uns erst dadurch wahr wird, daß andere es glauben, und vieles wird uns zuweilen erst dann klar, wenn wir es anderen erklären. Am seltsamsten aber ist es mit unserer Hoffnung bestellt: ihre Flügel wachsen im Glauben der Menschen, die an ihr teilnehmen, und so wurde mir dieser Abend zu einem glücklichen Erlebnis meiner Jugend. Kein Widerspruch störte mich auch im kühnsten Flug meiner Phantasie; ich mußte an meine Mutter denken und wie ich sie als Knabe darüber belehrt hatte, welch einen Sohn sie hätte.

Die alten müden Augleln belebten sich mit meinem Eifer, in einem lieben Lächeln, ohne jene Nachsicht, die so leicht die Überlegenheit des Alters, dem Überschwang der Jugend entgegenhält, und mir war, als erfreute ich, indem ich das Elend meiner Tage vergaß. Immer ruhten die alten, hellen Lebenslichterchen ihrer Augen auf meinen Lippen, und sie entgegnete, nickte und lächelte, und mir war, als habe mich selten ein Mensch so mühelos verstanden.

Als mich am Morgen die Sonne weckte, fand ich meine Wirtin schon auf, beschäftigt, mir den Morgenimbiß zu bereiten. Da es mich drängte, ihr einmal ein Zeichen meines Dankes senden zu können, bat ich sie um ihren Namen, um den Namen der Ortschaft und um alles, was nötig war, ihr Grüße senden zu können. Sie lächelte nur und sprach von etwas anderem. Als ich aber ernstlich und mit Willen darauf bestand, sah ich ihre Augen ängstlich auf meinen Lippen suchen, und als ich nicht nachließ, in sie zu dringen, sagte sie leise:

„Ich höre dich nicht, mein Bursche, ich höre nicht. Schon seit vielen Jahren bin ich taub."

Ihr Geständnis schien zu schmerzen, ihre Augen baten mich um Nachsicht, und ihre zitternde Hand legte sich auf meinen Arm. „Es ist gut", sagte sie, „geh' du, vergiß nicht: die Welt hört, sprich gute Dinge!"

Es hat mich noch weit und mannigfach umhergetrieben, hinauf und hinab, durch Irrtümmer und das Licht der Wahrheit, bis in mein Leben die Gewißheit kam, daß meine Erlebnisse auch andern etwas bedeuten möchten. Und je länger ich nun versuche zu geben, was ich empfangen habe, um so gewichtiger erscheinen mir die Gaben jener alten Frau aus einem Tag meiner Jugend. Ihr Brot und ihr Wein, die mir wie äußere Zeichen dafür erscheinen, wie einfach im Grunde die wichtigsten unserer Bedürfnisse sind; daß es Worte gibt, die man wahrnehmen kann, ohne sie zu hören; daß es Gaben gibt, deren Empfänger nur in unserer Hoffnung wohnt, und daß Brot und Wein genügen.

Aus „Begegnungen", West-Ost-Verlag, Werner Jöhren, Berlin.



VOGELWEIDERHOF IM LAJENER RIED — Bleistiftzeichnung von Robert Zinner. Aus dem reichbebilderten Werk „Südtirol — Landschaft, Kunst, Kultur", das im Verlag Adolf Holzhausens Nachfolger, Wien, bereits in zweiter Auflage erschienen ist und durch die Ereignisse in Südtirol besondere Aktualität gewinnt. Das vorbildlich ausgestattete Buch gibt in Wort und Bild eine Charakteristik der unvergleichlichen landschaftlichen Schönheit Südtirols. Josef Weingartner schrieb den liebevollen und sachkundigen Text, der bekannte Maler Robert Zinner schuf die Illustrationen, die in 32 Farbtafeln und 100 Textillustrationen vorbildlich wiedergegeben sind.

GEORG VON DER VRING:

Das Schicksal fiel vom Himmel

Die Studenten Ornemann und Went, die aus unserem Dorfe stammten und seit ihrer Kindheit Freunde waren, verliebten sich einmal gleichzeitig in dieselbe Frau. Das geschah in einem Winter, als die beiden bei ihren Eltern auf Ferien weilten. Es tauchte damals eine Verwandte der Frau Pastor, eine Generalstochter, bei uns auf. Sie war schön, schlank, sehr lebendig, rücksichtslos lebendig und spielte auf dem Flügel in der Pastorei den ganzen Tag Brahms — man hörte es über die Dorfstraße dröhnen.

Auf dem Neujahrsball waren Ornemann und Went mit ihr bekannt geworden, sie hatten eifrig mit ihr getanzt, und Fräulein Alberta befand sich in herrlicher Stimmung — kurzum, die Herzen der beiden Studenten waren wie im Flug getroffene Schnepfen ihr zugefallen. Bereits zwei Tage nach Neujahr wurden sie in die Pastorei eingeladen, hörten Musik von Brahms und Liszt und wurden von Fräulein Alberta ausgezeichnet behandelt, beide.

Am Morgen des folgenden Tages, auf einem Weg über die beschneiten Felder, gestanden sie einander, daß sie die Generalstochter liebten und darauf brannten, bald wieder mit ihr zusammenzukommen. Sie schüttelten sich die Hände und priesen sich glücklich, jeder den anderen, weil ihm dies hohe Erlebnis zuteil geworden war. Als sie nun mitten im Gespräch eine Hügelschwelle überschritten, erscholl plötzlich über ihnen im klaren Morgenhimmel ein seltsames Knistern, und im gleichen Augenblick senkte sich ein silbern leuchtender Stern, fast so groß wie der volle Mond, ziemlich rasch zur Erde nieder und war gefallen. Der Meteor hinterließ eine weißliche Rauchspur, die im windlosen Himmelsraum stehenblieb und ihn in zwei Hälften teilte.

Ornemann fand zuerst die Sprache wieder. Er erklärte erregt: „Wenn ich, Ornemann, dieses Naturschauspiel allein erlebt hätte, so würde ich das als einen Fingerzeig des Himmels aufgefaßt haben, der mir sagte: Dir ist sie zugesprochen, geh und erkläre dich ihr, sie wird dich nicht abweisen — da wir es aber beide gleichzeitig erblickten, ist wieder alles im unklaren."

Went, dem bei diesen Worten des Freundes bewußt wurde, daß ja, Donnerwetter, wirklich nur einer von ihnen Alberta bekommen werde (wenn überhaupt jemand sie hier bekam), erschrak und antwortete nicht. Sie standen eine Weile schweigend und betrachteten die Rauchspur am Himmel, die sich zu verbreitern und zu krümmen begann. Als sie nach einiger Zeit ganz verschwunden war, fuhr Ornemann fort: „Um zu entscheiden, wer sie haben soll, bleibt jetzt nur eine Möglichkeit."

Welche das sei, fragte Went.

Ornemann weiter: „Derjenige von uns, welcher den Meteorstein findet, soll das Glück haben, sich Alberta zu erklären; und er wird sie, das gebe der Himmel, auch erhalten."

Went mußte lachen. Er sagte: „Dieser Meteorstein war gewiß so groß wie ein Haus oder doch wie ein Zimmer, außerdem mag er in eine ganz dere Gemeinde oder Provinz gefallen sein, und man wird ihn dort längst gefunden haben."

Ornemann, der ein wenig Astronomie studiert hatte, bestritt das. Er behauptete, daß der Meteorstein nicht größer als eine Faust gewesen sei und demnach in unmittelbarer Nähe zur Erde gekommen sein müsse.

Went schüttelte den Kopf und konnte es nicht glauben. Dennoch erklärte er sich einverstanden, als Ornemann vorschlag, sie wollten den Stein suchen. Sie hatten ja Ferien und viel Zeit. Auch war der Boden hart gefroren und mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, so daß man ihn unbedingt auffinden mußte, wenn er wirklich in der Nähe lag. Die Richtung hatten sie sich beide genau gemerkt.

So machten sie sich auf und streiften nach dem Meteorstein übers Land. Went war darauf gefaßt, einen hohen, vom Himmel gefallenen Felsen zu entdecken. Ornemann blieb manchmal zurück und grub mit den Stiefeln in Schneewehen. Sie kamen weit herum. Als es dunkelte, kehrten sie ohne Ergebnis zwar, aber angeregt, zum Dorf zurück.

Sie hatten verabredet, von morgen ab sollte jeder auf eigene Faust suchen. Went wunderte sich von Tag zu Tag mehr, daß er Ornemann auf seiner Streife nie begegnete. Vielleicht sucht er doch in einer anderen Gemeinde, dachte er manchmal mit Herzklopfen und sah in die Runde.

Am sechsten Tag fand Went den Stein am Rande eines Teiches, etwa zwei Kilometer von der Stelle entfernt, wo sie sein Fallen beobachtet hatten. Ganz offen lag er da. Went durchfuhr es wie ein Schlag, als er ihn erblickte. Der Stein war schwer, obwohl er nicht größer war als zwei Fäuste. Die Farbe war dunkel, blau und violett. Natürlich war er längst abgekühlt, eiskalt.

Went spähte lange aus, um Ornemann zu entdecken. Aber die Felder waren von Menschen leer. So, dachte er, nun habe ich den Glücksstein gefunden. Er eilte mit ihm dem Dorfe zu. Ornemann traf er nicht zu Hause. Die Angehörigen des Freundes bestaunten den Meteorstein und stritten über seine Herkunft.

Als Went ihn heimtrug, kam er an der Pastorei vorüber. Drinnen tobte die Musik. Einen Augenblick stand er unschlüssig und lauschte. Dann trat er ein. Er kam ins Musikzimmer, verbeugte sich und hielt den Stein hinterm Rücken. Alberta nickte ihm mitten im Spiel zu und hämmerte weiter. Ornemann saß im Lehnstuhl und sog an einer Zigarette.

So ist das also, dachte Went und begann rot zu werden ... so ist das, mein lieber Ornemann, du sitzt hier, und ich Esel suche sechs Tage lang nach dem Stein.

Plötzlich brach Alberta mitten in der Musik mit einem wilden Feuerschlag ab und stand auf. Ihr Gesicht, das beim Spielen wütend aussah, veränderte sich und begann zu strahlen. Sie kam zu Went, der immer noch wartend an der Tür stand, und rief:

„Endlich kommen Sie! Die ganze Woche sitzt Ihr Freund bei mir und kann mir nicht Auskunft geben, wo Sie stecken, obwohl ich jede Viertelstunde nach Ihnen frage ..."

„Ich habe für Sie einen Meteorstein gesucht", sagte Went leise. Er zeigte ihn jetzt vor. Sie nahm ihn in ihre Hände. Auch Ornemann kam. „Du hast ihn gefunden?" sagte er und wurde blaß.

ERNST SCHONWIESE:

Du suchst das Licht, das dich erhellt

Du suchst das Licht, das dich erhellt,
Bei anderen vergebens.
Wie fändest du in fremder Welt
Die Flamme deines Lebens?

O zünde an dein eignes Licht!
Ein jeder hat das seine.
Ergrübelt wird der Funke nicht,
Ihn schlägt das Herz, das reine.

Zünd an dein Licht! Und du erkennst,
Es spiegelt größres Scheinen.
Mit welchem Namen du's auch nennst,
Es kommt vom Ewig-Einen.

Licht dort, Licht hier. Ist's Spieglung nur?
Sind's zwei getrennte Flammen?
Der Sturm, der jäh darüber fuhr,
Schlägt sie in eins zusammen.

Wer löschte aus? Wer zündet an?
Bist du's? Ist ER's? Wer ist es?
Du bist in einem Gott und Mann;
Erkenn: du selber bist es!

Und fühle, was du längst gewußt:
Nicht zwei sind; es ist Eines!
O Seligkeit! O Blitz der Lust!
Jed' Licht ist meins, ist meines!

Aus dem soeben im Gerlitt-Verlag, Wien, erschienenen gehaltvollen Gedichtband „Stufen des Herzens".

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Leipzig

Begegnungen aus vielen Jahrhunderten

Ein Buch des Kriegsbetreuungsdienstes. Von Waldemar Bonsels

Es bringt mir die Post ein Büchlein ins Haus, das Hans Meid durch ein entzückendes Umschlagbild geschmückt hat, und das eine Gabe des Kriegsbetreuungsdienstes darstellt, den Baldur von Schirach unter seiner Obhut hat. Es ist im Darmstädter Verlag in Darmstadt erschienen. Ein Kalender scheinbar, ein schlichtes bebildertes Ding, wie es viele gab und gibt. Wenn aber zu Beginn Eduard Mörike zum neuen Jahr die mächtige, ewig junge Stimme erhebt, und uns sein unvergängliches Vaterunser der Deutschen entgegenklingt, wachen Herz und Sinne auf:

In ihm sei's begonnen, / Der Monde und Sonnen / An blauen Gezelten / Des Himmels bewegt! / Du, Vater, du rate! / Lenke du und wende! / Herr, dir in die Hände / Sei Anfang und Ende, / Sei alles gelegt!

Das kleine Buch ist in diesem Geist begonnen und endet in ihm. Aber im Fall seiner Blätter tut sich eine erstaunlich bunte Lebenswelt von Bildern und Gestalten, von Sagen und Mythen kund. Die ganze traditionelle Skepsis vor kalendarischen Zusammenstellungen schwindet dahin vor der sinnvollen Auswahl und zusammenhangreichen Anordnung des seelischen und geistigen Guts, das hier absichtslos und heiter dargeboten wird, ohne Mahnung oder Hinweis, einfach, wahr, echt und schön. Beaumot und Sentenz bleiben Fremdworte und sind peinlich vermieden.

Ueber dem feierlichen Mahnruf Stephan Georges erhebt sich im Bilde das süße Lächeln der Venus von Bottichelli, und Goethes Nachtgedicht an den Mond strahlt seinen Frieden über das rasselnde Reiterlied von Detlev von Liliencron. Kolbes unvergängliche Tänzerin entzückt die Sinne, und man gewahrt zu seinem Erstaunen und zu seiner hohen Freude, daß diese Statue eines deutschen Bildhauers unserer Tage neben einer Plastik der Antike standhält, daß die Werke einander ebenbürtig sind. Zwei Jahrtausende entschwinden vor dem Geist der Reinheit und Größe, als seien in diesen Bereichen wirklich tausend Jahre wie ein Tag.

Das prachtvolle Münzbild der Persephone aus Griechenland und der Kopf des herrlichen Bildwerkes der jungfräulichen Gottesmutter aus der Liebfrauenkirche von Arnstadt nehmen Verwandtschaft in Innigkeit und Lieblichkeit an, ihre Schwesternschaft im arischen Geist steht erschütternd lebendig auf, und die Jungfräulichkeit wird zur Wiege des Sohnes, des Herrn, des Gottes, wie längst vor beider Geburt die alte Sage aus dem mütterlichen Asien klingt.

Ein Gesang aus Homers Odyssee, bildreich und großartig, versetzt den Leser in vieltausendjährige Vergangenheit und läßt ihn doch wissen, daß es einst war wie heute. Nausikaa wäscht mit den Gespielinnen ihr Leinen am Meeresstrand, eine königliche Magd, und der göttliche Dulder überwältigt ihren Sinn durch seine Bitte und durch die Not seiner heimatfernen Irrfahrt. Sie bietet ihm Zuflucht und Obdach an, und unsere Herzen brennen in Beschämung und Bereitschaft vor dem Entheimateten auf, der aller Dinge, ja, seiner Kleider beraubt das Gastrecht anruft — einst wie jetzt.

Wir begegnen Shakespeare und Weinheber, Nietzsche und Morgenstern und vielen anderen. Es wird bei der Auswahl überzeugend anschaulich, daß die gegensätzlichsten Geister und Werke der Kunst dicht nebeneinander in voller Harmonie aufzutreten vermögen, wenn ihr Wert es zuläßt.

Den Namen der Gaben- und Garbensammlerin und Ordnerin dieses reichen Tisches, Henriette von Schirach, muß man im Buch suchen . . . er steht klein und verschollen auf der letzten Seite, vielleicht nur, weil es sein mußte, daß jemand das Buch verantwortlich für die Herausgabe zeichnete. So steht die Beschenkende abseits, wie es der rechte Geber tut, das hochgesinnte Wohlwollen und die Liebe.

Verlag und Druck: Edgar Herfurth & Co., Leipzig. Verleger u. Betriebsführer: Geheimrat Dr. Edgar Herfurth. Dr. Paul-Heinz Herfurth (im Felde). Verlagsdirektor: Friedrich Kackel. Hauptschriftleiter: Dr. Hans Dregler. — Anzeig.-Preisl. Nr. 6.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Waldemar Bonsels:

Ewige Wirklichkeit

Ein Sonnwend-Erlebnis

Er mußte zur Waldhütte umkehren, sie kamen im Schnee nicht weiter, er und sein Hund. Er hätte am Tage vorher, am Abend noch, den Heimweg wagen sollen, aber wie war vorauszusehen, daß die Nacht, die er dann doch noch in der Waldhütte verbracht hatte, einen Schneefall mit sich führte, wie er ihn nie erlebt zu haben glaubte? Es war schwer zu sagen, was ihn gestern abend am Kamin der alten Holzhütte zurückgehalten hatte, gewiß nicht nur die Behaglichkeit des niedrigen Balken- und Bretterraums, die Wärme des Kaminfeuers oder der Wein. Nein, es war darüber hinaus ein Hang zur Einsamkeit gewesen, dies sonderbare, kaum benennbare Verlangen der Seele, einmal von allem in der Welt getrennt und allem enthoben zu sein. Etwas wie eine Weltenmüdigkeit an Zeit und Gott.

Er stampfte an der Schwelle der Waldhütte den Schnee von den Stiefeln, klopfte ihn von Hut und Kleidern und rief seinen Hund, der sich naß und fröhlich heranarbeitete, todmüde, wie sein Herr, denn sie hatten sich beide heldenhaft bemüht, die Schneemassen für die geplante Heimkehr zu bezwingen. Erst als die Hügel der Wehen ihm bis an die Hüften reichten, und jeder Auf- und Niedertritt zur sinnlosen Qual wurde, kehrte er zur Waldhütte um.

Es hauchte ihn warm und dunkelfarbig an, als er endlich die schwere Tür gegen den Schneeteppich aufbrachte. Im Kamin glomm noch das Feuer, an den beiden kleinen Fenstern schimmerte der Tag schneeblau herein, fahl und unwirklich, wie Ampellicht. Eine andere Beleuchtung als die flammenden Holzscheite, die bald darauf wieder emporloderten, gab es nicht, jetzt nicht und nicht in der Nacht. An Nahrung, Wein und Holz gebrach es nicht. Gut. —

„Komm her, Satellit, alter Flurheide, mein Hund! Da sitzen wir nun, beide noch naß und übermüdet, aber weder betrübt noch furchtsam, verlassen von der Welt, aber nicht einsam. Ein wenig peinlich ist unsere Lage wohl, denn wir wissen beide nicht, wie oder wie bald wir sie ändern sollen oder können. Aber wollen wir es denn? Jetzt und für diese Nacht bestimmt nicht mehr. Es fehlt uns an nichts, denn die Erde ist noch da und unser Leben, Feuer, Wein und Traum."

Er stockte und schaute in die hellbraunen Falkenaugen des schönen Tieres, das jetzt zwischen seinen Knien saß und zu ihm aufsah, nur für ihn in der Welt. Er strich ihm die nassen Kopfhaare über den harten Schädel und ließ die Hand im Nakken niedergleiten.

„Satellit, was ist denn das, man kann ja mit dir reden! Weiß ich denn das erst seit heute, erst seit uns die laute Welt im Tal nicht mehr erreichbar ist? Du verstehst kein Wort, wie solltest du, aber du verstehst mehr als Worte. Die meisten Menschen, die ich verlassen habe, verstehen jedes Wort, das ich ihnen sage, aber selten mehr als das. Du fühlst genau, daß wir fort wollten und umkehren mußten, und daß wir nun hier die Nacht verbringen sollen, und vielleicht nicht nur diese. Du machst dir keine Gedanken, denn du bist bei deinem Herrn. Du wirst mit ihm essen, mit ihm wachen oder schlafen und würdest mit ihm sterben, wenn es sein müßte, in einer großartigen Hilflosigkeit, geduldig und ohne Klage. Siehst du, das beruhigt mich, Satellit, deshalb beglückt mich deine Gegenwart. Ich will nicht, daß du meine Worte verstehst, sondern es befriedet mein Gemüt, daß ich dich verstehe.

Merkst du, mein rauher Pfadfinder, daß die Zeit auf und davon gegangen ist? Mir kommt es so vor, als stünde sie still oder als gäbe es hier keine. Wir wollen sie nicht mehr nach alter Weise messen, das macht ungeduldig. Und ist nicht auch der Raum fragwürdig geworden, und nicht nur im äußerlichen Sinn dieses von innen her erleuchteten Wintersargs? So steht es jetzt mit uns: Ein Mensch, ein Tier, das Feuer, die Stille, und das Bewußtsein, daß wir leben. Eine merkwürdige Nacht! — Nein wirklich, Satellit, man kann mit dir reden."

Er erhob sich gemach und bereitete ein Mahl, sie waren beide gewaltig hungrig nach der langen heimdrängenden Wegarbeit, die in weißen Mauern und Bergen geendet hatte und vergeblich gewesen war. Nachdem sie gegessen hatten, warf er sich auf die niedrige Ruhestatt, in Heu, Laub und alte Wolldecken, den Wein neben sich am Boden. Der Hund lag am Kamin zwischen ihm und dem Feuer. Zudem gab es noch Tabak, gottlob, was wollte man mehr? Herrgott, was habe ich im Leben alles darüber hinaus gewollt und gehabt, und bin dabei nicht glücklich geworden, dachte er. „Mein frommer Flurheide, das muß ich dir noch erzählen!"

Aber der Hund schlief fest.

Langsam erlosch das Feuer. Es knisterte und lohte sich in sein Vergehen hinein, und seine letzten roten Aussagen huschten gespenstig am Gebälk der Decke. Jetzt wurde das Schneelicht am Fenster deutlicher, blau, kalt und still. Langsam, ganz langsam wurden die beiden Fenster von unten her kleiner, die Schneedecke stieg. Endlich erlosch auch dort der letzte Schimmmer, aber es wurde nicht ganz dunkel. Ab und zu ging eine Hand zum Weinglas, ein Mund nahm den Trunk auf, ein Herz wärmte sich und glühte. Der Hund träumte von Kampf oder Jagd, seine Glieder regten sich. Er lief im Liegen, er bellte ganz leise in kurzen Stößen, wie Seufzer, dann wurde es so still wie nie in der Welt und dunkel.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als sich die schwere Holztür der Hütte langsam öffnete und der winterliche Erdgeist der Wälder und Berge eintrat. Der Gewaltige ließ die Tür hinter sich offen, so daß man das fahle Mondlicht auf dem Schnee sah und die schwarzen Schatten der Bäume. Es begleitete ihn eine Schneekatze, ein reizendes Ding, harmlos wie ein weißes Eichhörnchen und beweglich wie eine Flocke im Wind. Aber das Tiergesichtchen lächelte süß und boshaft, sein Spiel und Getänzel ergab einen unheimlichen Gegensatz zur düsteren und bedrohlichen Erscheinung des Berggeistes. Man erkannte in der atemlosen eisigen Stille des hereingebrochenen Zwielichts, wie sich dem Hund am erloschenen Kamin die Haare sträubten.

Die anderen Herandrängenden alle, die Kumpanen des düsteren Eindringlings, das wußte man, verbargen sich noch draußen im Schatten der Bäume. Schluchtdämonen und Sumpfalraune, bereit dem Gewaltigen beizuspringen und ihm Hilfe bei seinem Vernichtungswerk zu leisten. Bald geisterte umher, oder verbarg sich wieder, ein ganzes Heer von Ermächtigten der Verdammnis und des Untergangs, Nachttyrannen, Mörder der Helligkeit und bittere Träger marternder, ungesühnter Schuld. Alles Gewesene war in irrlichternden Gestalten um ihn her versammelt, sie schleppten die Lasten des vergangenen Jahres mit sich, um sie auf die Seele des Schlafenden zu häufen, Gedanken und Taten, Schuld, Sorgen und Leid.

Der Heimgesuchte hörte sein eigenes Stöhnen. Eine furchtbare Traumangst zog ihn in nächtige Abgründe des Vergehens. Er fühlte den Sieg und die kalte Endtat der Erddämonen, ihren Triumph und ihre Allmacht ohne Gnade. Es ging alles dem Ende zu. Das Ärgste aber war, daß sich dicht an seiner Lagerstatt der kleine graue Ungeist der Bedenklichkeit zu seinem lügnerischen Trostgeplärre niedergelassen hatte:

„Dies alles um dich her", vernahm er dicht neben sich die dünne Stimme, „bleibt,

---

Abend

Es geht auf leisen Schuhen
Der Tag ins Dämmergrau.
Die dunklen Wälder ruhen
In weiter Abendschau.

Der Sternenschein wie Kerzen,
Die Wipfel reich bekränzt,
Als wär' dort allen Herzen
Die Sehnsucht aufgeglänzt.

Nun will das Leben säumen
Und tief nach innen gehn,
In einsamstillen Träumen
An neuen Ufern stehn.

Bist du erfüllt vom Ahnen,
Wie Leben heimlich webt,
Und sich auf tausend Bahnen
Zu hohen Zielen hebt.

Max F. Bevern

---

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

wächst und überdunkelt die Erde, es herrscht und bringt den Tod mit sich. Halte dich zuvor noch ein Weilchen an mich, es gibt keine andere Hilfe, nur ich kann dich noch trösten. Vertrau dich mir an, wie schon so oft in deinen Ängsten. Ich mach' dir ein paar schnelle hübsche Gedanken. Mach sie dir selbst, wenn du willst, komm, ich helfe dir. Sie trippeln mit dir über Nacht und Grauen, über Gott und Teufel, über Liebe und Haß dahin, ins Flachland der Verständlichkeit."

Die Schwärze der vergeblichen Welt verdichtete sich, die Kälte zerschnitt das Herz. Der kleine Plärrende flüsterte jetzt schon im Dunkeln.

Doch da erhob sich lautlos und sanft in naher Ferne ein Lichtschein im All, im unbestimmbaren Irgendwo, und aus seiner Glanzmitte blühte ein zartes Reis empor, nicht Pflanze noch Blume, sondern ein lieblicher Lebensaufstand von solcher Helligkeit, daß das Herz des Ruhenden von einem Schluchzen überkommen wurde, Tau und Befreiung. Es stand in diesem Licht ein junger Glaube auf, nicht an dieses oder jenes, sondern die Helligkeit gebar ihn und war der Glaube selbst. Es ertönte mit ihm über die Erde hin eine hoch aufhallende Metapher im Weltgewese, ein Urwort des Alls: Das ewige Ja.

Der Kleine an seinem Lager war verstummt und verschwand. Die Finsteren des Gewesenen, draußen und um seine Lagerstatt geschart, versiegten mit ihrem Gebieter wie fliehende Schatten. Der Wald und die Weite atmeten das Licht ein, und die angefeuchtete Schneelast verwandelte sich in eine mütterliche Hülle, in das reine Kleid der irdischen Wiedergeburt. Das dunkle Tal des Niedergangs war durchschritten, der Jahresmorgen der Erde brach herrlich an.

Der Schlafende erwachte so leicht und beseligt, als gäbe es keine Grenze zwischen Traum und Tag. In den schimmernden Rechtecken der schneeverhüllten Fenster leuchtete das Morgenrot. Gleichzeitig mit dem Menschen, als sei es ein Teil von ihm, hatte sich das Tier erhoben und sah ihn wach und vom Schlaf gestärkt erwartungsvoll an. Er rief den Hund zu sich und er kam, nicht zögernd, jedoch drückte er sich nicht an ihn, das verbot ihm deutlich eine heimliche Scheu, ein wunderbarer tierischer Takt, die Willensbescheidung seiner Art. Aber es wurde ihm sein Teil, denn die Zuneigung seines Herrn galt deutlich ihm. Laute des Wohlwollens, auch für ihn bestimmt, ein wärmendes Beachten.

„Höre mir zu, mein Hund", klang die fröhliche Stimme auf, „du Pfadfinder und kühner Schwimmer in Strom und See. Daß du mir jetzt nicht meinst, wir hätten da einen Traum geträumt, ein traumerdachtes Sinnbild gesponnen, oder gar die Nacht nach einem Trost durchforscht, den wir nicht wollen und brauchen. Die Wandlung zu Dasein und Glauben, die uns geschehen ist, du Kreatur bei mir, ist kein Traum, sondern erlebte Wirklichkeit. Sie faßt uns alle allgewaltig, Pflanze und Stein, Gott und Tier, Mensch und Stern. Wir denken sie nicht, wir leben sie! Heute und ewig."

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Über das Dämonische in der Kunst

von Waldemar Bonsels

Das Dämonische auf dem Gebiet der Kunst ist die aus dem magischen Dunkel einer Seele hervorbrechende Kraft, welche die Grundlagen der natürlichen Beschaffenheit eines Menschen bewegt und bildet. Sie waltet, je nach dem Masse ihrer Wucht und nach der Bedeutung einer Persönlichkeit in erbarmungsloser Selbstherrlichkeit nach irdischem Gesetz. In ihrem Zusammenstoss mit dem Licht der Liebe in einer Seele entsteht die Geburtsstätte, die Walstatt der grossen Schaffenden. Kein fruchtbarer, bildender Geist ist ohne diese Gegensätze denkbar. Aller Glanz, alle Harmonie, alle gnadenreiche Freude, die aus einem bedeutenden Kunstwerk erstrahlen, zeugen vom Triumph der Liebe über die dämonischen Gewalten. Ohne ihr Dasein und Wirken und ohne ihre Überwindung durch die Liebeskräfte entsteht kein Werk von Bedeutung.

Die gebändigten Dämonen finden sich als Sinnbilder auch in der Architektur als die Stützpfeiler der grossen Baugebilde, sie stellen von den Wasserpfeilern der Bauernhäuser und Dome, bis zu den gebeugten Figuren an Palästen oder Grabdenkmälern, von Drachenköpfen bis zu lasttragenden Sklaven, die Gestalten besiegter und unterworfener Dämonen dar. Sie sind hier zu Dienern des sinnvollen Aufbaus geworden, Unterjochte des Gestaltgewordenen, von der Ordnung Überwundene.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Landschaftsbild aus dem Heiligen Land

von Waldemar Bonsels

Gegen das zarte Blau des Morgenhimmels hob sich das Laub der Ölbäume vom Horizont wie ein dunkelgrünes Netz ab; der lichtgraue Weg zwischen ihnen, der vom Meer nach Jerusalem führte, lag noch leer und still, als hätten nicht Menschenhände ihn gebahnt, sondern als hätte die Natur ihn erschaffen, wie sie Bäche und Flüsse und Täler bildet. Er war vielfach gewunden und hier und da sanft überschattet.

Die weissen Wände einzelner Bauernhöfe schimmerten in der Landschaft hochrot angestrahlt vom Licht der Morgensonne in der gewellten Hochebene. Eine Reiherschar zog von fern heran, ganz von Gold übergossen, und liess sich in ein grünes Saatfeld fallen, worin sie jählings erlosch. Es klang eine singende Männerstimme auf, deren Träger der Blick nicht fand. Vielleicht war es ein Hirte. Sein aramäisches Lied klang traurig und fromm und schwebte durch die Kühle dahin, durch die Frische der Pflanzen, den Morgengeruch des Bodens und den Odem des Taus.

Das Haus an der Wegbiegung auf sanfter Höhe, von wo aus man die Zinnen von Jerusalem erblickte, schien eine Herberge zu sein, Bänke vor der Tür unter Rebgewinden und niedrige Stallungen zur Seite wiesen darauf hin, sowie auch ockerfarbene Weinkrüge, die an der seitlichen Hauswand standen und lagen, als wären sie dort, an Stelle ihrer Trinker eingeschlafen oder umgesunken. Die Fenster des Hauses zeigten sich mit eisenbeschlagenen Brettern verbarrikadiert, so dass es den Anschein erweckte, als sei der Bau leer oder verlassen; jedoch in einem Feigenbaum des üppigen und verwilderten Gartens raschelte das Gezweig. Ein dunkeläugiger und schwarzgelockter Knabe plünderte den Baum und verzehrte die reifen Früchte auf seinem luftigen Sitz, sorglos an den frühen und frischen Genuss hingegeben, wie ein Tier. Bis die Tür zum Hof klang und eine Frauenstimme ihn anrief und er behende vom Baum glitt und auf nackten Sohlen über den gepflasterten Hof, an den Ställen vorüber, zur Mutter ins Haus lief.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Als die Sonneaufging, hatte ich den Waldrand erreicht, und der Morgenglanz vergoldete das junge Grün der Buchenzweige, unter denen Frühlingsblumen aus dem Duft des welkenden Laubes gebrochen waren, und ihre Kelche öffneten. Der Tau auf dem Moos funkelte, der Wald klang. Da rief ich laut:

"O Natur, du nüchterne Kraft, du wahre Helligkeit! Du bist nichts Fremdes, nichts Anderes, indem du bist, bin auch ich, und weil ich bin, bist du. Nur meine Liebe hebt mich aus dem bestrahlten Umkreis, und indem ich in ihr hoch stehe, lobe ich dich."

Der Herbst kam langsam über die Landschaften der Einöde wie ein schwermütiger Entschluss Gottes, aber es gab noch sommerlich durchwärmte Tage von grosser Klarheit und in den Gründen des Einödmoors zögerte der Sommer mit seinem Abschied.

Das Morgenlicht hob mir die Lider, ich lag totenstill, das Bild der Welt ging meinen Augen übermächtig auf, brach über mir herein wie Sagen und Märchen. Ich liess den Tau auf meiner Stirn und rührte mich nicht, der Morgenhimmel leuchtete; in solcher Ruhe bist du noch niemals froh gewesen, mein Herz.

Ich gelangte in einen Wald, und die Baumkronen überdachten bald die Landstrasse völlig, sodass ich mit meinen Gedanken wie in einem Höhlenweg dahinschritt, wie durch einen Dom, dessen durchflimmertes Schiff sich weit dahinzog. Fern am Ende leuchtete die Sonne im Korn, ein goldener Altar.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

LITERARISCHER PRESSEDIENST MÜNCHEN 22 VON DER TANN STRASSE 2 - l i p r e s s -
(....Zeilen Text)

Über die Schönheit

von Waldemar Bonsels

Über die Mächtewaltung der Schönheit in ihrem Verhältnis zum Lichtbereich von Liebe und Wahrheit ist kaum ein erstes, geschweige denn ein letztes Wort gesagt worden. Sicher ist, dass allem, was der von der Liebe berührten Seele als Schönheit offenabr wird, eine geheimnisvolle, bestätigende Kraft innewohnt, die tief beruhigt. Die Schönheit ist die heilige Beschwichtigung im Kampfgebiet von Licht und Finsternis, von Glauben und Zweifel. Sie ist die Geleiterin zu einem steten Wohlwollen, die Vernichterin des Hasses. Sie ist die humanste und holdeste Gebieterin der Vernunft, ein irdischer Spiegel der Liebe, väterlich gehalten. Sie führt die Wehmut, die uns vor der Vergänglichkeit des Irdischen befällt, vor die Einbruchstore der Liebe und öffnet sie. Sie weist der Sehnsucht nach innerer Freiheit den Weg, und ist der Wahrheit so zugetan wie ein Liebesblick zweier Menschen dem kommenden neuen Leben.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Deutschtum und Judentum

Die Befreiung des deutschen Gemüts — Um den Durchbruch neuer Kräfte

Von Waldemar Bonsels

Es ist über den Antisemitismus als geistige Forderung des deutschen Menschen ein allgemeinverständliches Wort zu sagen, da eine Fülle so falscher Einstellungen, so entstellter Begriffe und kleinlicher Forderungen die Gemüter bewegt oder verletzt, daß manches allzu rasche und unvorsichtige Urteil des Auslandes verständlich wird. Spricht man hier, in Paris oder London, mit gebildeten Juden, so hört man Einschätzungen des Deutschtums und der neuen Regierung, die weit unüberlegter und voreiliger sind, als sie in Berlin in Kreisen der gebildeten Deutschen jemals über das Judentum gehört worden sind. Was aber ärger und ärgerlicher berührt, als diese beiläufigen und rasch vergänglichen Aeußerungen entflammter Temperamente, ist die beziehungslose und trostlose äußerlich orientierte Einstellung der eigenen Landsleute, die die deutsche Bewegung gegen den überhandnehmenden Einfluß jüdischen Wesens verteidigen.

Die Disputationen enden zuweilen oder gewöhnlich damit, daß ein empörter oder beleidigter Fremdstämmiger mit Leidenschaft und Ueberzeugung behauptet, seine Stammesgenossen würden einzig ihrer Tugenden wegen verfolgt, und ihre Bedränger seien eine Horde besitzgieriger Barbaren, die sich in blinder Wut auf florierende Warenhäuser stürzten. Etwas anders liegen die Dinge in Deutschland.

Die Begleiterscheinung der Straße und Gasse, unvermeidlich bei starken Umwälzungen eines Volkes, und jeden Volkes, sind von gebildeten deutschen Menschen und der Regierung weder gewollt noch veranlaßt worden; sie zum wesentlichen Merkmal der ganzen Bewegung zu machen, entspräche etwa dem Urteil eines Bibelforschers, der Christus für einen notorischen Trinker erklärte, weil er bei der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt hat. Die entscheidenden Ursprünge der ganzen leidenschaftlichen Erhebung gegen die Uebermacht fremden Einflusses wirkt sich naturgemäß als Lärm auch auf der Gasse aus, aber sie ruhen und wirken in ganz anderen Tiefen und suchen ganz andere Höhen der Läuterung.

Zunächst geht es uns durchaus nicht um einen Rangstreit, die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser als Vergleich zwischen Deutschen und Juden sollte gleichmütiger verklingen; aufrecht erhalten läßt sich jedoch unentstellbar der einfache Begriff der Verschiedenheit, und darum geht es wesentlich. Der Jude ist anders als wir, und dieser Unterschied wird zunächst in einer oft übersehenen Tatsache deutlich, und zwar

in der Altersverschiedenheit der Völker.

Die Juden haben schon vor etwa dreitausend Jahren eine außerordentlich ausgesprochene völkische Lebensform, eine Religionsgemeinschaft und eine Kultur besessen, die Deutschen dagegen besitzen erst seit etwa fünfhundert Jahren eine festgelegte Schriftsprache. Von diesem Standpunkt aus, der unter vielen anderen Gültigkeit haben mag, läßt sich vielleicht ruhiger und sachlicher betrachten, was zunächst entscheidend auf den weiten Gebieten der Geisteskultur und des Seelenlebens trennt, so ausschlaggebend und sogar vernichtend trennt, daß die Regionen des Erwerbs und Handels, der Temperamente und Gewohnheiten darüber ins Nichtige absinken, denn es handelt sich hier nicht mehr um das tägliche Brot, sondern um das seelische und geistige Brot des Daseins selbst, um die organische Entfaltung und um das Wachstum dieses Lebens in völkischer und religiöser Gemeinschaft.

Der alte geklärte, überhelle, und kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist, immer weit und allgemein völkerentwicklungsgeschichtlich betrachtet, ein viel zu penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngeres Volk, da es den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werdens und Seins in eine ganz fremde überhitzte Aufgelichtetheit reißt. Um ein Bild für den Vorgang zu brauchen, den es mir deutlich zu machen gilt: Jede Blüte des Seelenlebens und der geistigen und religiösen Forderung, des Herkommens und der Ideenwelt wird gewaltsam aufgezerrt, sie wird dem höchsten, dem heiligsten Element ihres Wachstums, ihres Daseins entrissen, dem Geheimnis.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes,

das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum im Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimens, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte, sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Der tödliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne geistiger Ueberheblichkeit oder Endgültigkeit, da er an Stelle des Humors tritt, das heißt an Stelle der liebevollen, artzugehörigen Verständniskraft für die Beschaffenheit und Notwendigkeit auch der besonderen Schwächen und Fehler. Goethe sagt einmal den prachtvollen Satz: „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Diese Respektlosigkeit ist bei allem Intellekt und aller Sentimentalität der jüdischen Natur, offenkundig oder latent,

das zehrende Gift an der Unbefangenheit des deutschen Gemüts.

Wer geschärften Sinn, auf rechte Art empfindlich, zeiterfahren und herzlich beteiligt, den Klang des letzten Wortes gehört hat, wird daran erinnert worden sein, wieweit dieser einfache und hohe Begriff, der Begriff des „deutschen Gemüts", in die Regionen des Fragwürdigen und Lächerlichen gezerrt worden ist.

Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die verborgene Vorsicht, der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen, und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung. Hier trübt das jüdische Wesen jedes klare Wässerchen schon an der Quelle. Die Wirkung ist um so gefährlicher, als sie atmosphärisch ist, im Beginn für die Unbefangenen kaum nachweisbar, und in der Entfaltung oft von scheinbarem Vorteil.

Die Gegner unserer Bewegung haben in den meisten Fällen keine richtige Vorstellung davon, wieweit dieser Einfluß in Deutschland gegangen ist. Ich lasse die im Praktischen erkennbaren Tatsachen, den Handel, die Bank oder die Börse, hier aus dem Spiel, es geht mir nicht um die Verteidigung vergänglicher Güter, aber in Deutschland bestimmten in den letzten Jahrzehnten die Juden, welcher Maler, Bildhauer oder Musiker Beachtung zu finden habe. Sie entschieden darüber, welche Schriftsteller und Dichter eines Verlegers würdig seien, und die Presse bot zum überwiegenden Teil im Inland und Ausland das Tagesangesicht Deutschlands im Spiegel der jüdischen Auffassung. Sie beherrschten die Kritik, und wir erfuhren durch sie, wieviel Achtung wir verdienten.

Dem unpolitisch eingestellten Staats- oder Kleinbürger sind diese Tatsachen auch in Deutschland bis vor kurzem noch zum guten Teil unbekannt gewesen, wie den meisten Ausländern, und ich betone noch einmal, in ernster Sorge um den Ruf meiner Sachlichkeit: Kein Werturteil soll diese Ausführungen rechthaberisch oder einseitig in das zweifelhafte Licht voreiliger Parteinahme drängen, und der unwürdige Ton bleibe fern, wohl aber soll die Frage Gültigkeit behalten: Ist es das Recht eines Volkes, seine Wesensdinge in der Wahrheit oder im Geist seiner eigenen Beschaffenheit zu führen, zu lieben, zu verwerfen und zu pflegen? Gefragt haben wir oft mit viel heimlichem Leid und mancher Enttäuschung nach diesem Recht, jetzt wird es behauptet und genommen, und ich sehe nirgends, daß mehr genommen worden ist.

Um noch einmal aus den Niederungen der Tagesfragen die Heiligkeit und rechte Güte des Willens zur Eigenart zu gewinnen: Es ist uns mit einiger Erkenntlichkeit nicht unwillkommen gewesen, in der Ratio der überlichteten Vorgestoßenheit mancherlei zu erfahren und zu wissen, was wir im Grunde nicht haben glauben können, aber in Wahrheit tragen wir doch Verlangen danach, nur das zu wissen, was wir glauben können, das heißt, was wir sind.

Man beginnt Sinn für diese Tatsachen und Einstellungen zu gewinnen, aber es ist wichtig für sich und andere, die Gründe dafür aus weiterer Einsicht und Tiefe zu erhalten, und die Disputation aus den Gefilden gewöhnlicher Interessen zu verdrängen. Was aus solchen Niederungen an Widerspruch aufsteht, ist ohne Belang für die heraufdrängende Freiheit neuer Kräfte. Was darüber verloren gehen mag, soll ertragen werden.

Es ist immer noch besser, auf eigene Art ein Gescholtener zu sein, als auf fremde Art ein Gelobter.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

DIE LESE

AUS • DICHTUNG • WISSEN • UND • LEBEN

9. JAHRGANG ◆ ERSTES OKTOBERHEFT ◆ NUMMER: 40

Jährlich 52 Hefte • Einzelheft 25 Pfg. • Vierteljährlich 3.– M.
Schriftleitung und Verlag • Stuttgart • Schloßstraße 84



Fantastischer Scherenschnitt — Maria Jutz (Stuttgart)

A. g. XIII.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

LITERATUR

Waldemar Bonsels

Von
Werner Mahrholz

Die Menschen unserer Zeit sind, soweit sie tieferes Gefühl für unseren Kulturzustand und tiefere Einsicht in unsere Lebensverhältnisse haben, sehr geneigt, den Gedanken einer Rückkehr zur Natur Raum zu geben. Man möchte die Ungebrochenheit und Naivität des primitiven Lebens wieder empfinden und kommt aus diesem Wunsch heraus in Spannung mit der Zivilisation. Idyllische Träume und satirische Abwehr: das sind die Stoffe der modernen Poesie und wer sie erfaßt und gestaltet, der darf der Liebe dieser Zeitgenossen sicher sein, zumal wenn er es mit Freiheit des Gemüts, mit Humor und Weltfrömmigkeit tut. Idylliker nun und Satiriker, Humorist und Lebensliebhaber, Kenner des Lebens und Bekenner Gottes in der Natur ist Waldemar Bonsels, und die Art, diese Erlebnisse zu gestalten, weist ihn auf das Leben der Tiere und der Natur: hier, im Walten der untermenschlichen Kräfte, enthüllt sich ihm die Größe und Furchtbarkeit des Lebens und reißt ihn hin zu ehrfürchtiger Liebe und glühender Hingabe an die Natur.

Bei seinen Tierbüchern „Himmelsvolk" und „Die Abenteuer der Biene Maja" erinnert man sich, daß die Romantiker aller Zeiten, Cervantes in den „Gesprächen der Hunde Scipio und Berganza" und E. T. A. Hoffmann im „Kater Murr", Tolstoi im „Leinwandmesser", am Tiere, als dem naiven Wesen, dem außermenschlichen Leben das Dasein der Menschen maßen. Ganz das nämliche tut, aber mit weniger Galle und mehr idyllischem Humor, der moderne Romantiker, wenn er im „Himmelsvolk" die Abenteuer und die Erlösung eines zarten Elfen schildert und dabei eine Waldwiese mit all dem Getier auf ihr lebendig werden läßt. Wunderschön treten die Charaktere der Tiere in Taten und Leidenschaften, in Kampf und Liebe heraus, und über der Schilderung schwebt eine große Güte und Weltandacht und ein feiner Spott gegen das ach so ähnliche Treiben der Menschen. In den „Abenteuern der Biene Maja" werden wir in das Leben der Insekten versetzt; wir begleiten die Biene Maja, welche in tollem Abenteuerdrang dem Stock entflieht, auf ihrem Lebenswege; Abenteuer hat sie mit der Heuschrecke und dem Mistkäfer, mit der Libelle und der Fliege, mit der Spinne und der Wanze und am Ende mit den erbitterten Feinden der Bienen, mit den Hornissen. Alle diese Abenteuer sind das äußere Gerüst, an dem sich eine Fülle von tiefer Empfindung, von Welt- und Tierkenntnis aufrankt: wie hier in den Charakteren der Tiere die menschlichen Schwächen und Tugenden gespiegelt erscheinen und doch alles dadurch, daß es in der unter- und außermenschlichen Natur sich vollzieht, heiter und leicht wird — das läßt wirklich an Berganzas Gespräche und Kater Murrs Betrachtungen denken, nur daß die idyllische Harmonie von Bonsels Natur und seine tiefe Liebe zu allem Lebendigen alle Bitterkeit in Güte löst und dem Werk so an Liebe gibt, was es an Größe der ironischen Weltbetrachtung und an Wucht des Angriffs verliert.

In der mechanisierten Welt ist der Abenteurer, der Mensch auf Reisen und Wanderschaft der eigentliche lebendige Mensch; so liegt es ganz im Zuge der Entwicklung des Dichters, aus dem Erlebnis einer Indienreise eine wundervolle Dichtung zu gestalten. Wieder ist es die Natur, die den Dichter auf seiner „Indienfahrt" anzieht: die Natur spricht zu ihm von ihren Wundern und Schrecken, von ihren Geheimnissen und Abenteuern, von ihrer tiefen Weisheit, Güte und Furchtbarkeit. Es ist unmöglich, die Glut dieses Buches aus Rausch, Fieber, Weisheit und Liebe zu zergliedern. Eine künstlerische Möglichkeit der Gestaltung von Reiseeindrücken in Form von Novellen aus dem Naturleben und aus dem Menschenleben, soweit es Natur eines Landes ist, taucht hier auf. Das Erlebnis „Indien" ist für Bonsels das Erlebnis einer Natur ohne Konventionen, ohne Zivilisation, ohne Mechanisierung des Lebens. So handelt der Hauptteil des Buches von den Tieren und von den Dschungeln, die der abenteuernde Dichter durchstreift nach Laune und ohne Plan, immer auf der Suche nach reiner, ungetrübter Natur voll Qual und Lust, voll Größe und Grausamkeit. Schilderungen von Tierschicksalen und Betrachtungen, die sich an Erlebnisse mit Tieren anknüpfen, Entdeckungen in der eigenen Seele, veranlaßt durch den scheuen Blick oder durch die Grimasse eines Tieres —, das ist die Substanz des Werkes und auf dieser empfindungsreichen Betrachtsamkeit ruht sein größter Wert. Die Menschen aber, Frauen und Brahmanen, spielen nur insofern in das Erlebnis Indien hinein, als in ihnen die Natur des Landes Geist und Seele, Sprache und Philosophie geworden ist. Alles einzelne, aller Eindruck, aller Bericht gewinnt in diesem Reisebuch Leben durch die zarte und schöne Seele des Dichters, dem Indien und seine Wunder Ausdruck des einen großen Wunders, Gottes, ist. So wird der Leser vom stofflichen Reiz, vom Interessanten zur Philosophie, zur Betrachtung, zum Miterleben einer Dichtung, deren Gegenstand ein wirkliches Land ist, geleitet und aus einer Summe von Reiseeindrücken wird ein phantastisches, großartiges und kühnes Gemälde des Lebens, wie es überall aus Gott fließt und zu seinem Urgrund zurückflutet.

Bonsels ist ein Liebhaber des Lebens überall da, wo es nackt und ungebrochen waltet: im Abenteurer und im Tier, in der Natur und im Phantasten. So ist es begreiflich, daß der Freimacher der tiefsten Lebensgründe, der Krieg, für Bonsels eine Erschütterung sondergleichen war. Er hat als Kriegsberichterstatter in Ost und West „Empfindsame Kriegsberichte", „Die Heimat des Todes" geschrieben, die durch die Tiefe der dichterischen Empfindung und durch die Formkraft des Künstlers zu dem wenigen Bleibenden der Kriegsliteratur gehören werden. Es sind kleine Skizzen, manchmal novellenartig zugespitzt, in denen Episoden aus dem Völkerringen in der Empfindung eines Dichters Form und Deutung gefunden haben. Immer steht eine Lebensäußerung, das Wort eines Kriegers, die Empfindung eines Verwundeten, eine Deutung von Geschehnissen, wie sie aus der Einfalt und Größe freier und einfacher Menschen fließt, im Brennpunkt eines solchen Berichtes. Von wahrhaft antiker Größe sind solche Erzählungen wie die vom „Huhn von Myta", das durch sein tägliches Ei einen Verwundeten am Leben erhält, oder wie die vom Erlebnis der kleinen Jeannette mit den Preußen, die von einem Ulanen Böses erwartet und Güte findet. Wie das Menschenherz in den ungewöhnlichen Zuständen des Krieges frei wird vom Konventionellen, im Lauschen auf sich selber Güte, Weisheit, Menschlichkeit laut werden läßt — das ist das Thema dieser empfindsamen Kriegsberichte, in denen der Mensch als das Maß aller Dinge mitten im Grauen einer entmenschten Welt, mitten im Tosen der Zerstörungsmaschinen seine Wiedergeburt und Auferstehung feiert.

Der ganze Zustand unserer zivilisierten Welt drängt zu einer Erneuerung des Lebens von Grund aus. Klagend und anklagend schwillt ein Wehruf aus Menschenherzen gen Himmel; die Verzweiflung wächst in allen, die sehen können und fühlen wollen. Da bedeutet es eine wahre Erlösung, gelegentlich auf einen Menschen zu stoßen, der ohne Blindheit und Lebensscheu, ohne falsche Romantik und Weltflucht, als Dichter doch ein Reich der Schönheit und Reinheit über dem Reich der Lebensnot aufbaut, dem Dichtung, Deutung und Gestaltung ganz gegenwärtigen Lebensstoffes ist und dem aus der Not der Zeit das Erlebnis der Natur als Stoff seines Dichtens zuwächst. Weil in ihm die Sehnsucht nach Erneuerung des Lebens Stimme wird und weil er zugleich als wirklicher Dichter seine Sehnsucht zu Gestalten zu zwingen vermag — deshalb grüßen wir Bonsels als einen Pfadfinder zu neuen Zielen, zu Menschlichkeit und Natur, dem aus der Verzweiflung an der Zivilisation durch die Größe seiner Empfindung ein Hymnus auf die Allmacht der Natur und des menschlichen Herzens erwächst.

Lieber tot als Sklav!

Von
Hermann Allmers

Ich grüße dich, mein Friesenland,
wo der Nebel wallt, wo die Woge braust,
wo die Möwe schwebt und die Wildgans lärmt,
mein Friesenland, mein Heimatland!

Vom hohen Deiche schrankenlos
schweift hin der Blick über Land und Meer,
hier ödes, weites, schlammiges Watt,
dort reicher Fluren sonnig Grün;
hier Möwenschrei, dort Taubenflug,
hier das Fischerboot, dort das rasselnde Rad.
Und das Kirchlein dort uralt und ernst
und wetterbraun auf kahler Wurt,
und Rinderlaut und Sensenklang
um den reichen, stattlichen Bauernhof.

Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
Volk alter Freiheit, alter Kraft,
das trotzig mit den Wogen rang
und selber sich für Weib und Kind
den teuren Heimatboden schuf,
das dieser Deiche starke Wehr
aufwerfend zu den Fluten spricht:
„Bis hierher sollt ihr, weiter nicht!"
das mit dem stolzen Gruß dich grüßt:
„Cala frya Fresena!",
das seiner Freiheit Heiligtum
lang gegen Pfaffenübermut
und Adelsmacht verteidigte.
Nicht Männer zogen nur zum Streit,
auch hohe Jungfraun ernst und mild
und sanken bleich und blutend hin,
gedenkend, als der Stahl sie traf,
des Friesenspruchs: „Lieber tot als Sklav!"

Du prächtig Wort: „Lieber tot als Sklav!"
o, brause du wie Nordlandsturm
durch alle deutschen Herzen hin,
vom meerbespülten Friesenland
bis zu der Alpen Hochgebirg,
und von den Alpen bis ans Meer
erdröhne donnernd wieder her,
rings alles rüttelnd aus dem Schlaf,
du stolzes Wort: „Lieber tot als Sklav!"

Ich grüße dich, mein Friesenland,
wo der Nebel wallt, wo die Woge braust;
ich grüße dich, mein Friesenvolk!
wo noch Mannesstraft und Freiheit haust!

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

DER ERZÄHLER

Galizische Nachtfahrt

Von
Waldemar Bonsels

Es war einmal eine Nacht. Eigentlich war es den ganzen Tag nicht recht hell geworden, aber die volle Trostlosigkeit des trüben Regentages legte sich mir doch erst auf die Seele, als ich gegen Abend das dämmrige Kupee bestieg, in dem ich die Nacht zuzubringen hatte. Es war ein niedriger Kasten und ohne Licht, harte Bänke und unsichere Scheiben und seltsame Gäste.

Langsam rollte der Zug aus der Halle des Lemberger Bahnhofes; da es drüben noch einmal für eine Weile heller wurde, konnte ich meine Mitreisenden betrachten, und ich tat es zwei Stunden lang, bis alles schwarz war. Der Wagen war in vier Abteilungen eingeteilt, der Gang war in der Mitte. Mir gegenüber schlief ein bosnischer Soldat, und die Abteilung neben uns bewohnte eine uralte Frau, die ihre Zeit mit Essen zubrachte, ohne hierbei die geringste Unterbrechung zu dulden. Da sie im Laufe ihres Daseins ihre Zähne eingebüßt hatte, erhob sie beim Kauen ihr Kinn bis zur Nase, die Bewegung verkleinerte und vergrößerte ihr Profil ununterbrochen um die Hälfte, es hing in der Scheibe des trüben Abends und war prächtig zu beobachten. Das nebenanliegende Abteil, das nur durch die niedrigen Lehnen der Holzbänke von uns getrennt war, wurde von einem kleinen, buckligen Mann bewirtschaftet, der von allen vier Plätzen Besitz ergriffen hatte, und keinen Augenblick Ruhe gab. Offenbar reiste er zum erstenmal im Leben und suchte diese Beschäftigung gründlich zu erlernen.

Er nannte eine seltsame Einrichtung sein Eigentum, die man mit Wohlwollen etwa für eine Reisetasche hätte erklären können, es war ein eigenartiges Gemisch von einem Rucksack und einer Geldbörse, aber größer als er. Bisweilen stieg er auf den Rand des Abgrundes, tauchte, kam wieder empor und hielt nicht ohne Triumpf einen Gegenstand in der Luft. Einmal war es eine Rübe, einmal ein Pfeifenkopf, endlich eine Arzneiflasche und einen Kalender. Bucklige haben für gewöhnlich solch eigentümliche Dinge für sich in Besitz.

Der Regen trommelte ununterbrochen auf das Wagendach, und der Zug hielt, wo irgend es sich einrichten ließ. Dann schritt ich wohl zuweilen die endlose Wagenreihe entlang. Alles war dunkel. Aus den letzten Wagen hatten zu Anfang noch Soldatengesänge geklungen, in mancherlei Sprachen, nun war es finster und still. So schlaft ihr, dachte ich, möchten Lichtgestalten des Friedens unter euern geschlossenen Lidern zu euch kommen und mit euch reden. Gestalten der Heimat, helle, liebliche Gruppen.

Auf den Stationen standen ungehobelte Brettersärge, zwischen Trümmern und Ruinen brannte eine grelle Stichflamme über feuchten Papieren, das war das Büro des Bahnvorstandes. Am Brunnen, trüb beschienen, las man in drei Sprachen die Aufschrift: „Nicht trinken." Dann ging es wieder in die Nacht hinaus, durch das nasse Land voller Gräber. Ich tastete mich auf meinen Platz. Vom Buckligen war nichts zu sehen, er suchte etwas in seiner Tasche. Ein merkwürdiger Reigen, den er aufführte, unterrichtete mich, daß er gefunden haben mußte, was ihm im Sinne lag. Er entzündete ein Streichholz, und ich erblickte eine ungeheuer dicke Kerze in seiner Hand, die aber nur drei Zoll hoch war und mit Staniol umgeben. Er entzündete sie ernst und umständlich, mit priesterlicher Anmut, denn ihr Licht sollte uns allen zugute kommen.

Es flackerte auf der schrägen Holzleiste des Gepäckhalters im Zugwind, und seine schaukelnde Flamme machte alles unwahrscheinlich und gespenstig. Es mochte nun gegen Mitternacht sein. Die alte Frau hatte sich in eine Decke gehüllt und schlief, der Soldat rauchte und starrte wortlos vor sich hin, und ich ließ die graue Nachtzeit an mir vorüberstreichen und lauschte auf den Regen. Nach einer Weile sah ich wieder den Buckligen wandern. Er durcheilte allen erreichbaren Raum in großen, stillen Schritten, die Hände in den Taschen und die Rockschöße auf den Fersen. Wie ein kranker Rabe sah er aus in diesem gemäßigten Veitstanz seiner Langeweile. Endlich begann er zu singen, das war fürchterlich.

Der Zug hielt nun schon etwa eine Stunde auf einer finsteren Station. Irgendwo in der Ferne blitzte ein Lichtschimmer im nassen Land. Gott, dachte ich, der alle Dinge weiß, weiß auch, weshalb hier der Zug so lange hält. Eine Wachtel rief draußen im dunklen Kornfeld.

Als wieder eine Stunde vergangen war, erschien der Schaffner und erklärte, der Zug fahre überhaupt nicht weiter, er bleibe hier stehen. Man könne in den Wagen übernachten oder auch im Dorfe Unterkunft suchen. Ich zog letzteres vor und begann einen Vorstoß in die nasse Finsternis. In den Resten des zerschossenen Stationsgebäudes bemerkte ich einzelne Räumlichkeiten, die mir bewohnt zu sein schienen, und ich entzündete eine Taschenlampe und drang ein. In einem leeren Raum saß ein polnischer Sergeant an einem Tisch, er war eingeschlafen und hatte mit der Stirn die Kerze ausgedrückt, die jetzt seinen Kopf stützte. Er erschrak heftig über den blendenden Kegel meiner Lampe, und ich merkte ihm an, daß er in seiner Schlaftrunkenheit Schlüsse zu ziehen suchte, wer sich hinter diesem Licht verbergen möchte.

„Nehmen Sie doch das Licht weg," sagte er in gebrochenem Deutsch, „bei Licht sieht man nichts."

Als ich mein Anliegen umständlich vorgetragen hatte, und er wußte wer ich war, entfernte er das Stearin von seiner Stirn und betrachtete mich grimmig.

„Sie müssen sich an den deutschen Nachrichten-Offizier wenden," sagte er.

Ich war bereit und fragte, wo er zu finden sei.

„In Teschen," sagte dieser Sergeant. Teschen liegt bei Krakau an der schlesischen Grenze, und wir befanden uns zwischen Lemberg und den Karpathen.

„Das ist für heute nacht zu weit," sagte ich herzlich, aber mein Gegenüber meinte, nur um so mißmutiger:

„Ich habe die Entfernung nicht ausgesonnen."

Ich überlegte eifrig, ob ich nicht irgend etwas vorzuweisen oder anzugeben hätte, das Eindruck auf diesen Gegner meiner Nachtruhe machen würde. Endlich kam ich auf etwas, ich redete ihn auf polnisch an.

Der Sergeant sah auf und seine Augen vergrößerten sich, dann bog er den Kopf vor und hielt ihn schräg, offenbar, um mich auch von der Seite betrachten zu können.

„Sie wollten irgendwo schlafen?" fragte er vorsichtig. „Es ist auch vielleicht besser für Sie. Kommen Sie also."

Wir durchwateten eine Straße hinter der Ruine, er ging voran und ich leuchtete. Vor einer großen Stalltür machte er halt und erklärte, daß das Stroh sauber sei, weil deutsche Soldaten darauf schliefen. Platz sei genug. Rauchen sei verboten.

Ich suchte nach einem Platz für meine Zigarre, er sah es und nahm sie mir voller Entgegenkommen ab.

„Sie brennt noch," sagte ich besorgt, als er sie in die Tasche steckte.

„Sie geht schon aus," gab er zurück. „Was soll sie denn sonst tun? Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten."

An der Decke des niedrigen Raumes hing eine Stallaterne in einem Drahtgestell und goß ein neblichtes Licht auf den Strohboden, auf dem dunkle Menschengestalten lagen, wie Tote. Die Luft war warm und schwer. Ich scheuchte eine Henne auf, die mit Geschrei entfloh, sich aber wieder beruhigte, als sie mich erkannte. In einem Verschlag für Pferde lag nur ein Soldat, dort fand ich Platz und breitete meine Decke aus. Welch eine Wohltat war dies Stroh im Vergleich zu der harten, schmutzigen Bank im Kupee, wo der Bucklige hauste.

Ich legte mich zurecht, aber mein Nachbar war wach geworden und richtete sich auf.

„Was ist mit dir?" fragte er.

Ich erzählte es ihm und er betrachtete mich mitleidig.

„So so, was du siehst, schreibst du auf, nun also —"

Aber dann besann er sich plötzlich und richtete sich voll auf, zog mich etwas ins Licht und fragte eindringlich:

„Druckt man etwa in den Zeitungen, was du schreibst?"

Ich bejahte es.

„In der Tat? Wahrhaftig?"

Ich erneuerte meine Versicherung. „Es ist schon so," sagte ich, „auch Zeitungen begehen Fehler."

Er schien nun ganz wach geworden zu sein und schaute nachdenklich vor sich hin. Es war ein junger Mensch von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, seines Zeichens Gefreiter in einem Grenadier-Regiment, wie mir schien, aus einfachem Stande. Und wenn ich nun wiedergebe, was er mir erzählte, so kann ich es nicht völlig mit seinen Worten, denn er setzte, wie Leute, die keinen Wert darauf legen, durch das Wort zu wirken, die meisten Umstände voraus, unter denen sein Erlebnis stattgefunden hatte, und ließ vieles fort, da er nicht bedachte, daß es mir unbekannt sein mußte. Aber Einzelheiten entstanden in meinem Geiste unter seinen Darstellungen in so deutlicher Bildhaftigkeit, daß mir noch lange nachher zumute war, als hätte ich an jenen Augenblicken teilgehabt, die das Ereignis seines Lebens darstellen. Er bat mich, ich möchte niederschreiben, was er sagte, und so tue ich es.

„Wir haben einen Gefangenentransport hinter uns," sagte er „und liegen jetzt hier zur Nacht aus dem gleichen Grunde wie du. Jetzt ist es in Galizien ruhiger geworden, aber damals — — Nun, in großen Zügen wißt Ihr ja, was in Ungarn begann über die Karpathen bis zur Slota Lipa und darüber hinaus. Wir waren damals in unserem Korps Preußen und Ungarn unter bayerischer Führung, eine ganz taugliche Mischung, mein Lieber. Dann noch ein paar gemischte Bataillone, Tschechen usw., was weiß ich . . .

Des Morgens, wir wußten schon, was kommen sollte, lagen die Hügel in der Sonne, schön, im goldenen Schein. Wir werden sie stürmen, sagte man. Glaube nur nicht, mit den Russen ist zu scherzen. Was man da nicht alles redet. Am Mittag sind wir oben oder tot, denk ich. Unser Leutnant kommt zu uns,

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

er sprach nicht viel, war auch nicht nötig. Was kommt er zu uns, denken wir, das war so seine Freundlichkeit. Ich weiß nicht, ob wir ihn gerade geliebt haben, er faßte uns hart an . . . Nun, wie das schon ist, nicht jeder war ihm wohlgesinnt, solange wir noch nicht eigentlich wußten, was der Krieg bedeutet. Später dann, ach, ich sage dir, mein Lieber, wie man allen Groll vergißt. Da jauchzt dir das Herz, wenn du in deiner Bedrängnis plötzlich deinen Hauptmann oder deinen Leutnant siehst, es geht wie bei einem Gottesdienst durch das Herz. Dort ist er, er lebt, er geht voran. So werden auch wir leben und vorgehen. Ja, dann liebt man ihn, man hängt an ihm wie ein Kind, sein Helm, sein Mantel auch, was geht oft für ein Trost von ihnen aus."

„Halts Maul," sagte eine tiefe Stimme aus dem Dunkel, „was schreist du denn in der Nacht?"

Es wurde ein Weilchen still. Mein Nachbar starrte ins Dunkel, und seine Blicke verirrten sich in Erinnerungen. Als es ringsumher wieder schnarchte, fuhr er fort:

„Alles nach der Uhr, du verstehst? Es war eben hell geworden, da tobte die Artillerie los. Ihr habt alle eine falsche Vorstellung von solchem Manöver, bis ihr es erlebt habt. Weiter, viel weiter müssen die Augen gehen, wie denkt ihr euch denn das? Wenn die großen Granaten mit ihrem heulenden Gesang ins Ungewisse reisen, und man denkt, ihr Zug saugte den Erdboden und alle Leute mit sich fort, dann sieht kein Mensch, wohin es geht, ob es wirkt oder trifft. Erst wenn über den Batterien noch suchend und weit von uns entfernt die ersten Schrapnells der Russen platzen, weiß man, daß nicht ins Blaue hinausgeschossen wird, sondern daß dort hinten in weiter Ferne feindliches Leben herrscht, feurige Antworten herausgefordert sind, Blut fließt, Tote liegen.

Erst viel später stürmten wir vor, denkt man sich doch, daß dort nichts mehr lebt, dort drüben, aber da irrt man sich, mein Lieber. Die Trümmer und Ruinen der Gräber, jeder Trichter, jeder Erdwall, alles speit Eisen, sprungweise und von Deckung zu Deckung geht vor, was nicht liegen bleibt. Da plötzlich, gut geschützt, nimmt mein Leutnant sein Glas, schaut auf den Knieen nach rechts, weit hin auf die Hügel, die uns die Flanke decken und sagt langsam und böse:

„Die Bewegung dort drüben gefällt mir nicht."

Er kriecht zurück zum Graben, um am Draht zu hören, was es gibt, und mir wird kalt hinter der Stirn, als ich nach einer Weile verstehe: „Rückwärtige Verbindung nicht herzustellen."

Nun also, die Bewegung drüben, die war übel, soviel laß dir gesagt sein. „Die Tschechen," sagt einer und knirscht. Da wußten wir genug. Unsere Leitung und die unserer Verbündeten trifft kein Makel, aber sicher ist, daß wir plötzlich ein mörderisches Flankenfeuer bekommen. Was blieb uns übrig, als die Front in weiter Linie gegen den unerwarteten Gegner umzubiegen, aber dünn wurde sie, wie ein zerschlissenes Hemd. Und gar nicht lange dauerte es, da stürmten die Russen mit dem Bajonett unsere Stellung, kaum daß wir Zeit gehabt hatten, uns notdürftig einzuschanzen.

Sie kamen heraus, die braunen Teufel, zehn fallen, zwanzig, hundert, aber der Rest und neue Massen wälzen sich vor, wie ein heulendes Erdmeer, wie schmutzige Säcke stürmten sie vor, und die slavischen Fratzen grinsten teuflisch und dreckig und blutig aus dem Gebrüll heraus. Da halt einmal Stand, mein Lieber, schieße dabei ruhig weiter, lade, ziele, schieße wieder, ruhig, ganz ruhig, sonst ist alles hin, und die braunen Todeswogen überfluten dich, statt zurückzuebben.

Aber es waren zu viele, und wir zu wenig. Da pflanzten wir auf, was war zu machen? Ergeben? Ich sehe zum Leutnant herüber. Gibts nicht, denke ich da. Was da heranstürmte, sah auch nicht nach Schonung aus. Du mußt wissen, es gibt im Kampf Zustände, da ist der Gedanke an Ergeben so lächerlich wie ein Walzer beim Versaufen. Dabei funkten die Russen hinter den Bergen her sinnlos herüber, entweder zu kurz, was möglich ist, oder ohne Rücksicht auf die eigenen Reihen. Es kommt ihnen nicht auf zehn Mann der ihren an, wenn nur ein Deutscher draufgeht. Das Letzte, was ich sah, ist, wie sich mein Leutnant ganz allein mit dem Säbel gegen zehn oder mehr Bajonette verteidigt, lang wie Spieße. Ich brülle vor Wut, komme aber nicht durch das Knäuel und krieg' gleich darauf mein Teil mit dem Kolben."

Er richtete sich auf und kam ganz nah:

„Diesen Augenblick vergeß ich nie, nie, solang ich atme. Wie er dastand, der große, aufrechte Mann, im Gesicht ein Zorn wie Feuer, daß einem das Blut erstarrte, und dann sank er zwischen diese braunen, plumpen Säcke, erst nach rechts, dann nach links . . ."

Es wurde still in unserem nächtlichen Stall. Mein Nachbar atmete schwer, erleichtert und doch tief erregt. „Ja, mein Lieber," sagte er einfach, „es hat für uns Deutsche Arbeit gegeben, bis hier reiner Tisch gemacht war in Galizien. Zwinin und Zurawno, Stryj und die Mala Stripa, das sind Namen, die haben nur die Toten vergessen."

Nach einer Weile stellte ich eine Frage, aber ich bekam keine Antwort darauf, denn mein Nachbar schlief. Es ist hier draußen vom Angesicht des Todes bis in einen tiefen, ruhigen Schlaf nur ein Schritt.

•

Vorstehender Beitrag stammt aus dem Buche „Die Heimat des Todes, empfindsame Kriegsberichte" (jetzt im Verlag von Schuster & Löffler in Berlin), das, seitdem es in der „Lese" im Jahrgang 1916 Heft 48 besprochen wurde, den Verlag gewechselt hat und nun eine Auflage von 9000 Stück erreicht hat. Das ist weit mehr, als man beim Erscheinen des Buches zu hoffen wagte und spricht im Grunde einzig für die starke seelische Kraft des Dichters.

□

Penina

Von

Waldemar Bonsels

„Penina" stammt aus dem Buch „Menschenwege, aus den Notizen eines Vagabunden" (Literarische Anstalt von Rütten & Loening in Frankfurt a. M.) Es ist das bisher letzte Buch von Waldemar Bonsels und verdient noch einen besonderen Hinweis. „Unser Leben ist eine kurze Gelegenheit", so endet das gedankenvolle Werk mit einer Erkenntnis, in der zugleich eine Nötigung liegt, diese kurze Gelegenheit in brüderlicher Weltverbundenheit zu nützen. In seiner tiefgründigen Geistigkeit, seiner gütigen Weisheit und künstlerischen Gestaltung scheint es seltsam, daß ein solches Buch in der Kriegszeit geschrieben werden konnte. Das Geheimnis löst sich, wenn man zu dem Wesen Waldemar Bonsels vordringt, das in einer aus inneren Kämpfen gewonnenen Harmonie aller seelischen Kräfte und einer unbedingten Herrschaft über die künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten besteht. Menschenwege: das ist ein Buch reifer Weisheit, zugleich aber auch das Werk einer jungen Sehnsucht. Ihre Kraft — überzeugend beschwichtigend und beschwingend — entnimmt sie allein aus dem Glauben an das Erwachen einer neuen Menschlichkeit. Aus diesem Grunde ist das Buch „Menschenwege" von außerordentlicher Zeitgemäßheit, und mit Recht schreibt ein Beurteiler, daß gerade in unserer haßerfüllten und ungerechten Zeit dieses so ganz von Seelengüte, Milde und feierlichem Ernst durchklungene Werk wie eine Verheißung und Offenbarung wirke, worin wir den tieferen Sinn unseres Lebens von neuem erkennen.

Der natürliche Glaube einer gesunden Jugend ist nicht zu überwinden, und obgleich sie ihr Urteil noch aus der Welt der Tatsachen und Erscheinungen nimmt und durch Tatsachen zu überzeugen, zu erheben und niederzubeugen ist, bleibt ihr doch der stärkere Glaube, stärker selbst als die Gewißheit der Erfahrenen. Zu Beginn unseres Lebens glauben wir an das Gute, obgleich wir nicht wissen, später gilt es zu glauben, trotzdem wir wissen, die Vollendung aber ist die Erkenntnis, die nichts als Zuversicht ist. Ihr ewiges Wort heißt: Es ist vollbracht. Nicht irgendwo draußen, in der Welt, an deren Einrichtungen ihr mäkelt, ihr Phantasten der bereitwilligen Anklage, ihr Pathetiker der Reinheit im unreinen Gemüt, sondern in uns selbst. Es ist vollbracht, heißt, ich bin bereit, denn ich glaube. Ihr wollt wissen woran? Wenn ihr so fragt, werdet ihr niemals eine Antwort hören, denn diese Antwort zu wissen, das heißt erwählt sein. Die Berufenen fragen, und die Erwählten antworten nicht.

Ich bin in meiner Jugend von Spott und Angst gequält worden, aber sie haben mich nicht zerstört. Ich wußte bald, daß man nichts Eigenes der immer nur einmal vorhandenen Seele, nichts Besonderes der immer einsamen Wesenheit sagen oder tun darf, ohne sich, unter anderem, auch lächerlich zu machen. Aber meine Zuversicht wachte immer wieder unter meinen Zerknirschungen und Demütigungen auf wie eine Flamme aus einem Trümmerhaufen, und oft rief ich, draußen, allein unter Bäumen, auf der Flucht: „Ich, ein zerlumpter Geselle von der Straße, weiß, daß das Feuer, das mich lächerlich macht, reiner in die Welt scheint als der matte Schimmer eurer Seelen, der euch vor Spott und Angst bewahrt. Niemand wird euch verlachen und niemand segnen."

Von den menschlichen Gestalten, die mir in jenen unruhigen Tagen des Schwankens zwischen Selbstüberhebung und Erniedrigung begegnet sind, verbinde ich kaum eine zu engere und trostreichere Gemeinschaft mit dem Gut meiner Erinnerung, als die Peninas, obgleich ihr Gesicht auftauchte und in den Wellen des Lebens wieder versank wie ein Sternbild am trüben Nachthimmel hinter treibenden Wolken. Ich glaube, das Trostreiche dieser Begegnung lag darin, daß trotz der Schmach ihres Daseins, weit größer als die meine, sie doch unter aller Finsternis das Menschenlicht eines fühlenden Herzens so rein bewahrt hatte, daß mir mein eigenes Elend leichter wurde, und daß meine Hoffnung aufs neu ihre unversehrbare Kraft gewann.

Wie ich damals in der alten Hafenstadt, in der „Kluft", an Penina und ihre Gefährten geraten bin, kann ich nicht mehr mit Sicherheit sagen, es war in einer jenen leeren Nächte, die in Oede und Verlangen und endlosen, unruhigen Gängen, ohne Sinn und Ziel verstreichen können, und die jeder kennt, der an ratlosen Jugendjahren in der Fremde gelitten hat. Soll Einsamkeit unserer Jugend von Segen werden, so gehören Kraft und ein Ziel zu ihr, in planlosen Jahren der Entwicklung ist sie manchen unter den Besten zum Verhängnis geworden.

Kleine Penina, du Blume im Staube der Straße, ich werde dich nicht vergessen, heller Schmuck am Kleide meiner Seele. Willkommener Tag, an dem ich dich gefunden und verlassen habe, um dich nicht mehr zu verlieren. Du blühst im Garten meiner Erkenntnis fort, obgleich ich dich weder pflege noch

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

auch nur deiner warte. Ja, es ist vorgekommen, daß ich dich für lange Zeit aus meinem Gedächtnis verloren habe, zu guten Tagen, oder im gefährlichen Wohlstand, den vergängliche Dinge uns verschaffen können. Aber im kalten Wind, auf gefahrvollen und rauhen Wegen, spüre ich deinen Duft wieder in meinem Gemüt, zu meiner Beruhigung, zu meinem Frieden. Es gibt Blumen der Seele, die nur gedeihen, blühen und duften, wenn der Wind und das Licht durch die Fetzen des zerrissenen Rockes dringen, sie verwelken unter Seide und Pelzen, und wenn gepflegte Hände ihrer warten, verdorren ihre Kelche.

Um solcher Blumen willen trieb es mich immer wieder in die Haltlosigkeit und in den Unfrieden der Wanderschaft hinaus. Im Ungenügen der Einsamkeit wohnt die hellste Hoffnung, dem einen klingt Gottes Stimme aus der Ruhe, dem anderen vernehmlicher aus dem Sturm, auch gibt es Menschen, die ihre innere Ruhe nur im äußeren Sturm gewinnen können. Vielen enthüllt sich der Lichtschein einer ihrer Lebenswahrheiten nach langem beschaulichem Versenken in den Sinn der Erscheinungen, aber anderen wird er jählings in Erschütterungen ihres ganzen Wesens deutlich, hier fügt sich ein Hindernis langsam einem sanften Lächeln, dort bricht ein Tränenstrom nieder und schwemmt die Trübungen vom verhüllten Grund fort, und je nach unserem Wesen lockt uns der milde Glanz oder der brennende Strom. Aber ist nicht immer Erkenntnis das letzte Ziel? Belehrt mich eines Besseren, wenn ihr es wißt. Mir erschien es, als ginge aller edle Kampf der Welt um Erkenntnis, weil in ihr die Kraft zum großen Opfer und die Gewähr der Eintracht ruhen.

Ich fand ein spätes, trübes Straßenlicht, und ging ihm nach, angelockt und zugleich von Unbehagen erfüllt. Ich war damals für Tagesstunden bei einem Gerber in Diensten, der mich, mehr aus Mitleid als aus einem rechten Bedürfnis, zeitweilig anstellte, um einmal etwas Ordnung in seine Bücher und Schreibereien zu bekommen. Auch mußte ich zuweilen seine Kunden besuchen, Gänge besorgen und Einkäufe machen. Ich war noch nicht zwanzig Jahre alt.

Jene Gesellschaft nun, die ich zur Nacht in der „Kluft" antraf, einer Spelunke dunkelster Art, hielt mich für lange gefangen, und ihre Interessen füllten mein Leben aus. Aeußerlich mag ich mich wenig von den Gesellen unterschieden haben, unter die ich geriet, ich hatte zwar noch etwas Geld, aber mein Gewand war armselig genug. Ich wurde auf jene skrupellose Art aufgenommen, die Leuten eigentümlich ist, die genau wissen, daß nicht einer leicht noch größerer Nachsicht bedarf als sie selbst. Penina saß unter ihnen, sie trug eine brennrote Kattunbluse, ein farbloses Kopftuch über hellem Haar, und ihre merkwürdigen Augen waren grau und standen ein wenig schräg. Ihr großer Mund, mit seinem leidenden Ausdruck von Gier und Trauer, war ohne irgend einen Schwung der Lipnen, breit und gerade, wie mit einem derben Pinselstrich gemalt und beinahe farblos in das schmale Kinn gesetzt. Ihr Gesicht fesselte unmittelbar, wie ihr ganzes Wesen, die Sinne, und doch lag eine verwüstete Hoheit in seiner schmerzlichen Süße, irgend ein ferner, heller Himmel spiegelte sich darin.

Sie saß, fast lehnte sie, mit einer unverkennbaren Neigung der Hingabe neben einem schlanken Burschen, von dem ich kein Auge zu wenden vermochte, obgleich seine höhnische Geringschätzung mich abwies, und er mir schon nach ganz kurzer Zeit seine Verachtung unverhohlen zeigte. Aber sein Gesicht war so voll bösen harten Lebens, so düster, schön und keck zugleich, daß er mir bald wie ein Verbrecher, bald wie ein junger Herrscher vorkam, der hier seine Würde in Verfall und Erniedrigung preisgab. Er hieß Kubasch.

Viel Genaues ließ sich für mich nicht erkennen, mit wem ich eigentlich in diesem Kreis zu tun hatte, aber eines war mir rasch klar geworden, diese machten sich das Leben leicht. Es ging unter ihnen, obgleich ich durchweg nur junge Leute sah, in der trotzigen Ueberflogenheit früher Erfahrung zu, sie wahrten Haltung mit frecher Sicherheit, ihre Verschwiegenheit war schlau und bewußt, ihr Laster gleichmütig, ihre Verwegenheit voll Verachtung gegen die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, die sie haßten. Denn die Gasse stählt und reift frühzeitig, ihre Erziehung verwöhnt keinen, und in ihren trüben Wellen gibt es kühnere Schwimmer als im lauen Strom der gesicherten Lebensverhältnisse. Manch einer dieser verlotterten Gesellen hat sich in seiner Jugend tatkräftiger, kühner und lebensvoller gezeigt als viele, die über der Armut ihrer nützlichen Vorsichten niemals zu Männern geworden sind, die zwar nicht zugrunde gehen, aber auch nicht aus eigener Kraft bestehen.

Nach ein paar Tagen kam Kubasch zu mir, als ich allein saß.

„Was willst du hier bei uns?" fragte er.

„Ich weiß es nicht."

„So siehst du aus. Du willst Penina."

Ich erschrak furchtbar, aber Kubasch war von einer unerschütterlichen Gelassenheit. Er lächelte geringschätzig und sah mich neugierig an.

„Ich will sie nicht," sagte ich.

„Du willst sie doch. Du kannst sie haben, aber biete ihr kein Geld, sie ist empfindlich. Du kannst es mir geben."

Ich vermochte meine Empfindungen nicht zu ordnen, sie bestürmten mich, wie Jagdhunde ein Wild. Diese kalten Augen durchschauten meine geheimsten Regungen, die ich mir selbst nicht einzugestehen gewagt hatte, ihr schnöder Mißbrauch spiegelte sich in ihnen und ihre schmutzige Entweihung. Zugleich drohten diese Augen, von nichts beseelt als von dem Wunsch, meine Zustimmung zu hören. Diese Forderung war die mächtigste im Augenblick, ich fühlte mich von ihr angefallen und erwehrte mich ihrer, als ich sagte:

„Penina liebt dich." Und jählings überwältigt von dem allem, was meine Augen in den letzten Tagen mit heißer Bewunderung, mit Erbarmen und Zorn gesehen hatten, fuhr ich fort: „Sie ist dir ergeben von ganzem Herzen, ach, aus tiefster Seele. Wenn du sprichst, zittert sie vor Aufmerksamkeit, wenn du fortgehst erstirbt sie, wenn du kommst atmet sie auf, und das Leben kommt zu ihr zurück. Sie ist dein Schatten, ihre Liebe hüllt dich ein, kein Gebet ist inbrünstiger. Einmal schlugst du sie, sie erbebte vor Ergriffenheit, weil sie in deiner Rauheit nichts sah als deine Beachtung — und jetzt — du sagst zu mir —"

Kubasch betrachtete mich neugierig. Keine Befangenheit bewegte sein bleiches, böses Gesicht, kaum eine spöttische Herablassung. Dieser Mensch war wahrhaft und von Geburt böse, ohne Eitelkeit, ohne Reue. Er war es aus innerstem Beruf, böse, nur um des Bösen willen, nicht aus Gram oder Rache, noch aus Enttäuschung oder Erbitterung, er gehorchte nur seinem eigensten Wesen, und in ihm war es einfach und stark. Ich begriff Peninas Hingabe in einem Schauer von Lebensangst, wie nur die Jugend sie kennt, der die Elemente des Daseins noch vom guten Willen einer heimlichen Gerechtigkeit abhängig zu sein scheinen. Unter diesen Augen erfaßte ich zum ersten Mal das Wesen des Bösen, das uns Menschen in seinem Ursprung und Sinn für alle Ewigkeit ein Geheimnis bleiben wird, vom täglichen Tand der Erscheinungen an bis hinauf in die Mysterien der Religion.

Kubasch besann sich.

„Wenn es nicht so wäre, wie du sagst, könnte ich sie dir nicht anbieten, du Narr. Glaubst du übrigens, so etwas sei ihr neu? Du kannst nachträglich bezahlen. Also?"

Er war, nach dem, was ich gesagt hatte, meiner Gegenleistung sicher, denn die Bösen erkennen weit klarer die Echtheit oder Unechtheit der Empfindenden, als die Fühlenden je wagen würden, die Abgründe des Bösen in ihrer ganzen Tiefe auch nur zu ermessen.

Da ich schwieg, erhob Kubasch sich unvermittelt und ohne ein Wort des Abschlusses. Ich sah, als ich die Schankstube verließ, wie sein schönes, hartes Gesicht mit den scharfen Wangenfurchen sich beschäftigt im Schein des kahlen Gaslichtes über ein Stück Papier beugte, auf dem er kritzelte. Penina war nicht da, ich traf sie im dunklen Torweg, am Ausgang.

„Komm mit mir," sagte ich, „nur für einen Augenblick."

„Ist Kubasch drinnen?" fragte sie mit ihrer Altstimme.

Sie kam mir kleiner vor als sonst, ein Schein vom Straßenlicht lag auf ihren wehmütigen Kinderschultern, und sie schien in ihrem elenden Kleid, das die Formen ihres Körpers aufreizend deutlich machte, zu frieren. Es war auch schon Herbst geworden, und im Wind auf der Straße trieben Laub und Papierfetzen in der Dämmerung.

„Er wird auch nachher noch da sein. Ich bitte dich, komm, ich bitte dich."

Sie ging zögernd mit, ohne Anteilnahme. Bei einer Laterne blieb sie stehen und sah fragend zu mir auf. Ich raffte mich gewaltsam zusammen:

„Penina, Penina, kleine, arme — — dieser Kubasch ..."

„Schweig."

Ihr Wort schlug und traf mich wie eine Hand aus der dunklen Luft. Ich Tor, der ich der Liebe Mitleid zu bieten wagte und ihrem Gegenstand Verachtung. Ich brachte kein Wort mehr hervor, kein armes und kein reiches, ich stand erschüttert und hilflos im Straßenwind und dachte keinen Gedanken. Nur ein Bewußtsein peinigte mich bis zur Marter: Ich werde es nie bewältigen, werde es nie bezwingen, das Leben.

Penina sah mich prüfend an, mit einer fast lauernden Traurigkeit, und plötzlich, als habe sie längst Verschollenes in meinen Zügen entdeckt, wandte sie das Gesicht, warf, indem sie meine Hand von ihrer Schulter schüttelte, die Stirn gegen den eisernen Laternenpfahl und weinte. Sie schützte ihr Gesicht nicht mit den Händen, sie weinte, wie es aus dunklen Wolken auf den Erdboden niederbricht.

„So ist es nun," sagte sie langsam, als sie sich gefaßt hatte. „Komm du nicht mehr zu uns, hörst du? Dein Weg geht ins Helle."

Sie lief fort und entschwand meinen Blicken im dunklen Rachen des alten Haustores, über dem eine kleine, rötlich glänzende Lampe über einem Wirtshausschild brannte. Ich habe sie nicht mehr wiedergesehn.

Aber während wir uns viel auf den äußerlichen Wohlstand unserer Rechtlichkeit zugute tun, hat vielleicht ein ewiges Weltgewissen sein Erlösungswort des Erbarmens über Penina gesprochen, deren brennende Tränen um den verlorenen Himmel ihrer Reinheit alle Schuld aus dem Kleid ihrer Seele gewaschen hat.

Erst viel später in meinem Leben, als der Kampf der Gedanken um das eine, das große Wort Erlösung in mir begann, trat wieder Penina zu mir und hielt ihre Träne, wie einen hellen Schein, in die Finsternis meiner Zweifel.

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

DICHTER UND DICHTUNG

Von den Brahminen

Von

Waldemar Bonsels

Das nachstehende Kapitel „Von den Brahminen" ist dem Buch „Indienfahrt" (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) entnommen. Mehrfach haben vor dem Kriege deutsche Dichter in Indien geweilt und uns sehr persönliche Bücher über das große Wunderland geschrieben, man denke etwa an Hermann Hesse oder Hans Heinz Ewers. Das Buch von Waldemar Bonsels ist sicher das gedankentiefste und schönheitvollste, was aus dem Indienerlebnis herausgebildet werden konnte. Mit Recht hat man gesagt, daß es so hoch stehe wie Goethes „Italienische Reise". Allerdings muß man diesen Vergleich wesentlich, nicht nur äußerlich auffassen, denn die europäische Seele hat sich seit Goethes Tagen doch unendlich verfeinert und gegliedert, bereichert und vertieft, so daß auch ein so eigenes Buch wie „Die Indienfahrt" von Waldemar Bonsels in viel geringerem Grade persönlich, in viel höherem Grade europäisch wirkt, als dies mit Goethes „Italienischer Reise" der Fall ist.

Eines Nachmittags, als ein Händler aus Kaschmir seine bunten Messingvasen und Stickereien auf meiner Veranda zur Schau ausbreitete, kam ein Bote aus der Stadt und blieb nach Art der eingeborenen Diener bescheiden am Aufgang zur Treppe stehen, eine Anrede erwartend. Es kamen zu vielerlei kleine Nachrichten für Panja oder den Koch, als daß ich den Fremden sonderlich beachtete, er räusperte sich nach einer Weile dezent, und als ich hinübersah, legte er die Hand an die Stirn und verneigte sich zum zweiten Male. So ging es mich an und ich winkte ihm.

„Du kommst mir gelegen," sagte ich, „wie viel Wert hat nach deiner Meinung dieser mit Gold bemalte Vorhang, du bist unparteiisch, sag' es mir."

Der Fremde prüfte das Tuch und die Arbeit aufmerksam, mir schien aber, als besänne er sich dabei auf einen Ausweg, zugleich meiner und der Forderung des Händlers gerecht zu werden. Dann sagte er:

„Ich kenne den Wert dieser Arbeit nicht genau, aber ich kenne Dewan Chundar, den Kaufmann, der dich bedient, und weiß, daß er gerecht und vorsichtig ist."

„Wenn er es nicht wäre, so könnte er von dir lernen," sagte ich. Die Antwort gefiel mir und ich betrachtete den Ankömmling genauer. Seine Gewandung war sorgfältig und gut und ohne Anlehnung an die europäische Kleidung, der rote Turban war aus Seide, das weiße Hüfttuch war breit gelegt, und es reichte, wie eine weite Pumphose, bis an die Knie, ein kurzes Jäckchen aus dunklem Tuch, wie es die Perser in Bombay tragen, verhüllte Brust und Arme.

„Und du selbst, was führt dich zu mir?"

„Mein Herr bittet dich, ihn morgen um diese Stunde zu erwarten, er dankt dem fremden Sahib für seine Bitte."

„Du bedienst den Brahminen Mangesche Rao?"

„Mein Herr ist Bahadur Mangesche Rao."

Der stille Sklave erhielt eine Silberrupie, mein Herz schlug vor freudiger Ueberraschung. Eigentlich ohne rechte Hoffnung auf den Erfolg meiner Mühe war ich dem Rat des Kollektors gefolgt und hatte den Brahminen in einem Brief angegangen, ob er willens sei, mir Unterricht im Sanskrit und in der Geschichte seines Landes zu geben. Mir war in den letzten Wochen zumut gewesen, als müßte ich mich durch meine leichtfertigen Umtriebe in der Stadt das Vertrauen dieses ernsten Politikers und Diplomaten verscherzt haben, denn ich fiel auf, da ich mich sowohl anders wie die Engländer benahm, als auch die Gebräuche der Missionare nicht eben zum Vorbild wählte. Sonst gab es wenig Europäer in Mangalore. Panja hatte mir allerlei Lustiges über die Bilder berichtet, die man sich im Volk von mir machte; ich galt hier als verkappter Spion der englischen Regierung, dort als Perlenhändler und im niederen Volk als Zauberer, weil ich einmal mit einem Taschenkünstler in Konkurrenz getreten war, der noch niemals ein Spiel französischer Karten gesehen hatte und von der Volte so wenig verstand, wie ich vom Schlangenbändigen.

Nun, es schien, als habe der Brahmine weiter nicht Anstoß an meinem Ruf genommen. Der Händler erhielt den geforderten Preis und benutzte den Rest des Tages zum Einpacken seiner Schätze, offenbar hatte das Geschäft, das er mit mir gemacht hatte, ihm ermöglicht, sich für einige Wochen ins Privatleben zurückzuziehen. Ich rief nach Panja.

„Ich weiß schon," sagte er kalt, „du ziehst Verbrecher ins Haus. In kurzer Zeit werden wir alle drei gehängt werden."

„Woher weißt du denn, wer kommt?"

„Du hast es mir ja selbst gesagt, Sahib."

Ich war überzeugt, es nicht getan zu haben, konnte aber nicht für mich bürgen. Die Tatsache, mich bis ins Kleinste beobachtet zu finden, überraschte mich immer wieder, aber Neugierde ist die heiligste Pflicht eines indischen Dieners, und es erscheint einem oft, als stünden Todesstrafen auf Verschwiegenheit. Sicher war, daß Panja diesem Besuch ungern entgegensah, er häufte alles an Schmähungen und Verdächtigungen an, was er aus einem zweitausendjährigen Ruf dieser Kaste nur immer in Erfahrung gebracht hatte. Trotzdem gewahrte ich deutlich eine Scheu, jene alte Achtung, die allen Kasten den Brahminen gegenüber eigentümlich ist und die kein Haß und keine Furcht verdrängt haben.

Mangesche Rao kam am nächsten Tage mit großer Pünktlichkeit genau zur angegebenen Stunde. Er ritt durch das Gartentor ein, bis dicht vor die Holztreppe der Veranda. Der Diener, der sein Pferd am Zügel führte, diesmal ein anderer, meldete seinen Herrn durch einen gedämpften Zuruf an, der mir in seiner seltsamen Feierlichkeit und seinem eindringlichen Pathos unauslöschlich im Gedächtnis geblieben ist.

Der Brahmine schritt die Treppe erst empor, als ich ihm in der Tür entgegentrat, er reichte mir nach europäischer Sitte die Hand, das einzige, was mich außer seiner Erscheinung in seinen Gewohnheiten an seine Kaste gemahnte, war die eigentümliche rituale Vorsicht, mit der er seine Schuhe an der Schwelle ablegte, um das fremde Haus mit nackten Füßen zu betreten. Er bückte sich dabei nicht, die safranroten, sandalenartigen Schuhe blieben zurück, wie durch einen Zauberspruch von den Füßen gelöst.

Wahrscheinlich wird mein Gast sich keine Vorstellung von dem Eindruck gemacht haben, den seine Erscheinung von den ersten Augenblicken an auf mich machte. So groß das Selbstbewußtsein eines Menschen sein mag, der sich seines Wertes bewußt ist, immer wird ihn vom unbedingten Glauben seiner Wirkung die Erkenntnis abhalten, daß ein anderer nur so viel würdigen kann, als er beansprucht, und in dieser Hinsicht lag für den Brahminen kein Grund vor, von mir ein besonderes Erfassen seiner Vorzüge anzunehmen. Ich war überrascht, wie jung er wirkte, als ich sein Alter erfuhr. Nicht allein sein sorgfältig rasiertes und sehr schmales Gesicht ließ darüber im Zweifel, sondern vor allem seine ungewöhnlich schlanke Gestalt und die Anmut seiner Bewegung, die allerdings weit von jeder Gefallsucht entfernt war. Als seine Augen, dunkel aus dem hellen Braun seines Gesichtes, unter dem gelben Seidenturban hervor, zum erstenmale in die meinen sahen, erfaßte mich wie ein Taumel von Begierde, Befriedigung und Stolz, eine Ahnung vom Geiste der Jahrtausende, die ihrem späten Sohn den Glanz ihrer Kultur wie einen Kranz um die Schläfen gelegt zu haben schienen. Etwas vom Zauber jener Träume meiner Jugend, die unter dem Namen Indien in mir erwacht waren, beglückte mich, und mir erschien, als stünde ich erst heute wahrhaft vor den Toren seiner Geheimnisse.

Die fremden Augen sahen mich bei den ersten Worten unserer Unterhaltung an, als läge dem Sinn dieses Mannes nichts so fern, als mich zu prüfen. Es ist das erstemal gewesen, daß diese Bescheidenheit der Ueberlegenheit mir wohltat, ich begriff, wieviel Unsicherheit, wie viel Abwehr und falsche Besorgnis in jenem Prüfen liegt, mit dem wir in den meisten Fällen einer neuen Bekanntschaft beginnen oder empfangen werden. Diese Unbeteiligtheit der Augen wirkte höflich und verbreitete eine Gelassenheit, als gäbe es in der Welt nichts Natürlicheres, als unsere Zusammenkunft. Ich dachte an die Erzählung des Kollektors und mußte über seinen Eifer lächeln, mit dem er sich bemüht hatte, mir ein Bild dieses Mannes zu entwerfen, ich begriff, wo die Besorgnis des Engländers ihren Ursprung hatte, und war über nichts so glücklich, als daß kein politisches Interesse den Brahminen und mich zusammengeführt hatte.

So mag es gekommen sein, daß ich ohne Rückhalt, ohne kleinliche Vorsicht und in heiterer Offenheit zu diesem Manne sprach, und er schien rasch zu bemerken, daß ich nichts zu verlieren fürchtete, als seine persönliche Achtung. Es war erstaunlich, wie richtig er es aus den Aeußerungen meines Temperaments auf meine Gesinnung schloß. Offenbar hatte er, ohne falsch oder auch nur vorsichtig zu erscheinen, schon nach der ersten halben Stunde unserer Unterhaltung eine ganze Reihe heimlicher Prüfungen vorgenommen, deren Resultat den Rest seiner Befürchtungen zerstreute. Wir sprachen von der englischen Regierung, er lobte ihre Umsicht, die Rede kam auf die deutsche Mission, und Mangesche Rao sagte, höflich gegen mich, als den Landsmann ihrer Vertreter, das Beste über diese Leute, was sich über sie sagen ließ. Ich war jung genug, nicht ohne weiteres zu dulden, daß ich mit diesen Propheten der heiligen Einfalt zusammen das deutsche Reich in Indien repräsentieren sollte, und sagte:

„Die Leute sind einfältig."

„Das schließt die Aufrichtigkeit nicht aus," meinte Mangesche Rao, doch ich konnte mich nicht enthalten, hinzuzufügen:

„Sie müssen Ihnen wenig schaden, da Sie so nachsichtig sind."

Mangesche Rao lächelte, meine Unvorsichtigkeit schien ihm wohlzutun, und so bemerkte er leichthin:

„Wir begegnen einander nur auf Gebieten, die wir ihnen überlassen."

Seine Meinung über die Jesuiten unterschied sich wesentlich von der über die protestantische Mission, und aus den Ansprüchen, die er durch

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

die Wirksamkeit und Eigenart dieses Ordens befriedigt sah, merkte ich rasch, wie wenig ihm alles galt was nicht im Geistigen zu suchen war.

Aus seiner Einzelheit, die unsere Unterhaltung berührte, war bisher zu entnehmen, daß mein Gast sich auch nur beiläufig um Politik bekümmerte, ja auch nur das kleinste Interesse am Ergehen des Landes, an seiner wirtschaftlichen oder sozialen Lage nahm.

Ich war vorübergehend im Zweifel, ob sich der Kollektor nicht mit seiner Annahme im Irrtum befand und die Unschuld seines vermeintlichen Gegners für höchste Verstellungskunst gehalten hatte. Die Sonne trieb ihr buntes Spiel im ruhigen Raum. Der Besuch saß im gedämpften Licht, und sein Anblick erfüllte mich mit der stolzen Freude des Gastgebers einem ungewöhnlichen Fremden gegenüber. Der blaue Vorhang, den ich am Tage vorher erstanden hatte, schmückte die Wand meines Zimmers als Hintergrund, und die Schultern, das glänzend schwarze Haar und das gedämpfte Seidengelb vom Turban Mangesche Raos hoben sich unwirklich und fremdartig davon ab, mir erschien der Anblick zuweilen wie ein Bild aus der Märchenwelt von Tausendundeine Nacht. Panja, lautlos und vorsichtig, brachte Tee und Tabak, ich war nicht wenig darüber erstaunt als ich sah, wie tief und feierlich er den Brahminen begrüßte, der durch einen Blick dankte, ohne auch nur die Stirn zu neigen.

Es schien dem Gast nach einer Weile in Frage und Antwort doch zu hastig zu gehen. Die vornehmen Inder verkehren mit den Europäern in außerordentlich gesetzter Weise und haben sich in ihrem Umgang mit den Herren ihres Landes daran gewöhnt, das Wort als ein Mittel zu betrachten, um die Gedanken zu verbergen. Diese Kunst haben sie gewiß nicht erst in ihren Kämpfen mit den mohammedanischen oder englischen Eroberern gelernt, aber sie sind zu oft getäuscht worden, um nicht mißtrauisch zu sein, bis zur Verstecktheit. Wie ich Mangesche Rao später kennen lernte, lag seiner Natur der Freimut näher als die Verstellung, aber zum Beginn unserer Bekanntschaft prüfte er seine Aeußerungen wieder und wieder darauf hin, was sie hinter ihrem Wortlaut bedeuten möchten; oder was darüber hinaus.

Das ließ ihn oft zögern oder schweigen, und ich erkannte bald, daß mein bestes Mittel, ihn rascher zu Vertrauen zu gewinnen, sicherlich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen jede Vorsicht war. Aber welche Vorsicht erwägt nicht, selbst vor der arglosen Gebärde einer Preisgabe, die Möglichkeit eines Mittels zu verborgenen Zwecken? Mangesche Rao wählte geschickt einen Weg, der ihm Gelegenheit zu beiläufigem Beobachten und Schweigen gab, er nahm vom Nebentisch ein Schachbrett und begann, wie in Gedanken und scheinbar unbeteiligt, die Figuren zu ordnen.

Das Spiel, das sich alsbald zwischen uns ergab, war sehr erheiternd für mich, aber es dauerte nur kurze Zeit. Der Brahmine sagte mir nach dem vierten Zug, den ich machte, mit höflichem Bedauern mein unvermeidliches Geschick voraus und fragte mich, auf welchem Feld des Brettes mein König am liebsten seinen Untergang erlebte. Ich gab es an, und der hölzerne Fürst rutschte, eine Weile von eigenen und fremden Kriegern bedrängt, wie ein gescholtener Kuli hin und her, bis er seine unrühmliche Herrschaft, von einem feindlichen Bauern aus dem Hinterhalt überfallen, auf jenem Feld aufgab, das ich bestimmt hatte.

„Dem geht es ähnlich unter Ihrem Verstand wie dem englischen Kollektor," sagte ich und lachte.

Ohne Besinnen antwortete Mangesche Rao: „Ueberschätzen Sie die kleine Arbeit nicht, die dem Beamten zu schaffen macht, ich hoffe, das alles einmal wirkungsvoller zu sagen."

„Also Sie haben es geschrieben und geben es ohne weiteres zu?"

„Was ich unter vier Augen zugebe, kann ich unter sechs ohne Mühe widerrufen. Aber glauben Sie, daß mir von einer Regierung Gefahr droht, die nicht den Mut hat, unumwunden zu fragen, aus Furcht, eine Antwort zu erhalten, die sie zu einem Eingriff zwänge? Mich schützt nicht meine Geschicklichkeit, sie war zur Hälfte Nachsicht gegen die Persönlichkeit dessen, der sie nicht zu übertreffen vermochte; was mich schützt, sind die Macht und der Wille der Gleichgesinnten im Reich."

„So wissen Sie auch, daß ich zuweilen Gast des Kollektors war?" fragte ich aufs höchste angeregt.

Mangesche Rao nickte. „Es ist leichter für uns in Mangalore einen Europäer zu beobachten, als umgekehrt. Zu Anfang habe ich den Gedanken erwogen, Sie möchten mich im Interesse der englischen Regierung zu sich geladen haben, deshalb bin ich gekommen. Aber dieser Gedanke war falsch."

„Was bürgt Ihnen dafür?"

„Ihr Bemühen, arglos zu erscheinen," sagte der Brahmine und lächelte „auf diese Art versuchen es nur Leute, die es sind."

Ich lachte, und da er ernst blieb, fragte ich: „Und wenn ich nun, Ihrer Meinung zum Trotz, vielleicht nur aus gleichgültigem Unterhaltungsbedürfnis, dem Kollektor Ihr Geständnis erzählte?"

„Sie würden sich weder Dank erwerben, noch Schaden tun," meinte der Brahmine, ohne ein Anzeichen von besonderem Interesse. „Es ist niemandem wichtig, Dinge zum zehnten Male zu hören, die er weiß."

Der Tag verlief damit, daß ich Mangesche Rao meine in seinem Lande verbrachten Tage von Anfang bis zu Ende erzählte. Ich sprach nicht nur von Ereignissen, sondern auch von den Empfindungen, welche mich bewogen hatten, sie zu suchen. Er hörte mir mit ruhigen Augen zu, warf hier und da eine Frage ein, die mir sein Verständnis bewies und mich zu immer größerem Freimut bewegte. So gestand ich ihm endlich auch den Grund ein, aus welchem ich ihn gebeten hatte, mein Haus aufzusuchen, und seine Freude war nicht ohne Stolz, als er mir auf seine vornehme Art versicherte, das Beste seines geistigen Eigentums sei so weit das meine als ich Verlangen danach trüge.

„Ich begreife den Geist, der Sie in die Welt hinaus treibt," sagte er zum Abschied zu mir. „Immer erfaßt bei allen Völkern Einzelne diese Rastlosigkeit, sie finden nirgends Ruhe und mischen die Welt. Mit ihnen gehen Segen oder Unsegen, und diese entstehen nach dem Maße des Werts solcher Menschen. Die Einen treibt ihre ungebändigte Fülle hinaus, die Anderen ihre Leere.

Die Letzteren glauben bereichert zurückzukehren, aber sie lassen überall nur Unordnung und Verwirrung zurück, auch bringen sie in Wahrheit nichts heim, denn in leeren Köpfen ist am wenigsten Platz. Die Reichen aber geben, indem sie suchen, und der Notstand ihrer Wanderung gereicht oft denen zum Nutzen, die ihnen begegnen."

□

Hannibals Kampf

Von

Waldemar Bonsels

Die Biene ist von jeher das Lieblingstier der denkenden und dichtenden Menschen gewesen: „Das Leben der Bienen", wie es Maurice Maeterlinck geschildert hat, bildete bisher den Höhepunkt des literarischen Niederschlags, den die Liebe des modernen Europäers zu diesen Tieren gefunden hatte. Jetzt hat uns ein neuer Deutscher ein Buch von der Biene geschenkt: „Die Biene Maja und ihre Abenteuer", (Verlag von Schuster & Löffler, Berlin), das sich dem Werk des Belgiers wenn nicht gleichartig, so doch gleichwertig an die Seite stellt. „Ein Roman für Kinder", so lautet der Untertitel des Bonselschen Buches. Das ist vielleicht für die Immerfertigen und für die Entwicklungslosen eine kleine Abschreckung, aber für wahrhaft Lebende, das heißt für solche, die der Wandlung fähig sind, ist es eine Lockung. Sie bleiben Kind, auch wenn sie reif werden und ihnen sagen Romane für Kinder auch noch im Greisenalter etwas, weil sie mit dem Herzen lesen und nicht nur mit dem Hirn. Ein Abenteuer aus Waldemar Bonsels Bienenbuch folgt.

*

In der Nähe der Baumhöhle, in der die kleine Maja ihre Sommerwohnung aufgeschlagen, hatte sich in der Rinde der Kiefer der Borkkäfer Fridolin mit seiner Familie angesiedelt. Er war ein arbeitsamer und ernster Mann, der viel Sorgfalt auf die Fortpflanzung seiner Familie legte und es auf diesem Gebiet zu hübschen Erfolgen gebracht hatte. Er sah mit Stolz auf etwa fünfzig regsame Söhne zurück, die alle zu den besten Hoffnungen berechtigten. Sie gruben sich unter der Baumrinde jeder seinen kleinen, gewundenen Kanal und fühlten sich darin wohl.

„Meine Frau hat es so eingerichtet, daß keiner dem anderen in die Quere kommt," sagte Fridolin zu Maja. „Meine Söhne kennen sich noch nicht, ihre Lebenswege gehn alle nach verschiedenen Richtungen."

Maja kannte Fridolin schon lange. Sie wußte wohl, daß die Menschen ihn und sein Geschlecht nicht eben liebten, aber sie selbst fand sein Wesen und seine Gesinnungsart sehr liebenswürdig und hatte bisher nicht Grund gehabt, ihn zu meiden. Morgens, wenn der Wald noch schlief und die Sonne noch nicht aufgegangen war, hörte sie oft sein feines Pochen und Bohren, ganz leise klang es wie ein feines Rieseln, oder als atmete der Baum im Schlaf. Später fand sie dann den dünnen braunen Staub, den er aus seinem Gang geschafft hatte.

Eines Morgens kam er früh zu ihr, wie er es oft tat, und erkundigte sich danach, ob Maja gut geschlafen habe.

„Fliegen Sie heute nicht," fragte er.

„Nein," sagte Maja, „es ist zu windig."

Das war es in der Tat. Der Wald brauste und schüttelte seine Aeste wild und aufgeregt, und die Blätter an seinen Zweigen sahen aus, als ob sie fortflattern wollten. Jedesmal, wenn wieder ein Windstoß kam, wurde es etwas heller umher, und man hatte den Eindruck, als wären die Bäume um vieles kahler. In der Kiefer, auf der Fridolin und Maja lebten, pfiffen die Stimmen des Windes mit ganz hellem Sausen, es klang, als ob der Baum erregt und zornig sei.

Fridolin seufzte. „Ich habe die ganze Nacht gearbeitet," erzählte er, „was bleibt einem übrig? Man muß sehen, daß man etwas erreicht. Ich bin auch mit dieser Kiefer nicht recht zufrieden, ich hätte mich an eine Tanne heranmachen sollen." Er trocknete sich die Stirn und lächelte nachsichtig.

„Wie geht es Ihren Kindern?" fragte Maja freundlich.

Fridolin dankte. „Ich übersehe die Sache nicht mehr recht," sagte er zögernd, „aber ich gebe mich der Hoffnung hin, daß alle gedeihen."

Wie er so dasaß, ein kleiner, brauner Mann, mit seinem Brustschild, das aussah wie ein viel zu großer Kopf, und seinen kurzen, etwas gestutzten Flügeldecken, fand Maja, daß er beinahe etwas komisch wirkte, aber sie wußte wohl, daß er ein gefährlicher Käfer war und den

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

mächtigen Waldbäumen großen Schaden tun konnte. Fiel sein Volk in großen Scharen über einen Baum her, so war es bald um seine grünen Nadeln geschehen, er mußte welken und sterben und hatte keine Mittel, sich gegen die kleinen Räuber zu wehren, die ihm seine Rinde zerstörten, durch die der Saft in die Wipfel steigt. Man erzählte, daß seinem Volke schon ganze Wälder zum Opfer gefallen seien. Maja betrachtete ihn nachdenklich, und ihr ward ganz feierlich zumute, wenn sie bedachte, wie bedeutungsvoll und mächtig dies kleine Tier werden konnte.

Da seufzte Fridolin und sagte bekümmert: „Ach, das Leben wäre schön, wenn es keine Spechte gäbe."

„Ja, ja," nickte Maja, „der Specht, das ist wahr, er frißt auf, was er findet."

„Wenn es nur das wäre," meinte Fridolin, „wenn leichtsinnige Leute, die sich außen auf der Rinde umhertreiben, ihm als Beute zufielen, würde ich sagen: Gut, schließlich will auch ein Specht leben. Aber ich finde es unverantwortlich, daß dieser Vogel einen bis unter die Rinde verfolgt, bis in die Schlupfwinkel und bis tief in unsere Gänge hinein."

„Nein," sagte Maja, „das kann er nicht. Dazu ist er zu groß, soviel ich weiß."

Fridolin sah Maja mit hochgezogenen Brauen an und nickte ein paarmal gewichtig mit dem Kopf. Es machte ihm offenbar Spaß, daß er etwas besser wußte.

„Zu groß?" fragte er, „wer spricht von seiner Größe? Nein, meine Liebe, seine Größe ist es nicht, die uns besorgt macht, sondern seine Zunge."

Maja machte große Augen, und nun erfuhr sie von Fridolin, daß der Specht eine lange, dünne Zunge hat, rund wie ein Wurm, und spitz und klebrig. „Zehnmal so lang, wie ich es bin, kann er sie mindestens herausstrecken", rief der Borkkäfer und schwenkte den Arm. „Man denkt, jetzt ist sie zu Ende, da wird sie noch länger. Er schiebt sie, gewissenlos wie er ist, tief in alle Spalten und Risse der Rinde und denkt: vielleicht sitzt jemand darin. Sogar in unsere Kanäle dringt diese Zunge ein. Gott weiß es, und was mit ihr in Berührung kommt, klebt daran fest und wird herausgezogen."

„Ich bin nicht feige," sagte Maja, „bestimmt nicht, aber diese Tatsache macht mich doch recht besorgt."

„Ach, Sie mit Ihrem Stachel haben es gut", meinte Fridolin nicht ohne Neid. „Jeder besinnt sich, ehe er sich in die Zunge stechen läßt, fragen Sie, wen Sie wollen. Aber was soll unsereiner sagen? Meine Cousine hat es durchgemacht. Wir hatten vorher einen kleinen Streit wegen meiner Frau gehabt, ich weiß noch alles genau, sie war bei uns auf Besuch und kannte die Wohnungsverhältnisse noch nicht so recht. Mit einmal hören wir den Specht scharren und klopfen, es war einer von den kleineren Sorten. Er muß gerade bei unserem Bau angefangen haben, sonst hört man ihn gewöhnlich schon vorher und bringt sich in Sicherheit. Plötzlich höre ich meine bedauernswerte Cousine aus dem Dunkel schreien: ‚Fridolin, ich klebe!' Ich vernahm noch ein verzweifeltes Zappeln, dann wurde es still, und der Specht hämmerte schon nebenan. Um meine Cousine war es geschehn, sie war bereits verschlungen. Sie hieß Agathe."

„Fühlen Sie mal, wie mein Herz klopft," sagte Maja leise, „Sie hätten es nicht so rasch erzählen sollen. Was doch alles passiert in der Welt!" Und die kleine Biene dachte an ihre eigenen Erlebnisse, die zurücklagen, und an alles, was ihr vielleicht noch begegnen könnte.

Da fing plötzlich Fridolin an zu lachen. Maja sah sich überrascht nach ihm um.

„Passen Sie auf," rief er, „jetzt kommt der Richtige den Baum herauf, das ist einer, sage ich Ihnen. Nun, Sie werden ja sehn."

Maja folgte seinen Blicken und sah ein merkwürdiges Tier langsam den Baum emporklimmen. Sie hatte niemals für möglich gehalten, daß es solche Tiere gab. Aber größer als ihr Erstaunen war anfangs ihre Angst, und sie fragte Fridolin hastig, ob man sich verbergen müßte.

„Kein Gedanke," sagte der Borkkäfer, „bleiben Sie getrost sitzen und begrüßen Sie den Herrn höflich. Er ist sehr gelehrt und hat wirklich ernste Kenntnisse, dabei ist er gutherzig und bescheiden und wie alle Leute, die so beschaffen sind, etwas komisch. Schauen Sie, was er tut!"

„Wahrscheinlich denkt er nach," meinte Maja, die nicht aus dem Erstaunen herauskam.

„Er kämpft gegen den Wind," sagte Fridolin und lachte, „wenn ihm nur seine Beine nicht durcheinandergeraten."

„Sind denn diese langen Fäden wirklich seine Beine," fragte Maja mit großen Augen. „So was hab' ich nie gesehn."

Inzwischen war der Fremde näher gekommen, und Maja sah ihn genauer. Eigentlich sah es aus, als käme er durch die Luft, so hoch hing sein kleiner, rundlicher Körper in den ungeheuer langen Beinen, die wie ein fadendünnes, bewegliches Gestell, weit von ihm ab, nach allen Seiten hin Halt suchten. Er schritt vorsichtig und tastend voran, dabei schwankte das braune Kügelchen seines Körpers bald höher hinauf, bald wieder hinab. Die Beine waren so lang und dünn, daß ein einzelnes sicher den Körper nicht hätte tragen können, er brauchte sie unbedingt alle zusammen, und da sie in der Mitte geknickt waren, überragten sie ihn hoch bis in die Luft hinein.

Maja schlug die Hände zusammen.

„Nein, so was," rief sie, „Aber hätten Sie für möglich gehalten, daß so zarte Beine, dünn wie Haare, so beweglich und nützlich sein können, daß man sie wirklich gebrauchen kann, und daß sie wissen, was sie tun sollen? Ich finde, das ist ein Wunder, Fridolin."

„Ach was," sagte der Borkkäfer, „wenn etwas komisch ist, so lacht man, damit basta."

„Ich habe aber keine Lust dazu," antwortete Maja „oft lacht man über etwas, und später stellt sich heraus, daß man es nur nicht verstanden hat."

Da war der Fremde herangekommen, er schaute von der Höhe seiner Beine, aus all den spitzen Dreiecken heraus, auf Maja nieder und sagte: „Guten Morgen! Ein rechter Brausewind, meine zwei Herrschaften, ein Zuglüftlein recht derber Art, nicht wahr, oder — wie? Meinten Sie vielleicht etwas anderes?" Und er hielt sich fest, so gut er konnte.

Fridolin verbarg sein Lachen, aber die kleine Maja antwortete höflich, das sei auch ihre Meinung, deshalb sei sie heute nicht ausgeflogen. Dann stellte sie sich vor. Der Fremde schielte durch seine Knie hindurch auf sie nieder.

„Maja, vom Volk der Bienen," wiederholte er, „das freut mich aufrichtig, ich habe viel von den Bienen gehört. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich immer etwas in Verlegenheit gerate, wenn ich mich jemandem vorstellen soll, denn unsere sehr verbreitete Familie ist unter den verschiedensten Namen bekannt. Man nennt uns Weberknechte, Schneider oder Schuster. Jedenfalls gehöre ich zur Gattung der Spinnen, und mein Rufname ist Hannibal."

Die Namen der Spinnen haben einen bösen Klang bei allen kleineren Insekten, Maja konnte ihren Schreck nicht ganz verbergen, zumal sie ihrer Gefangenschaft bei der Spinne Thekla gedachte; aber Hannibal schien nichts davon zu merken. Sie dachte, wenn es sein muß, flieg ich, da kann er mir nachschauen, Flügel hat er nicht, und sein Netz ist anderswo.

„Ich bin in Gedanken, sehr in Gedanken," sagte Hannibal, „wenn Sie erlauben, trete ich etwas näher, dort hinter dem großen Ast bin ich geschützt."

„Bitte schön," sagte Maja und machte Platz. Fridolin verabschiedete sich, aber die kleine Biene wollte nun doch gerne wissen, was es mit Hannibal für eine Bewandtnis hätte. Was es doch alles für Tiere in der Welt gibt, dachte sie, immer wieder entdeckt man irgend ein neues.

Der Wind hatte etwas nachgelassen, und die Sonne schien durch die Baumzweige. Irgendwo unten im Buschwerk stimmte ein Rotkehlchen sein Lied an und erfüllte den Wald mit Glück. Maja konnte es auf einem Zweig sitzen sehen, sie sah, wie die Kehle sich beim Singen bewegte, und der Vogel hatte sein Köpfchen emporgerichtet gegen das Licht.

„Wenn ich doch singen könnte," sagte die kleine Maja, „so wie dort das Rotkehlchen, ich setzte mich auf eine Blume und täte es den ganzen Tag."

„Dabei würde etwas Nettes herauskommen," meinte Hannibal, „Sie mit Ihrem Gesumm."

„Der Vogel sieht so glücklich aus," sagte die Biene.

„Sie sind eine phantastische Person," meinte der Weberknecht. „Wenn alle Tiere sich etwas anderes wünschten, als sie können, so würde bald die Welt auf dem Kopf stehen. Denken Sie sich, ein Rotkehlchen glaubte, es müßte partout einen Stachel haben, oder eine Ziege wollte herumfliegen und Honig sammeln. Dann käme am Ende noch der Frosch und wünschte sich solche Beine, wie ich sie habe."

Maja lachte.

„Nein, das meine ich nicht," sagte sie, „aber ich denke es mir wunderschön, alle Wesen so glücklich machen zu können, wie dieser Vogel es durch seinen Gesang kann. Aber was ist denn das," rief sie plötzlich in großer Verwunderung, „Herr, Sie haben ja ein Bein zu viel, Sie haben sieben Beine."

Hannibal runzelte die Stirn und schaute unwillig vor sich hin.

„Jetzt haben Sie es also glücklich doch gemerkt," sagte er verstimmt. „Allerdings habe ich kein Bein zuviel, sondern eins zu wenig."

„Ja, haben Sie denn sonst acht Beine?" fragte Maja erstaunt.

„Wenn Sie erlauben," meinte Hannibal, „wir Spinnen haben acht Beine. Wir brauchen sie, und auch sonst — es ist vornehmer. Mir ist eins abhanden gekommen, schade um das Bein, aber schließlich hilft man sich, so gut man kann."

„Es muß sehr unangenehm sein, ein Bein zu verlieren," sagte Maja teilnehmend.

Hannibal stützte das Kinn in die Hand und stellte seine Beine so, daß es schwer war, sie zu übersehen.

„Ich werde Ihnen mitteilen," sagte er, „wie es gekommen ist. Natürlich ist der Mensch dabei im Spiel, wie gewöhnlich, wenn etwas passiert. Unsereiner sieht sich vor, aber der Mensch ist unvorsichtig und greift mitunter zu, als ob man ein Stück Holz wäre. Soll ich Ihnen erzählen, wie sich dieser beklagenswerte Vorfall zugetragen hat?"

„Ach bitte," sagte Maja und setzte sich zurecht, „das wäre mir sehr interessant. Sie haben sicher ungemein viel erfahren."

„Das ist richtig," sagte Hannibal, „jetzt passen Sie auf. Unser Geschlecht gehört zu den Nachtvölkern, darüber werden Sie unterrichtet sein. Ich lebte damals in einem grünen Gartenhaus, das außen mit Efeu bewachsen war und in dem sich manche zerbrochene Fensterscheibe befand, so daß ich bequem ein und aus konnte. Wenn es dunkel wurde, kam der

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Mensch durch den Garten, trug seine künstliche Sonne, die er Lampe nennt, in der einen Hand, in der anderen eine Flasche und unter dem Arm Papier, außerdem hatte er noch eine kleine Flasche in der Tasche. Er stellte alles auf den Tisch und fing an nachzudenken, weil er seine Ansichten auf das Papier schreiben wollte. Sie werden sicher schon Papier gefunden haben, im Wald oder im Garten. Das Schwarze darauf hat der Mensch sich ausgedacht."

„Fabelhaft," sagte Maja, ganz glücklich, daß sie so viel erfahren sollte.

„Zu diesem Zweck," erklärte Hannibal weiter, „braucht der Mensch seine beiden Flaschen. In die eine steckt er einen Holzstab, aus der großen trinkt er. Je mehr er trinkt, um so besser geht es voran. Er schreibt natürlich über uns, alles was er weiß, und ist sehr eifrig, aber viel kommt nicht dabei heraus, denn der Mensch hat bisher über uns Insekten nur recht wenig in Erfahrung gebracht. Ueber unser Seelenleben weiß er fast nichts, und auf unser Herz und seine Aengste nimmt er nicht die kleinste Rücksicht. Sie werden hören."

„Denken Sie nicht gut vom Menschen?" fragte Maja.

„Doch, doch," antwortete der Weberknecht und schaute schräg vor sich nieder, „aber mit sieben Beinen wird man bitter."

„Ach so," sagte Maja.

„Eines Abends," fuhr Hannibal fort, „war ich wie gewöhnlich in den Fensterwinkeln auf der Jagd, und der Mensch saß vor seinen beiden Flaschen und versuchte etwas zustande zu bringen. Ich ärgerte mich schon darüber, daß eine große Anzahl der kleinen Fliegen und Mücken, von deren Fang ich zu meinem Lebensunterhalt abhängig bin, sich auf die künstliche Sonne des Menschen gesetzt hatte und hineinglotzte, ungebildet, wie solche Tiere nun einmal sind."

„Na," meinte Maja, „ansehen würde ich mir so was schließlich auch mal."

„Ansehen, meinetwegen. Aber ansehen ist etwas ganz anderes wie glotzen. Schauen Sie sich doch einmal die Torheiten an, die dies Gesindel bei einer Lampe treibt. Daß sie zwanzigmal mit dem Kopf dagegenrennen, ist noch eine Kleinigkeit, manche tun es so lange, bis sie sich ihre Flügel verbrannt haben. Dabei glotzen sie ununterbrochen das Licht an."

„Die armen Tiere," meinte Maja, „offenbar können sie sich nicht mehr zurechtfinden."

„Dann bleiben sie besser in den Fensternischen oder unter den Blättern sitzen," sagte Hannibal, „dort sind sie vor der Lampe sicher und dort kann ich sie fangen. In jener verhängnisvollen Nacht nun sah ich von der Fensternische aus vereinzelte Mücken neben der Lampe in den letzten Zügen liegen. Ich beobachtete, daß dem Menschen scheinbar nichts daran gelegen war, und beschloß, sie mir zu holen. Ist etwas in der Welt begreiflicher?"

„Nein," sagte Maja.

„Und doch, es wurde mein Unglück. Leise und vorsichtig kroch ich am Tischbein empor, bis ich über den Rand schauen konnte. Der Mensch erschien mir fürchterlich groß, und ich betrachtete, was er tat. Langsam setzte ich ein Bein vor das andere und näherte mich der Lampe. Solange ich Deckung hinter der Flasche hatte, ging alles gut, aber kaum trat ich hinter dem Glas hervor, als der Mensch auch schon aufblickte und nach mir griff. Er nahm eins meiner Beine zwischen seine Finger, hob mich daran empor bis dicht vor seine großen Augen und sagte: ‚Ei, sieh da!' Und dabei grinste dieser Grobian über das ganze Gesicht, als ob es sich um ein Vergnügen handelte."

Hannibal seufzte und die kleine Maja war ganz still. Endlich fragte sie mit heißem Kopf: „Hat der Mensch so große Augen?"

„Denken Sie jetzt gefälligst an mich und an meine Lage," rief Hannibal erregt. „Versuchen Sie, sich meinen Gemütszustand vorzustellen. Wer hängt gerne an einem Bein vor Augen, die etwa zwanzigmal so groß sind, wie sein eigener Körper? Jeder der Zähne, welcher aus dem Mund des Menschen weiß hervorblitzt, war doppelt so groß wie ich. Nun, was denken Sie?"

„Schrecklich," sagte Maja, „also entsetzlich!"

„Da riß gottlob mein Bein. Es ist nicht abzusehen, was alles geschehen wäre, wenn es gehalten hätte. Ich fiel und lief, so rasch mich meine übrigen Beine trugen, und versteckte mich hinter der Flasche, in deren Schutz ich die furchtbarsten Drohungen gegen den Menschen ausstieß. Deshalb verfolgte er mich weiter nicht. Ich sah, wie er mein Bein auf das weiße Papier legte und zusah, wie es fortlaufen wollte, was es aber ohne mich nicht kann."

„Bewegte es sich noch?" fragte Maja erschrocken.

„Ja," erklärte ihr Hannibal, „das tun unsere Beine immer, nachdem sie ausgerissen worden sind. Mein Bein lief, aber weil ich nicht dabei war, wußte es nicht wohin. So zappelte es nur planlos auf demselben Fleck herum, und der Mensch sah zu, faßte seine Nase an und lächelte dabei, herzlos wie er ist, über das Pflichtbewußtsein meines Beines."

„Das ist unmöglich," sagte die kleine Biene ganz eingeschüchtert, „ein abbes Bein kann nicht krabbeln."

„Was ist ein abbes Bein?" fragte Hannibal.

Maja sah ihn an. „Das ist ein Bein, das ab ist," erklärte sie, „bei uns zu Haus sagte man so."

„Ihre Ausdrücke aus der Kinderstube gewöhnen Sie sich im großen Leben und vor gebildeten Leuten besser ab," forderte Hannibal mit Strenge. „Man sagt ein ausgerissenes Bein. Jedenfalls ist es wahr, daß unsere Beine noch lange zappeln, nachdem sie ausgerissen sind."

„Nein," sagte Maja, „das glaub' ich nicht ohne Beweis."

„Meinen Sie, ich risse mir Ihretwegen ein Bein aus?" fragte Hannibal böse. „Ich merke schon, daß man mit Ihnen nicht verkehren kann. So etwas hat mir noch niemand zugemutet, hören Sie."

Maja wurde ganz befangen, sie begriff nicht, weshalb der Weberknecht so verdrießlich wurde und wo ihre Schuld lag. Es ist gar nicht so leicht, mit fremden Leuten zu verkehren, dachte sie, sie denken anders und begreifen oft nicht, daß man es nicht böse meint. Sie wurde traurig und sah bekümmert auf die große Spinne mit ihren langen Beinen und ihrem grämlichen Gesichtsausdruck.



Scherenschnitt von Maria Jutz (Stuttgart)

„Eigentlich sollte man den Versuch machen, Sie zu fressen," sagte da plötzlich der Weberknecht, der offenbar die Gutmütigkeit Majas für Schwäche gehalten hatte. Aber da geschah es der kleinen Biene ganz seltsam, ihre Trauer war plötzlich verflogen, und an Stelle von Schreck oder Furcht stieg ein ruhiger Mut in ihrem Herzen empor. Sie richtete sich ein wenig auf, und während sie ihr hohes, helles Summen ausstieß, fast ohne zu wissen, daß sie es tat, sagte sie mit glänzenden Augen und hob ihre schönen, durchsichtigen Flügel ein wenig:

„Ich bin eine Biene, mein Herr."

„Pardon," sagte Hannibal, drehte sich ohne Gruß um und lief den Stamm so rasch hinunter, wie man nur irgend mit sieben Beinen laufen kann.

Maja mußte lachen, ob sie wollte oder nicht. Unten begann Hannibal laut zu schelten.

„Sie haben einen schlechten Charakter," rief er aufgeregt, „Sie gehen mit Ihrem Stachel gegen Leute vor, die durch harte Schicksalsschläge daran behindert sind, sich in gewohnter Weise von der Stelle zu bewegen. Aber Ihre Stunde wird schlagen, und sobald Sie in Bedrängnisse geraten, werden Sie an mich denken und alles bereuen."

Er verschwand unter den Huflattichblättern am Boden. Die kleine Biene hatte nicht mehr alles verstanden, ihr war wohl zumut, zumal der Wind fast ganz nachgelassen hatte und der Tag schön zu werden versprach. Hoch am Himmel zogen weiße Wolken im tiefen Blau, sie sahen still und glücklich aus, wie gute Gedanken Gottes. Und heiß und unwiderstehlich überfiel die kleine Biene die Sehnsucht nach dem satten Schattengrund der Waldwiesen und nach den besonnten Hängen jenseits des großen Sees, dort mußte längst ein frohes Leben begonnen haben. Sie sah die schlanken Gräser schaukeln, und am Waldrand wuchsen in den schmalen Wassergräben hohe, gelbe Schwertlilien. Von ihren Kelchen sah man hinüber in die geheimnisvolle Nacht des Tannenwaldes, aus dem es kühl und traurig wehte. Sie wußte, in seiner finsteren Stille, die den Sonnenschein in ein rötliches Schlummerlicht verwandelte, lag das Heimatland der Märchen.

Da flog sie schon durch die Luft. Es war ihr gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen, daß sie aufgeflogen war. Die Waldwiesen und ihre Blumenhänge hatten sie gerufen. O du lieber Gott, dachte sie, wie herrlich ist es, zu leben.

*

Das Erlebnis mit Hannibal steht im Mittelpunkt der Abenteuer der Biene Maja. Die Wunder der Nacht, die Elfenfahrt, der Dichter Alois Siebenpunkt, die Räuberburg, die Flucht, die Heimkehr, die Schlacht der Bienen und Hornissen und die Freundin der Königin bezeichnen die weiteren Abschnitte ihres Daseins. In seiner immer beruhigenden, abschließenden und deutenden Art schildert der Dichter, wie die Bienenkönigin der kleinen Maja die Flucht aus dem Stock verzeiht und beziehungsreich läßt er sie sprechen: „Du hast deine Heimat und dein Volk nicht vergessen, und im Herzen warst du treu. So wollen wir auch dir Treue halten. Für die Zukunft sollst du an meiner Seite bleiben und mich in der Leitung der Staatsgeschäfte unterstützen, ich glaube, daß deine Erfahrungen und alles, was du gelernt hast, auf diese Art am besten allen zustatten kommen werden und dem Wohl des Staates."

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

DIE NACHTWACHE

VON WALDEMAR BONSELS

Der junge Grenadier, Gefreiter seines Zeichens, hockte, fast unkennbar von Gestalt, am Grabenrand, der in eine Bunkerruine einmündete. Sein Körper verschmolz im Nachtlicht mit niedergetretenem Buschwerk und Gemäuer, seine von Lehm und Schlamm verkrustete Uniform mit den ungewissen Tönen des Erdbodens. Die Kameraden schliefen in den rauhen Unterkünften zwischen Erdwällen und zerrissenem Bauwerk. Das Gerüst eines zerfetzten Leiterwagens ragte wie das Gerippe eines Ungeheuers in die spärliche Nachthelligkeit, dahinter blaute die russische Weite, still und groß wie das Meer; die Ebene wirkte wie das Gefilde eines fremden Sterns. Die Himmelslichter waren verschleiert, der abnehmende Mond schimmerte durch lautlos dahinziehendes, leichtes Gewölk.

Er war erst seit kurzer Zeit in diesem Abschnitt der östlichen Front und noch nicht lange Soldat. Sein junges Gemüt quälte noch der Zwiespalt zwischen der Eigenbildung von Seele und Persönlichkeit und dem harten Zwang, beide nun im Krieg der Allgemeinheit zu opfern, um sie in solcher Hingabe neu zu gewinnen. Er fühlte, daß dieser Zwiespalt niemals enden würde, bevor er den grausamharten Anforderungen der Kriegspflicht nicht mit einem entschlossenen „Ja" begegnete.

Die undurchforschbare Gefühlswelt, die die Seele des Wachenden beim Anblick der nächtlichen Landschaft bewegte, hieß: die Fremde. Wenn er die Augen schloß und seine Gedanken wandern ließ, so verwandelte sie sich in Bilder der Heimat, kaum in erkennbare Einzelheiten, sondern in etwas tief und immer schon Vertrautes. Er sprach das Wort Heimat vor sich hin, und es wurde Vaterland daraus. Dann wiederholte er beide Worte. Welch eine Gewalt und Macht standen mit ihnen auf! Früher hatte er beide in rasch dahingesprochener Rede oft erwähnt und gern geglaubt, aber jetzt eröffneten sie ihm wie eine Sage aus Urzeiten ihr ganzes Wesenslicht, Herkommen und Vollenden.

Am vergangenen Kampftag war Ruprecht gefallen, der Schweigsamste, Tapferste ihrer nicht mehr großen Kompanie. Er selbst hatte den Schwergetroffenen nach hinten in Sicherheit zu bringen versucht; es ging nicht mehr. Das Blut strömte wie ein Bach. Der Sterbende war bei voller Besinnung, von bleichen Lippen her fiel die Bitte um eine Zigarette. Es fand sich eine in der Manteltasche; sie sah aus und fühlte sich an wie ein weißgrauer Wurm, aber sie fing Feuer. Nach ein paar Zügen drückte der Sterbende sie in seinem Blut am Boden aus, legte seinem hilflosen Helfer den Kopf an die Schulter und verschied, still, ohne Klage. Es war, als klänge von den erstarrten Lippen wie einst und oft noch einmal das Wort der Bereitschaft:

„Geht in Ordnung."

Leb wohl, Ruprecht, Kamerad. Ich werde kein Wort über das hinaus sagen, was du gesagt hast. — Dachte ich nicht eben noch an die Heimat? Wenn sie doch wüßte, was ich weiß! In dir, gefallener Kamerad, liegt wie ein Keim im Weltenacker ihr Friede, ihr Wohlstand, ihre Hoffnung und ihr heimlicher Wert. Ihr Wert, den mir niemand vergesse, niemand, jetzt, da so viel an Ungemach wie Staub und Schutt auf allen Herzen lastet und ihr Wohlwollen entstellt. —

Die Mondsichel sank. Den jungen Gefreiten überkam ein Zustand von Halbschlummer, der seiner Erschöpfung entstammte, der aber die Wachsamkeit nicht ausschaltete. Man schlief und wachte auf völlig andere Art wie früher; man marschierte, die Arme rechts und links um den Hals des Kameraden gelegt, im tiefen Schlaf und wachte oft noch an anderer Stelle, wenn die völlige Ermattung den Körper in ein todesartiges Versinken warf. Alle Sinne hatten eine Wandlung erfahren, wie auch die Anschauungen und Gedanken und nicht zuletzt das einst so leicht verführbare Herz.

Da erhob sich vor seinen halbwachen Blicken, die durch die Nacht die Helligkeit ertasteten und im Halbhellen die Nacht empfingen, eine ruhige, aufrechte Gestalt. Er sah den harten Umriß des Stahlhelms gegen den Nachthimmel, den plumpen Mantel bis auf die Stiefel nieder, die Schultern und das sakrale Werkzeug der Selbstbehauptung und des Kampfes zur Rechten: das Gewehr. Ein Odem von Schweiß und Blut wehte ihn an,

München
Münchener Feldpost

der Geruch von Mannschaft und engem Quartier, von Brot und Rauch. Er vermischte sich, sonderbar verwoben mit Acker und Wiese, mit Haus und Stall, mit Stube, Weib und Kind, mit dem Hauch der Heimat.

Dem Erlebenden war in diesem Traumgesicht, als wären vor ihm in der ernsten, feierlichen Erscheinung die beiden Begriffe eins geworden, die ihm eben noch durch die Gedanken gegangen waren: Heimat und Tod. Es mischte sich ein Drittes hinein, noch unklar und doch schon gegenwärtig; es mußte, so verkündete es die hohe Gestalt vor ihm, Wiederkehr und Auferstehung bedeuten.

Einst waren Heimat und Tod in seiner Vorstellung Gegensätze gewesen, einander feindlich gesinnt, aber in diesem harten, ruhigen Monument vor ihm versöhnten sie sich und gehörten untrennbar zusammen, als bedingte und bewirkte eines das andere, so im Frieden wie im Krieg. Es bestand in dieser Traumgewißheit nur die Heimat durch den Tod, und der Tod nahm den Auflaut der Heimat aus dem Zeitlichen fort und führte ihn ins Unvergängliche.

Da tönte, von dem Aufrechten vor ihm ausgehend, eine Stimme auf ihn nieder, und er hörte:

„Ich will dir drei Worte sagen, bewahre sie. In ihnen wirst du den Namen des ‚Unbekannten Soldaten' aufklingen hören und

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

seinen Sinn begreifen. Nicht als Mahnung oder Befehl, sondern nur als Trost. Das erste Wort heißt:

‚Wer sein Volk nicht für das erwählte hält, der hat es schon verraten.'

Und das zweite Wort lautet:

‚Ich stehe in dieser Welt des Wirkens und der Leiden auf seiten der Kämpfer, nicht erst, seit Krieg ist, sondern immer schon.'

Mit meinem dritten Wort will ich dir die Antwort auf eine Frage geben, die die ganze Erde heute bewegt, erschüttert und quält, die Antwort auf die Frage: ‚Wer ist schuldig am Krieg?' Diese Antwort lautet ganz anders als die Behauptungen und Deutungen, die heute die Menschen in Verwirrung und immer neuen Haß stürzen. Sie lautet:

„Schuldig am Krieg der Völker ist allein das Wesen des Menschen und seine Natur, hier wie dort.

Du wirst in keiner anderen Antwort Ruhe finden, gib sie jedem, der dich fragt. Erkläre sie niemandem, so wenig, wie ich sie dir erkläre. Sie wirkt allein nach dem hohen Gesetz der ihr innewohnenden Wahrheit, ähnlich wie die Heimat und der Tod, die du niemandem erklären kannst, der nicht aus eigenem Wesensgrund heraus mit beiden seine Freundschaft geschlossen hat."

Dem Ruhenden, der tief im Bann des Traumgeschehens lag, brach eine Antwort aus dem Herzen. Sie schien ihm erlaubt, ja heraufbeschworen zu sein, und sie geschah in jener Entbundenheit von Zwang und Vermögen, wie der Traum sie gewährt. Er sagte, ohne daß Zweifel oder Widerspruch gegen das Angehörte ihn bewegten:

„Man hat mich gelehrt, daß die Kriege der Erde um mein und dein gingen, um den Bestand und Erwerb vergänglichen Besitzes, um irdisches Gut."

Der „Unbekannte Soldat" antwortete ihm:

„Stoß die Meinung der Krämer und Pfäffischen aus deinem Gemüt. Sie sind es, die mein Denkmal, wo immer es sich in der Welt erhebt, mit weichherziger Anerkennung und armseliger Wehmut flüchtig, mit falschem Dank betrachten. Aus ihrem Mund ist das Unwort aufgeklungen, daß wir die Opfer seien. Es entstammt dem Irrtum und der Lüge der selbstgerechten Nutznießer, daß man den Menschen Opfer zu bringen vermöchte. Opfer kann man nur Gott bringen. Solange die Menschheit besteht, sind nur den Göttern Opfer gebracht worden. — Du fragst mich, worin ich Gott erblicke? Er ist mir in allem gegenwärtig und allmächtig geworden, was ich geliebt habe, und darin, daß ich es habe lieben können. In keiner anderen Lehre und keiner anderen Gestalt. Ich habe den Kampf geliebt, weil ich ein Mann war, und die Heimat hat mir den Kampf zu Pflicht und Ehre gemacht. Das ist alles. —

Die Nachtwache ist bald vorüber; der Lichtschein hinter meiner Gestalt ist schon das Morgenrot. Mit dem kommenden Tag erheben sich auf den Kampfgefilden, hier wie dort, wieder die Bedrängnisse der gezählten Stunden und qualvollen Tage. Da findest und hörst du die Stimmen der Verdrossenen und Widerwilligen und der vor Angst und Not Verzweifelten. So war es immer schon, so wird es immer sein. Sei ohne Furcht: Ich stehe für sie ein! Ich mache es gut, sie sind gefallen, nicht ich."

monacensia im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG

Begründungen.

Von **Waldemar Bonsels.**

Der bekannte nationalsozialistische Dichter und Schriftsteller Waldemar Bonsels hält sich nach einer längeren Auslands-Studienreise zurzeit in Capri auf. Wir geben seinen folgenden, von hohem sittlichen Ernst getragenen Ausführungen als wertvollen Beitrag zur Klärung der Judenfrage gerne Raum. D. R.

Es ist über den Antisemitismus als geistige Forderung des deutschen Menschen ein allgemeinverständliches Wort zu sagen, da eine Fülle so falscher Einstellungen, so entstellter Begriffe und kleinlicher Forderungen die Gemüter bewegt oder verletzt, daß manches allzu rasche und unvorsichtige Urteil des Auslandes verständlich wird. Spricht man hier, in Paris oder London mit gebildeten Juden, so hört man Einschätzungen des Deutschtums und der neuen Regierung, die weit unüberlegter und voreiliger sind, als sie in Berlin in Kreisen der gebildeten Deutschen jemals über das Judentum gehört worden sind. Was aber ärger und ärgerlicher berührt, als diese beiläufigen und rasch vergänglichen Aeußerungen entflammter Temperamente, ist die beziehungslose und trostlos äußerlich orientierte Einstellung der eigenen Landsleute, die die deutsche Bewegung gegen den überhandnehmenden Einfluß jüdischen Wesens verteidigen.

Die Disputationen enden zuweilen oder gewöhnlich damit, daß ein empörter oder beleidigter Fremdstämmiger mit Leidenschaft und Ueberzeugung behauptet, seine Stammesgenossen würden einzig ihrer Tugenden wegen verfolgt, und ihre Bedränger seien eine Horde besitzgieriger Barbaren, die sich in blinder Wut auf florierende Warenhäuser stürzten. Etwas anders liegen die Dinge in Deutschland.

Die Begleiterscheinung der Straße und Gasse, unvermeidlich bei starken Umwälzungen eines Volkes, und jeden Volkes, sind von gebildeten deutschen Menschen und der Regierung weder gewollt, noch veranlaßt worden; sie zum wesentlichen Merkmal der ganzen Bewegung zu machen, entspräche etwa dem Urteil eines Bibelforschers, der Christus für einen notorischen Trinker erklärte, weil er bei der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt hat. Die entscheidenden Ursprünge der ganzen leidenschaftlichen Erhebung gegen die Uebermacht fremden Einflusses wirkt sich naturgemäß als Lärm auch auf der Gasse aus, aber sie ruhen und wirken in ganz anderen Tiefen und suchen ganz andere Höhen der Läuterung.

Zunächst geht es uns durchaus nicht um einen Rangstreit, die Betonung von besser oder geringer, von wertvoller oder wertloser als Vergleich zwischen Deutschen und Juden sollte gleichmütiger verklingen; aufrecht erhalten läßt sich jedoch unentstellbar der einfache Begriff der Verschiedenheit, und darum geht es wesentlich. Der Jude ist anders als wir, und dieser Unterschied wird zunächst in einer oft übersehenen Tatsache deutlich, und zwar in der Altersverschiedenheit der Völker. Die Juden haben schon vor etwa dreitausend Jahren eine außerordentlich ausgesprochene völkische Lebensform, eine Religionsgemeinschaft und eine Kultur besessen, die Deutschen dagegen besitzen erst seit etwa fünfhundert Jahren eine festgelegte Schriftsprache. Von diesem Standpunkt aus, der unter vielen anderen Gültigkeit haben mag, läßt sich vielleicht ruhiger und sachlicher betrachten, was zunächst entscheidend auf den weiten Gebieten der Geisteskultur und des Seelenlebens trennt, so ausschlaggebend und sogar vernichtend trennt, daß die Regionen des Erwerbs und Handels, der Temperamente und Gewohnheiten darüber ins Nichtige absinken, denn es handelt sich hier nicht mehr um das tägliche Brot, sondern um das seelische und geistige Brot des Daseins selbst, um die organische Entfaltung und um das Wachstum dieses Lebens in völkischer und religiöser Gemeinschaft.

Der alte geklärte, überhelle, und kritisch überspitzte Intellekt des jüdischen Menschen ist, immer weit und allgemein völkerentwicklungsgeschichtlich betrachtet, ein viel zu penetrantes Element der Einwirkung auf ein jüngeres Volk, da es den in natürlichem Bedürfnis und im eigenen Rhythmus fortschreitenden Prozeß des Werdens und Seins in eine ganz fremde überhitzte Aufgelichtetheit reißt. Um ein Bild für den Vorgang zu brauchen, den es mir deutlich zu machen gilt: Jede Blüte des Seelenlebens und der geistigen und religiösen Forderung, des Herkommens und der Ideenwelt wird gewaltsam aufgezerrt, sie wird dem höchsten, dem heiligsten Element ihres Wachstums, ihres Daseins entrissen, dem Geheimnis.

Im Geheimnis ruhen und wirken, walten und gedeihen die Kräfte eines Volkes, das seine Zeit der Kultur und Blüte noch nicht hinter sich hat, wie alles Wachstum im Geheimnis atmet. Mit ihm, dem Geheimnis, verbinden sich die Empfindsamkeit des Keimens, Befangenheit und eine Verletzbarkeit der Gemütskräfte, sowie der Wille auch zum eigentümlichen Unwert und der Freiheitsdrang, auf die Klänge des eigenen Gewissens zu lauschen.

Der tödliche Feind nun, der Andacht und Glauben verwirrt, ist der Vorwitz, der Witz im Sinne geistiger Ueberheblichkeit oder Endgültigkeit, da er an Stelle des Humors tritt, das heißt an Stelle der liebevollen, artzugehörigen Verständniskraft für die Beschaffenheit und Notwendigkeit auch der besonderen Schwächen und Fehler. Goethe sagt einmal den prachtvollen Satz: „Es ist leicht, witzig zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Diese Respektlosigkeit ist bei allem Intellekt und aller Sentimentalität der jüdischen Natur, offenkundig oder latent, das zehrende Gift an der Unbefangenheit des deutschen Gemüts.

Wer geschärften Sinnes, auf rechte Art empfindlich, zeiterfahren und herzlich beteiligt, den Klang des letzten Wortes gehört hat, wird daran erinnert worden sein, wieweit dieser einfache und hohe Begriff, der Begriff des „deutschen Gemüts", in die Regionen des Fragwürdigen und Lächerlichen gezerrt worden ist.

Damit ist das Wesentliche berührt, der tiefe, dunkle Klang der Ablehnung, die verborgene Vorsicht, der Gegenwille, die die Völker vor dem Judentum warnen, und wahrlich nicht nur oder zuerst das deutsche Volk. Hier liegen die Wurzeln der Widerstände, geboren aus dem Unterbewußtsein für die Gefährdung der eigenen Natur als Mutter des Geistes und seiner Entwicklung. Hier trübt das jüdische Wesen jedes klare Wässerchen schon an der Quelle. Die Wirkung ist um so gefährlicher, als sie atmosphärisch ist, im Beginn für die Unbefangenen kaum nachweisbar, und in der Entfaltung oft von scheinbarem Vorteil.

Die Gegner unserer Bewegung haben in den meisten Fällen keine richtige Vorstellung davon, wie weit dieser Einfluß in Deutschland gegangen ist. Ich lasse die im Praktischen erkennbaren Tatsachen, den Handel, die Bank oder die Börse hier aus dem Spiel, es geht mir nicht um die Verteidigung vergänglicher Güter, aber in Deutschland bestimmten in den letzten Jahrzehnten die Juden, welcher Maler, Bildhauer oder Musiker Beachtung zu finden habe. Sie entschieden darüber, welche Schriftsteller und Dichter eines Verlegers würdig seien, und die Presse bot zum überwiegenden Teil im Inland und Ausland das Tages-Angesicht Deutschlands im Spiegel der jüdischen Auffassung. Sie beherrschten die Kritik, und wir erfuhren durch sie, wieviel Achtung wir verdienten.

Dem unpolitisch eingestellten Staats- oder Kleinbürger sind diese Tatsachen auch in Deutschland bis vor kurzem noch zum guten Teil unbekannt gewesen, wie den meisten Ausländern, und ich betone noch einmal, in ernster Sorge um den Ruf meiner Sachlichkeit: Kein Werturteil soll diese Ausführungen rechthaberisch oder einseitig in das zweifelhafte Licht voreiliger Parteinahme drängen, und der unwürdige Ton bleibe fern, wohl aber soll die Frage Gültigkeit behalten: Ist es das Recht eines Volkes, seine Wesensdinge in der Wahrheit oder im Geist seiner eigenen Beschaffenheit zu führen, zu lieben, zu verwerfen und zu pflegen? Gefragt haben wir oft, mit viel heimlichem Leid und mancher Enttäuschung nach diesem Recht, jetzt wird es behauptet und genommen, und ich sehe nirgends, daß mehr genommen worden ist,

Und um noch einmal aus den Niederungen der Tagesfragen die Heiligkeit und rechte Güte des Willens zur Eigen-Art zu gewinnen: Es ist uns mit einiger Erkenntlichkeit nicht unwillkommen gewesen, in der Ratio der überlichteten Vorgestoßenheit mancherlei zu erfahren und zu wissen, was wir im Grunde nicht haben glauben können, aber in Wahrheit tragen wir doch Verlangen danach, nur das zu wissen, was wir glauben können, das heißt, was wir sind.

Man beginnt Sinn für diese Tatsachen und Einstellungen zu gewinnen, aber es ist wichtig für sich und andere, die Gründe dafür aus weiterer Einsicht und Tiefe zu erhalten, und die Disputation aus den Gefilden gewöhnlicher Interessen zu verdrängen. Was aus solchen Niederungen an Widerspruch aufsteht, ohne Belang für die heraufdrängende Freiheit neuer Kräfte. Wer darüber verloren gehen mag, soll ertragen werden. Es ist immer noch besser, auf eigene Art ein Geschollener zu sein, als auf fremde Art ein Gelobter.

monacensia
im hildebrandhaus
WALDEMAR BONSELS STIFTUNG